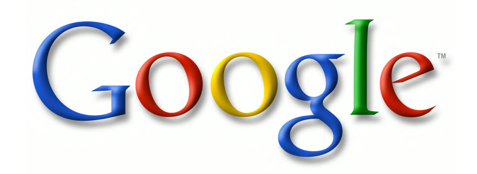






Handbuch
der
Bürgerlichen Kunstaltertümer

Erster Band

Handbuch

der

Bürgerlichen Kunstaltertümer

in Deutschland

Von

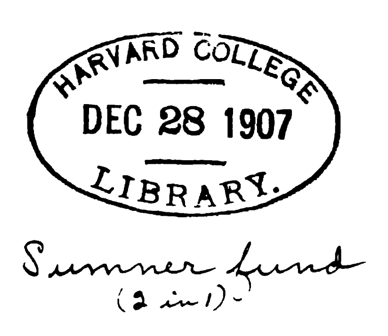
Heinrich Bergner

Erster Band

Mit 362 Abbildungen



Leipzig
Verlag von E. A. Seemann
1906



Leipzig
Druck von Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.

INHALT

I. BAND

II. BAND

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Nachlese zur Literatur.

Zu Seite 139. W. PESSLER, Das altsächs. Bauernhaus in seiner geograph. Verbreitung. Braunschweig 1906.

„ „ 268. M. DERI, Das Rollwerk in der deutschen Ornamentik. Diss. Halle 1906.

„ „ 274. A. ZELLER, Das Heidelberger Schloß. Karlsruhe 1905.

„ „ 296. W. GERMAN, Das Rathaus in Schw.-Hall. Württemb. Franken N.F. IX.

„ „ 353. W. JOSTES, Roland in Schimpf und Ernst. Dortmund 1906.

„ „ 503. F. HOTTENROTH, Die naussauer Volkstrachten. Wiesbaden 1906.



Abb. 1. Ramloftstue aus Skiaker in Lillehammer. (Zu S. 16).

EINLEITUNG

GEGENSTAND UND LITERATUR

Altertümer [vorgeschichtl.]: PFAHLER, Handb. d. deutsch. Altertümer. Frankf. 1865. Nachtr. 1868. — RÖSSIG, Die Altert. d. Deutschen. Lpz. 1801. — KLEMM, Handb. d. germ. Altertumsk. Dresd. 1836. — WAGENER, Handb. d. i. Deutschl. entd. Altert. Weim. 1842. — LINDENSCHMIDT, Die Altert. uns. heidn. Vorzt. Mainz st. 1858 — DERS., Handb. d. deutsch. Altertumskunde. 1880—89. — K. MÜLLENHOFF, Deutsche Altertumskunde. 1887—1900.

Kirchl. Kunstaltertümer: H. OTTE, Handb. d. kirchl. Kunstarchäologie d. deutsch. Ma. 5. A. Lpz. 1883. — H. BERGNER, Handb. d. kirchl. Kunstaltert. i. Deutschland. Lpz. 1905.

Kulturgesch.: G. STEINHAUSEN, Gesch. d. deutsch. Kultur. Lpz. u. Wien 1904. — O. HENNE AM RHYN, Kulturgesch. d. deutsch. Volkes. Berl. 1886. — J. SCHERR, Germania. 4. A. Stuttg. 1885. — V. ESSENWEIN, Kulturhistorischer Bilderatlas II. Mittelalter. Lpz. 1883. — DERS., Kunst- u. kulturgesch. Denkm. d. Germ. Nat.-Mus. Lpz. 1877. — EYE u. V. FALKE, Kunst und Leben der Vorzeit. Nürnb. 1858. — A. SCHULTZ, D. höfische Leben zur Zeit d. Minnesinger. 2. A. Lpz. 1889. — DERS., Deutsches Leben i. 14. u. 15. Jh. Wien 1892. — DERS., Das häusliche Leben d. europ. Kulturvölker vom Ma. bis z. 2. Hälfte d. 18. Jh. Münch. 1903. — K. WEINHOLD, D. deutsch. Frauen im Ma. 5. A. Wien 1905. — JOH. SCHERR, Gesch. d. Frauenwelt, 5. A. Lpz. 1900.

Allgem. Kunstgesch.: K. WOERMANN, Gesch. d. Kunst. Lpz. I. 1900, II. 1905. — C. GURLITT, Gesch. d. Kunst, 2 Bde. Stuttg. 1902. — A. SPRINGER, Handb. d. Kunstgesch. 7. A. Lpz. 1905. — W. LÜBKE, Grundr. d. Kunstgesch. 13. A. Stuttg. 1904. — A. SCHULTZ, Allg. Gesch. d. bild. Künste, Berl. 1895. — H. KNACKFUSS, Allg. Kunstgesch. Bielef. u. Lpz. 1902. — A. KUHN, Allg. Kunstgesch. Einsiedeln 1891. — E. FRANTZ, Handb. d. Kunstgesch. Freib. i. B. 1900. — A. FÄH, Gesch. d. bild. Künste. 2. A. Freib. 1902. — V. RAVENSBURG, Grundr. d. Kunstgesch. Berl. 1903.

Deutsche Kunstgesch.: W. LÜBKE, Gesch. d. deutsch. Kunst. 12. A. Stuttg. 1890 — [Grote] Geschichte der deutsch. Kunst. Berl. 1887—91. Baukunst v. R. DOHME, 1887; Plastik v. W. BODE, 1887; Malerei v. H. JANITSCHEK, 1890; Kupferstich u. Holzschnitt v. C. v. LÜTZOW, 1891; Kunstgewerbe v. J. v. FALKE, 1888.

Lexika: MÜLLER u. MOTHES, Ill. archäol. Wörterbuch d. Kunst. 2 Bde. Lpz. 1877. — GÖTZINGER, Real-Encyklopädie d. deutsch. Altert. Lpz. 1882. — H. OTTE, Archäol. Wörterbuch. 2. A. Lpz. 1877. — J. REIMERS, Handb. f. d. Denkmalpflege, Hannov. 1899. — FABER, Konversat.-Lexik. f. d. bild. Kunst. — B. BUCHER, Reallexikon der Kunstgewerbe. Lpz. 1893.

Zeitschriften: Zeitschr. für bild. Kunst [Zs. b. K.] begr. v. C. v. LÜTZOW. Lpz. Seemann 1866. N. F. 1890 mit Kunstchronik u. Kunstgewerbeblatt [Kgwbl.] st. 1885. N. F. st. 1890. — Repert. f. Kunstwissensch. [Rep. Kw.] Stuttg. u. Lpz. 1876. — A. v. ZAHN, Jahrb. f. Kunstwissensch. [Zahns Jb.] Lpz. 1868—73. — J. A. JELLINECK, Internat. Bibliogr. d. Kunstwissensch. Berl. 1903 ff. — Anzeiger f. Kunde deutscher Vorzeit, Nürnb. seit 1853; Anzeiger d. German. Nat.-Museums [Anz. G. M.] u. Mitteilungen d. German. Nat.-Museums [Mitt. G. M.]. Nürnb. st. 1884. — Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Gesch. u. Altert. Vereine [Corrbl. Ges. V.], Berl. 1853. — Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland, Bonn st. 1841 [B. Jb.]. — Schlesiens Vorzeit i. Bild u. Schrift, Bresl. 1858—96. N. F. Bresl. 1900. — Jahrb. der k. k. Centralkommission [Jb. CC.], Wien 1856. N. F. 1903. — Mitteilungen d. k. k. Centralkommission [Mitt. C. C.], Wien 1856—74; N. F. seit 1875. — Jahrbuch der kunsthist. Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses [Jb. Ks. allerh. Khs.], Wien seit 1883. — Jahrbuch der kgl. preußischen Kunstsammlungen [Jb. kgl. pr. Ks.], Berl. seit 1880. — Zeitschrift für Bauwesen [Zs. f. Bw.], Berl. seit 1851. — Centralblatt d. Bauverwaltung [Cbl. Bvw.], Berl. st. 1887. — Die Denkmalpflege [Dpfl.], Berl. 1899.

Statistik u. Topographie: W. LOTZ, Kunsttopographie Deutschlands. Kassel 1862/63. — G. EBE, D. deutsch. Cicerone. Lpz. 1897. — G. DEHIO, Handbuch der deutsch. Kunstdenkmäler. Berl. 1905. — A. SPRINGER, Kunsthandbuch f. Deutschland. 6. A. Berl. 1904. — W. v. WECKBECKER, Handb. d. Kunstpflege in Osterreich. 3. A. Wien 1902. (Verzeichnis der Behörden, Sammlungen, Vereine usw.). — H. SEPP, Bibliogr. d. Bayer. Kunstgesch. Straßb. 1906.



nter bürgerlichen Kunstaltertümern verstehen wir den Kreis von Denkmälern des privaten und öffentlichen Lebens, welche aus bildnerischer Kraft und Kunst hervorgegangen sind, das »Haus« mit allen seinen Abarten und Ableitungen (Wohn-, Wehr- und Verwaltungsbauten) und dessen gesamte bewegliche und unbewegliche Ausstattung. Unsere Disziplin bildet ein Grenzgebiet zwischen Kultur- und Kunstgeschichte. Von dieser empfängt sie das Material, die Methode und die Resultate der fortschreitenden Forschung, von jener die Einsicht und Aufklärung über Zweck und Gebrauch der einzelnen Denkmäler, über Sitten, Gewohnheiten, Rechtsverhältnisse usw., welche den stets wechselnden, wachsenden, absterbenden Erscheinungen zugrunde liegen. Umgekehrt läßt sich der Gegensatz zu beiden Wissenschaften dahin bezeichnen, daß wir es nicht wie die Kunstgeschichte mit der Entwickelung des bildnerischen Vermögens im allgemeinen und in epochenweisem Fortschritt, sondern mit dem sachlichen Verstand von Denkmälergruppen mehr nach innerem Gehalt und in historischen Längsschnitten zu tun haben. Daraus erklärt es sich, daß wir Gegenständen wie z. B. dem Burgenbau, dem Bauernhaus usw., die in der Kunstgeschichte gar keine Rolle spielen, eingehende Aufmerksamkeit zu widmen haben.

Wie uns überhaupt im Bauwesen mehr der innere Organismus als das äußere Kleid, der Stil und die Kunstform interessiert. Nach seiten der Kulturgeschichte grenzen wir das Arbeitsfeld aber dadurch ab, daß wir nur Denkmäler bildender Kunst, nicht auch redender, dichtender, mimischer und musikalischer Art in Betrachtung ziehen und alles ausscheiden, was man unter »Folklore« versteht.

Die älteren Forscher haben unter »deutschen Altertümern« immer nur die vorgeschichtlichen verstanden. Wir wenden uns lediglich den geschichtlichen zu, die etwa in das Jahrtausend 800—1800 fallen. Fraglos würde es einer idealen Forderung entsprechen, die Äußerungen der germanischen Kunst von ihren Uranfängen in ununterbrochenem Fluß darzustellen — und für die Zukunft muß diese Forderung als das höhere Ziel auch dieses Handbuches festgehalten werden — die gewichtigsten Gründe sprachen indes dafür, vorerst einmal die Denkmale des Mittelalters und der Neuzeit systematisch aufzuarbeiten. Denn daß mit Karl d. Gr. und der Christianisierung unseres Vaterlandes die deutsche Kultur einen Bruch erlebte, der sich uns — vielfach mit Unrecht — als eine tiefe Kluft darstellt, ist auch heut nicht mehr ganz zu leugnen, und so hat sich auch die vorgeschichtliche Forschung als eine von der Kunstgeschichte fast unabhängige und unberührte Disziplin ausgewachsen, deren An- und Eingliederung in den größeren Rahmen eine dringende Aufgabe der Zukunft sein wird. In einzelnen Fällen haben wir doch schon rückwärts greifend die Verbindungslinien zu zeigen versucht.

Ein systematischer Aufriß der bürgerlichen Kunstaltertümer in unserem Sinn ist bisher noch nicht versucht worden, obwohl der erfolgreiche Vorgang von H. Ottes »Kirchlicher Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters« schon längst dazu hätte reizen können. Das Arbeitsfeld abgesteckt zu haben ist das Verdienst von A. Schultz, der in seinen drei obengenannten Werken das bürgerliche Leben auch mit dem sachlichen Hintergrund der Denkmäler schildert, aber mehr als Kulturhistoriker und vorwiegend aus literarischen Quellen. Als ein Versuch in umgekehrter Richtung, die Kultur aus den Denkmälern zu illustrieren, mag auch Essenweins Bilderatlas gelten, obwohl das kirchliche und außerdeutsche Material darin überwiegt. Dasselbe gilt von Müller und Mothes Wörterbuch, das von den bahnbrechenden Arbeiten Viollet-le-Ducs stark abhängig ist[1]). In Frankreich hat jüngst C. Enlart ein breitangelegtes Handbuch der Archäologie begonnen[2]), leider mit der dort noch üblichen Beschränkung auf das Mittelalter.

An Bearbeitungen einzelner Gruppen der profanen Denkmäler ist jedoch kein Mangel. Am frühesten und eifrigsten hat man das schwierigste Gebiet, die Burgenkunde, in Angriff genommen. Die meist recht dilettantische Literatur darüber ist seit den Tagen der Romantik zu riesenhaftem Umfang angeschwollen. Von wissenschaftlicher Methode kann man erst bei den Arbeiten Cohausens und Essenweins reden. Aber erst O. Piper ist es gelungen, viele der alten festgewurzelten Irrtümer zu stürzen und ein gediegenes, zuverlässiges System des ma. Wehrbaues zu entwerfen. Auch über den Wohnbau ist in jüngster Zeit rüstig gearbeitet worden,

1) VIOLLET-LE-DUC, Diction. raisonné de l'architect. franç. Par. 1858—67 und Dict. rais. du mobilier franç. 2. A. Par. 1868—75.

2) C. ENLART, Manuel d'archéologie française II. Archit. civile et milit. Par. 1904.

doch stehen hier die klaren und abschließenden Resultate noch bei der Zukunft. Heynes »Hausaltertümer« sind durch das sprachliche und kulturhistorische Material grundlegend. Für den ältesten Wohnbau bis zur sächsischen Zeit hat Stephani alle erreichbaren Quellen, auch die unsichersten, zusammengestellt. Den romanischen Wohnbau hat zuerst Essenwein, neuerdings K. Simon dargestellt, ohne das Thema zu erschöpfen. Um die Geschichte des Städtewesens haben sich Rietschel und v. Below wetteifernd bemüht; ganz im Argen liegt zurzeit noch die Forschung über das Bürgerhaus. Für die Holzbaukunst kann man wenigstens auf Lachners Zusammenstellung und eine Reihe lokaler Monographien verweisen; das Backsteinhaus ist bisher noch ganz leer ausgegangen. — Dagegen ist die Literatur über das Bauernhaus wieder sehr ansehnlich und durchweg gediegen. Schon den Bemühungen von Meitzen, Landau, Henning und Bancalari war es gelungen, die verschiedenen Typen und Eigenheiten des Bauernhauses festzustellen und landschaftlich zu sondern. Eine große Reihe von Aufnahmewerken brachte ein reiches Anschauungs- und Vergleichsmaterial aus allen Teilen des Vaterlandes und in dem monumentalen Sammelwerk der deutschen, schweizerischen und österreichischen Architekten- und Ingenieurvereine hat die Forschung zunächst einen klassischen Abschluß gefunden. — Über das Rathaus verdanken wir O. Stiehl eine anregende Studie. Die Brunnensammlung Heubachs, als erste ihrer Art noch ungleichmäßig und unvollständig, verdiente Fortsetzung. Die Rolandfrage, über welche eine ganz stattliche ältere Literatur vorliegt, ist jüngst teilweis in scharfer Polemik von Platen, Sello und Heldmann verhandelt worden, ohne zur völligen Klärung zu gelangen. Die Geschichte der Denkmäler hat A. Hofmann in einem größeren Rahmen dargestellt. Aber dazwischen liegen noch viele Gebiete und Gruppen städtischer Bauten und Rechtsdenkmäler völlig brach.

Über die Ausstattung haben wir eine Reihe von Prachtwerken ohne eigentlich wissenschaftliches Fundament in der Absicht zusammengestellt, der Erneuerung des Kunstgewerbes zu Hilfe zu kommen, wie Ortweins deutsche Renaissance, Paukerts Zimmergotik, Hirths deutsches Zimmer. Auch an Möbelwerken ist kein Mangel. Einen Abriß des deutschen Möbels verdanken wir Luthmer, eine systematische Darstellung hatte eben G. A. Meyer begonnen. In einer schwierigen Lage ist dagegen noch die Archäologie der Geräte und Gefäße, insofern das sachliche Interesse meist durch das technische, künstlerische, persönliche zurückgedrängt wurde oder indem (wie in Hefners großen Sammelwerken) das kirchliche Gerät das profane erdrückte. Gewissermaßen das Programm für die weitere Erforschung einzelner Kunstzweige war B. Buchers »Geschichte der technischen Künste«, der sich wissenschaftliche Kataloge von Ausstellungen, Publikationen über Schatzkammern, Führer durch Kunstgewerbemuseen anschlossen. Unter letzteren ist vor allem J. Brinkmanns »Führer durch das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe« zu nennen, gegenwärtig noch die belehrendste Enzyklopädie der Kleinkünste. Der gleichen Detaillierung dienten Seemanns »Kunsthandbücher« und in modernem Gewande die »Monographien des Kunstgewerbes«. Im einzelnen fesselten zunächst die Metallkünste, von denen Gold und Silber durch Lessing, Luthmer und Rosenberg, Bronze durch Lüer, Zinn durch Demiani bahn-

brechende Förderung erfuhren; andererseits die Keramik, besonders Fayencen und Porzellane. Es sind nunmehr fast alle größeren Fabriken monographisch bearbeitet, voran Meißen durch Berling und Sponsel. Die sachlich-formale Entwickelung der Gefäße und Geräte wartet noch auf eine gebührende Darstellung. Die Textilkünste hatten schon früher in Bock und Fischbach Bearbeiter von guter Sachkunde gefunden. Neuerdings haben Forrer und Dreger die Erkenntnis wesentlich vertieft. Über die Tracht besitzen wir neben dem älteren Werke von Weiß zwei ausgezeichnete Handbücher von Hottenroth und ebenso über Waffen die trefflichen Werke von Demmin und Boeheim. Dagegen ist wieder völlig vernachlässigt die Kenntnis des profanen Bilderkreises und der Inschriften.

Sind somit die Unterlagen unserer nachfolgenden Darstellung in vieler Hinsicht durchaus gesichert — und es kommen noch hunderte von Aufsätzen in Fachzeitschriften hinzu, von denen oft nur in wenig Zeilen Rechenschaft gegeben werden kann —, so haben wir doch auch noch ganz empfindliche Lücken zu verzeichnen, nicht nur solche der Forschung, sondern auch des Denkmälerbestandes. Es liegt auf der Hand, daß bürgerliche Wohn- und Nutzbauten, Ausstattungen, Möbel, Trachten usw. dem Wechsel des Bedürfnisses, des Geschmacks, der Mode, der persönlichen Laune des Privatmannes stärker unterliegen als kirchliche, und es ist kein Wunder, daß einzelne Gruppen spurlos verschwunden sind. Hier sind wir auf indirekte Quellen angewiesen, schriftliche Nachrichten, zeichnerische oder plastische Nachbildungen, Kupferstiche und Holzschnitte. Für die Architektur der Städte, Schlösser und Burgen gewinnen besonders die älteren Reisebücher, Städtebücher und Topographien Bedeutung, von denen wir die bekanntesten hier namhaft machen:

Der getreue Reiß Gefert, Nürnb. 1686. — SEB. MÜNSTER, Cosmographey, Basel 1578. — G. BRAUN, Städtebuch 1572. — BRAUN und HOGENBERG, civitates orbis terrar. Col. Agr. 1588. — ZEILLER, Itinerar. Germ. nov. antiq. Teutsches Reyßbuch, Straßb. 1632—40. — Topographie, Hoch- u. Niederteutsche, Frankf. 21 Bd. 1643—1688. — VISCHER, Abb. aller Stätt, Clöster u. Schlösser d. Erzh. Oesterreich o. d. E. 1674. — DIELHELM, Rhein. Antiquarius, Frankf. 1739. — Neckar—Mayn—Mosel, ebd. 1740. — D. MEISNER, Thesaur. philo-polit. (Stat. Städtebuch), Nürnb. 1642. — SCHÖPFLIN, Alsatia illustrata, Kolmar 1751. — MATTH. MERIAN: Topographia Alsatiae, Frankf. 1663 — provinc. Austriae. 1677 — Bohemiae, Morav. et Siles. 1650 — Bavariae 1644 — Elect. Brandenb. 1652 — Braunschweig u. Lüneburg. 1654 — Franconiae 1646 — Germ. inferioris 1659 — Hassiae 1642 — Helvetiae 1642 — archiep. Mogunt. Trevir. et Colon. 1646 — Palatinatus Rheni 1645 — Saxoniae superior. 1650 — Sueviae 1643 — Westphaliae. o. J.

Dazu V. STATZ, Ma. Bauwerke nach Merian. Lpz. 1856 u. J. B. ENGELMANN, D. erneuerte Merian. Heidelb. 1826. — G. BÄRSCH, Eiflia illustrata 1852—55 — Das Kgr. Bayern in s. altertüml. Schönheiten, München 1846. — SCHWEIGHÄUSER u. COLBERY, Antiquités d'Alsace 1828. — J. J. STAFFLER, Tirol u. Voralberg. Innsbr. 1847. — J. BADER, Badenia. Karlsr. 1839. — Rheinischer Antiquarius. Coblenz 1845—71 (STRAMBERG). — J. W. SPITZ, D. mal. u. rom. Rheinland. Düsseld. 1838 — Thüringen u. d. Harz. Sondersh. 1839—44 — Das Königr. Hannover, 1834 — Das mal. u. romant. Westfalen. Paderb. 1872 — Die österr.-ungar. Monarchie i. Wort u. Bild. Wien 1866 ff.

Mit dem ersten Erwachen der deutschen Kunstgeschichte regte sich auch der Eifer, die Denkmäler, welche in den napoleonischen Kriegen nochmals eine verheerende Lichtung erfahren hatten, landschaftlich aufzunehmen und nach bestem Wissen zu beschreiben. Obwohl dabei das Interesse für profane Kunst gering

war, wird man im einzelnen Fall doch auf diese Werke zurückgehen müssen, weil sie die Zustände vor den berüchtigten Restaurationen der Neuromantik festhalten.

L. PUTTRICH, Denkm. d. Bauk. des Ma. i. Sachsen, Lpz. 1836—50. System. Darst. hierzu. Lpz. 1852. — W. LÜBKE, Die ma. Kunst i. Westfalen. Berl. 1853. — W. HASE, Baudenkm. Niedersachsens i. Ma., Hann. 1856—83. — MITTHOFF, Archiv f. Niedersachs. Kunstgesch., Hann. 1852—62. — F. BOCK, Rheinlands Baudenkm. des Ma. Bonn 1869—72. — AUS'M WEERTH, Kunstdenkm. d. christl. Ma. i. d. Rheinl. Lpz. 1857—80. — C. HEIDELOFF, Die Kunst d. Ma. i. Schwaben, Nürnb. 1855—64; Suppl. 1865—72. — v. DEHN-ROTHFELSER, Ma. Baudenkm. i. Kurhessen, Cassel 1862—65. — J. SIGHART, Gesch. d. bild. Künste i. Bayern, Münch. 1862. — J. RAHN, Gesch. d. bild. Künste i. d. Schweiz, Zürich 1874—76. — B. GRUEBER, Gesch. d. bild. Künste i. Böhmen, Wien 1871—79.

Unter Führung und Vorgang von Mithoff und F. X. Kraus sind nunmehr überall die staatlichen Inventarisationswerke in Angriff genommen und für einzelne Landesteile schon vollendet. Obwohl auch sie namentlich in den älteren Heften noch an dem Vorurteil gegen die Profankunst kranken und manchmal nicht von übertriebener Sachkenntnis getragen sind, so ist doch im großen und ganzen eine Fülle von neuem Material zusammengetragen. Landschaftlich geordnet liegen bis jetzt folgende Werke vor, deren Verfasser und Einteilung, wenn in Kürze zu ermöglichen, beigefügt sind. Die Abkürzung »B. und Kd.« bezeichnet »Bau- und Kunstdenkmäler.«

Ostpreußen: Die B. u. Kd. der Prov. Ostpr. von A. BOETTICHER, Königsb. 1891—98. 1. Samland, 2. Natanger, 3. Oberland, 4. Ermland, 5. Litauen, 6. Masuren, 7. Königsberg, 8. Nachtrag. 1—3 in 2. Aufl.

Westpreußen: Die B. u. Kd. in der Prov. Westpr. von J. HEISE, 12 Hefte, Danzig 1884 ff.

Brandenburg: Inv. der B. u. Kd. in der Prov. Br. von R. BERGAU, Berl. 1885. — Die B. u. Kd. von Berlin von R. BORRMANN, ebd. 1893.

Pommern: Die B. u. Kd. der Prov. P., 1. Stralsund v. E. v. HASELBERG, Stett. 1881—1902, 2. Stettin v. H. LEMCKE, 1900, 3. Köslin v. L. BÖTTGER, 1889.

Posen: Verz. d. Kd. der Prov. P. v. J. KOHTE, 4 Bde., Berl. 1895 ff. In Bd. I 1901 eine Kunstgeschichte der Provinz.

Schlesien: Verz. d. Kd. der Prov. Schl. von HANS LUTSCH, Bresl. 1895—1902. 1. Stadt Breslau, 2. Regb. Breslau, 3. Liegnitz, 4. Oppeln, 5. Nachtr., Regist., 6. Karten. Atlas unter d. T. »Bilderwerk schles. Kd.« 1—3. mit Text. Bresl. 1903.

Sachsen: Beschr. Darst. der älteren B. u. Kd. der Prov. S., Halle 1879—1905. Bisher 26 Hefte über einzelne Kreise von verschiedenen Verfassern.

Schleswig-Holstein: Die B. u. Kd. der Prov. Schl.-H. v. R. HAUPT, 3 Bde., Kiel 1887—89; die B. u. Kd. im Kreise Lauenburg v. HAUPT u. WEYSSER, Ratzeb. 1890. — B. u. Kd. des ask. Fürstenhauses im ehem. Herzogt. L. von R. SCHMIDT, Dessau 1899.

Hannover: Kunstd. u. Altert. im Hannoverschen v. W. MITHOFF, Hann. 1871—80. 7. Bde. 1. Calenberg, 2. Göttingen, 3. Hildesheim u. Goslar, 4. Lüneburg, 5. Bremen u. Verden, Hadeln, Hoya u. Diepholz, 6. Osnabrück, 7. Ostfriesland. — Die B. u. Kd. der Prov. H. 1. Landkr. Hannover u. Linden, 2. Goslar, 3. Burgdorf u. Fallingbostel, seit 1899 von C. WOLFF.

Westfalen: Die Kunst- u. Geschdm. d. Prov. W. v. J. B. NORDHOFF, Kreise Hamm u. Warendorf, Münster 1880—89. — Die B. u. Kd. v. W. v. A. LUDORFF, Münster 1893, bisher 16 Hefte nach Kreisen.

Hessen-Nassau: Die Baud. im Regbez. Cassel v. H. v. DEHN-ROTHFELSER u. W. LOTZ, Cassel 1870; im Regbez. Wiesbaden v. W. LOTZ u. F. SCHNEIDER, Berl. 1880. — Kr. Gelnhausen v. L. BICKELL, Marb. 1901. — Stadt Hanau v. WINKLER u. MITTELSDORF, Hanau, 1897. — Frankf. a. M. v. K. WOLFF u. R. JUNG 1896—1902. — Rheingau v. F. LUTHMER, Frankf. 1902.

Rheinprovinz: Die K. u. Bd. des Regbez. Coblenz v. P. LEHFELDT, Düsseld. 1886. Die Kunstd. der Rheinpr. v. P. CLEMEN, Düsseld. seit 1891. 1. Kempen, Geldern, Moers u. Kleve, 2. Rees, Duisb., Mülh., Ruhrort, Essen, 3. Düsseld., Barmen etc., 4. Köln (Land) Rheinbach, Bergheim, Euskirchen, 5. Gummersbach, Waldbroel, Wipperfürth, Mülheim, Bonn, Erkelenz, Geilenkirchen, Heinsberg, 6., 7. Köln, 8. Jülich.

Hohenzollern: B. u. Kd. der Hohenz. Lande v. ZINGELER u. LAUR, Stuttg. 1896.

Bayern: Die Kd. des Königr. B. v. G. v. BEZOLD, B. RIEHL u. G. HAGER, München seit 1895 in Lieferungen mit Atlas, vollendet ist Rgbez. Oberbayern. — Die Baudenkm. in der Pfalz v. bayer. Architekten- u. Ingenieurverein, 5 Bde., seit 1885.

Württemberg: W.'s kirchl. Kunstaltertümer v. P. KEPPLER, Rottenb. 1888. — Kunst- u. Altertumsdenkm. im Königr. W. v. E. PAULUS, fortges. v. E. GRADMANN, Stuttg. s. 1889, erschienen Neckar-, Schwarzwald- u. Jagstkreis, dazu ein Atlas.

Sachsen: Beschr. Darst. der älteren B. u. Kd., Dresden seit 1882, Heft 1—15 von R. STECHE, 16—28 von C. GURLITT.

Baden: Die Kd. des Großherzogt. Baden in Verb. m. J. DURM, E. WAGNER von F. X. KRAUS, Freib. i. B. 1. Konstanz, 2. Villingen, 3. Landshut, 4. Wertheim, 5. Lörrach, 6. Freiburg.

Reichslande: Kunst u. Altertum in Elsaß-Lothringen von F. X. KRAUS, Straßb. 1876—92. 1. Unterelsaß, 2. Oberelsaß, 3. Lothringen, 4. Nachtr. u. Register. — HAUSMANN, Elsäss. u. Lothr. Kd., Straßb. 1900. — Straßb. u. s. Bauten. Straßb. 1894. — HAUSMANN u. POLACZEK, Denkm. der Bauk. i. Elsaß, Straßb. 1903.

Hessen: Kunstdenkm. i. Großherzogt. H.-Darmst. 1885 ff., Kr. Offenbach, Erbach u. Wimpfen v. G. SCHÄFER, Kr. Worms v. E. WÖRNER, Kr. Büdingen v. E. WAGNER, Kr. Friedberg v. R. ADAMY.

Mecklenburg: Die K. u. Geschdenkm. des Großherzogt. M.-Schwerin v. F. SCHLIE, 5 Bde., 1896—1902 (vollendet).

Oldenburg: Die B. u. Kd. des Herzogt. Oldenb. 3 Hefte. Oldenb. 1896—1903.

Braunschweig: Die B. u. Kd. des Herzogt. Br. v. P. J. MEIER, Wolfenb. 1896. 1. Helmstädt, 2. Landkr. Braunschw., 3. Wolfenbüttel. 1903.

Anhalts B. u. Kd. von BÜTTNER, Dessau 1894 (vollendet).

Thüringen: B. u. Kd. Th. von P. LEHFELDT. Jena seit 1888, Weimar Bd. 1, 2 u. 5, Meiningen Bd. 2 u. 4, Altenburg 2 Bde., Gotha 3 Bde., Rudolstadt 2 Bde., Reuß ä. L. u. Reuß j. L. 2 Bde. — Beschr. Darst. der älteren B. u. Kd. des Fürstent. Schw.-Sondershausen v. F. APFELSTEDT, Sondersh. 1886—87. 2 Hefte.

Beschr. Darst. d. ält. B. u. Kd. des Fürstent. Sch.-Lippe von G. SCHÖNERMARK, Berl. 1897.

Lübeck: Die B. u. Kd. d. freien u. Hansestadt Lübeck v. HIRSCH, SCHAUMANN u. BRUNS. Lübeck st. 1906 (3 Bde).

Schweiz: Die ma. Kunstd. v. R. RAHN, Tessin u. Solothurn, Zürich 1893, Thurgau, Frauenfeld 1899, Unterwalden i. Erscheinen.

Böhmen: Topogr. d. hist. u. Kunstdenkm. Prag 1896 (in einzelnen Heften).

Kärnthen: Kunsttopographie. Wien 1889.

Hand in Hand hiermit erstarkten, klärten und kristallisierten sich die Bestrebungen für den Schutz, die Erhaltung und Erneuerung der Denkmäler, die neuerlich ihren Mittelpunkt im »Tag für Denkmalspflege« und in der vortrefflichen Zeitschrift »die Denkmalpflege« gefunden haben. Über die Grundsätze usw. unterrichten folgende Schriften:

P. CLEMEN, Die Denkmalpfl. i. d. Rheinprov. Düsseld. 1896 — BÖTTICHER, Anleitung etc. f. Ostpreußen. Königsb. 1896. — F. WOLFF, Handb. d. staatl. Denkmalpfl. i. Elsaß-Lothr. Straßb. 1903. — TORNOW, Grundregeln u. Grundsätze, Dpfl. I, 113, 120.

Verwandten Zwecken dienen einige populäre Unternehmungen in Kalenderform: TH. HENNER, altfränkische Bilder, Würzb. seit 1895. — C. RAUCH, Hessens Kunst, Marb. st. 1906. — Thüringer Kalender, hg. G. VOSS, Düsseld. st. 1902. — Berliner Kalender, hg. v. G. VOSS, Berl. st. 1903. — D. rote Adler (Brandenb.), Berl. st. 1902. — Kalend. bayer. u. schwäb. Kunst (hg. v. J. SCHLECHT) Münch. st. 1904.



Abb. 2. Speicherbauten aus Telemarken in Bigdö. (Zu S. 17.)

ERSTES KAPITEL

DER WOHNBAU BIS ZU DEN KAROLINGERN

I. Der frühgermanische Wohnbau.

M. HEYNE, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer I. Das deutsche Wohnungswesen. Lpz. 1899. — K. G. STEPHANI, D. ält. deutsche Wohnbau u. s. Einrichtung. I. Lpz. 1902. II. 1903. — HENNING, D. deutsche Haus in s. hist. Entwickelung. Straßb. 1882. — MEITZEN, Das deutsche Haus in s. volkstüml. Formen. Berl. 1882. — NORDHOFF, Holz- u. Steinbau Westfalens. Münster 1873. — MESTORF, Beitr. z. Hausforschung, Globus 1895.

m die Grundlagen zu gewinnen und die Probleme der Hausforschung zu erkennen, ist ein kurzer Blick auf das vor- und frühgeschichtliche Wohnungswesen nicht zu umgehen. Bisher ist es der Forschung noch nicht gelungen, Haustypen festzustellen, die glatt und klar auf die Formen führen, welche uns aus den Monumenten spärlich seit dem 12., häufiger dann seit dem 15. Jh. entgegentreten. Es tauchen zeit- und stammesgeschichtlich verschiedene Hausformen auf, um wieder zu verschwinden. Anscheinend ganz primitive Formen, wie das niedersächsische Bauernhaus, lassen sich nicht bis in die Urzeit zurück verfolgen. Wir stehen vorläufig noch einer Mannigfaltigkeit von Er-

scheinungen gegenüber, zwischen denen die Verbindungslinien fehlen; und ein Versuch, »das deutsche Haus« als eine geschlossene, abgegrenzte, entwickelungsklare Größe zu beschreiben, könnte nur auf eine Vergewaltigung der Tatsachen hinauslaufen.

1. Was wir vom vorgeschichtlichen Haus wissen, gründet sich auf etwa 35 Hausurnen[1]), die man mit gutem Grund als Modelle der ältesten Wohnstätten ansieht und die in vier deutlich gesonderten Gruppen einen technischen und wohnlichen Fortschritt erkennen lassen. Es liegt ihnen fraglos jenes einfache Holzzelt zugrunde, wie es die Köhler im Harz und Thüringerwald noch heut unter dem Namen »Köthe« aufrichten, kegelförmig gegeneinander gelehnte und zusammengebundene Pfähle, die mit Rasen bekleidet sind, in der Spitze ein (mit Rasenschirm bedecktes) Rauchloch lassen, im Innern mit kreisförmiger Bank um das Herdfeuer ausgestattet sind. Da aber die Dachschräge einem erwachsenen Manne das aufrechte Stehen und Bewegen nicht gestattet, mußte die Erfindungskraft naturgemäß auf Vertiefung oder Erhöhung des Raumes durch senkrechte Wände, schließlich auf Trennung von Wand und Dach hinarbeiten, und diesen entscheidenden Fortschritt von der Hütte zum Haus lassen uns die Urnen verfolgen. Die Stufen des Werdeganges sind folgende.



Abb. 3—6. Entwickelungsstufen der Hausurnen.

a) Die Grubenhüttenurnen (Abb. 3) haben noch deutlich das Kegeldach mit dem gehobenen Rauchfang und die Klapptür, welche aufgestützt zugleich eine Art Türlaube bildet, von außen mit Schiebebalken verschließbar. Der Wohnraum war trichterförmig in die Erde gegraben, der Abstieg dürfte auf Leitern stattgefunden haben. Diese Grubenhütten und Erdhäuser haben sich anscheinend als Winterwohnungen noch weit in historische Zeit hinein gehalten. b) Die Zelturnen (Abb. 4) vertreten mehr die leichte, transportable Sommerwohnung. Der Fortschritt liegt darin, daß der Wohnraum ebenerdig liegt, daß in der Wand Ständer und Füllung sich sondern und das Dach sich konstruktiv von der Wand abzulösen beginnt. Offenbar bestand das Zelthaus aus Pfählen, welche kreisförmig eingerammt wurden und durch Flechtwerk verbunden waren. Dünnere Äste, an den Pfahlköpfen angebunden, wölbten sich zum Kegel- oder Kuppeldach. Das Ganze scheint mit Fellen oder Matten umkleidet und mit Baststricken umschnürt gewesen zu sein, woraus sich die Flaschenform der Urnen erklärt. c) Die Jurtenurnen (Abb. 5) bilden das interessante Übergangsglied vom mobilen Zelt zum stabilen Haus. Schon die breiten, schachtelförmigen Verhältnisse deuten auf kräftige Erweiterung des Wohnraums. Und überall ist das Dach gegen die Wand deutlich, sogar mit weit überspringender Traufe, abgesetzt, teilweise kuppelförmig gewölbt, teilweise mit so flacher Neigung, daß es sich nicht mehr

1) Über Hausurnen BECKER in Zschr. d. Harzv. 1887. 240, 1888. 213, Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1892. 556 — VIRCHOW ebd. 1890. 553 und SAB. 1883. LINDENSCHMIDT, Altertümer IV. 11. H.

selbst trug, sondern durch einen Stiel in der Mitte gestützt werden mußte. Hieraus erklärt sich auch, daß bei diesen Urnen eine Andeutung des Rauchloches fehlt; wir haben darin Modelle von Rauchhäusern zu sehen, die außer der Tür keine Öffnung hatten. d) Die eigentlichen Hausurnen (Abb. 6) geben im Grundriß der Neigung zum ovalen, schließlich zum rechteckigen Raume nach, in der Bedachung tritt immer deutlicher das steile Satteldach, wie es dem feuchten nordischen Klima gemäß war, mit ausgeprägtem Firstkamm hervor; engere oder weitere Riefelungen bezeichnen die Sparren oder die Schilfdecke.

Man setzt die Hausurnen in die Bronzezeit (ca. 700—300 v. Chr.) und sieht mit Recht darin Aschenurnen, welche das ewige Haus des Toten darstellend den damals üblichen Haustypen nachgebildet waren. Zu den Rätseln der Entwickelung gehört es nun, wenn uns in den Pfahlbaudörfern der Steinzeit schon viel weiter entwickelte Holzhäuser begegnen, in denen nicht nur die primitive Grundform, sondern auch die Einräumigkeit überwunden ist[1]). Bei Schussenried ist eine Steinzeithütte von 7×10 m ausgegraben, welche durch eine Querwand in zwei Zimmer geteilt ist. Im vorderen findet sich die Herdstelle in der Ecke neben dem Eingang. Die Wände sind durch gespaltene Eichenpfähle, die Spaltfläche nach innen, gebildet, die Fugen mit feinem Ton verklebt, die Hauptpfosten bis auf den Seegrund getrieben, der Fußboden besteht aus mehreren Lagern von Rundhölzern, durch dicke Lehmschichten getrennt. Eine Laufbrücke verband das Haus mit dem festen Land. Dieselbe fortgeschrittene Kultur des Wohnens bezeugen die steinzeitlichen Gehöfte bei Großgartach (Heilbronn, Abb. 7[2]). Hier finden wir nicht nur die Trennung von Stall und Wohnhaus durchgeführt, sondern auch im Wohnhaus eine Zwei- oder Dreiteilung: der Eingangskorridor führt in einen vertieften Küchenraum mit Herdgrube und Aschenloch. Gegen diesen erhebt sich der Wohn- (oder Schlaf-)raum als eine Art Bühne mit Sitzbänken aus gestampftem Lehm. Die Wände waren in Lehmstakung ausgeführt, senkrechte Pfähle mit Zweigen durchflochten, beiderseits mit Lehm beworfen und geglättet, auch doppelte Stakung mit Füllguß ausgefüllt, die Außenseiten sorgfältig geglättet und mit weiß-rot-gelben Zickzackmustern und Kalkfarben bemalt. Diese Bauweise ist von der ländlichen Lehmhütte des 18. Jh. nicht allzu weit entfernt.

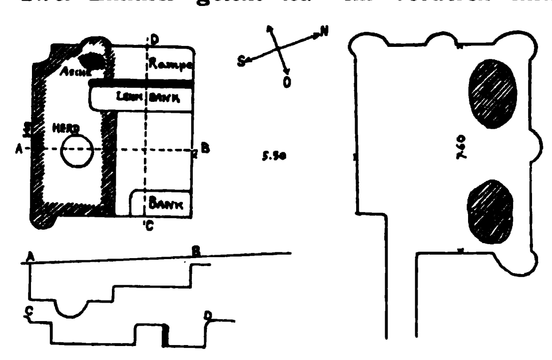


Abb. 7. Steinzeitliches Gehöft bei Großgartach.

2. Man kann demnach nur auf große Selbsttäuschung schließen, wenn man hiermit die Eindrücke vergleicht, welche die Römer bei ihrer Berührung mit den Germanen vom Wohnwesen der Deutschen empfingen. Cimbern und Teutonen

1) Virchow, Die Pfahlbauten i. nördl. Deutschland, Zs. f. Ethnologie 1896. — Pallmann, Die Pfahlbauten. Greifsw. 1866. — Kasiski, Die Pf. im Persanzig-See. Balt. Studien XXIII, 77. — Ranke, D. Mensch. Lpz. 1887, II, 470. — v. Wurmbrand, Ergebnisse der Pfahlbau-Unters. Wien 1875. — Weitere Lit. b. Jähns, Kriegswesen 22.

2) Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach. Stuttg. 1901.

(113—101) bewegen sich auf kreischenden Wohnwagen, wie sie noch heute die Bosniaken aus Holz »ohne ein Lot Eisen« bauen. Ebenso schildert Strabo die Sueven als volle Nomaden mit Wohnwagen und leichten Zelthütten, Cäsar die rechtsrheinischen Germanen als nomadisierende Hirtenbauern, die ihre Sitze jährlich wechselten. Erst Tacitus[1]) berichtet von festen zerstreut gelegenen oder zu Haufendörfern vereinigten Wohnsitzen; die Bauten sind »ohne Mauersteine und Ziegeln, ohne Schönheit und freundliches Ansehen aus ungefügen Baumstämmen (Schrotholz- oder Riegelverband) errichtet, nur einige Stellen mit reiner und glänzender Erdart bestrichen, daß es wie Malerei und bunte Linien aussieht.« Das hohe Dach ist nach Plinius mit Rohr gedeckt und lange Zeit haltbar. Der Herd bildet den idealen Mittelpunkt des Hauses und hält die Glieder den ganzen Tag beisammen, sonst hat jedes seinen abgesonderten Tisch und Sitz. Die Jugend wächst in starrendem Schmutz mit dem Kleinvieh auf. »Sie pflegen auch unterirdische Höhlen auszugraben, als Zufluchtsstätten für den Winter und Versteck für Feldfrüchte, mit Dünger überdeckt.« Plinius nennt diese rohen Erdhäuser »Arbeitskeller für die Frauen.« Dies Bild ist nicht sehr verheißungsvoll. Und noch dürftiger scheinen die Markomannen[2]) an der Donau um 180 n. Chr. gehaust zu haben. Ihre engen Hütten, rund oder viereckig, stehen noch ganz auf dem Niveau der Hausurnen. Die Wände (und Türen) sind aus senkrechtem Jungholz mit Baststricken zusammengeflochten, ebenso die Kuppel- und Satteldächer wenigstens nach Auffassung der Künstler. In Wirklichkeit haben wir nur Schilfdecken anzunehmen, die auf einem Gerüst gebogener Zweige lagen und auch von oben durch Stangen, First- und Traufleisten gehalten waren. Ein sehr düsteres Bild entwirft noch Ammian (um 358) von den Alamanen im Dekumatenland. Städte scheuten sie wie umgitterte Gräber. Sie hausten in dürftigen Hütten, an die man nur die Fackel zu halten brauchte, selbst in Höhlen und Gräbern. Und es kann nur auf Schönfärberei beruhen, wenn er im Gegensatz hierzu bemerkt: Sie bauten »ganz ordentlich nach römischer Manier«.

3. Was dann die innerdeutschen Verhältnisse nach der Völkerwanderung angeht, so geben die Volksgesetze einigen Aufschluß, zunächst der Bayern[3]), zuerst 635 redigiert. Die Bauart ist auch am Herrenhaus sehr leicht, Riegelbau mit Spundfüllung. Die kräftigen Eckstiele (winchilsûl) und die Zwischenstiele stehen ohne Sockelschwelle auf dem Unterschlag, werden aber oben durch Saumschwelle (spangen) zusammengehalten, die Felder durch Riegel (trabes) unterteilt und mit Brettern und Bohlen (asseres et axes) ausgespundet. Das Dach (culmen) ruht noch, wie bei der Jurte, auf der Firstsäule (firstsûl) und war offenbar ein abgewalmtes Satteldach (ohne Giebel). Die Firstsäule läßt auf Einräumigkeit des Inneren schließen und bedingte jedenfalls, daß der Herd aus der Mitte gerückt war. Da neben den Stielen noch »Säulen der äußeren Ordnung« genannt werden, so darf man auf

1) Germania C. XVI. BAUMSTARK, ausführl. Erläuterung d. G. 1875 — MÜLLENHOFF, Die G. des Tacitus 1898 — MEITZEN, Siedelung u. Agrarwesen I, 132 — RIETSCHEL, Die civitas auf deutschem Boden, 1894.

2) PETERSEN, DOMASZEWSKI, CALDERINI, Die Markussäule. München 1896.

3) Leges Baiuwariorum ed. MERKEL, M.G.L.L. III. 183. Hann. 1863.

eine Vorhalle, Laube, schließen, vielleicht auch an mehreren Seiten und vom gemeinsamen Dach überdeckt. Über der Haustür war ein Oberlicht. Auffälligerweise wird eines Stalles nicht gedacht, dagegen der Scheuer (scuria), der Feldscheuer (granarium, parc), des Schuppens »scof«, der Feime (mita) und der drei vom Haus getrennten Feuerstätten, des Badehauses (balnearius), des Backofens (pistorium) und der Küche (coquina). Wir konstatieren schon hier, daß das »bayrische Haus« der Neuzeit fast keine Vergleichpunkte mehr bietet, nur die Umzäunung des Hofes (sepes) und der Grenzmark (essisczûn) aus brusthohem Stakengeflecht (etorcartea) hat alle Wandlungen bis zur Gegenwart überdauert.

b. Im Alemannengesetz[1]) tritt die Gliederung des Herrenhofes stärker hervor. Das Wohnhaus war ein viereckiger Einraum (sala) mit offenem Dachstuhl und Herd. Getrennt hiervon sind die Frauenhäuser (genicia) und die Katen der Leibeigenen. Auf besondere Pflege der Viehzucht lassen die gesonderten Ställe für Pferde, Kühe, Schafe und Schweine und die Sennhütten (buricae) im Walde schließen, für Getreide-, Wein- und Obstbau sprechen die Scheuern (granica), Speicher (spicaria) und Keller (cellaria). Ein Badehaus ist wohl in der »Stube« (stuba) zu erkennen. Auch dieses Bild steht ohne Verbindung nach Vergangenheit und Zukunft vor unseren Augen. Das neuzeitliche alemannische Haus ist toto coelo verschieden, aber auch die Gehöfte von Großgartach und bei Ammian bieten keine Ähnlichkeit.

c. Ein ähnliches Verhältnis waltet über dem sächsischen Wohnungswesen, wie es sich aus dem Heliand (um 830) erschließen läßt. Auch hier der Holzbau (timbar), obwohl Steinbau (stênwerk) als Unterschlag bekannt ist. Das Haus schlechthin ist der Männersaal, Halle (halla), Saal (seli) oder flet genannt nach dem gestampften Estrichfußboden (erin); mit offenem Sparrendach (hrost), das durch Mittelsäulen (sûl) gestützt und am Giebel mit Hirschgeweihen (horn) verziert war. Getrennt hiervon sind das Frauenhaus (screona), Speicher (spîkare) und Vorwerke (foreuuerk), gemeinsam durch einen Zaun (edor) oder Wall (burges wal) mit Tor (burges dor) umschlossen. Ein Freihof (frîdhof) und eine Thingstätte (thingstedi), beide gepflastert (felison gifuogid) lassen den Edelhof zugleich als Gerichtsstätte erscheinen. Bedeutungsvoll ist es, daß dem Helianddichter alle Städte als Burgen gelten. Aber abgesehen von dem Ausdruck »flet« ist auch hier kein sachliches Vorbild zu dem späteren niedersächsischen Bauernhause zu finden.

d) Nahe verwandt mit dem sächsischen erweist sich das angelsächsische Haus[3]), nur daß hier frühzeitig die burgmäßige Ausgestaltung der Hofanlage noch stärker hervortritt. Die naturfeste Lage wurde durch künstliche Mittel erhöht, durch Graben und Wall (auch Steinwall aus Trockenmauern [staenenne veall]) mit einem innern abgetreppten Wehrgang (ymbgong), gelegentlichen Zinnen (scûr-beorg) und Türmen (torras) und einem Tor, welches mit einem besonders ansehnlichen Torturm überbaut und dessen eisenbeschlagene Flügel durch einen Sperrbalken (fore-scyttels) gesichert waren. Dieses Bild gibt sich als

1) Leges Alamannorum ed. MERKEL M. G. L. L. III. Hann. 1863. 1—182.

2) Heliand ed. HEYNE. Paderb. 1873. — VILMAR, Deutsche Altertümer i. Heliand. 1862. Leges Saxonum S. G. L. L. IV.

3) DOHME, D. engl. Haus. Braunsch. 1888. — MUTHESIUS, D. engl. Haus I. Berl. 1904. — STEPHANI, I, 388.

ein Übergangsstadium vom Ringwall zur gemauerten Burg zu erkennen. Die Häuser inmitten des Berings waren durchweg Holzbauten und den idealen und künstlerischen Mittelpunkt bildete immer die »Halle«, ein Einraum, der zugleich Wohn-, Schlaf-, Speise- und Trinksaal (Bierhalle = beór-sele, Methalle = meodu-heal) der Mannen und Repräsentationsraum des Fürsten oder Adligen war. Eine Vorstellung dieses wichtigen Baues gewährt uns das Beowulfslied in der Schilderung der Scydingenhalle Heorot.[1]) Diese ist ringsherum von einem Umgang umgeben. Innen ziehen sich an drei Seiten die Bankreihen der Mannen an den Wänden hin, davor läuft der »Metsteig« (meodu-stîg), auf welchem entlang schreitend die Hausfrau ihres becherfüllenden Amtes wartete, die vierte Seite nimmt die Estrade des Fürsten (heód) mit dem Hochsitz (sell) ein, seitlich darunter ist ein Stuhl für den Sprecher des Königs, in der Mitte erhebt sich die mächtige, dachstützende Firstsäule (stapul), zwischen ihr und dem Hochsitz haben wir den Herd zu suchen, dessen Rauch durch eine Luke im offnen Dachstuhl abzieht. Die »Halle« hat sich in dieser Form bis Ende 15. Jh. im englischen adligen Haus erhalten und bildet noch in der Gegenwart mutatis mutandis den Mittelpunkt des vornehmeren englischen Landhauses. Neben der Halle begegnet dann noch ein Wohnhaus (bryd-bûr), welches etwa der ma. Kemenate entspricht. Es dient als Wohn- und Arbeitsraum der Frau, doch auch als Schlafgemach des fürstlichen Ehepaares und ist als mehrteilig, vielleicht zweigeschossig zu denken, denn der Stockwerkbau ist den Angelsachsen geläufig gewesen, wie aus Miniaturen und der Bezeichnung »Söller« (solar) hervorgeht. Im übrigen fällt die große Differenzierung der Baulichkeiten auf, welche nach dem Grundsatz durchgeführt ist, daß für untergeordnete Wohnzwecke und alle wirtschaftlichen Verrichtungen gesonderte Häuser errichtet wurden. Es gab ein Schlafhaus für Gäste, andre für die nach Geschlechtern geschiedne Dienerschaft (slaep-ern), eine Hofkapelle (cirice) und im Wirtschaftshof ein Glockentürmchen (bell-hûs). Mit der Küche (cycene) stand der Backofen, die Speise-, Räucher- und Vorratskammer in Verbindung, mit dem Brauhaus die Malzdarre und der Keller, selbst Schatzgewölbe oder -keller und Kerker (Verließe) werden genannt. Endlich gehört zu jedem besseren Hof ein Badehaus (bäð-stôv), in welchem durch Besprengung eines erhitzten Ofens Dampfbäder bereitet werden konnten.

Fassen wir diese Zeugnisse zusammen, so ergibt sich für das reingermanische Haus doch ein ziemlich gleichartiges Schema. Überall ist man von dem Einheitshaus, ja selbst vom geschlossenen Gehöft, noch weit entfernt. Vielmehr geht die Tendenz auf Schaffung gesonderter Bauten für die verschiedenen Wohn- und Wirtschaftszwecke. Die Kraft des Familienlebens ist so wenig entwickelt, daß Männer und Frauen, Herrschaft und Gesinde getrennt wohnen und schlafen und die Absonderung der Wirtschaftsstätten, vornehmlich der mit Feuer betriebenen, bringt eine weitgehende Zersplitterung der Anlage zustande. Diese Art des differenzierten Wohnens und Lebens sehen wir dann noch lange in den großen Baukomplexen der Burg und des Klosters lebendig. Die Wurzeln, aus denen das Einheitshaus und das geschlossene Gehöft erwuchsen, können wir für die ältere Zeit nicht bloßlegen und es ist fraglich, ob sie überhaupt in so frühe Zeit zurückreichen.

Denn wir haben bei den Nordgermanen in Skandinavien noch eine Bauweise und zwar in rein bäuerlichen Kreisen, welche viele Züge des obengeschilderten Wohnwesens bewahrt hat. Hier werden wir übrigens mit Denkmälern bekannt, welche teilweise bis ins 13. Jh. zurückreichen, und der Schluß liegt nahe, daß sich darin noch viel ältere Verhältnisse widerspiegeln. Zugleich gewinnen wir wert-

1) M. HEYNE, Über die Halle Heorot. Paderb. 1864.

volle Einblicke in die Technik und die Konstruktionen, den Innenbau und die Einrichtung, welche sich in dieser sicheren Anschaulichkeit aus sekundären Quellen nicht erschließen lassen.

II. Das skandinavische Haus.

DIETRICHSON u. MUNTHE, Die Holzbaukunst Norwegens i. Verg. u. Gegenw. Dresd., 1893. — Kunst og haandverk. Christiania 1881—91. — SEESSELBERG, Die frühma. Kunst d. germ. Völker., Berl. 1897. — STEPHANI, I, 341. — HENNING, 61.

1. Die nordische Baukunst hat sich lange Zeit eines großen Vorzugs, der Einheit des Materials, erfreut. Der Bauer, der König, die Kirche, sie bauten ohne Unterschied aus Holz, welches die weiten Urwälder des Landes in Fülle und bester Qualität boten. Und die Technik des Holzbaues wurde wesentlich gehoben und bereichert durch die Fortschritte und Erfahrungen, welche die Schiffszimmerleute dieser seegewaltigen Nation machten. Neben den gemeingermanischen Blockbau aus geschichteten Rundhölzern trat das Stabwerk, ein Ständerbau, dessen Fächer mit senk- oder wagrecht eingespundeten Bohlen ausgefüllt wurden, und das Reiswerk mit senkrechten, ineinandergezapften Brettern. Hierzu tritt als belebendes Element eine glänzend entwickelte Flachschnitzerei an den Ecksäulen, Balkenköpfen, Türpfosten und -flügeln, worin die phantastischen Motive der irischen Initialornamentik mit ihren Tier- und Bandverschlingungen fortleben.

Sehr bezeichnend für den unversehrt echten und urtümlichen Charakter der skandinavischen Baukunst ist es, daß jeder Hof sich aus einer Reihe von Einzelhäusern zusammensetzt, die bestimmten, abgegrenzten Zwecken dienen und ursprünglich durchaus einräumig etwa dem modernen Begriff »Zimmer« entsprechen, wie ja auch sprachlich Haus und Stube im Nordischen nicht unterschieden, sondern durch dieselben Worte (stuga, stue) bezeichnet werden. Der einfache Bauernhof hat wenigstens drei Häuser, das Wohnhaus (Stue, stofa, Are-stue), das Schlafhaus (skáli) und das Kochhaus (eldhús), wozu dann gewöhnlich noch der Speicher (búr) und in vornehmen Verhältnissen die stattliche Halle, die Ratstube und das Badehaus kommen[1]).

2. Das älteste Bauernhaus, die Rauchstube (Arestue) war ein etwa quadratischer, einräumiger Blockbau mit offenem Dach, das ebenfalls aus Rundholz zusammengefügt und mit Rasen belegt war. Die einzigen Öffnungen waren die Tür in einer Giebelseite und das Rauchloch über dem Herde (Ljore, Vindöga, Windauge), das durch einen mit durchsichtiger Haut überspannten Rahmen geschlossen werden konnte und ein dämmerndes Oberlicht gewährte. Die beiden Stangen, mit denen der Rahmen sich heben ließ, galten als Symbol des Hausfriedens. Wer sie faßte, genoß das Gastrecht. Holzbänke umlaufen die Wände und in einer Ecke steht die Bettlade. Während an dieser Stube über Jahrtausende hin nur unwesentliche

1) Das skandinavische Bauernhaus ist bequem in den Freilichtmuseen im königlichen Park auf Bygdö bei Christiania, auf Skansen bei Stockholm, in Lillehammer und in Lyngby auf Seeland zu studieren, wo die verschiedenen Typen in alten Exemplaren vereinigt sind. — v. BERLEPSCH, Nord. Freiluftmuseen. Kgwbl. N. F. XVI. 121.



Abb. 8. Haus aus Sätersdal in Bygdö. Innenansicht.

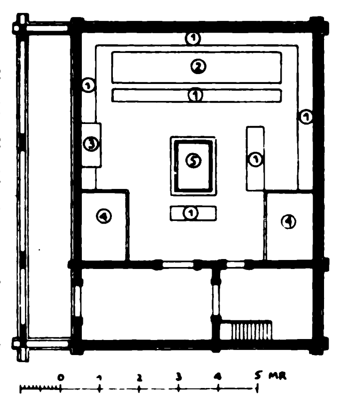


Abb. 9. Haus aus Sätersdal in Bygdö. Grundriß.
1. Bank — 2. Tisch — 3. Schrank — 4. Bett — 5. Feuerstelle

Änderungen Platz griffen, setzte sich gewiß schon in vorhistorischer Zeit eine Art von Windfang vor die Tür, die Forstofa, ebenfalls in Blockverband und mit einer einzigen niedrigen Türöffnung, eine praktische Neuerung, um den eisigen Winterstürmen den Eintritt in die Stube zu wehren. Wesentlich jünger mag die Abtrennung eines Seitengelasses (Kove) von der Forstofa sein, welches gewöhnlich nur von der Stofa aus zugänglich als Schlaf- oder Vorratskammer diente, denn die Schiedwand zwischen der Forstofa und dem Kove ist stets in Reiswerk ausgeführt. Als weiterer Zusatz tritt dann noch ein offener Laubengang, Skot, an die Längsseite des Hauses, der sich bisweilen auch an der Stirnseite fortsetzt und ein eigenes Dach hat. Dieses Stadium der Entwickelung vertritt das Haus aus Sätersdal in Bygdö, in welchem auch die innere Einrichtung mit dem aufgemauerten Herd, dem Schwingholz (Joya = Galgen), von dem der Kessel über das offene Feuer hängt, Bettkasten, Schrank, Tisch und Bänken ganz urtümlich erhalten ist (Abb. 8 u. 9).

3. Die Weiterbildung zum zweigeschossigen Haus vermittelte dann ein weitverbreiteter Typus, die Ramloftstue. Die Forstofa hat nämlich nicht das offene

Dach der Arestue, sondern eine Decke, und den Bodenraum darüber nannte man Ram, Raum, weil er als Vorratskammer diente. Es war ein Schritt der Konzentration, wenn man den Speicher (loft), den wir gleich kennen lernen werden, in Form eines Oberstockes an die Stelle des Rams legte. Man gewann so ein hübsches Oberzimmer, das nach der Überlieferung als Frauengemach (Kemenate) diente, doch auch als Gastzimmer bereit stand. Die Treppe liegt entweder in der Forstofa oder wie beim Speicher frei an der Längsseite. Dieser Haustyp ist besonders für Gudbrandsdal charakteristisch und das Museum in Lillehammer bietet trefflich erhaltene Beispiele (Abb. 1). Hier wurde auch das Ramloft zu einem vollen Oberstock erweitert; dabei traten kunstvoll geschnitzte Treppenhäuschen und Galerien vor die Längsseite, um den Verkehr zu vermitteln. Gerade an diesen äußeren Ansätzen und Anbauten merkt man die Scheu, durch Eingriffe in das Innere den alten Einraum der Stue zu stören. Der königliche Hof Bjölstad im Sjodal bietet drei reizende zweistöckige Häuser dieser Art. Eine zweite Möglichkeit der Raumentwickelung läßt sich an einem anderen Ramlofthaus aus Lohre in Lillehammer konstatieren (Abb. 10). Hier ist die ursprüngliche Forstofa zu einem Seitenzimmer der Stue geworden und nur von dieser aus zugänglich. Ihr ursprünglicher Charakter verrät sich aber darin, daß über ihr der Ramloft liegt mit der Treppe an der Schmalseite. Und andererseits ist aus dem Laufgang an der Längsseite (Skot) eine neue Eingangshalle entwickelt, von welcher zwei Gelasse (Kove) abgetrennt sind, sodaß als Forstofa nur der mittlere kleine Raum mit der äußeren und inneren Tür übrig bleibt.

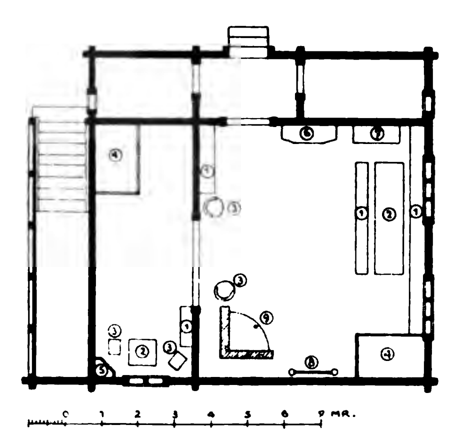


Abb. 10. Ramloftstue von Lohre in Lillehammer.
1. Bank — 2. Tisch — 3. Stuhl — 4. Bett — 5. Schrank — 6. Buffet — 7. Hochsitz — 8. Webstuhl — 9. Kamin

Auch im Innern bahnten sich gewisse Änderungen durch Verbesserung der Herdanlage an. König Olaf wird gerühmt, weil er von England her den Rauchofen eingeführt habe. Es ist dies eine Nische aus Stein oder Lehm, welche zwar auch den Rauch während der Feuerung ohne Schornstein in das offene Dach entläßt, dann aber die Wärme sehr lange nachhält. Solche Rögstuen sind besonders an den Küsten verbreitet. Endlich drang seit dem 10. Jh. aus den Städten der Kamin (Peis von pisalis) auf das Land. Er wird mit zwei massiven Wänden in eine Ecke, doch im Abstand von den Wänden aufgestellt (s. Abb. 10), der Ziegelschornstein durch das Dach geführt. Damit verschwand auch der Herd und das Windauge; es wird die flache Stubendecke eingezogen und zur Erhellung kleine Fenster durch die Wand geschnitten. Der Ehrensitz, früher dem Herd gegenüber an der geschlossenen Giebelseite, wird ebenfalls in eine Ecke verlegt. Aber wie bemerkt ist dadurch weder die Arestue noch die Rogstue ganz verdrängt worden. Die letzten Herdstuben sind um 1830 gebaut; jedenfalls ein seltenes Beispiel für die zähe Lebenskraft dieser uralten Wohnform.

4. Die Stofa der Vornehmen und Fürsten unterschied sich durch Größe und Bauart merklich von der des Bauern und nähert sich sehr der sächsischen Halle. Konstruktiv langte hier der Blockbau nicht mehr zu und das Stabwerk

trat an seine Stelle. Auch wurden zur Stütze des breiten Daches zwei Säulenreihen eingefügt, welche den Innenraum wie bei der kirchlichen Basilika in drei Schiffe und mehrere Traveen (Golfe) teilten. Im Mittelschiff lag der Herd, die Seitenschiffe waren wieder geteilt und durch einen Bretterboden erhöht, an den Wänden waren Schlafstätten angelegt, davor liefen die Sitzreihen, wobei die der rechten Seite für vornehmer galten und die des mittleren Golfes als Ehren- und Hochsitze durch besonders kunstvolle Ehrensäulen ausgezeichnet waren. Auch die Schmalseiten dieser vornehmen Stue sind mit Sitzreihen ausgestattet. Die Planbildung erinnert lebhaft an die Arena.

Eine jüngere Erscheinung ist die Ratsstube (hirðstofa), eine Begleiterscheinung des entwickelten Lehnswesens, die König Olaf Kyrre (1067—1093) eingeführt haben soll. Der wesentliche Unterschied liegt darin, daß der Hochsitz aus der Mitte an die Schmalseite, natürlich auf eine Estrade, verlegt wird, der Herd in eine Ecke daneben rückt und die Sitzreihen quer durch die Golfe gezogen werden, so daß sich der König und seine Mannen gegenübersaßen wie etwa der Prediger und die Zuhörer in einer protestantischen Saalkirche.

Im Grundriß mit der vornehmen Stofa fast gleichförmig ist das Schlafhaus (skáli), dreischiffig, mit dem Herd in der Mitte, nur daß die Sitzreihen fehlen und die Quersitze der Schmalseiten durch Schlafkammern für den Fürsten und seine Familie ersetzt werden. Wie bei der Ramloftstue erweiterte man auch hier den Raum durch einen Hängeboden über der Vorhalle und entwickelte ihn zu einem vollen Obergeschoß, den die Sagadichter Loptskemma nennen und als Aufenthalt der Fürstentöchter und ihrer Frauen schildern.

5. Der Speicher (loft, búr) ist in seiner einfachsten Form ein kleines Blockhäuschen nach Art der alpinen Heustadeln mit vorspringendem Dach und Kriechloch an der Stirnseite. Er steht auf einem Unterschlag von einzelnen Steinen und einem Sockelrähm, das in kurze Pfosten verzapft ist. Der lichtlose Innenraum dient zur Aufbewahrung von allerhand Gegenständen. Häufig ist nun noch ein ebenso niedriges Obergeschoß aufgesetzt, meist in Reiswerk ausgeführt, auf einer Leiter oder Treppe zugänglich und zum Schlafraum bestimmt. Geräumiger wird es durch Auskragung, wie an dem Beispiel in Bigdö ersichtlich ist. Viel häufiger ist aber die Auskragung benutzt, um einen zwei- oder dreiseitigen Umgang zu gewinnen, auf welchen die Treppe mündet und der über der Brüstung in zierlichen, rundbogigen Arkadenfensterchen geöffnet ist. Auch ist hier eine Schlafstätte für den Tagwächter, welcher die Schläfer am Morgen zu erwecken hat. Denn das Innere ist lichtlos und hat als Ausstattung lediglich einige Bettladen, Schränke und eine Bank an den Wänden entlang. Die Heimat der Speicherbauten ist besonders Telemarken, wo sie im Sommer auch als Gasthäuser dienen. Neben einfachen Bedürfnisformen kommen auch reichere vor, an denen die Eck- und Fenstersäulchen architektonisch gegliedert und die Rahmhölzer mit Flachornament bedeckt sind (Abb. 2).

Über das Kochhaus verraten die Veröffentlichungen anscheinend nichts. Dagegen ist der bis in die Gegenwart lebendige Betrieb des Gemeindebadehauses, welches höchst naiv von beiden Geschlechtern benutzt und ebenso wie bei den Angelsachsen mit Wasserdampfofen eingerichtet ist, aus den anziehenden Schilderungen der Reisenden bekannt.

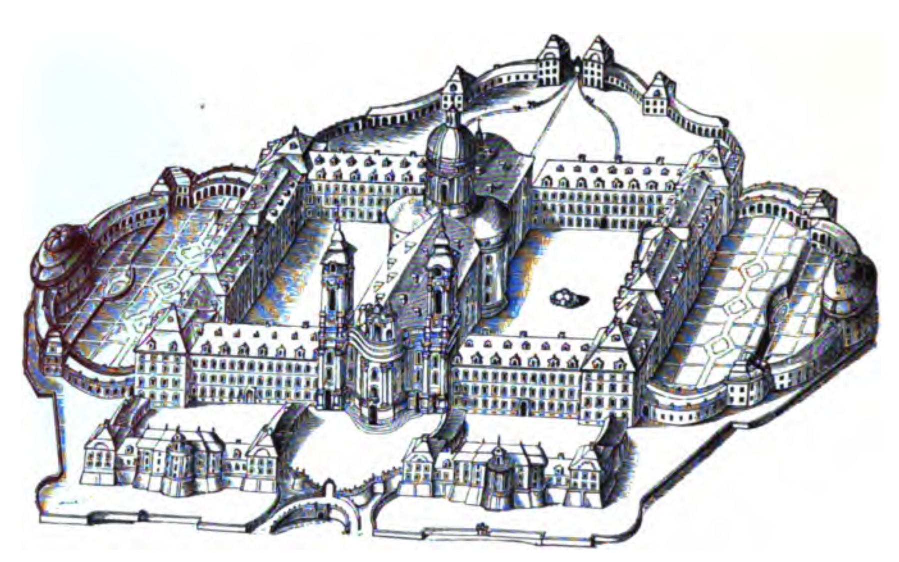


Abb. 11. Kloster Weingarten. (Zu S. 28.)

ZWEITES KAPITEL

DAS KLOSTER

A. LENOIR, Archit. monast. Par. 1846. — J. v. SCHLOSSER, Die abendl. Klosteranlagen d. frühen Ma. Wien 1889. — G. HAGER, Zur Gesch. d. abendl. Klosteranl. Zs. f. chr. K. XIV, 97. — J. NEUWIRTH, Die Bautätigk. d. Klöster St. Gallen, Reichenau u. Petershausen S.A.W. CVI (1884). — STEPHANI II, 13, 393.

ür die Grundlegung und Entwickelung des Profanbaues in Deutschland ist die Klosterbaukunst in mehreren Hinsichten von entscheidender Bedeutung. Zunächst brachten die Mönche bei aller Einfachheit ihrer Lebensweise eine höhere, verfeinerte Kultur des Wohnens selbst in abgelegenen Gegenden und machten ihre Siedelungen zu Musterbildern und Brennpunkten des Fortschrittes. Stellen wir uns die Höfe oder Schlösser fränkischer und sächsischer Edlen und Fürsten immer so glanzvoll vor, als wir es nach dem Vorbemerkten verantworten können, so mußten sie doch verblassen vor den Denkmälern der stetig und planvoll arbeitenden Klosterkunst, die in ihrer festen Organisation, in ihrer sicheren Anlehnung an vornehme Ideale, und immer bedient von den eigenen, willigen, geschicktesten Händen, auch den geringsten Mönch in einen Rahmen versetzte, wie ihn die Könige kaum besser schaffen konnten. Wenn bis zum 13. Jh. so häufig die tapfersten Männer der Zeit aus ihrer Heldenlaufbahn den Schritt ins Kloster lenken, namentlich aber die Frauenwelt in einer fast krankhaften Begeisterung für das Klosterleben erglüht, so wirkt eben neben dem asketischen Sinn die Sehnsucht nach dem ruhigen, geregelten, künstlerisch gehobenem Lebensideal mit, das die Klostermauern umschlossen. Das zweite, wesentliche Moment ist der allmähliche Übergang zum Steinbau. Gewiß haben sich auch die

Mönche der nationaldeutschen Holzkonstruktionen bei den ersten Gründungsbauten bedient und sie für Wirtschaftsbauten auch späterhin angewandt, aber das war immer nur die Hülle, der erste Einschlag, unter dem der massive Mauerbau alsbald in Angriff genommen wurde. Hiermit ist überhaupt erst ein monumentaler Sinn in Deutschland eingekehrt, der ernste Wunsch und die Opferfreudigkeit, nicht nur für den Sohn und Enkel, sondern für Jahrhunderte zu bauen. Ja bei den rein wirtschaftlichen Orden, in erster Linie bei Zisterziensern ist diese Gesinnung so stark, daß selbst die untergeordneten Anlagen, die Grangien, Schäfereien, Scheuern, Zinshäuser, Mühlen u. dergl. in Quadern aufgeführt wurden und alle technischen Bauten der Handwerke und Fabriken hier ihre Vorbilder erhielten. Hiermit hängt es innig zusammen, daß die am kirchlichen Monumentalbau ausgeprägten Formen, Portale, Fenster, Gesimse, Decken, Giebel usw. einfach in den Profanbau übergingen; natürlich, denn die technischen Kräfte, Meister und Gewerke, waren vorerst in beiden Gattungen dieselben. Sie genossen ihre Schulung auf dem Werkplatz der Kirche und bedienten sich der hier erlernten Formsprache bei allen Aufgaben, die sich über den reinen Nutzbau erhoben. Wir haben bis zum Ausgang der Gotik eine so vollkommene Einheit des Stils, wie sie dann erst im Barock wieder erreicht wurde, wo umgekehrt der Profanbau, der Palaststil, den Kirchenbau beherrscht. Für diese Entwickelung ist aber die klösterliche Baukunst grundlegend und bestimmend. Denn hier wurden zuerst und in großer Anzahl Wohnbauten aller Art, Zellen, Säle, Hallen, offene Wandelgänge, Wärmstuben, Küchen, Keller, Kranken- und Gasthäuser in monumentaler Art aufgeführt und mit leiser Umbildung kirchlicher Formen, auch mit gewissen Neuschöpfungen stilistisch so durchgebildet, daß dem Profanstil nichts zu tun übrig blieb. Über diese schöpferische Kulturtat des Klosters kann man sich nur täuschen, wenn man etwa eine Gruppe von Denkmälern, Pfalzen, Burgen oder Bürgerhäuser aus dem Zusammenhang herauslöst und als unabhängige baukünstlerische Größen für sich betrachtet. Natürlich wissen wir auch, daß der innere Organismus des deutschen Hauses, der Pfalz, der Burg usw. hiervon nicht berührt wurde und daß sich viele Motive am Profanbau selbständig entwickeln und ihrerseits wieder den kirchlichen Stil befruchten. Hierfür bietet der Backsteinbau und auch die Holzbaukunst belehrende Beispiele.

I. Die Gesamtanlage.

1. Das abendländische Klosterleben hat sein Gepräge durch Benedikt v. Nursia († 543) erhalten. Mit einem großartig naiven Ahnungsvermögen hatte er eine Organisation der Frömmigkeit und Arbeit, der Weltflucht und Weltfreudigkeit entworfen, die der nordischen Welt für lange Jahrhunderte viel nötiger war als seiner Heimat Italien. Sein Kloster ist eine Mönchsstadt, wo die Askese und die Gelehrsamkeit, die schönen Künste, die Industriearbeit und die Landwirtschaft, Schule, Erziehung und Handel, Politik und Staatsdienst ihre Heimstätte und ihre belebenden Brennpunkte fanden[1]). Aus zeitweiser Verwilderung erneuerte und

1) Kap. 66 seiner Regel: Monasterium autem si fieri potest, ita debet construi, ut omnia necessaria id est aqua, molendinum, hortus, pistrinum vel artes diversae intra monasterium exerceantur.

verjüngte sich das Mönchtum immer wieder durch Erneuerung der Regel Benedikts. Klunyazenser und Zisterzienser haben sich nie anders als die wahren Jünger von Monte Cassino gefühlt. Erst die Bettelmönche haben, nicht zum Vorteil der allgemeinen Kultur, das unbedingte Ansehen des Mönchsvaters alteriert. Schon der Bauplatz wurde mit größter praktischer Umsicht gewählt und oftmals eine begonnene Gründung verlassen, wenn sich spätere Nachteile des Geländes herausstellten. Fruchtbarkeit des umgebenden Acker- und Wiesenlandes, Wasserreichtum für den Betrieb von Mühlen und Werkstätten, für die Bewässerung der Gärten und für die Speisung großer Fischteiche, die Nähe von Wald und guten Steinbrüchen, eine gesunde Höhenlage, Geräumigkeit und natürliche Festigkeit des Klosterbezirkes, auch die vorsichtige Mittelferne eines Straßenzuges — das waren die Bedingungen, welche die Gründer an eine Baustätte stellten. Dieselbe bewährte Praxis zeigt sich weiter in der Austragung des Planes, welcher genau auf die soziale Gliederung, die Beschäftigung und die Pflichten der Klosterfamilie zugeschnitten ist. Fast überall ist die Dreiteilung in Wirtschaftshof, Klausur, Kranken- und Studienviertel durchgeführt. Den eigentlichen Kern bildet das Gebäudeviereck der Klausur mit dem Kreuzgang, der einerseits durch die Kirche, an drei Seiten durch die Wohn- und Versammlungsräume der Mönche begrenzt ist. Frühzeitig schon ist die Abtswohnung der unabhängigen Würde des Regenten entsprechend aus der Klausur herausgezogen und setzt sich bald vor, bald neben, bald hinter die Kirche an. In ihrer Nähe hält sich gern das Gasthaus für Standespersonen. Eine scharfe Linie trennt jedenfalls den Wirtschaftshof mit den Gebäuden landwirtschaftlichen und gewerblichen Betriebes, wo sich die lärmende Arbeit, der Geschäfts- und Fremdenverkehr abspielten. An die Rückseite der Klausur ist hingegen ein Gebäudekomplex verlegt, dessen Insassen sich größter Ruhe und Abgeschiedenheit erfreuen sollten, das Krankenhaus mit besonderer Kapelle, Wohnung und Schule der Novizen, oft auch die Abtei und die mancherlei Gärten, welche die einzelnen Häuser lieblich umrahmen.

2. Die Disposition scheint schon in Monte Cassino durchgebildet zu sein, denn so weit wir sehen, halten sich alle jüngeren Abteien an ein Musterschema, das nur geringe örtlich bedingte Abweichungen erlaubt. Hierzu gehört es, daß der Kreuzgang, der im sonnigen Süden meist in den Schatten der Kirche an die Nordseite verlegt wurde, im rauheren Norden gern an die Südseite tritt. Mit dieser Modifikation können wir die Entwickelung von Gemeticum 655 über Fontanella (822—33) und Centula bis auf die wichtigste Quelle unserer Kenntnis verfolgen, den Bauriß von St. Gallen (830, Abb. 12)[1]. Er ist der Idealplan einer großen Abtei jener Zeit und für uns um so wertvoller, als nicht nur die Lage und Bestimmung der Bauten im allgemeinen, sondern auch ihre innere Einrichtung zeichnerisch und inschriftlich angedeutet sind.

Die scharfe Dreiteilung ist leicht erkennbar. Auch wird man herausfühlen, daß die Kirche als Bindeglied der drei Sektionen, als Rückgrat der Glieder angesehen wurde und von allen Seiten leicht zugänglich sein sollte. Besonders liebevoll ist hier das östliche

1) KELLER, Der Bauriß des Klosters St. Gallen. Zürich 1844. Weitere Lit. bei STEPHANI II, 21.

Viertel durchgebildet. Eine Doppelkapelle östlich für die Novizen, westlich für die Kranken, mit besonderen Eingängen für beide, scheidet die Häusergruppe der Kranken vom Noviziat. Dieses, wie das eigentliche Krankenhaus (e), ist ganz wie die Klausur um einen Kreuzgang gruppiert und beide sind ziemlich symmetrisch aufgeteilt. Im Krankenhaus ist der Ostflügel für die Leichtkranken bestimmt, denen ein gemeinsamer Schlafsaal (dormitorium) mit Aborten und ein heizbares Wohnzimmer (pisalis) mit Kamin und Rauchfang diente. Gegenüber im Westflügel liegt der Speisesaal und eine Kammer, links ist die Wohnung des Direktors (domus magistri) und ein Zimmer für Schwerkranke (locus valde infirmorum). Im Noviziat sind die entsprechenden Räume des Ost- und Westflügels ebenso bezeichnet, im rechten wohnt, dem Direktor des Krankenhauses gegenüber, der Novizenmeister, daneben ist eine Krankenstube für Schüler. Jede dieser Anstalten hat nebeneinander ihre besondere Küche und ihr Badehaus t, t. Links neben dem Krankenhaus finden wir ein Aderlaßhaus (domus sanguinem minuentium) b' mit vier Öfen in den Ecken und Latrine, weiterhin das Doktorhaus (domus medicorum), wo neben der Wohnung des Arztes die Apotheke (armarium pigmentorum) und ein Gemach für lagerhaft Kranke (cubiculum valde infirmorum), die der ständigen Nähe des Arztes bedürfen, vorgesehen ist; und den Abschluß bildet ein Arzneigarten (herbularius). Die ganze Anlage ist so zweckmäßig und menschenfreundlich gedacht wie nur irgend eine moderne Heilanstalt. Rechts vom Novizenhaus liegt der Friedhof, in dessen Mitte ein großes Kreuz, »das edelste Holz«, emporragt, während Frucht- und Zierbäume die Gräber der Brüder überschatten. Hieran schließt sich der Gemüsegarten mit achtzehn Beeten, davor das Gärtnerhaus (b, b') mit einem Werkzeug- und Samenlager und weiter zwei Rundbauten für die Hühner und Gänse, dazwischen das Haus des Wärters (f).

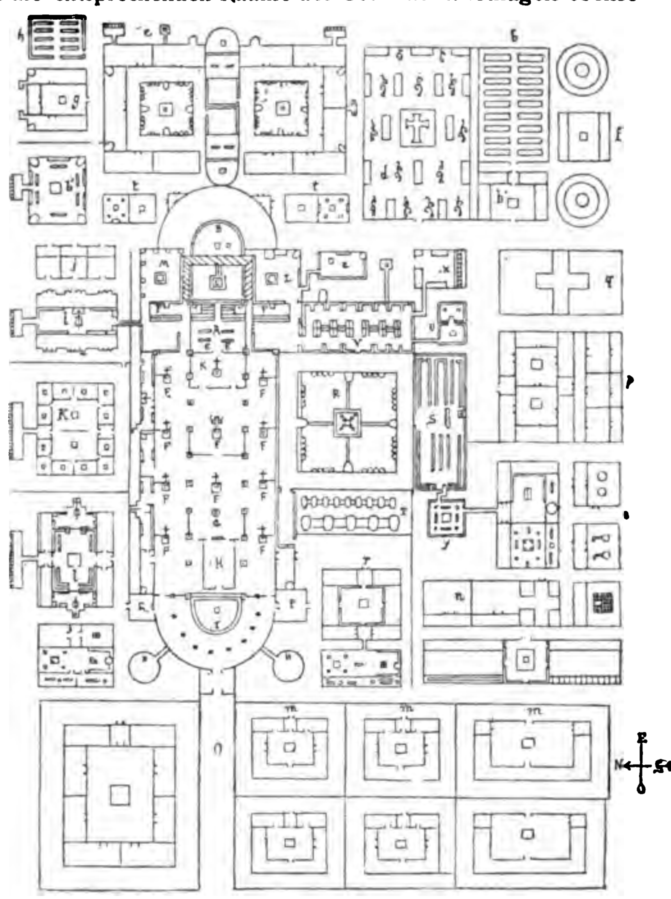


Abb. 12. Bauriß von St. Gallen.

Den Kern des mittleren Reviers bildet die Klausur, die Mönchskaserne. Drei Gebäudeflügel schließen mit der Kirche einen Hof (oder besser Garten) ein, innerlich durch eine ringsumlaufende Arkadenhalle, den Kreuzgang, miteinander verbunden. Vier Rundbogentüren führen an den Seiten mitten in den Garten, durch zwei rechtwinklig sich schneidende Wege miteinander verbunden. Die Mitte bezeichnet ein Sefibaum (savina). Der Arm an der Kirche ist insofern ausgezeichnet als er der Anweisung des Planes zufolge den Beratungen der frommen Schar dienen soll (Hinc pia consilium pertractet turba salubre), also ein Ersatz des Kapitelsaals, wie es im wärmeren Klima Italiens oder Frankreichs wohl

durchführbar sein mochte. Aber weder in St. Gallen noch sonstwo in deutschen Klöstern hören wir von diesem Gebrauch. Wohl aber lesen wir, daß bei den Hirsauern die abendlichen Lektionen, bei den Zisterziensern auch das mandatum hierher verlegt wurde und daß man bei Kollegiatkirchen Gerichtssitzungen hier abhielt. Daher ist dieser Arm später oft zweischiffig, an der Kirchenseite mit steinernen Sitzbänken, an der Hofseite mit dem Scheerbrunnen und mit zwei Ausgußbecken (piscina) versehen und wird mehrfach mit dem Namen Lesegang (collatio) belegt. In der westlichen Fortsetzung dieses Armes, zwischen Keller und Kirche, finden wir eine schmale Ein- und Durchgangshalle, die zugleich als Sprechzimmer (ad colloquendum cum hospitibus) und zur Abhaltung der Fußwaschung (ad mandatum faciendum) dienen sollte; davor ein Gelaß für den Almosenier (pausatio procuratoris pauperum).

Den ganzen Ostflügel nimmt das Wohnhaus (v) der Mönche ein; es ist zweigeschossig und hat unten einen großen heizbaren Saal (calefactoria domus), mit Tischen und Bänken reichlich ausgestattet, oben den gemeinsamen Schlafsaal der Brüder (dormitorium). An der südlichen Giebelseite liegen getrennt und doch bequem zugänglich die Latrine (x) mit neun Sitzen und einer Nachtleuchte (lucerna) in der Ecke, und das Wasch- und Badehaus (u), das wiederum sehr zweckmäßig in ein Warmluftbad (balneatorium) mit zwei Stieböfen und ein Kaltbad (frigidarium) zerlegt ist und wohl in nächster Verbindung mit dem Schlafsaal stehen sollte. Die Südfront der Klausur nimmt der große Speisesaal (refectorium) (s) ein. Er behauptet auch später immer diese der Kirche abgekehrte Stelle, um von ihr das Geräusch der Mahlzeiten und den Geruch der Speisen fernzuhalten. An den Wänden ziehen sich Bänke (scamna) und Tische hin, in der Mitte der Außenwand durch das Pult des Vorlesers (analogium), an der westlichen Schmalseite durch die Küchentür und einen Geschirrschrank unterbrochen. Vor dem Pult ist ein Ehrentisch für Gäste aufgestellt und östlich davon die lange hufeisenförmige Tafel, an deren Ende der Abt, alles überschauend, präsidiert. Im Obergeschoß liegt die Kleiderkammer (vestiarium) der Bruderschaft. Die Küche (coquina) mit einem Herd (fornax) in der Mitte ist so in die Südwestecke gelegt, daß sie mit dem Keller (r), dem Hofe und dem Back- und Brauhaus (o) in bequemster Verbindung steht. Über dem Keller sind Speck- und Vorratskammern vorgesehen. — In dieser Gruppierung ist die Klausur ein fester Bestandteil der klösterlichen Baukunst geworden und hat sich, geringe Verschiebungen abgerechnet, bis zur Renaissance erhalten.

Die Gasse an der Nordseite der Kirche bildet ein vornehmes Viertel, rechts eingefaßt durch die an die Kirche angebauten Häuser des Pförtners (caminata portarii, daneben sein Schlafzimmer, cubile, und die Studierstube, secretum), des Schulvorstehers (mansio capitis scolae mit dormitorium) und fremder Brüder (susceptio fratrum supervenientium), links durch das Gasthaus für Vornehme (l) mit vorliegendem eignen Back-, Brau- und Kochhaus, die Klosterschule (k), die Abtei (i) mit einem Dienerhaus (j). Auf die Gestaltung einzelner Häuser kommen wir zurück. Südlich liegt vor der Klausur das gewöhnliche Hospiz für Pilger und Arme (r), ebenfalls mit Brau- und Backhaus, weiter dehnt sich rechts die Handwerkerstadt zwischen dem Wirtschaftshof bis zum Garten aus. Die Reihe beginnt auffallenderweise mit der Tenne (q), die man doch eher am entgegengesetzten Ende suchen würde. Ein kreuzförmiger Dreschboden ist von Getreidepansen umgeben. Das Handwerkerhaus (p) vereinigt die Werkstätten der Leder- und Metallarbeiter, Walker, Gerber, Schilderer (scutarii), Sattler, Schuster und der Grob-, Gold-, Kupferschmiede und Schwertfeger. Die Brauerei (o) mit anstoßender Bäckerei hat hinter sich eine Handmühle mit zwei Steinen und eine Stampfmühle mit zwei Mörsern (pilae), davor liegt das Haus der Böttcher (tunnarii) (n) und Drechsler (tornarii, wohl mehr Stellmacher) zugleich mit einer Malzscheuer, getrennt davon die Malzdarre. Den Abschluß bildet der Stuten- und Ochsenstall, in dessen Mitte die Wohnung der Ochsen- und Pferdeknechte, darüber Heuböden.

Der Wirtschaftshof (m), welchen der Haupteingang (o) durchschneidet, ist rechts mit Ställen in sechs Quartieren besetzt für Schafe, Ziegen, Kühe, Schweine, Stuten und

Füllen; die Ecke am Tor nimmt das Gesindehaus (domus famuliae) ein. Jenseits des Weges ist ein großer Fahrnisschuppen anzunehmen, dessen Grundriß ein schreibbeflissener Mönch späterer Zeit wegradiert und überschrieben hat.

Der Plan von St. Gallen ist nicht etwa ein ideales Zukunftsprogramm, die Chronisten belehren uns vielmehr, daß sich das Leben einer großen Abtei durchaus in dem hier bezeichneten weiten sozialen Rahmen abspielte. Für unsere Zwecke ist besonders die Erkenntnis wichtig, daß sich die klösterlichen Baukünstler mit allen möglichen Aufgaben der profanen Architektur — die Befestigungsanlagen eingeschlossen — befassen mußten und für alle Gattungen derselben vom vornehmen Wohnbau herab bis zu Ställen und Taubenhäusern ihre Vorbilder aufstellten. Es ist deshalb belehrend, einige Typen der Wohnbauten des St. Gallener Planes nach Aufbau und innerer Einrichtung zu betrachten.

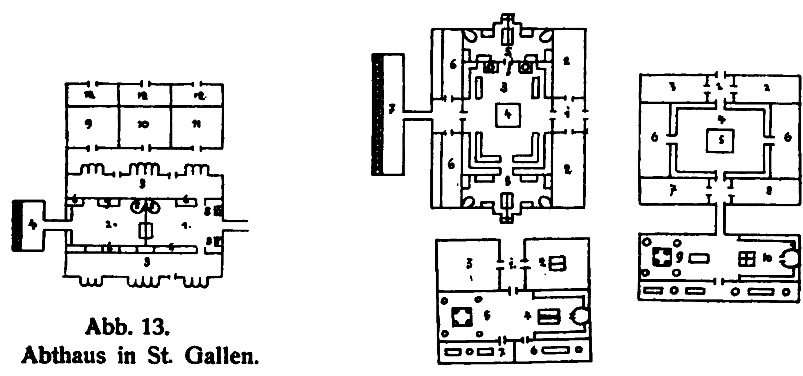


Abb. 13. Abthaus in St. Gallen.

Abb. 14. Vornehmes Gasthaus und Armenherberge in St. Gallen.

Das Abthaus (Abb. 13) kann als Beispiel einer vornehmen Einzelwohnung gelten Es besteht aus dem Wohnzimmer (mansio) (1) und dem Schlafzimmer (dormitorium) (2), in welchem Wandbänke (6), Öfen (caminata) (5), Schränke (toregemata) (8) und das Bett (7) angedeutet sind. Im Obergeschoß liegt über der mansio ein Söller (solarium) und über dem dormitorium Kammern. An beiden Längsseiten sind Säulenhallen (porticus) mit Arkadenfenstern angelegt etwa analog den nordischen Laufgängen (skot). In die Wirklichkeit übersetzt würde das Haus der Ramloftstuga nahe kommen. Hierzu gehört aber noch ein Abtritt (4), durch einen bedeckten Gang mit dem Schlafzimmer verbunden, und ein Nebengebäude, in welchem das Badezimmer (balnea) (9), die Speisekammer (cellaria) (10) und die Küche (11), dahinter mit rückseitigen Eingängen drei Schlafzimmer für die Dienerschaft (12) untergebracht sind.

Das vornehme Gasthaus (Abb. 14) ist im Kern eine Herdstube, längs- und stirnseitig von (niedrigen) Anbauten eingefaßt. Neben der Vorflur (1) liegen die Kammern der Dienerschaft (2). Der große mittlere Raum (3) ist mit einem Herd (4) (locus foci), Wandbänken, Tischen und Schränken als gemeinsame Wohnstube gedacht. An den Schmalseiten liegen die Schlafzimmer (5) (caminata cum lectis) je mit zwei Öfen und austretenden Aborten. Sehr merkwürdig ist es, daß der rückseitige Ausbau (6) zu Pferdeställen (stabula caballorum) mit ihren Krippen bestimmt ist. Man kann das nur verstehen aus einer Zeit heraus, wo Mann und Roß noch innig verwachsen waren und weder das Pferdeparfüm noch das nächtliche Stampfen nervöse Zuckungen erregte. Die vorgebaute Latrine (7) ist mit achtzehn Sitzen bezeichnet. Hiernach dürften die Schlafzimmer auf je neun Betten berechnet sein. Das Seitengebäude enthält neben der Flur (1) die Küche (2) (in deren Mitte ein Tisch), gegenüber die Speisekammer (promptuarium) (3), dahinter das Backhaus (pistrinum) (4) mit

Tisch und Backofen und das Brauhaus (5) mit dem Sudkessel; in der Mehlkammer (6) findet sich ein Backtrog, der entsprechende Nebenraum (7) ist für die Kühlung des Bieres bestimmt. Wirtschaftlich behauptete das Hospiz also eine volle, etwas befremdende Selbständigkeit, aber wir finden sie in demselben Maße bei der Armenherberge; und die Verbindung von Back- und Brauhaus mit gleicher Inneneinrichtung ist auch in der Anlage neben der Brüderküche (o des Planes) getroffen. Auffälligerweise fehlt aber bei den Hospizen eine so bezeichnete Badegelegenheit. Wahrscheinlich konnten die Braustuben hierzu benutzt werden. Denn die vier eingezeichneten Kreise entsprechen ganz den Stieböfen im Bad der Kranken und Novizen.

In der Art der Hospize sind nun auch alle übrigen Wohnhäuser angelegt. Immer bildet den Kern die ungefähr quadratische Herdstube (ipsa domus), die an vier Seiten wie bei der Schule und bei der Fabrik oder an drei Seiten wie beim Ärzte- und Gärtnerhaus, oder nur an zwei Seiten wie beim Haus der Geflügelwärter von schmalen Anbauten umgeben ist, in denen teils Privatzimmer, teils Schlafkammern, Werkstätten, Schuppen, Ställe und dergleichen untergebracht sind. Für den Aufbau ergeben sich zwei Möglichkeiten. Man kann sich alles unter einem Dach denken. Dann würde die Herdstube meist ohne direktes Licht sein und hierfür spricht es, daß einigemale ihre Stelle mit testudo beschrieben ist, worunter man sich ein Oberlicht, ein gehobenes »Windauge« vorstellen muß. Oder die Anbauten sind niedriger und mit Pultdächern gedeckt, so daß in der Oberwand der Herdstube Raum für kleine Fenster bleibt. Die Entscheidung zwischen beiden Möglichkeiten ist nicht leicht, übrigens auch nicht ausschließend zu fällen.



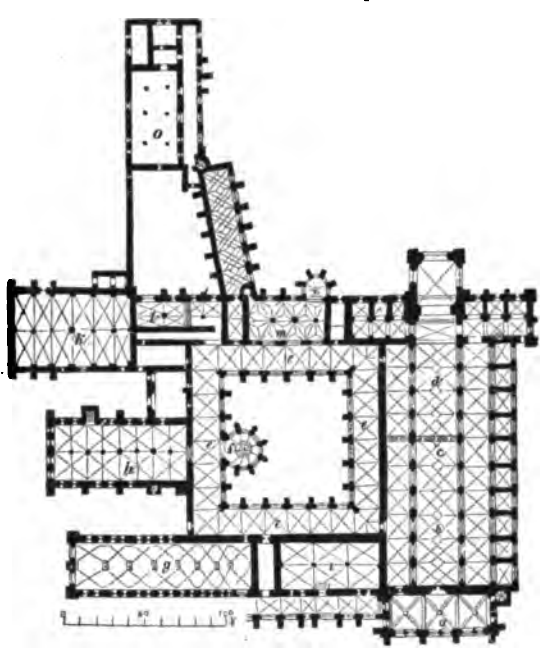
Abb. 15. Rekonstruktion des Klosters St. Gallen nach Lasius.

Aber jedenfalls haben wir den nordischen, germanischen Haustyp vor uns auf einer Entwickelungsstufe, wo er noch nicht zum Geschoßbau gelangt war[1]). Das einzige entwickeltere Wohnhaus ist die Abtei. Hier ist der offene Herd und die Lichtöffnung aufgegeben. Die beiden Zimmer haben Seitenlicht von den Arkaden her und tragen Obergeschosse.

3. Die weitere Entwickelung der Klosteranlage verläuft wie bemerkt in geringen Modifikationen der karolingischen Vorbilder, auf welche gerade die Reformorden immer wieder zurückgriffen. Von Cluny selbst wissen wir nichts, aber der Plan von Farfa im Sabinergebirge, rekonstruiert nach den genauen Angaben des Ordo Farfensis (M. G. SS. XI. 546) Anfang 11. Jh. deckt sich in den wesentlichen Punkten mit St. Gallen und dasselbe gilt von dem ersten und wichtigsten Reformkloster in Deutschland, St. Peter in Hirsau 1069. Nur ist zu bemerken, daß das östliche Quartier langsam verkümmert. Die Klosterschulen verfielen, ein Auditorium für Novizen wurde neben das Kapitel gelegt. Von den medizinischen

1) Auch die starke Betonung der Viehzucht, besonders der Pferdezucht, sowie der Mangel eines Kelterhauses deuten auf nordische Verhältnisse.

Häusern ist weiter keine Rede. Es bleibt nur das Krankenhaus, dessen Kapelle als Marienkirche senkrecht an das Kapitel angesetzt wird. Und fast überall tritt der Friedhof an die Kirche heran, die östliche und die Hälfte einer Langseite umschließend. Um so mehr wächst sich nun der Wirtschaftshof zu stattlicher Größe aus, zumal ein neues Element in die Klosterverfassung eingefügt wird, das Institut der Laienbrüder, an Zahl den Mönchen oft überlegen. Die Gruppierung dieses Teiles nimmt die Form etwa eines großen Rittergutes an. Die Hauptwirtschaftsgebäude und Fabriken werden am Rand des Klosterbezirkes Giebel an Giebel aneinander gereiht, andere stehen zerstreut nach Bedürfnis und Gelegenheit in diesem so entstehenden Hofe. Das Gasthaus und eine Fremdenkapelle rücken an das Torhaus, und eine Ringmauer mit Ecktürmen umschließt das Ganze. Bei den Zisterziensern tritt das landwirtschaftliche und gewerbliche Interesse noch mehr in den Vordergrund. Die liebevolle Pflege des Garten-, Obst- und Weinbaues erforderte neue Anlagen, Fruchthäuser, Keltern, Küfereien; die intensiv betriebene Schafzucht bot die Unterlage zum fabrikmäßigen Betrieb der Wollspinnerei und des Tuchhandels. Und vor allem, der gediegene Sinn, der wachsende Reichtum spornte diese Leute an, dauerhaft in Stein zu bauen, selbst an Scheuern und Ställen gutes Quaderwerk nicht zu schonen und allen Schöpfungen ihrer Hand einen Hauch von Schönheit zu verleihen.


Abb. 16. Grundriß der Klausur in Maulbronn.

Einen klaren Einblick in diese Verhältnisse, doch zugleich mit ihrer Weiterbildung bis zur Reformation, gewähren einige leidlich gut erhaltne Abteien, Bebenhausen, Pforte, Lokkum, Riddagshausen, besonders aber Maulbronn (Abb. 16). Hier spüren wir den Geist des Fortschritts schon kräftig im Plan der Klausur. Unberührt ist eigentlich nur die Ostseite, wo der Kapitelsaal (m) mit kleiner Johanniskapelle (n), ein Durchgang und die Bruderhalle (l) nebeneinander liegen. Die ganze Westfront ist dagegen den Laienbrüdern eingeräumt. Der Keller (i) trägt ein Winterrefektorium, das Sommerrefektorium (g) über sich die Wohn- und Schlafsäle, daneben die Küche. Da die Konversen die Klausur nicht betreten durften, so ist vor ihrem Hause ein Verbindungsgang zur Vorhalle der Kirche angelegt. Noch eigenartiger ist die Umgestaltung der Mönchshäuser, die wegen Platzmangels senkrecht auf den Kreuzgang gestellt sind, zunächst das Refektorium (h), daneben eine Wärmstube (calefactorium) und im Anschluß an die Brüderhalle (l), die man als eigentlichen Wohnraum ansehen kann, der Herrenkeller (k), darüber der gemeinsame Schlafsaal (Dorment). Die alte Abtei ist nur dem Grundriß nach bekannt, dagegen aus romanischer Zeit noch wohlerhalten das Herrenhaus (o) (auch Fürstenstube, Herrenbad genannt), das vornehme Gasthaus und Absteigequartier der Schirmvögte. Es besteht aus einem großen Saal und drei kleineren Gemächern, davor läuft ein Korridor mit gekuppelten

Fenstern. Es ist ganz die Disposition wie bei den romanischen Palästen. Ein Bad oder »Scheerbrunnen« erstreckte sich von da in den Garten hinaus. In spätgotischer Zeit (1493) ist die Wandelhalle (parlatorium), eine Art Foyer, entstanden, worin den Mönchen gestattet war, untereinander und mit Freunden zwanglos zu verkehren.

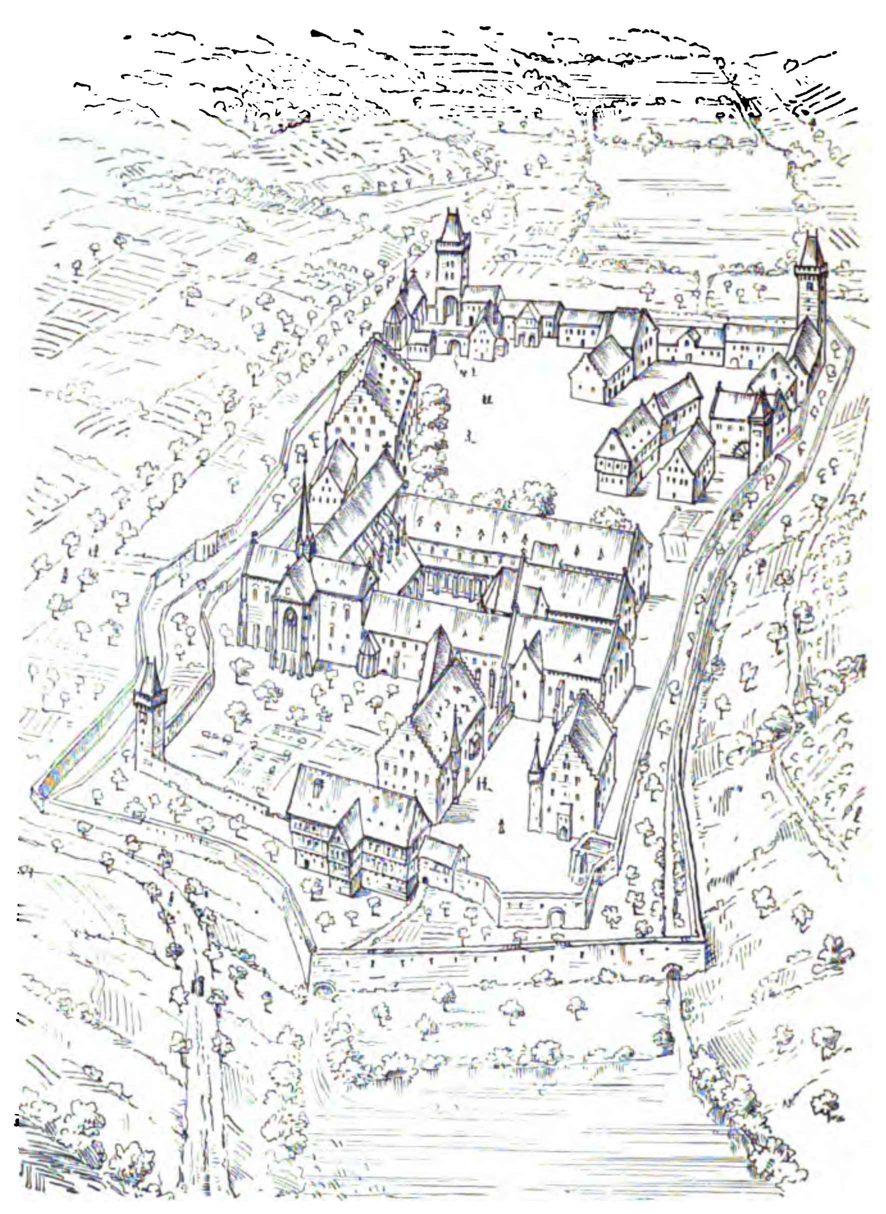


Abb. 17. Abtei Maulbronn nach Paulus.

Die Einsicht in den ganzen Klosterbezirk gewährt Abb. 17. Wir sehen hier den doppelten Mauerzug, das mit einem starken Turm überbaute Torhaus, daneben die Trinitatiskapelle für Gesinde und Fremde, rechts angelehnt die Herberge mit Stallung und das Frühmesserhaus, die Gruppe durch das innere Torhaus zu einer Art Barbakane geschlossen.

Links folgen dem Mauerzug die Küferei, das stattliche Fruchthaus mit der Kelter und die Weingartmeisterei, rechts die Wagnerei und Schmiede und mehrere Ökonomiegebäude, von denen in den Hof springt der Marstall und der Haberkasten, eine (jetzt abgetragene) Fruchtschütte. Die Ecke ist mit dem Hexenturm besetzt, hieran schließt sich der Melkstall und die Mühle mit dem Backhaus, davor der Mühlenturm. Im Hof stehen dann die Pfisterei, die Speisemeisterei und das Gesindehaus. Vorn im Zug der inneren Mauer ist an der Stelle des alten Krankenhauses im 16. Jh. ein reiches Fachwerkhaus, die Pfründnerei, aufgeführt, rechts vor dem Herrenhaus das herzogl. Schloß von 1588.

Um die kleinen Varianten in der Verwandtschaft durch einige Beispiele zu belegen, geben wir kürzlich die Reihe der Klausurgebäude an, stets mit dem Westarm beginnend: Pforte (1140): Laienrefektorium, darüber Zellen, davor ein kleines Sprechzimmer und eine Halle, die zu einem Haus unbekannter Bestimmung führt (ob Herberge?), Eingang; Coenaculum, darüber Dormitorium, davor westlich drei gewölbte Keller, Küche. Vor dieser ein Vorratshaus (promptuarium); Durchgänge und Treppe, Kapitel, darüber Krankensaal, Sakristei. An die genannten Durchgänge setzt nach Osten ein zweiter Keller, darüber (neuere) unbestimmte Räume, quer rückwärts liegt die Abtei vor, an diese stößt eine kleine Kapelle. — Loccum (1163): Promptuarium, Küche; Refektorium, Wärmstube, Vorzimmer; Kapitel, Keller. — Ilseburg (1161—76): Westarm zerstört, Refektorium, Wärmstube mit Kamin; kleines Zimmer, Kapitel, Sakristei, darüber Schlafsaal. — Bebenhausen (1190): Laienrefektorium, Winterrefektorium, Küche; Sommerrefektorium, Fraterie, Durchgang, Parlatorium, Durchgang, Kapitel mit kleiner Kapelle. — Bronnbach: Cellarium, Durchgang, Laienrefektorium; Küche, Refektorium (erst von 1724) wie in Maulbronn mit der Schmalseite angesetzt; Parlatorium, Kapitel (1190), Sakristei. Das Schema ist im großen und ganzen fest und nähert sich zuweilen dem Plan von St. Gallen bis zu scheinbarer Kopie. Hieran ändern auch nichts die oft so unsinnigen Bezeichnungen, welche neuere Forscher einzelnen Teilen zu geben belieben, deren Namen in der Überlieferung erloschen sind. Über die Anlagen des äußeren Bezirks unterrichten uns nur wenige Beispiele, da die Höfe meist abgetragen sind. Aber mit Maulbronn stimmt in vieler Hinsicht Pforte, wo die Westseite in breiter Front mit teilweise noch romanischen Bauten besetzt ist; neben dem Torhaus mit vermutlicher Pförtnerei und Herberge stand hier das Vogthaus, das Marterhaus (Gefängnis), der Weberboden, der Schafstall, rückwärts die Mühle. Auch in Loccum und Riddagshausen finden wir Torhäuser mit Kapellen und Herbergen, ähnlich auch in Veßra u. a. m.

4. Haben wir bisher das Kloster als eine freie, unabhängige, rein ländliche Erscheinung betrachtet, so müssen wir uns nun der Tatsache zuwenden, daß die klösterliche Architektur auf mehreren Wegen auch in die Städte eindrang und für die Bautätigkeit derselben einen weitreichenden Einfluß gewann. Zunächst erwuchsen zahlreiche Städte um alte, glücklich gelegene Klöster der Missionszeit (Fulda, Hersfeld, Corvey, Erfurt), andere Abteien wurden nahe bei Kathedralen oder in Vorstädten angelegt und später mit in den Stadtring einbezogen. Fast alle größeren Abteien bauten sich in benachbarten Städten Kommanditen, Geschäftssitze für ihre Handelsbeziehungen und Finanzoperationen, Absteigequartiere der Äbte und reisenden Brüder. Viel folgenreicher war es, daß schon seit dem 9. Jh. nach den vorbildlichen Einrichtungen Chrodegangs v. Metz die oft recht zahlreichen Geistlichen der Kathedral- oder Stiftskirche, die Kanoniker oder regulierten Chorherren (Augustiner) sich zu gemeinsamem Leben zusammenschlossen und überall wie die Benediktiner ihre Klausuren an die Kirche anbauten. Zuletzt aber wandte sich eine neue Spielart des Mönchtums, die Bettelorden, ausschließlich dem städtischen Leben zu. Augustinereremiten, Karthäuser und andere folgten ihnen; die Schottenmönche hatten von je nur die wichtigsten Punkte ihrer

Reiserouten besetzt. Fast jedem Orden waren Frauenklöster affiliiert; selbständige Samnungen, Beghinen, Clarissinnen, Brigittinnen gesellten sich hinzu und bald war in den älteren Stadtteilen keine Straße mehr ohne ein geistliches Institut. Auch die Johanniter und Deutschherren verlegten ihre Kommenden und Ordenshöfe meist in geschützte Städte. Und was sich aus alten Stadtbildern bedeutend und anziehend heraushebt, ist überwiegend geistlicher Herkunft.

Es ist nun keineswegs so, daß das Stadtkloster eine Verfeinerung der Kunst und Kultur aus der gehobenen Umgebung erfährt. Im Gegenteil. Die Raumenge, die kleinen Mittel, die wachsende Konkurrenz nötigen zu äußerster Beschränkung im Plan und in den Formen. Wir haben im Übergangsstil und in der frühen Gotik noch ausgezeichnete Denkmäler, die alle bürgerlichen Bauten weit überstrahlen, aber dann bewegt sich diese Kunst auf einer absteigenden Linie, die mit den profanen Leistungen nicht mehr Schritt halten kann. Es fehlte denn doch der nachhaltige Nährboden, und das Stadt- und Landkloster bilden einen Gegensatz ungefähr wie ein großer Bauernhof zu einer Mietskaserne. Namentlich die Bettelorden glaubten Gott durch den äußersten Verzicht auf Licht und Luft, Reinlichkeit und Bequemlichkeit dienen zu müssen. Gärten und Bäder, Wärmstuben, Herbergen, Krankenhäuser kommen in Wegfall. Selbst der gemeinsame Schlafsaal wird aufgegeben. An dessen Stelle tritt ein Zellensystem, an einen inneren oder mittleren Korridor geordnet und meist nur noch an den kleinen Fenstern erkennbar, die auf den Hof gehen. In solch engen Gelassen wohnten auch die Vorgesetzten. Küche, Keller und Vorratsräume sind aufs äußerste zusammengedrängt. Vielfach weiß man sie in den überlieferten Grundrissen kaum unterzubringen, zumal wenigstens bei Dominikanern einer der unteren Säle zu Lehrzwecken bestimmt war. Ausnahmen kommen natürlich vor. Besonders Frauenklöster und Kartäuser bewahrten sich einen weiteren wirtschaftlichen Rahmen.

5. Ein völliger Umschwung der Gesinnung trat im Barock ein, wo die Ideale des St. Gallischen Planes wieder auflebten und glänzender als jemals verwirklicht wurden. Alte Benediktiner-, Zisterzienser- und Prämonstratenserabteien verjüngten sich zu ausgedehnten, fürstlichen Landsitzen, in denen alle Reize der Kunst und Natur benutzt und die Ansprüche einer aristokratischen Lebenshaltung mit übertriebener Prachtentfaltung befriedigt wurden. Die Palastarchitektur hält ihren Einzug mit all ihren Begleiterscheinungen (Abb. 11). Zunächst fällt der Kreuzgang. Die Klausur wird durch einen symmetrischen Häuserblock mit Korridoren ersetzt. Küche, Keller, Speisesäle, Lesezimmer, Zellen sind weiträumig und lichtvoll. Für Gäste werden ganze Flügel mit langen Zimmerfluchten angelegt. Die Abtswohnung wächst sich zu einem eigenen Palast aus. Die Wirtschaftsräume bilden große, geschlossene Viertel; Ställe, Scheuern, Brauereien, Keltereien, Mühlen, Krankenhäuser usw. werden mit behäbigem Aufwand ausgestattet. Eigene Häuser erstehen für Beamte, Rentmeister, Förster usw. Und auch die Gewerbe gliederten sich in dieser zweiten Blütezeit dem Kloster wieder an, in Bayern und Österreich besonders die Bauhandwerker aller Art, Maler, Stuckisten, Tischler, Kunstschmiede. Und was wir an Pracht und Glanz in den Kirchen und Prunkräumen bewundern, ist meist aus der Hand dieser weiteren Familie hervorgegangen. Große freie Plätze mit reli-

giösen Denkmälern, Ziergärten mit Wandelhallen, Pavillons, Grotten und Springbrunnen bilden den engeren, Obst-, Gemüse- und Weingärten den weiteren Rahmen. Nennen wir Melk, Kremsmünster, St. Florian, Strahow bei Prag, Wiblingen bei Ulm, Wessobrunn, Ettal, Tegernsee, Benediktbeuern, Waldsassen, Ebrach bei Bamberg, Leubus in Schlesien, so sind das nur die vornehmsten Beispiele, hinter denen noch Duzende stehen. Auf einzelne Denkmäler werden wir später gelegentlich zurückkommen.

II. Die einzelnen Bauteile.

Wir haben nunmehr die Aufgabe, die einzelnen Teile der Klosterbauten näher ins Auge zu fassen, weniger nach Seiten der Bestimmung und des Gebrauchs, als nach Seiten der Raumbildung, des Aufrisses und der Gliederung. Denn hier haben

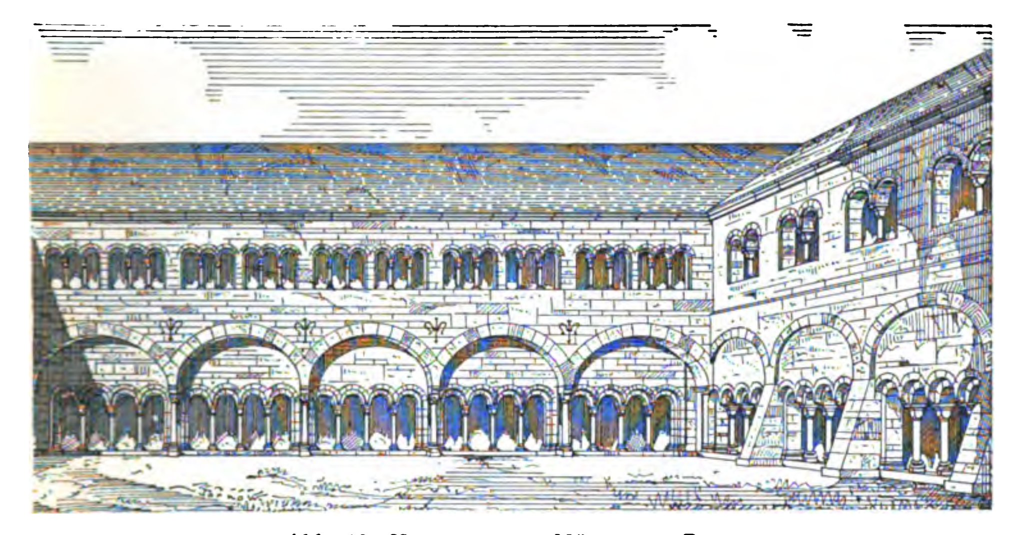


Abb. 18. Kreuzgang am Münster zu Bonn.

wir ein leidlich lückenloses Material, um die Entstehung monumentaler Bauformen profanen Charakters zu verfolgen. Natürlich dürfen wir die Kenntnis der Elemente, der Stilwandlung, der Details und der Zierformen in der kirchlichen Baukunst voraussetzen. Es kommen in erster Linie die Gebäude der Klausur in Betracht.

1. Der Kreuzgang (ambitus, porticus) mag immer auf eine Erinnerung an die Säulengänge der Alten, das Peristyl des Hauses, die Portiken der Märkte zurückgehen, im Grund ist er doch eine eigenartige Schöpfung der Klosterkunst, dem germanischen Hausgang (lop) dadurch viel näher stehend, daß die seitliche Einfassung immer noch als Wand, als Mauer mit Öffnungen behandelt ist. Dies ist deutlich im St. Gallener Riß, wo Gruppen von vier Fenstern zusammenstehen, und es zeigt sich auch bei den ältesten Beispielen, vorerst am Kreuzgang auf dem Nonnberge bei Salzburg mit einfachen, kleinen Fenstern auf hoher Brüstung, deren Bogenfüllung auf dicken Ecksäulen ruht. Anfänglich waren die Kreuzgänge nicht gewölbt, sondern mit flacher Bretterdecke versehen, so in Pforte noch bis 1540,

oder mit offenem Dach wie in Jung St. Peter zu Straßburg (11. Jh.). Dies gewährte die Freiheit, die Öffnungen nach Geschmack und Belieben anzulegen, und so finden wir Fenstergruppen in Abständen, die konstruktiv nicht bestimmt sind. So in recht primitiven Formen am Münster in Schaffhausen, je drei Lichter zusammen, deren Rundbogen von je zwei Säulchen getragen werden. Ähnlich in Jung St. Peter, doch sind hier die dreiteiligen Lichter so nahe gerückt, daß nur Viereckpfeiler zwischen ihnen stehen bleiben. Endlich am Neumünster in Würzburg (1207—23) haben wir eine fortlaufende Arkatur, abwechselnd durch Säulchen und Breitpfeiler gestützt.

Indes wurde dies freiere System durch den Einfluß des Gewölbebaues entschieden zurückgedrängt. Dieser verlangte ein durch die Jochweite gebundenes System und kräftige Stützen an den Eckpunkten. Es ergibt sich somit eine Gliederung mit



Abb. 19. Kreuzgang in St. Michael zu Hildesheim.

Pfeilern und Arkaden. Letztere sind in einzelnen Fällen offene, breite Rund- oder Flachbögen, so am Dom in Naumburg, selbst noch im gotischen Teil, die Pfeiler mit engagierten Ecksäulchen gegliedert. Meist aber sind sie durch eine Kleinarkatur ausgesetzt, über welcher eine gegen die Mauerstärke absetzende Bogenfüllung steht. So musterhaft am Münster zu Bonn (Abb. 18). In der Zahl und Stellung der Säulchen sind alle Möglichkeiten durchgeprobt, auch werden die Pfeiler mit Ecksäulchen besetzt oder in Säulchenbündel aufgelöst. Es wechseln gelegentlich einfache und gepaarte. Das ist im Grund von geringer Bedeutung. Denn die Quelle dieser Varianten liegt rückwärts in der Entwickelung der Emporen, Triforien und Zwerggalerien. Die glänzendste Darstellung des Motivs gelang dem Übergangsstil. Die Säulchen werden länger und schlanker, elegante Stengel mit blühenden Kapitälen. Die Füllungen verdünnen sich und werden mit Kreisen oder Vierpässen durchbrochen. Die Überführung in die Mauerdicke wird durch abgesetzte Stich-

bögen bewerkstelligt wie in St. Michael zu Hildesheim (Abb. 19) oder durch eingelegte Rundstäbe verschleiert. Die Lichter haben manchmal ganz maurische Formen mit gestelzten, kleebogigen und lanzettförmigen Schlüssen wie am Dom in Halberstadt. Anderwärts reizt die grazile, bis zur Zerbrechlichkeit geführte Verdünnung der Säulchen, die erst durch Verdoppelung einen beruhigenden Halt zu erlangen scheinen, mit den schwellenden Basen und den saftigen Knollenkapitälen, wie sie in den Rheinlanden (Brauweiler, St. Gereon in Köln, Romersdorf), besonders aber bei



Abb. 20. Eingang zum Kapitel in St. Michael zu Hildesheim.

den österreichischen Zisterziensern (in Zwettl, Heiligenkreuz und Lilienfeld) auftreten. Hier sind Wandelgänge von rein südländischer Leichtigkeit und Lebensfreude in die schwere nordische Welt übertragen, und wir fühlen noch heut den Hauch jener verträumten, überschwenglichen, lieder- und minnefrohen Zeitstimmung, gegen die auch Klostermauern und Generalkapitel nicht schützten. Den unbestrittenen Höhepunkt behauptet der Kreuzgang bei St. Emmeram in Regensburg, ein seltenes Denkmal übersprudelnder Formenfülle und architektonischen Übermuts. Neben der ungebundenen Laune im Detail der fünfteiligen Arkaturen reizt besonders

der äußere auf Säulchenarmen und Schilfblattkapitälen ruhende Rundbogenfries. Einige gotische Arkadenfüllungen von nackt geometrischer Zeichnung stehen dazwischen als Zeugen der Ernüchterung, die unmittelbar folgte.

Hand in Hand damit ging die Gliederung der Wand und Decke. Auch hier sind die Vorbilder der gewölbten Kleinarchitektur, Kapellen, Krypten, Seitenschiffe, Emporen maßgebend. Die grätigen Kreuzgewölbe setzen anfänglich auf die Deckplatte der Pfeiler auf, doch sind schon auf dem Nonnberge kurze Halbsäulen mit Würfelkapitälen untergestellt, und dies Verfahren ward zunächst auf die Stützen der äußeren Mauerumgrenzung angewandt, wobei gern ein Sockel in Höhe einer Sitzbank untergezogen wurde (Dom in Naumburg). Die Einführung der Kreuzrippen in das Gewölbe gab dann weiter Anlaß zur Auflösung der Stützen in Säulchenbündel, meist von drei Schäften, entsprechend der Gurt- und den beiden Diagonalrippen; seltener ist es, daß auch die Schildrippen durch Säulchen unterstützt werden. Um nun aber den Raum durch die vortretenden Glieder nicht unnötig zu beengen, werden gern die Stützen an der Außenmauer, also entlang der Kirche und der Säle, durch Konsolen oder Säulchenkonsolen ersetzt. Hierin sind die Zisterzienser vor anderen eifrig und der Kreuzgang in Maulbronn bietet das schönste Beispiel derart. Hier ist der untere Teil der Mauer ganz freigehalten auch aus dem Grunde, weil, wie oben bemerkt, der Arm an der Kirche als Lesegang (collatio) diente. Aus diesem Grunde wird er auch öfters schon im Grundriß verbreitert und auf zwei Schiffe gebracht (so in Walkenried, Pforte, Königslutter, Drübeck u. a.) Einen Korridor mit Fensterarkaturen auch im Obergeschoß finden wir in Gernrode und Asbeck, beim Münster in Bonn, bei den Domen in Hildesheim und Halberstadt.



Abb. 21. Fensterarkatur vor der Allerseelenkapelle in Aachen.

Eine besondere Behandlung erfährt die Scheidemauer gegen das Kapitel. Hier finden sich neben der Tür noch Offnungen, Fenster oder Arkaden, manchmal von solcher Weite, daß der Kapitelsaal gleichsam nur als Anhängsel oder Erweiterung des Kreuzganges erscheint. Die Gründe für diese Erscheinung sind uns nicht bekannt — im Gegenteil wurden die Beratungen des Konvents mit Maßregeln gegen Lauscher umgeben — sie ist aber so allgemein, daß sie sich von den frühesten Denkmälern (Hirsau, Loccum, Jerichow, Pforte, Arnsburg, St. Michael in Hildesheim [Abb. 20], Zwettl, Heiligenkreuz u. a.) bis in die Hochgotik (Maulbronn) verfolgen läßt. Ganz offen ist die Verbindung bei Liebfrauen in Magdeburg, bei St. Peter in Salzburg, beim Dom in Halberstadt und ohne erkennbare Scheidelinie beim Dom in Erfurt. Die Form der Fenster folgt dem Stilwechsel. Ganz einfache Rundbogenfenster sehen wir in Hirsau, gepaarte in Jerichow, dreiteilige in Pforte, mit wahrhaft erquickender Umrahmung vor der sog. Allerseelenkapelle beim Münster in Aachen (Abb. 21), fünfteilige gotische Maßwerkfenster in Maulbronn.

Ein hervorragendes Schmuckstück des Kreuzgangs ist der Brunnen (Tonsur, Scheerbrunnen), in welchem aller drei Wochen den Mönchen Haar und Bart ge-

schoren und am Gründonnerstag das Mandatum (Joh. 13. 34), die gegenseitige Fußwaschung abgehalten wurde. Die Form ist die einer kleinen Kapelle mit offenen Wänden, das einzige romanische Beispiel von köstlicher Frische der Formen bei

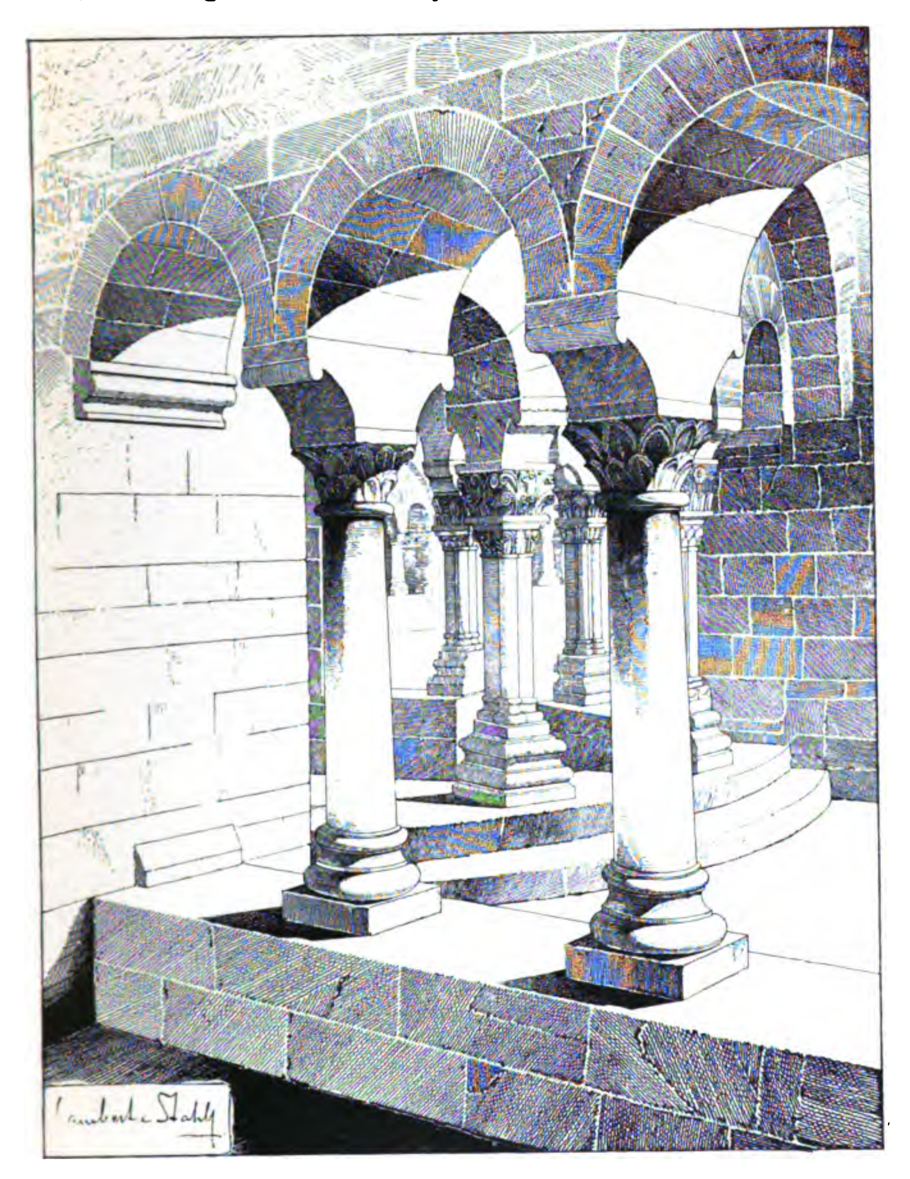


Abb. 22. Kreuzgang und Brunnenhäuschen bei Liebfrauen in Magdeburg.

Liebfrauen in Magdeburg (Abb. 22), die übrigen schon gotisch mit Maßwerkfenstern (in Maulbronn, Bebenhausen, Heiligenkreuz, Lilienfeld, Zwettl). Die Fassung lebt in den Brunnenhäuschen der Renaissance wieder auf.

Über den Kreuzgang der Gotik ist wenig zu bemerken. Die Arkaden nehmen ausschließlich die Form von Maßwerkfenstern an. Diese Intention liegt

programmatisch schon im Südflügel des Maulbronner Kreuzganges vor, wo sich abweichend vom Geschmack des Übergangstiles in jedem Joch zwei hohe, schmale Fenster, außen durch Strebepfeiler getrennt, vorfinden. In den drei übrigen Armen sind dann im 14. Jh. die zwei-, drei- und vierteiligen Maßwerkfenster in wachsender Verfeinerung der Glieder ausgeführt, so daß man mit einem Blick die ganze Entwickelung übersieht. Sonst ist die Zahl der Beispiele sehr groß; die Franziskaner- und Dominikanerklöster stellen das Hauptkontingent, viele Kathedralen erneuerten ihre Kreuzgänge selbst noch in spätgotischer Zeit. Was an lichtvoller Auflösung der Mauer gewonnen wurde, ging ebenso an kraftvoller Struktur verloren. Die



Abb. 23. Kreuzgang beim Dom in Augsburg.

Stützen fallen allmählich ganz weg, das einfachschöne Kreuzgewölbe weicht den Stern-, Netz- und figurierten Formen, um schließlich wieder zum grätigen zurückzukehren. Aber selbst im Verfall übte der Kreuzgang durch die abgeschlossene Stille und Kühle, durch die reizvollen Durchblicke aus dem gedämpften Licht heraus auf das sonnige Grün des Gartens und die wechselnden Perspektiven der gegenüberliegenden Architekturen eine so reine und gehobene Stimmung, daß die neuere Architektur um den Verlust dieses Baugliedes tief beklagt werden muß. Es kommt in einzelnen Beispielen die Wirkung der Bemalung, die Entfaltung der christlichen Weltanschauung in breiten Zyklen wie am Dom in Brixen oder bei St. Emmaus in Prag hinzu, bei anderen die beredte Sprache der aufgereihten Grabmäler, wie bei den Domen in Mainz, Paderborn, Merseburg.

2. Refektorium, Kapitelsaal und Parlatorium vertragen eine zusammenfassende Behandlung, denn gemeinsam ist ihnen der Charakter des hallenartigen Saales. Bestimmend für die innere Gestaltung ist die Decke, in den Anfängen wohl ausnahmslos die flache Holzbalkendecke, welche einen mittleren Unterzug und eine oder mehrere Holzsäulen erforderte. So noch in einer spätgotischen



Abb. 24. Herrenrefektorium in Maulbronn.

Wiederholung 1556 im Refektorium zu Veßra. Hiermit ist zugleich die Zweischiffigkeit gegeben und für die Zukunft die überwiegende Regel. Eine Anknüpfung an die germanische Halle mit der stützenden Firstsäule kann mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden. Ja man möchte an einen beständigen Zusammenhang mit dem Hausbau denken, wenn man wie in Zwettl (und bei den Küchen in Loccum, Jerichow und Bronnbach), beim Promptuarium in Pforte u. a.

annähernd quadratische Räume mit *einer* mittleren Gewölbstütze bemerkt. Die Einführung der gewölbten Decke vollzog sich anscheinend in Anlehnung an die kleinen zweischiffigen Kapellen und Krypten; wir finden zuerst stämmige quadratische Pfeiler (im Keller zu Maulbronn), Kreuzpfeiler (in der sog. »Krypta« am Dom in Halberstadt), überwiegend jedoch kurze Rundsäulen (Jerichow), schlankere gepaarte schon im Laienrefektorium zu Maulbronn. Der Übergangsstil hat auch hier eigentlich schon die vollendeten Lösungen gebracht, hochräumige und lichtvolle Hallen mit eleganten Säulenreihen. Als Muster wird für alle Zeiten das Herrenrefektorium in Maulbronn (Abb. 24) gelten, das an Reichtum und Leichtigkeit der Architektur nur durch einige Hallen der Bettelorden (Dominikaner in Konstanz) und die Remter der Marienburg übertroffen, an Schönheit der Verhältnisse aber nicht erreicht wird. Hierzu tragen die gestelzten, hochbusigen Gewölbe nicht wenig bei.

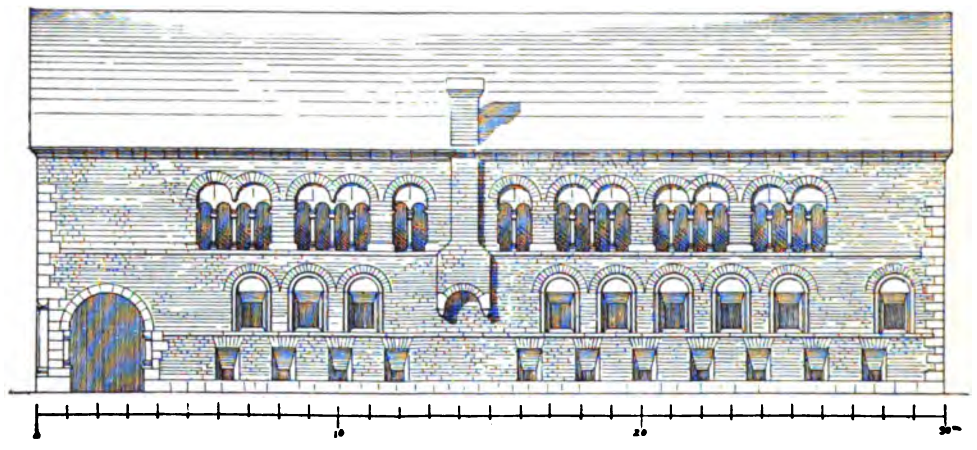


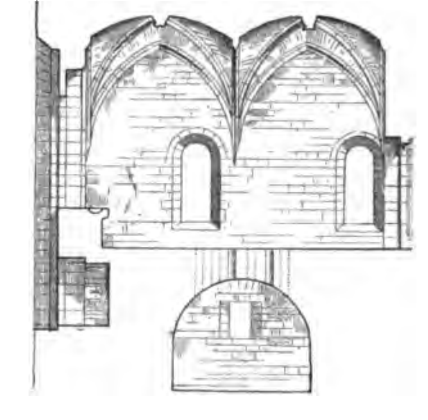
Abb. 25. Dormitorium bei S. Gereon in Köln.

Die *dreischiffigen Säle* lehnen sich konstruktiv noch enger an die übliche Form der Krypten an und sind vielleicht nur aus einem Mißtrauen gegen weitgespannte Gewölbe zu erklären. Denn die Beispiele fallen in eine zeitlich begrenzte Periode um die Wende des 13. Jh. (Ilsenburg 1176 Kapitelsaal und Küche, Loccum Anf. 13. Jh. Kapitel, Bronnbach 1190 Kapitel, besonders Bebenhausen 1190, wo Kapitel, Parlatorium, Fraterie und Laienrefektorium dreischiffig in schweren, gedrungenen Verhältnissen angelegt sind). Es verdient jedenfalls die höchste Beachtung, daß bei diesen Räumen ein Breitenunterschied zwischen Mittel- und Seitenschiffen niemals auftaucht und daß man in der entwickelten Gotik sich ganz allgemein der Zweischiffigkeit wieder zuwendet, schließlich auch bei der hohen Vollendung der Wölbkunst sich zur Ausschaltung der Stützen entschloß, ein Zeichen, wie stark die Empfindung für die nichtkirchliche Art dieser Wohnräume ausgeprägt war.

Hiermit hängt die Frage der inneren Einteilung, gewissermaßen der *Orientierung* zusammen. Wir lesen bei den Chronisten, daß im Kapitel ein Ehrensitz für den Abt, eine Art Tribunal, erhöhte Bühne oder dergl., daß im Refektorium eine Lesekanzel vorhanden

war. Die Monumente lassen leider hierüber vollkommen im Stich. Aber wenn im Plan von St. Gallen das Refektorium deutlich nach dem Pult des Vorlesers orientiert ist, vor dem auch der Ehrentisch der Gäste steht, so dürfen wir auch für die Folgezeit den idealen Mittelpunkt an einer der Breitseiten annehmen. Abstrahieren wir von der modernen Vorstellung eines Festsaales mit dem Ehrensitz in der Mitte einer Schmalseite, erinnern wir uns an die Ehrensäule der Stofa (S. 17), so wird uns die Anlage der Klostersäle, die Vorliebe für die Zweischiffigkeit verständlich. Zugleich dürfte es sich erklären, daß in mehreren Beispielen die angehängte Kapelle nicht in der mittleren, sondern in einer Seitenachse steht (Hirsau, Maulbronn, Ilsenburg). Die Rekonstruktion der Klostersäle würde dann mit der der Pfalzen (Goslar) in wesentlichen Stücken zusammenfallen.

3. Das Dormitorium hat seine typische Stelle über dem Ostflügel der Klausur, im Obergeschoß des Kapitelsaales und der angrenzenden Räume, rückt aber auch über das Refektorium oder andere Erdgeschoßräume. Es hat somit den Geschoßbau für die Klausur begründet und wachgehalten und gab leichtbegreiflich den Anstoß, zur Raumgewinnung den Kreuzgang mit zu überbauen. Es ist aber zu bemerken, daß die hier aufgewandte Architektur im Gegensatz zum Pfalzbau immer nur bescheidene Grenzen einhält. In vielen Fällen und noch bis in die späte Gotik ist der Oberbau nur Fachwerk; oder bei massiver Umfassung doch Holzbalkendecke. Gewölbte Schlafsäle sind vereinzelt (so ein Riesensaal bei St. Matthias in Trier) und auch die oberen Fensterarkaturen haben weitere Nachfolge nicht gefunden, obwohl die Verbindungsgänge vielfach bezeugt oder noch vorhanden sind.


Abb. 26. Wärmstube in Maulbronn.

Etwas zweifelhaft steht es mit Schlafhäusern, die nur diesem Zwecke dienten. Das einzige sichere Beispiel bietet Heiligenkreuz, wo der Ostarm der Klausur vom Kapitel und einem dreischiffigen, auf acht Säulen und zwei Pfeilern gewölbten Schlafsaale eingenommen wird. Der ganze Trakt ist noch von einem zweiten Dormitorium überbaut, einem gotischen, ebenfalls dreischiffigen Saale auf zwanzig Säulen. Vom »Schlafhaus« (dormitorium) bei St. Gereon in Köln (Abb. 25) ist uns nur der Aufriß der Fassade überliefert. Doch macht das dreigeschossige Gebäude mit den nach oben reicher und weiter werdenden Öffnungen eher den Eindruck eines geistlichen Wohnhauses, in dem Keller Küche und Speisesaal und Schlafzimmer (im Obergeschoß?) vereinigt waren.

4. Über die Räume mit Feuerungsanlagen, Küche, Wärmehaus, Bäder, ist leider wenig festzustellen. Die wenigen erhaltenen Klosterküchen, aus praktischen Gründen immer an eine Seite des Refektoriums angerückt, verraten sich, als solche nur durch den an einer Giebelseite aufsteigenden Rauchfang (Ilsenburg, Jerichow). Wir haben den Herd also (abweichend von den Burgküchen) an der Wand zu suchen und mit einem Rauchmantel überbaut zu denken. Daß auch die Form mit dem Herd in der Mitte vorkam, ist durch ein Beispiel in Heilsbronn belegt, wo die Küche ein hohes Kuppelgewölbe und den Rauchfang im Scheitel hatte. In Maulbronn werden zwei Fenster zum Hineinreichen der Speisen in die Refektorien erwähnt. In Pforte war aber wenigstens in jüngerer Zeit ein Raum

als Anrichte (unter dem Namen Remter) vom Coenaculum abgetrennt. Das Wärmhaus in St. Gallen hatte fraglos Hypokaustenheizung. Auch die Wärmstube in Maulbronn (Abb. 26) zeigt eine ähnliche Anlage: unten eine tonnengewölbte Feuerstätte, in deren Decke sich zwanzig Kanäle nach einer drei Fuß hohen, an der Wand des Refektoriums aufgemauerten Steinrinne ziehen. — Badestuben treffen wir in der Klausur nicht mehr an. In Pforte stand ein Badehaus frei an der »kleinen Saale«. Was den Aufriß der Fassaden anlangt, so finden wir in romanischer Zeit bemerkenswerte Ansätze zur Wandgliederung durch Gesimse und Lisenen wie beim Kirchenbau. Das Musterbeispiel finden wir ebenfalls in Maulbronn am Laienrefektorium (Abb. 27). Streng nach den Fensterachsen ist die Mauer aufgeteilt durch ein aus Lisenen, Fuß- und Dachgesims bestehendes Rahmenwerk, das auch die Türen umzieht. Das Oberstock mit der durchgehenden Fenstersohlbank verrät sich auch dadurch als jüngerer Aufbau, daß die kleinen Rundbogenfenster die untere Achsenteilung verlassen. Die Gliederung der Hoffronten ergab sich aus den Arkaturen des Kreuzganges (vergl. Abb. 21). In der Gotik

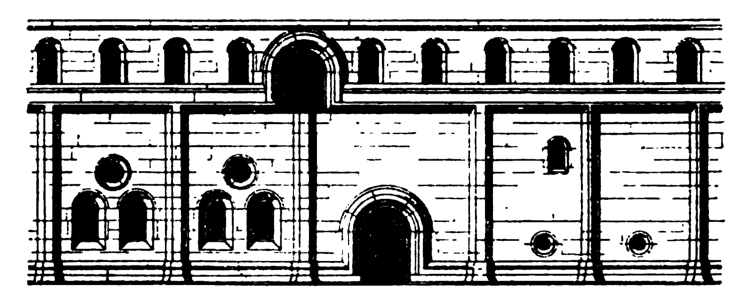


Abb. 27. Fassade des Laienrefektoriums in Maulbronn.

ist leider die Wandgliederung nicht weiter gepflegt worden — es hätten sich aus ihren Säulchen und Kreuzbogenfriesen ausgezeichnete Aufrisse entwickeln lassen — weil die Strebepfeiler die Stelle der freien Zierglieder einnahmen und sonst das Genüge an der nackten, glatten Mauer allgemein einriß.

5. Von Abtshäusern (Abtei, abbacia) ist bisher auch nicht ein gut erhaltenes Beispiel mit innerer Einrichtung nachgewiesen. Und doch lassen alle Nachrichten darauf schließen, daß diese Häuser in der ersten Blütezeit des Klosterwesens mit großem Aufwand und behäbiger Wohnlichkeit aufgeführt wurden. Führte doch der Abt schon frühzeitig einen von der Wirtschaft des Konvents völlig getrennten Haushalt, der in einzelnen Fällen an Prunk und Aufwand denen der Fürsten und Bischöfe nicht nachstand. Es werden in Berichten außer den Privatgemächern Säle, Gastkammern, Brot- und Weinkeller, des Abts Küche und Mushaus genannt, und selten fehlte ein Privatoratorium, die Abtskapelle, entweder als Anbau wie in Pforte oder als Einbau mit vorgekragter Apsis wie in St. Peter zu Salzburg. Das älteste noch leidlich klare Beispiel einer Abtei haben wir in Pforte, getrennt östlich von der Klausur, ein großes Rechteck mit Fensterreihen genau nach dem Maulbronner Muster (s. Abb. 27), innen zweischiffig auf Pfeilern durchaus gewölbt, aber völlig verbaut. Aber so viel steht fest, daß die Wohnung ebenerdig und saalartig

war. In Loccum wird eine kleine zweistöckige Wohnung als alte Abtei bezeichnet, eine neuere »mit geräumigen Vorplätzen, Sälen und Zimmern« ist architektonisch unbedeutend. Über Maulbronn s. o. S. 25. In Bebenhausen ist Anf. 14. Jh. eine »domus abbatum cum suo ambitu« neugebaut, um 1350 wird eine »domus abbatum lignea maior et minor« erwähnt, beide dicht nebeneinander, anschließend die Abtskirche und das Fremdenhaus. Auch in Hirsau finden wir eine »alte Abtei« dicht am südlichen Tor, eine »neue« vor der Westseite des Kreuzgangs, übrigens beide erst aus der Spätzeit der Gotik. Auch über die Gasthäuser, Krankenhäuser

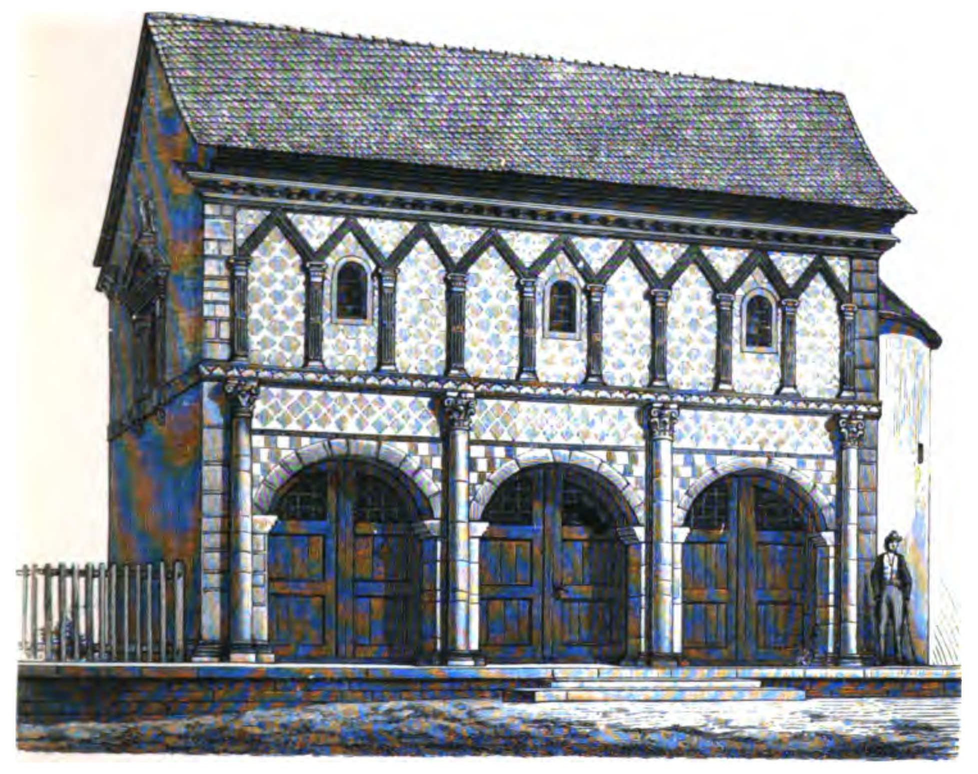


Abb. 28. Torhalle in Lorsch.

usw. läßt sich außer dem oben Bemerkten wenig sagen. Die Forschung ist hier noch zu sehr im Rückstand. Eine monographische Bearbeitung der klösterlichen Baukunst ist ein dringendes Bedürfnis. Ältere und neuere Forscher und durchgängig die Inventare wissen meist gar nicht, um welche Bauteile es sich im einzelnen Fall handelt. So ist z. B. die Abtei in Georgenthal, ein hochinteressanter, romanischer, durch einen Gang in zwei dreischiffige Säulensäle geteilter Bau nördlich am Chor der Kirche als Warte-, Speise-, Sitzungssaal, Bibliothek usw. angesprochen worden und ein Gasthaus westlich vor der Kirche mit einer prächtigen Fensterrose der entwickelten Gotik gilt den einen nach der schlechten Überlieferung als Kornhaus, den anderen als Refektorium.

Die wirtschaftlichen Bauten reihen wir unten in den Zusammenhang ein. Hier ist nur noch der spezifisch klösterlichen Form der Torhäuser zu gedenken.

6. Die Torbauten werden aufs glänzendste eingeleitet durch die karolingische Torhalle in Lorsch (Abb. 28), einziger Überrest des 774 in Gegenwart Karls d. Gr. eingeweihten Benediktinerklosters [1]). Der Bau steht frei im Zug der Mauer, hat im Untergeschoß drei offene Torwege, im Obergeschoß die Wohnung des Pförtners, zu welcher ein Treppentürmchen an der einen Stirnseite emporführt. Einen Kamin darf man an der anderen Giebelseite an Stelle des Renaissancefensters vermuten. Der Innenbau war Holz und ist gänzlich verändert. Sehr lehrreich ist dagegen der Aufriß der Fassade. Die antike Schule verrät sich deutlich in der Verbindung der Bögen, Säulen und des Gesimses, ganz wie beim Triumphbogen. Die angeblendete Giebelarkatur des Oberstocks entspricht dagegen der heimisch-fränkischen Zimmermannstechnik, die auch in der flachen, kerbschnittartigen Behandlung der Ornamente durchklingt. Die Verblendung der Flächen mit weißen und roten Steinen ist von der Buntpflasterung der Fußböden übernommen und unterstützt die offene Absicht, dem Besucher gleich mit einem Repräsentationsbau von äußerster Prachtentfaltung entgegenzutreten.

Diese Idee lebt später in mancherlei Varianten immer wieder auf, praktisch alteriert dadurch, daß man mit dem Torhaus eine Fremdenkapelle, eine Herberge verband (s. oben Pforte, Loccum) oder es turmartig überbaute und verteidigungsfähig machte wie in Maulbronn. Danneben treten aber Bildungen auf, die der Lorscher Halle sehr nahe kommen. In Veßra ist ein romanisches Torhaus (um 1200) erhalten, bei dem ein großes Einfahrtstor und eine kleinere Pforte für den Personenverkehr vereinigt sind. Das größere ist ganz wie ein Kirchenportal gegliedert, die Eckpfeiler mit je zwei Säulchen in Rückspringen, der Bogen mit Wulsten, auf denen Zickzackmuster liegen und Rechteckrahmen. Ein Oberbau fehlt, Kapelle und Pförtnerei lagen rechts daneben. Noch feiner ist der Aufriß in Oberzell bei Würzburg Anf. 13. Jh. Hier sind die beiden Tore näher aneinandergerückt, ihre äußeren arkadenartigen Rundbögen auf freie Säulchen gestellt, die Ecken von Lisenen eingerahmt, zwischen denen oben ein Rundbogenfries den wirkungsvollen Abschluß bildet. Ähnlich muß das Tor in Altzelle gewesen sein, von dem nur noch die Torfahrt mit je drei stämmigen Säulchen und Rundstäben in der Archivolte aus der Gründungszeit (nach 1170) erhalten ist. Jedenfalls ist es wertvoll zu sehen, daß hier ein Typus vorgebildet ist, der sich bei Burgen und Stadttoren selten findet, dagegen für die Einfahrten der Bürger- und Bauernhäuser bis Ende 18. Jh. fast ausschließlich herrschend wurde.

7. Hiermit hängt die Befestigung der Klöster eng zusammen, die in rohen Zeiten selbst für Friedensmänner ein Gebot der Selbsterhaltung war. Es war dies schon Ende 6. Jh. fränkische Sitte [2]) und erhielt sich bis Ende des Mittelalters. Auf der Ansicht von Maulbronn (Abb. 17) sehen wir die innere Mauer mit vier starken Eck- und mehreren Zwischentürmen, weiter hinaus aber noch eine zweite Mauer, die einen Zwinger mit Gärten und Weinbergen einschließt und nur Schießscharten zeigt. Die Türme sind nach Art der Berchfrite angelegt, so der 1441 von Abt Johannes vom Worms erbaute Hexenturm (Abb. 29) aus Buckelquadern.

1) Adamy, Die fränkische Torhalle zu Lorsch. Darmst. 1891.

2) Testamentum Aredii 573: Ut ipsa loca sancta omni tempore sint munita, sicut mos est.

Der Eingang ist von Wehrgang aus angelegt. Außer den wenigen Schlüsselscharten dienen der Verteidigung eine Pechnase und mehrere Fenster, über denen auf Kragsteinen wohl Schutzdächer oder Schirmläden aufgehängt waren. Sehr gut ist auch noch ein Teil der Ringmauer von Mildenfurth bei Weida erhalten. Sie ist sehr hoch und hat in mittlerer Höhe einen Absatz für den Wehrgang, in regelmäßigen Abständen Maulscharten, an den Ecken bescheidene Rundtürmchen, deren Formen auch erst auf das 15. Jh. weisen. Ähnliche Mauer- und Turmreste sind teilweis noch in Pforte, in Erbach und sonst erhalten und lassen sich aus alten Abbildungen noch weiter belegen. Aus diesen geht hervor, daß öfter auch städtische Klöster Türme und Mauern hatten.

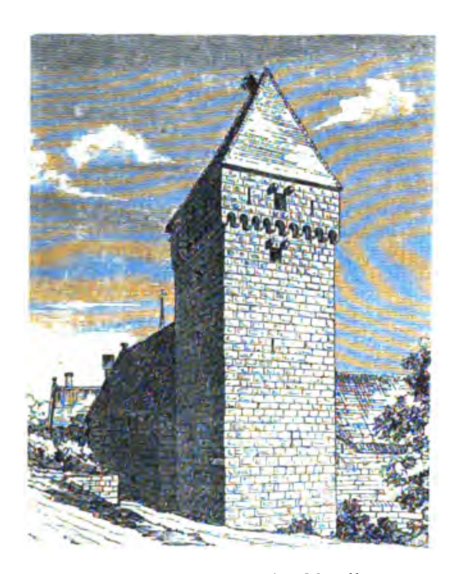


Abb. 29. Hexenturm in Maulbronn.



Abb. 30. Ansicht von Nimwegen von Jan van Goyen. (Zu S. 45.)

DRITTES KAPITEL

PFALZEN UND KÖNIGSHÖFE

I. Die karolingischen Pfalzen.

Aachen: KESSEL u. ROEHN, Beschr. u. Gesch. der karol. Pfalz zu A. Zs. d. Aach. Gesch. V. III. 1881. — C. ROEHN, Die karol. Pfalz zu A. 1889. — F. v. REBER, D. karol. Palastbau I. Die Vorbilder. A W M XIX. 1891. 713; II. Der Palast zu A., ebd. XX. 1893. 187. — BUCHKREMER, Das Atrium d. karol. Pfalzkapelle. Zs. d. Aach. Gesch. V. XX. 247. — Nimwegen: HERMANN, Der Palast Karls d. Gr. zu N. B. Jb. 1884. 68. — K. PLATH, N ein Kaiserpal. Karls d. Gr. Niederl. Rundsch. 1895. 117. — DERS., Het Valkhof to Nymwegen. Amsterd. 1898. — Ingelheim: v. COHAUSEN, Der Pal. Karls d. Gr. in I. Mainz 1852 u. B. Jb. XX. 40. — P. CLEMEN, D. karol. Reichspalast zu I. Westd. Zschr. IX. 1890. 54. — STEPHANI, Wohnbau II. 115—216. — SIMON, Wohnbau 9—23.

Die alle Gebiete des Lebens und der Kunst umfassende Tätigkeit Karls d. Gr. hat auch den vornehmen Wohnbau auf eine für die Folgezeit kaum wieder erreichbare Stufe erhoben und Denkmale hinterlassen, die durch Größe der Gesinnung und Ausnützung aller Mittel der Klosterkunst natürlich überlegen waren. Die persönliche und eigenartige Leistung des großen Kaisers kann man daran ermessen, daß er ein heimatloses Wanderleben des Herrschers vorfand und in seinen früheren Jahren selbst führte und durch die

Macht der Erfahrung belehrt den deutlichen Begriff einer Residenz hinterließ. Hatte er in früheren Jahren sein Winterlager wechselnd auf einem der Hofgüter aufgeschlagen, so tritt seit ca. 790 Aachen immer stärker als kaiserliches Hoflager und Mittelpunkt des Reiches hervor. Bis tief in das Mittelalter haftet an dieser Stadt der Glanz der »Residenz«. Es sind antike Vorstellungen und Ideale, die hier Leben gewannen, Aachen ein zweites Rom und die Hofburg ein Palast, wie die römischen Kaiser hatten. Darin sind die Angehörigen, die Freunde, die Regierungsorgane, die Leibwache, die Künstler und Gelehrten zu einer großen Familie vereinigt. Dazu kommt als christliches Element die Palastkirche, nach Größe und Pracht womöglich den Profanbauten überlegen. Das ist Karls eigener Gedanke, aus dem Vollgefühl seiner religiösen Mission ganz erklärlich. Diese Kombination ist, wenn auch abgeschwächt, zum Gemeingut des späteren fürstlichen Wohnens geworden.

Für unsere Kenntnis ist es ein unermeßlicher Verlust, daß wir von den drei großen Pfalzen, Aachen, Ingelheim und Nimwegen, nur ganz dürftige Kunde haben. Von Aachen, dessen Bauzeit 789—94 zu fallen scheint, hat v. Reber mit Benutzung der aufgegrabenen Reste, der schriftlichen Überlieferung und des St. Gallener Planes eine Rekonstruktion entworfen, die wenigstens eine in vielen Punkten einleuchtende Möglichkeit darstellt (Abb. 31). Sicher ist die Lage und Verbindung der beiden Hauptgebäude, der Regia A und der Basilika B, der tonnengewölbte Laufgang b und das Atrium D; ganz oder teilweis hypothetisch die Kaserne der Leibwache C, die Klausur der Stiftsgeistlichen E, die Palastschule F, die Abtei G, das Haus der Frauen, Prinzessinnen und Dienerinnen M und die Ställe für Hornvieh J, K, rechts ein Gasthaus für Arme und Pilger L, die domus pontificis, auch palatium Lateranis genannt, M, eine Wohnung des Hofkaplans mit einem großen Saal (aula concilii), worin 817 und 836 die großen Synoden abgehalten wurden, weiter ein Haus für vornehme Gäste N, für Hofbeamte O und das Bad P mit einem großen Schwimmbassin, in welchem der Kaiser sich mit mehr als hundert Personen vergnügte. Dem Prinzessinnenhaus würde das Prinzenhaus Q entsprechen, worin die vornehmen Pagen unter Aufsicht der Kaiserin erzogen wurden, weiter Pferdeställe R und S und ein Gemüse- und Ziergarten T, an den sich bei 𝔅 der von Ermoldus Nigellus schwunghaft besungene Wildpark (brogilus) anschloß.

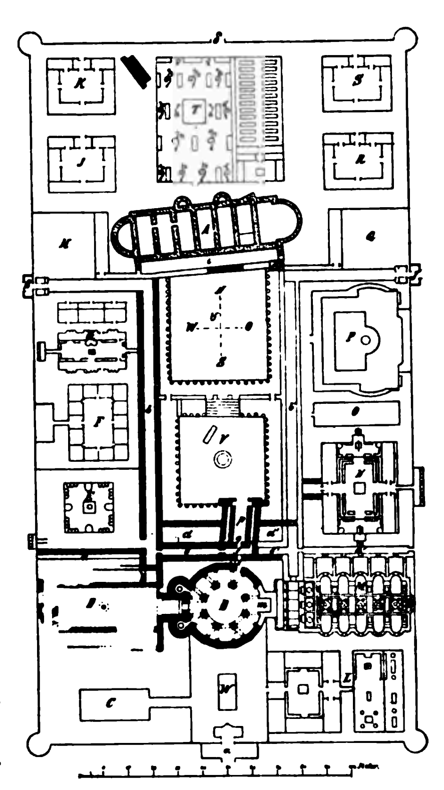


Abb. 31. Rekonstruierter Lageplan der Pfalz in Aachen.

Am zuverlässigsten stellt sich nach den Ausgrabungen von 1897 das Atrium in der Rekonstruktion von Buchkremer (Abb. 32) dar. Es umschloß einen Hof von 36×17 m, an den drei Seiten mit schmalen Hallengängen, die im Wechsel von Säulenarkaden und breiten Türen gegen den Hof geöffnet waren und ein Oberstock von Zellen mit gepaarten Fenstern trugen. In der Mitte darf man sich den Brunnen mit der wasserspeienden Bärin denken. Der Hof hatte einen Eingang von seiten der alten Stadt und diente zu Kundgebungen kaiserlicher Majestät, die von der Kaiserloge des Münsters an das versammelte Volk erfolgten. Mit der Bewunderung für die einfach große, praktische Konzeption der Anlage wird sich immer die der geistvollen Ausführung, der durch Wechsel und Gleichmaß ausgezeichneten Symmetrie des Aufrisses, verbinden. Einhard hatte seinen Vitruv nicht vergeblich studiert. Die Folgezeit hat etwas gleich Schönes nicht aufzuweisen.

Der Hof ist dem aufsteigenden Gelände entsprechend durch eine Terrasse in die latissima curtis V und das proaulium U geteilt, an den Seiten mit Verbindungsgängen zwischen der Regia und dem Münster besetzt, welche im Unterhof auf hölzernen Arkaden liefen und dort mehrmals zusammenbrachen. Vor der Kirche laufen zwei Gänge c c', d d' zwischen Klaustrum und Lateran, durchbrochen von einem Vestibül e f g p, das mit doppelten Säulenstellungen ganz ähnlich wie das Atrium gestaltet war.

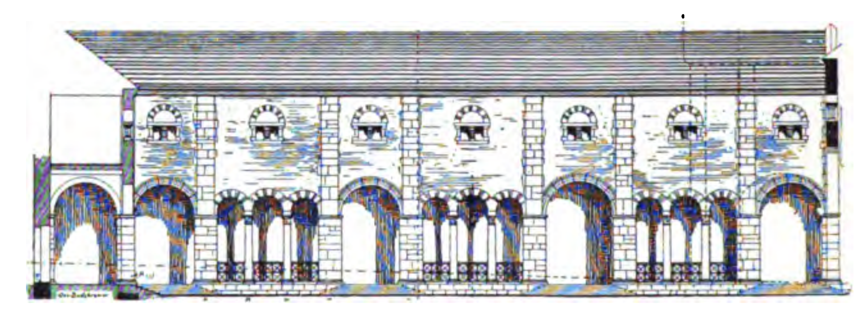


Abb. 32. Fassade des Atriums in Aachen nach Buchkremer.

Die Regia selbst erstand auf Grund einer schon 756 genannten Merowingerpfalz, deren Umfassungsmauern unter dem jetzigen Rathaus liegen. Sie bilden ein Rechteck von 20×46 m und sind durch Quermauern in kleine Abteile zerlegt, die mit Balkenlagen überdeckt als Keller, Vorratskammern und Heizräume dienen mochten. Darüber liegt ein ungeteiltes Geschoß, wo wir den Reichssaal zu suchen haben. Auf diesen weist auch die (allein gesicherte) westliche Exedra, die wohl erst unter Karl d. Gr. angefügt wurde. Dieser ließ nämlich das alte Mauerwerk außen verstärken und überbaute es mit einem Wohngeschoß, das seine Privatgemächer, unter anderen ein heizbares Schlafzimmer, enthielt und aus den südlichen Fensterarkaden den Blick über die ganze Hofburg gestattete.

Ingelheim ist 808 von Karl begonnen, aber erst unter seinem Sohn Ludwig d. Fr. 817 vollendet. Aus den Trümmern ist es Clemen gelungen, wenigstens den Saalbau zu rekonstruieren (Abb. 33), der ganz ähnlich wie in Aachen der Hofkirche (des hl. Remigius) westlich gegenüberlag und durch einen großen, mit Wandelgängen umgebenen Hof mit jener verbunden war. Die Regia ist ein großes Rechteck, deren südliche Hälfte der Saal mit einer halbrunden Exedra einnimmt. Er war durch zwei Stützenreihen in ein Haupt- und zwei schmale Nebenschiffe geteilt. Da aber in der Ostmauer außer einer Tür keine Öffnungen, in der gegenüberliegenden nur kleine Rundbogenfenster ersichtlich sind, so ist es wahrscheinlich, daß wir nur den Unterbau vor uns haben und den Festsaal im Obergeschoß, auf einer Freitreppe vom Hofe aus zugänglich und durch Fensterarkaturen reichlich

erhellt, suchen müssen, wie es in den romanischen Pfalzen üblich ist. Zahlreiche Säulenreste jener Arkaturen sind nach der Zerstörung der Pfalz in die Umgegend verschleppt. Vor dem Saale liegen zwei Zimmer und eine tonnengewölbte Vorhalle, sämtlich dreischiffig, aber von gleicher Schiffsbreite. Der Saal war mit Wandgemälden heidnischer und christlicher Könige geschmückt.

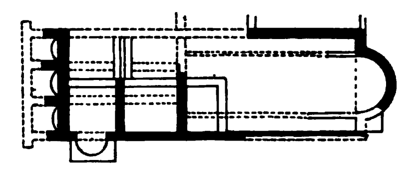


Abb. 33. Pfalz zu Ingelheim. Saalbau.

Nimwegen, seit 777 auf einer alten Römerstätte am Ufer der Waal von Karl neu erbaut, hatte mehr den Charakter einer Burg, hielt sich als solche gegen die Normannen, wurde aber nach Eroberung 1047 verbrannt, 1165 von Kaiser Friedrich I. wieder aufgebaut und 1796 bis auf die Kapelle abgetragen. Unsere Kenntnis der Stätte gründet sich nur auf einen Grundriß (Abb. 34) und einige malerische Ansichten von Hoogers. Die eigentliche Wohnung hat doch noch eine entfernte Ähnlichkeit mit Ingelheim.

Gegenüber der Kapelle 21 liegt das Fürstenhaus mit dem »großen Saal« 5, dem roten und Königssaal 7, 8, der Frauenkemnate 9, 10 und einem Pavillon 11. Als Vorgemächer dienen die »blaue Kammer« 6, zwei Eingangshallen 3, an welche die Fürstenküche 4 stößt. Der Riesenturm 1 und die Beamtenwohnungen 20 begrenzen etwa den alten Schloßhof (Atrium). Doch auch das lange Gebäude 2 stand auf karolingischer Grundlage, denn der Rotbart ließ die Exedra 14 mit den Treppenhäusern anbauen. Es barg im Erdgeschoß Ställe, im zweiten den großen Reichssaal, im dritten eine Kleiderkammer. Rückwärts lag das Wagenhaus 13 und wie auch im Vorhof eine Zisterne 12. Die Einfahrt war durch den Torturm 25 gedeckt, daneben die Pförtnerei 26. Eine Ringmauer mit mehreren kleinen Türmen faßte den quadratischen, abgeeckten Bauplatz ein. Die Silhouette ist ganz die einer mittelalterlichen Burg (Abb. 30).

Neben diesen großen besaßen die Karolinger noch eine Menge kleiner Pfalzen, von Plath über 150 geschätzt, welche sich netzartig über das ganze Reich verbreiteten und als Reisestationen und Wirtschaftszentren der Königsgüter notwendig waren. Von einigen haben wir Nachrichten oder selbst Reste — der Saalhof in Frankfurt, die Pfalzen in Bodmann, in Kirchheim, mehrere in Regensburg, — und mit einiger Phantasie kann man bei ihnen das Aachener Urbild wiederfinden, den großen Hof, den zweigeschossigen Saalbau, die Kapelle, an den Flanken die niedrigeren Wohn- und Wirtschaftsbauten. Etwas deutlicher ist die Einsicht in die Anlage der Wirtschaftshöfe (Villen) durch das berühmte Capitulare de villis v. J. 800 oder 812 und die Berichte der Inspektoren[1]). So ist recht anschaulich ein Protokoll über die Domäne Asnagium: »Wir fanden einen aus Stein vorzüglich errichteten königlichen Saalbau mit drei Kammern, den ganzen Bau mit Söllern umgeben, mit 11 heizbaren Gemächern (pisilibus), unter ihnen einen Keller, ringsherum zwei Portiken, im Hof 17 Holzhäuser mit ebenso vielen

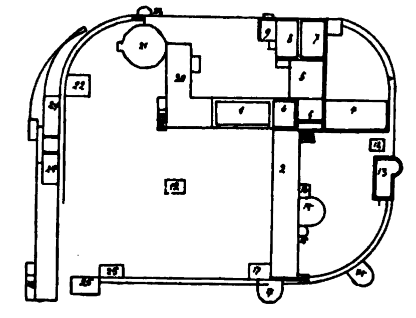


Abb. 34. Pfalz zu Nimwegen. Lageplan.

1) Gareis, Die Landgüterordnung Kaiser Karls d. Gr. Berl. 1895.

Kammern, einen Stall, eine Küche, eine Bäckerei, zwei Speicher und drei Scheuern, den Hof von einer Verschanzung (tunimo) fest umhegt, darin ein steinernes Tor und über diesem einen Söller«. Das ist ein Bild, welches den Klosterwirtschaften durch Gliederung und Mannigfaltigkeit der Bauformen auf ein Haar ähnelt. Des näheren erfahren wir, daß die Herrenhäuser (casa, domus, sala) auch aus Holz gebaut oder innen Holz- außen Steinbau waren; die oftgenannten Söller (solaria) sind mehrdeutig, sie stehen sowohl für offene Galerien wie für Oberstuben, so bei den Torhäusern. Die Häuser (casae) sind Familienwohnungen der Hörigen und Handwerker, neben ihnen kommen noch Mägdehäuser (mansiones feminarum) und Knechtehäuser (mansiones virorum) vor. Küche und Backhaus sind auch wie im Kloster noch abgesonderte Gebäude, so auch die für die Pflege des Weinbaues bezeichnenden Keltern (torcular, calterhus), denen der Kaiser aufgibt, die Trauben nicht durch die Schweißfüße der Winzer austreten zu lassen. Auch die Sorge für Brunnen, Wasserleitungen, Brücken und Straßen wird eingeschärft. Entsprach die Wirklichkeit der kaiserlichen Güter nur ungefähr diesen Schilderungen, so haben wir einen Hochstand landwirtschaftlicher Bauweise, der im nächsten Jahrtausend nicht wesentlich überholt worden ist.

Die Schöpfungen des großen Kaisers auf dem Gebiet des Wohnbaues bedeuten also in jeder Hinsicht einen so mächtigen Fortschritt, daß die nächsten Geschlechter Mühe hatten, seinem Beispiel nahe zu kommen. Manches daran war künstliche, gewaltsam verpflanzte Blüte, die keine Frucht brachte. Aber der große Zug und Zuschnitt seiner Bauten erwies sich für alle folgenden Inhaber des Thrones und den Fürstenstand um so anregender, als sie in eben diesen Räumen zu wohnen und zu tagen pflegten und auf Schritt und Tritt den Schöpfungen eines unvergleichlich vielseitigen Willens begegneten. Die Ottonen und noch mehr der Rotbart sind ganz im Zauberkreis jener karolingischen Renaissance und erschöpfen sich in Nachahmungen. Indes geht der Typus »Pfalz« nahezu in den der »Burg« über.

II. Sächsische und Hohenstaufische Pfalzen.

Der rom. Profanbau, zusgest., gez. u. hggb. v. Zeichenausschuß d. Stud. d. techn. Hochschule zu Charlottenburg. Lfrg. XXVI d. Denkm. d. Baukunst. Berl. 1902. — W. WEITZEL, Die deutschen Kaiserpfalzen u. Königshöfe. Halle 1905.

Monographien. P. HOFER, Der Königshof *Bodfeld.* Zs. Harzver. XXIX. 341. — L. BURGEMEISTER, Die ehem. kaiserl. Burg zu *Breslau.* Zs. Schlesien XXXVI. 271. — L. WINTER, Die Burg *Dankwarderode* zu Braunschweig. B. 1883. — GRUEBER, Die Kaiserburg zu *Eger.* Prag, Lpz. 1864. Mitt. C. C. 1871. — B. HUNDESHAGEN, Kaiser Friedr. I. Palast i. d. Burg *Gelnhausen.* 2. A. Bonn 1832. — E. HERING, Schloß *Girbaden.* Straßb. 1881. — UNGER, D. Kaiserhs. zu *Goslar.* D. Bauztg. 1871. 244. — HOTZEN, D. Kaiserhaus zu *Goslar.* Halle 1872. — v. BEHR, D. Kaiserhs. zu *Goslar.* Zs. f. Bauw. 1900. 161. — v. COHAUSEN, Burg *Gutenfels.* Nass. Ann. XXIII. 91. — GUERBER, La bourg imp. de *Hagenau.* Bull. d'Als. V. 119. VIII. 113. — *Kaiserslautern:* v. NEUMANN, Die Schlösser d. Rheinkreises. Zweibrücken 1837. — *Kaiserswerth:* Bericht der Provinzialkommission V. 30. Bonn 1900. — PIPER, CLEMEN, SIMON, Dpfl. V. 51, 68, 82, 98. — RITGEN u. IRLE, Gesch. u. Beschr. von *Münzenberg.* Gießen 1879. — MOLLER, Urkunden. Arch. hess. Gesch. I. 280.

— E. MUMMENHOFF, Die Burg zu *Nürnberg*. 2. A. N. 1900. — ESSENWEIN, Anz. Germ. Mus. 1878. 279 — Mitt. Nürnb. IV. 218. — J. C. SCHMITT, Die *Osterburg* bei Bischofsh. — BUROW. I. 29. — C. W. FABER, Die Reichsfeste *Trifels*. — J. M. KOCH, Beschr. d. Schlosses *Wartburg*. Lpz. 1710. — RITGEN, Führer. 3. A. Lpz. 1876. — V. LORENT, *Wimpfen* am Neckar. Stuttg. 1870.

Die Königshöfe sind in sächsischer Zeit die wichtigsten Denkmale des Profanbaues. Denn hierin liegen die Ausgangspunkte der Burg und der Stadt. Die Ausgrabungen Schuchhardts[1]) haben die überraschende Erkenntnis gebracht, daß schon die fränkischen Reichshöfe, aus Haupthof (curtis) und Vorhof (curticula) bestehend, teilweis mit Mauern befestigt waren und als Sitze der Gau- und Markgrafen bis an die Saale (Merseburg: antiquum opus Romanum) vorgetrieben wurden. Als karolingisch erscheinen z. B. Altschieder, die Wittekindsburg bei Rulle und die Hünenburg bei Todenman, in deren Bereich sich auch Fundamente von Steingebäuden fanden, ja bei der Hünenburg und der Wittekindsburg sogar die Fundamente von Mauertürmen (s. u.). Die Wallmauern in einer Stärke von 1.25—1.60 sind regelmäßig an den Ecken abgerundet. Das Ende des 9. Jh. ist etwa der Zeitpunkt, wo sich eine festere Steinburg vom Wirtschaftshof loslöste, erstere als Herrenwohnung und Zitadelle (praesidium) meist auf erhöhtem Baugrunde, die Unterburg schützend.



Abb. 35 u. 36. Der Königshof Bodfeld. Ansicht und Grundriß.

1. An diese Versuche und Ansätze knüpfte Heinrich I. an, indem er zu den älteren Königshöfen — im Hersfelder Zehntverzeichnis um 890 werden allein in Thüringen schon 19 »urbes« genannt — zahlreiche neue zum Schutz der Straßen und Grenzen, als Etappen an Königswegen und Amtsitze seiner Grafen hinzufügte. Nach dem Sachsenspiegel waren es fünf Pfalzen (palenze) im Lande zu Sachsen, wo der König echt Hof halten sollte, Werla (später Goslar), Wallhausen, Grona, Allstedt und Merseburg. Aber ebenso häufig finden wir Heinrich und seine Nachfolger in Memleben, Tilleda, Quedlinburg, Mühlhausen, Nordhausen, Magdeburg usw. und in den Urkunden ist sehr oft noch in jüngerer Zeit der Unterschied zwischen Hof (curtis, praedium, civitas) und Burg (urbs, castellum) festgehalten.

Die Vorstellungen dieser sächsischen Könighöfe waren bisher sehr unklar, Man pflegte sie als leichte »Holzbauten mit Erdwerken« abzutun. Aber ein voller

1) In OPPERMANN, Atlas vorgesch. Bef. i. Niedersachs. VI. u. VII. — Mitt. Osnabrück, 1890—92. — K. RÜBEL, Reichshöfe im Lippe-, Ruhr- u. Diemel-Gebiet. Dortm. 1901.

Wandel der Anschauung wird sich durchsetzen müssen, wenn wir die von P. Höfer geleitete Aufgrabung von Bodfeld i. Harz würdigen. Diese wohl schon von Kaiser Heinrich I. gegründete Pfalz (Abb. 35 u. 36) ist in Vor- und Hauptburg geteilt, letztere durch einen doppelten Graben und eine Ringmauer mit runden Ecken befestigt; Küche, Backofen, Schmiede und ein teilweise unterkellerter Palas sind erkennbar. Am merkwürdigsten ist ein völlig öffnungsloser, der Angriffsseite entgegengestellter Turm, der offenbar nur durch eine Außentreppe zugänglich, mit der Plattform als Warte und Verteidigungspunkt diente. Die Zwingermauer, mit Erde und Brandschutt hinterfüttert, ist spätere Verstärkung. — Ein anderes, nicht minder sicheres Beispiel tritt uns in der Sorbenburg (»hoher Schwarm«) in Saalfeld entgegen, einer königlichen Pfalz, die als Etappe auf dem Wege zwischen Thüringen und Franken hohe Bedeutung hatte und von Otto I. mehrmals beehrt wurde. Leider nur zur Hälfte erhalten bildet der Bau ein Rechteck mit Kellern und drei Obergeschossen, deren Gewölbe und Fenster jüngerer sind, aber sicher die alte Einteilung wiederholen. Die Ecken sind ausgerundet und über Pendentifs als Türmchen fortgebildet (Abb. 37 u. 38). Hier haben wir den Typus des Wohnturms, den Erstling einer großzügigen Schloßarchitektur, wie sie sich auf fremden Boden, in den Normannenschlössern Italiens, Frankreichs und Englands glänzend weiter entwickelt hat. Beide Beispiele liefern den Beweis, daß der vornehme Profanbau unter den ersten Sachsenkönigen die entscheidende Richtung auf den befestigten, burgmäßigen Charakter erhielt.



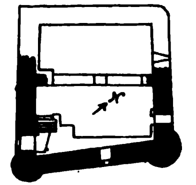


Abb. 37 u. 38. Der hohe Schwarm in Saalfeld. Ansicht und Grundriß.

2. Für die nächste Zeit bietet die Pfalz in Goslar die beste Anschauung einer Residenz. Sie ist im wesentlichen eine Schöpfung Heinrichs III. (1039—56), doch muß der Saalbau den Formen nach in staufischer Zeit und nochmals unter Kaiser Wenzel durchgreifend erneuert sein. Das Kaiserhaus liegt auf der Kuppe eines sanft abfallenden Hügels, ein Rechteck von 99×17.50 m, aus drei Trakten bestehend, südlich durch die Ulrichskapelle flankiert. Dahinter lagen noch Stallungen und die Liebfrauenkirche. Am Fuß des Hügels der Dom, mit der Pfalz offenbar durch einen Gang verbunden. Eine Ringmauer schloß das Ganze und mit der Stadt zusammen, an der Südseite ist ein zusammnhängender Trakt von kleinen Wirtschaftsgebäuden aufgegraben worden. In ihrer weiträumigen Größe und Disposition erinnert die Anlage stark an Aachen. Die Befestigung muß für ihre Zeit sehr mächtig gewesen sein.

Die Verbindung von Pfalz und Dom zu einem großen Baukomplex haben wir dann noch einmal in Braunschweig. Die Burg Dankwarderode (Abb. 39), 1166 von Heinrich dem Löwen erbaut, ist eine Wasserburg auf einer Okerinsel. Der Palas, nach sehr trüben Schicksalen seit dem Brande von 1873 völlig erneuert, ist quer auf den Dom gerichtet, und war mit den übrigen leider ganz verschollenen

Bauten von einer Mauer umgeben. Von Türmen wird hier ebensowenig wie bei Goslar berichtet.

3. Wahrhaft glänzend betätigte sich Kaiser Friedrich I. durch das ganze Reich im Pfalzenbau, indem er nicht nur die karolingischen (Aachen, Ingelheim, Nimwegen) erneuerte, sondern auch neue von gediegener Pracht und vorbildlicher Reife schuf. Der feste, burgmäßige Charakter überwiegt, der Hauptakzent der Baukunst liegt aber auf dem Saalbau und der Kapelle. Im einzelnen sind die Gruppierungen sehr variabel. Die künstlich durch Ableitung eines Armes der Kinzig hergestellte Insel von Gelnhausen stempelt diese Pfalz zur Wasserburg.



Abb. 39. Dankwarderode nach der Restauration.
Photogr. Verlag George Behrens, Hofkunsthändler, Braunschweig.

Der engere Burgplatz von 80×43 m ist sehr hoch ummauert und die Torhalle von zwei mächtigen Türmen flankiert. Daneben die Kapelle und rechtwinklig angesetzt der Palas. Noch fester war Hagenau, ebenfalls von Wasser, dem Moderflüßchen umgeben, ein regelmäßiger Dreiflügelbau mit vier quadratischen Ecktürmen, in der Mitte der Front eine dreigeschossige Kapelle, daneben das Haupttor. Kaiserswerth hat den außerordentlich festen Palas, aus welchem ein beherrschender Berchfrit hervorwächst, entlang der Rheinseite und war landseitig wenigstens mit Mauer und Graben geschützt. Völlig burgmäßig sind dann Wimpfen a. B. auf einer Felszunge mit zwei Türmen an den Enden, und Eger, wo der Berchfrit (der »schwarze Turm«) übereck an der Mauer neben dem Tor steht, Palas und Kapelle aber an der Gegenseite. Ähnlich Wildenburg b. Amorbach (1176—97),

wo der Berchfrit ebenfalls übereck in der Mitte der Angriffsseite steht, der Palas die abgekehrte Seite des Burghofes einnimmt, nur daß hier der Zugang schon ganz kunstgerecht durch einen Zwinger und ein Torhaus im Schußbereich des Berchfrits geführt ist. Ist hieraus ersichtlich, daß sich der Begriff Pfalz ganz unmerklich in den Begriff Burg verliert, so ist dieselbe Entwickelung schon viel früher bei den beiden thüringischen Residenzen, Wartburg und Neuenburg, vollzogen. Beide sind ausgesprochene Höhenburgen mit Vorburgen und inneren Abschnitten, die Wartburg (Abb. 40), 1067 von Ludwig dem Springer gegründet, »eynen berfred vorne und eynen hinden unde mitten dy husunge«, ist später unter Ludwig I. und Hermann und dann öfter umgebaut, doch ist die Planung fraglos beibehalten, eine langgestreckte, schmale Vorburg mit dem Torbau und einfachen Wohnungen (6. 7), dann die Hauptburg, durch eine Dürnitz (erst von 1319) ein zweites Torhaus und die Kemenate (9) mit dem hohen Berchfrit abgetrennt, an die Kemenate anschließend der Palas (10), gegenüber isoliert der zweite Berchfrit (13). Es ist hier lediglich die vornehme Fassung des Palas welche der Burg die Marke »Pfalz« eingetragen hat. Noch fester ist die »Kaiserburg in Nürnberg«, auch ein Barbarossabau (Abb. 41). Hier ist der Aufgang in die Vorburg durch zwei Türme, die Hasenburg und den beherrschenden, runden Sinwellturm geschützt, zwischen denen das (spätere) Himmelstor. Die Vorburg selbst, 1191—1420 Sitz der zollernschen Burggrafen, mit dem Zwinger, Wehrgängen und dem malerischen Torbau, entstammt dem 13. Jh. und noch späterer Zeit. Und auch von der inneren Burg ist nur der Heidenturm neben und vor dem Tor mit der Doppelkapelle intakt, sonst nur der Grundriß, eine ringförmige Anlage auf dem Steilfelsen, ursprünglich. Trifels ist vollends das reine Felsennest.

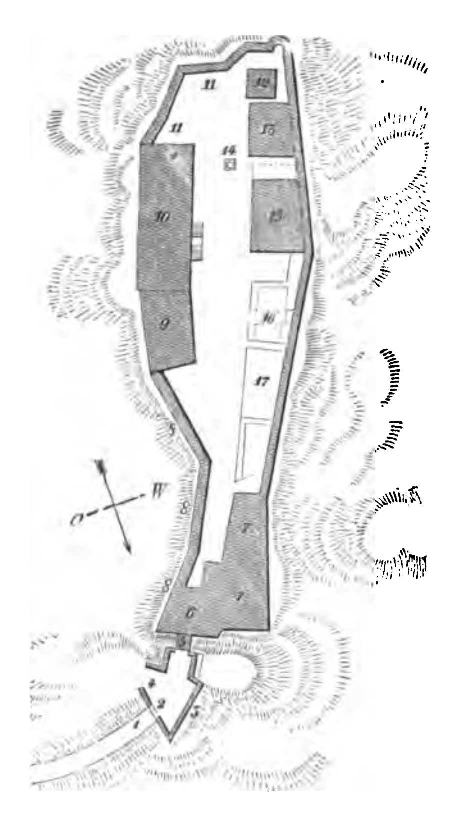


Abb. 40. Die Wartburg.

Man könnte hier eine Anzahl späterer landesfürstlicher Burgen, namentlich die Bauten Karls IV. in Prag (Hradschin), Karlstein, Breslau, Tangermünde anfügen; doch stehen diese Schöpfungen der Stimmung des hohen Ma. schon sehr fern und werden besser im nächsten Abschnitt behandelt.

4. Die Sonderstellung der »Pfalz« läßt sich nur rechtfertigen durch die eigenartige Erscheinung des Saalbaues. Es steht völlig dahin, ob in dieser Idee die gemeingermanische Königshalle (S. 13) oder der mehr romanisch gefärbte »Reichssaal« Karls d. Gr. nachwirkte. Im letzteren Falle wäre es auffällig, daß sowohl

die Exedra wie die dreischiffige Innenteilung (Ingelheim) und die Längsorientierung in Zukunft aufgegeben sind. Alle Untersuchungen in dieser Hinsicht stoßen auf unendliche Schwierigkeiten, da uns in keinem Fall die wirklich alte Innenteilung und Einrichtung überliefert ist und auch eine Belebung der großen, unheizbaren Säle nur einer unbedenklichen Phantasie gelingt.

Reine Saalbauten haben wir in Goslar (Abb. 42) und Braunschweig vor uns In Goslar ist die Innenteilung nach Brand von 1289, dann unter Kaiser Wenzel,



Abb. 41. Burg in Nürnberg.
Nach einer Photographie von F. Schmidt.

durch die Jesuiten 1630, durch die seit 1866 durchgeführte Restauration so oft und willkürlich geändert, daß eigentlich alles außer den Umfassungsmauern fraglich ist. Das Erdgeschoß war nach Hotzen ein ungeteilter, flachgedeckter Raum. Es ist in gotischer Zeit nach den Fensterachsen in sieben tonnengewölbte Räume zerlegt und mit einer verzweigten Kanalheizung versehen. Die mittlere Axe erscheint auf Bildern vor 1871 als ein großer mit Fachwerk ausgesetzter Bogen und macht sich innen sozusagen als Querschiff geltend. Hier wäre also die Freitreppe zum Saal, darunter die Einfahrt ins Erdgeschoß zu denken, möglicherweise auch ein Balkon als Gerichtsstätte, denn später ist der Platz vor der Pfalz, das »Kaiserbleek«, noch Stätte eines Berggerichtes. Die strenge Aufteilung der Fassade durch sechs gleichartige in Blendnischen gesetzte Arkadenfenster ist sonst ohne Beispiel,

aber die großen Lichter waren weder verglast noch verschließbar und mußten den Saal für die Hälfte des Jahres einfach unbewohnbar machen. Die Wohngemächer des Kaisers werden denn auch in dem rechts anschließenden Gebäude gesucht, das übrigens im 16. Jh. ganz neu errichtet wurde, das Frauenhaus aber an der anderen Schmalseite, rückwärtig von dem Verbindungsgange zwischen Saal und Kapelle, wo noch sehr feine Architekturreste erhalten sind. Haben wir hier also einen reinen Repräsentationsbau, einen »Kaisersaal« für große Versammlungen und Staatshandlungen, so scheint etwas ähnliches auch in Dankwarderode vorzuliegen. Hier war der überkommene Bau, ein Rechteck von 15×42 m, im Erd-



Abb. 42. Kaiserhaus in Goslar.

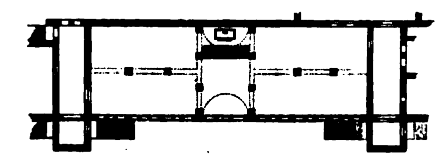


Abb. 43. Grundriß des Saales in Goslar.

geschoß mit gemauerten Arkadenbögen durch zehn Pfeiler in zwei Schiffe geteilt; darnach ist auch das Obergeschoß als zweischiffiger Saal erneuert, durch eine Freitreppe an der Hofseite zugänglich und durch vier dreiteilige Arkadenfenster erhellt (Abb. 44).

Es ist nun die Tendenz nicht zu verkennen, den Saalbau wohnlicher zu gestalten und für das Familienleben und die private Bequemlichkeit zu gewinnen. Die Barbarossapfalzen Eger, Gelnhausen, Kaiserswerth, Wimpfen sind Ruinen, deren Innenbau nur vermutungsweise festzustellen ist. In Eger ist das Erdgeschoß kellerartig, das Obergeschoß auf einer Holzbalkendecke, durch eine Freitreppe an der Hofseite zugänglich, hatte einen Saal mit drei fünfteiligen Arkadenfenstern und zwei Zimmer mit kleinen Fenstern und Aborterkern; die Küche befand sich in einem Anbau. Ein zweites Obergeschoß ist unsicher. In Gelnhausen (bei des Kaisers Tod noch unvollendet) ist nur die innere Fassade mit den prachtvollen Arkaden erhalten, auch hier der Eingang in der Mitte über dem breiten Tor des Erdgeschosses (Abb. 45).

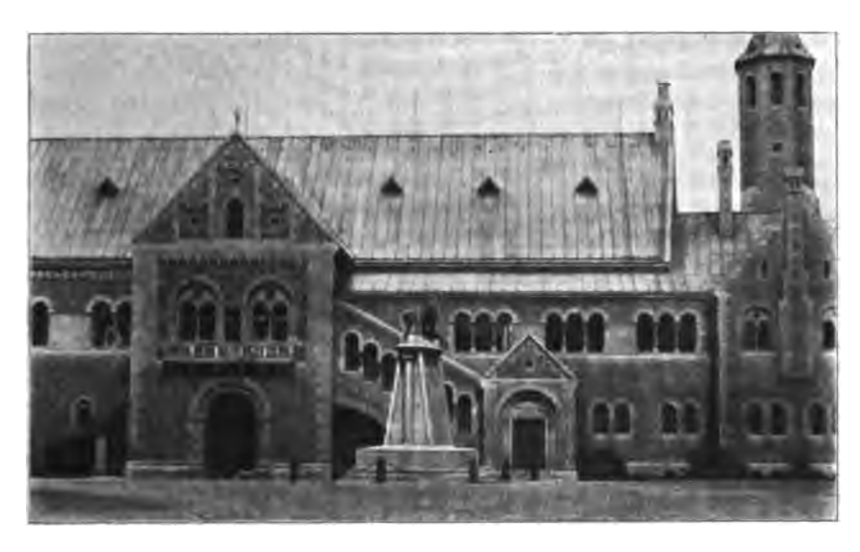


Abb. 44. Dankwarderode von der Hofseite.
Photogr. Verlag George Behrens, Hofkunsthändler, Braunschweig.

Ist die Disposition der Fundamente nach oben durchgeführt, so hätten wir hinter den Arkaden einen breiten Gang anzunehmen, der an den kaiserlichen Wohnräumen vorbeilief und in einem kurzen schmalen Aufstieg zur Kapelle und wahrscheinlich auch in das Obergeschoß zum großen Reichssaal führte. Dies ist hier



Abb. 45. Palas der Pfalz in Gelnhausen. (Hartung.)

durch den Lisenenansatz in der Ecke zur Kapelle vollkommen gesichert, fraglos auch mit derselben Achsenteilung der Lichter. In Kaiserswerth ist nur das Erdgeschoß leidlich erhalten. Der Eingang auf der nördlichen Schmalseite geht als breite Treppe in der Mauerdicke in das Obergeschoß mit den Wohnräumen. Darüber lag, nach alten Stichen zu urteilen, der Festsaal. Unten liegen nebeneinander die Küche, eine Flur mit angebautem Treppenturm, ein (Vorrats)raum und das Brunnenhaus. Bei Wimpfen steht nur noch die äußere Längsmauer mit drei fünfteiligen Fensterarkaden, daran anschließend die Kapelle. Ungemein belehrend für diesen Entwickelungsgang ist der bekannteste und trotz der Erneuerung

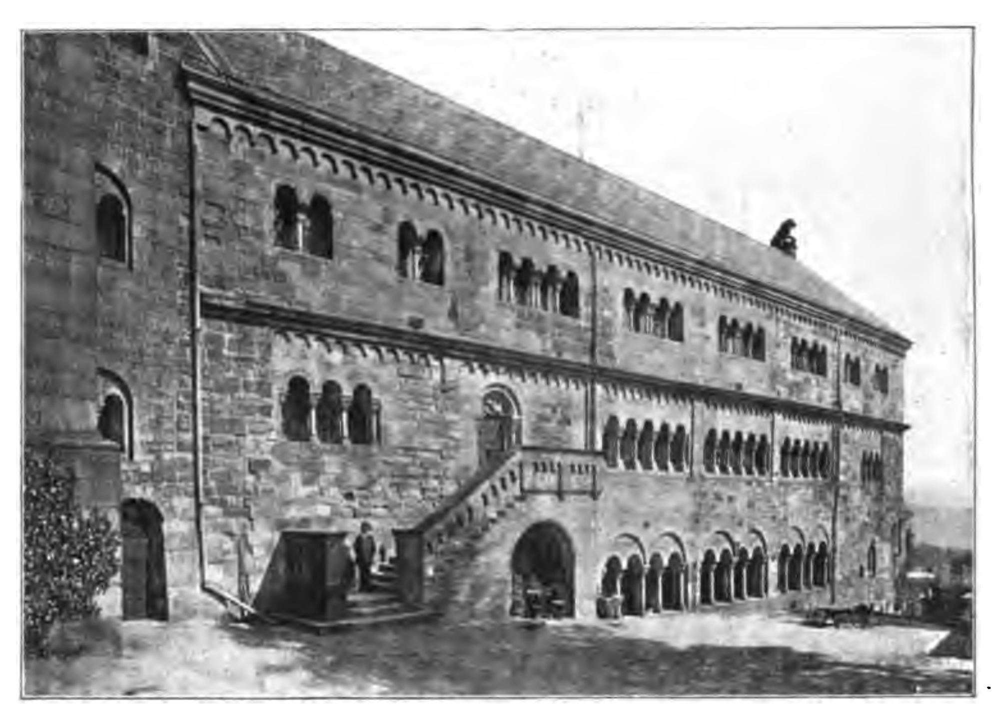


Abb. 46. Palas der Wartburg. (Hartung.)

noch am besten erhaltene Palas der Wartburg (Abb. 46). Die Chronologie des Baues ist wegen späterer Umbauten, besonders nach einem Brande von 1317, ungemein schwierig, zumal sich nie wird feststellen lassen, was etwa vom Gründungsbau Ludwig des Springers (1067) übernommen wurde. Aber jedenfalls zeigen die Formen, daß die beiden Untergeschosse etwa unter Ludwig III. um 1200 einheitlich neu errichtet oder erneuert wurden, während das dritte Geschoß über dem alten Dachgesims unter Landgraf Hermann aufgesetzt sein mag. Man wolle beachten, wie sehr die Gliederung der Fassade der Innenteilung entspricht. Zunächst ist es wertvoll zu sehen, daß hinter den Arkadenfenstern in allen drei Geschossen ein Korridor in voller Länge durchgeht und daß, wie in Eger und Gelnhausen, eine Haupttreppe zum Hauptgeschoß emporführt. Dann die Ausnützung des Erdgeschosses, welches in der Mitte die große, flachgedeckte Küche mit mächtigem

Kamin und eine zum Speisesaal aufsteigende Mauerstiege, seitlich je einen kreuzgewölbten (Vorrats)raum und an der westlichen Stirnseite einen schmalen Gang zum Abort aufweist. Im zweiten Geschoß dieselbe Dreiteilung, in der Mitte der ursprüngliche Herrensaal (jetzt Sängersaal genannt), östlich das »Landgrafenzimmer«, westlich die Kapelle, die aber erst nach 1317 eingerichtet wurde und vordem auch ein Wohnraum war. Das Obergeschoß wird vollständig durch den großen Festsaal eingenommen, und verstehen wir die Absicht nur einigermaßen richtig, so kann der Aufbau desselben nur den Zweck gehabt haben, das mittlere Geschoß ganz für die wohnlichen Bedürfnisse der landgräflichen Familie zu gewinnen. Östlich stößt an den Palas eine Kemnate, der Überlieferung nach das Frauen- und Familienhaus mit recht engen Gelassen, ein wertvolles Zeugnis. Denn wir können daran sehen, daß sich das Frauen- und Familienleben so dicht an die ursprünglich abgeschlossene Sphäre der Männerwelt herandrängt und ohne Halt zu machen in dieselbe vordringt. Noch etwas weiter in dieser Richtung ist der Palas von Münzenberg vorgeschritten, der wie Gelnhausen dreigeschossig, jedoch von Grund aus durch eine Quermauer geteilt und auch im obersten Geschoß durch eine Freitreppe zugänglich ist, während der Korridor hinter den Fensterarkaden fehlt. Der »Saal« nahm hier nur die eine Hälfte des zweiten Obergeschosses ein.

Wir werden unten sehen, daß der Palas mit dem großen Saal im 12. u. 13. Jh. beim vornehmen Rittertum freudigen Anklang fand, dann aber allgemein verfiel. Er erscheint uns heut als ein Produkt jener gehobenen Kultur und Geselligkeit, die im Zeitalter der Hohenstaufen und der Kreuzzüge aus der Berührung mit Italien und Frankreich das ganze Volks- und Kunstleben auf eine höhere Stufe brachten, ohne tiefere Wurzel zu schlagen. Schließlich muß dem deutschen Edelmann und Fürsten das Leben im kleinen Kreis, in stiller »Gemütlichkeit« doch anziehender gewesen sein als vor versammelter Mannschaft. Ein Vergleich mit der Bedeutung und der Nachwirkung der »Halle« im englischen Haus macht das sofort klar. Bei uns ist der »Saalbau« nur eine kurze Episode im Wohnbau. Der (zweischiffigen) Halle war aber eine bedeutende Zukunft in den städtischen öffentlichen Bauten, im Bürgersaal des Rathauses usw. beschieden.

5. Die Deutschordensburgen. Während der Palaststil im inneren Deutschland sichtbar verkümmerte, wurde er seit Mitte 13. Jh. im äußersten Osten des kolonialen Neulandes zu einer ungeahnten und schlechthin bewunderungswürdigen Blüte gebracht. Die Erscheinung erklärt sich dadurch, daß der deutsche Orden, durch internationale Beziehungen vollkommen vertraut mit den baukünstlerischen Fortschritten des Orients und getragen durch die opferwillige Unterstützung des Hinterlandes, in den Ostmarken eine ausgebildete Technik des Backsteinbaues vorfand, wie sie ihm in ähnlicher Vollkommenheit in Syrien und Mesopotamien entgegengetreten und angeeignet worden war. Und durch den großen Zug und Stil, den willensstarken Korpsgeist und die vornehmen Ansprüche an die Kultur des Wohnbaues hebt er sich weit über bürgerliche und selbst klösterliche Kreise. Die Verbindung ritterlicher und mönchischer Ideale zeugte auch baulich einen genialen Bastard, in welchem strammer Gehorsam, brüderlicher Sinn, Frömmigkeit und heitere Lebensfreude mit trutziger Tapferkeit wunderbar gemischt sind.

Ihre Burgen sind vorzugsweise Wasserburgen und somit überwiegend der symmetrischen regelmäßigen Planung unterworfen. Nur die älteren, Althaus-Culm 1233, Elbing 1237, Balga 1239 und Graudenz 1250 haben unregelmäßigen Grundriß. Dazwischen tritt schon die große typische Grundform auf bei Rheden (Abb. 47), 1234 gegründet. Hier bildet den Mittelpunkt ein doppelgeschossiger Kreuzgang mit zwei Wendelstiegen, rings umzogen von vier Flügeln des Schlosses, von denen der vordere, durch die Torhalle geteilt, der Kapelle rechts und dem Rempter links, die übrigen den gemeinsamen Speise-, Schlaf- und Versammlungsräumen der Ritter bestimmt waren. Ein Zwinger mit Ringmauer, über welche der übliche Dantzker hinausgeführt ist, und ein breiter Graben schützen das Schloß,

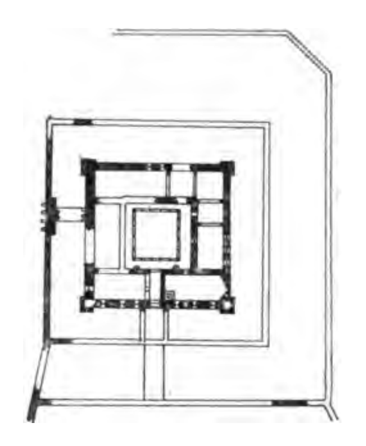


Abb. 47. Schloß Rheden.

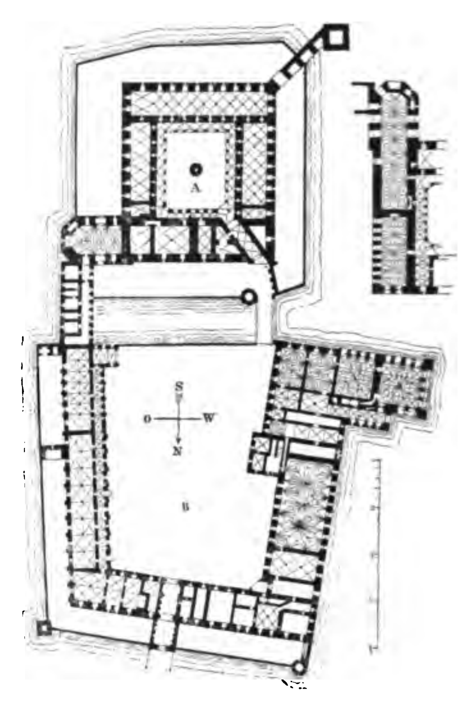


Abb. 48. Die Marienburg.

dessen Wehrbauten nur in vier hohen Ecktürmen bestehen. Demselben Schema folgen dann Lochstedt 1240, Neidenberg 1310, Preußisch-Mark 1312, Gilgenburg 1319, Rössel und Heilsberg um 1350. Am glänzendsten stellt sich die Ordensbaukunst jedoch an der Marienburg dar, seit 1280 als Hauptsitz des Ordens, seit 1309 auch des Hochmeisters bis gegen 1370 allmählich ausgebaut, die Krone des mittelalterlichen Profanbaues in Deutschland überhaupt (Abb. 48). Im älteren Teil, dem Hochschloß A, erkennt man noch den regelmäßigen Plan von Rheden, das Mittelschloß B ist etwas freier disponiert, aus der ursprünglichen Vorburg entstanden. Beide sind durch einen (trockenen) Graben getrennt und von nassen Gräben, dem Haus- und Mühlgraben, umgürtet. Die neuere Vorburg ist dann weit nach N. vorgeschoben, von einer Ringmauer mit zahlreichen Türmen und dem Burggraben, vor diesem aber noch durch das »Bollwerk« und des »Meisters Karpfenteich« geschützt, während nach W. die Nogat, nach S. die Stadt besondere Schutzmaßregeln unnötig machten. Das Verteidigungssystem der Wasserburg ist hier in mustergültiger Klarheit durchgebildet.

Das Hochschloß, vom »Parcham« (Zwinger) umgeben und nur von der Nordwestecke durch ein Zwingertor zugänglich, enthält in den vier Flügeln die Küche (rechts), den Speicher und Keller, während die hinausgerückte Kapelle (St. Anna) durch den Pfaffenturm mit dem Gasthaus der Mittelburg in Verbindung gesetzt ist. Die Obergeschosse des Nordflügels sind ganz von der glänzenden Marienkirche und dem Kapitelsaal (Abb. 49 rechts) eingenommen. Das zweite Stockwerk hatte (rechts) die Wohnung des Tresslers (Silberkammer), des Komturs, (südlich) den Konventsremter und die Herrenstube, (westlich) die Schlafsäle, das dritte Stock im Südflügel den Gesellschafts- und Speisesaal. Von der Südwestecke aus geht eine Brücke zu dem (über Wasser erbauten) Dantzker. — Im Mittelschloß liegt zunächst links vom Torhaus die Großkomturei, an welche sich die lange Flucht der Gastkammern mit der kleinen Adalbertkapelle anschloß, rechts das Krankenhaus (Firmarie). Den westlichen Flügel nimmt die wahrhaft fürstliche Residenz des Hochmeisters ein. Hier folgen sich die Küche, der vielbewunderte Festsaal mit hofseitigem Treppenhaus (darüber eine Hauskapelle), dann Schlafstube, Vorzimmer und Korridor und zwei Wohnzimmer des Hochmeisters, westlich vorspringend der Winter- und Sommerremter. Überaus praktisch ist die Verbindung der einzelnen Räume und Geschosse durch Gänge und Wendelstiegen in der Mauerdicke hergestellt. Man sieht, wie viele Motive des klösterlichen Wohnbaues hier benutzt sind. Das Ideal des brüderlichen Gemeinschaftslebens beherrscht den Entwurf bis ins Einzelne und Kleine. Hier wie dort ist die Eigenwohnung lediglich den wenigen Vorgesetzten gestattet.

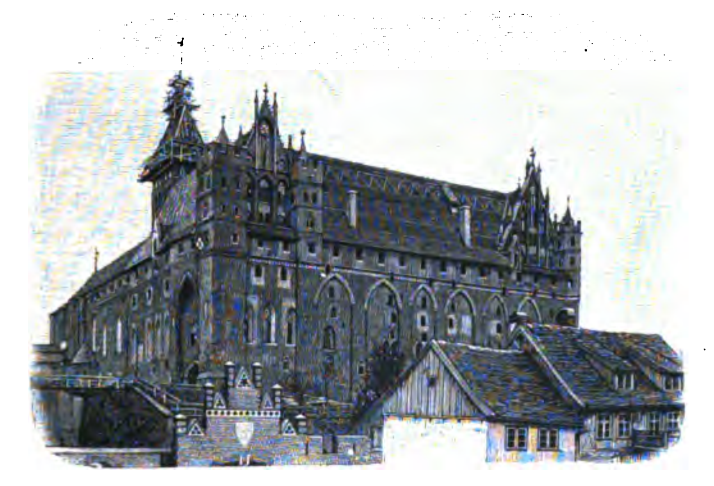


Abb. 49. Ansicht des Oberschlosses der Marienburg.



Abb. 50. Die Wartburg. Nach dem Aquarell von P. Braendel.

VIERTES KAPITEL

DIE BURG

O. PIPER, Burgenkunde. München 1895. 2. A. 1905. – DERS., Abriß der Burgenkunde. 2. A. Lpz. 1904. — B. EBHARDT, Die deutschen Burgen. Berl. 1898 ff. — V. ESSENWEIN, D. Kriegsbaukunst. Darmst. 1883. — KÖHLER, Entw. des Kriegswesens in der Ritterzeit. Bresl. 1887. — M. JÄHNS, Gesch. d. Kriegswesens v. d. Urzeit bis z. Renaiss. 1880. — P. SALVISBERG, Die deutsche Kriegsarchitektur. Stuttg. 1887. — V. COHAUSEN, Die Bergfriede bes. rhein. Burgen. B. Jb. XXVIII (1860) — DERS., Die Wehrbauten zw. Rhein, Main und Lahn. Zschr. f. Bauwesen 1880. — J. NÄHER, Die deutsche Burg. Berl. 1885. — DERS., Die militärarchit. Anlagen der Ritterburg. 1893. — J. N. CORI, Bau u. Einrichtung d. deutschen Burgen. 2. A. Darmst. 1899. — O. EBERBACH, D. deutsche Höhenburg des Ma. Stuttg. 1903. — SCHULTE VOM BRÜHL, Deutsche Schlösser u. Burgen. Lpz. 1888 ff. — K. V. HOCHFELDEN, Gesch. d. Milit. Archit. d. frühen Ma. Stuttg. 1859. — LEO, D. Burgenbau v. 11. bis 14. Jh. in RAUMERS hist. Taschenbuch. Lpz. 1837. — W. FRANCK, D. deutsche Burgenbau (Hessens u. d. Rheingegenden). Picks Mschr. 1880.

Landschaften: O. PIPER, Österr. Burgen. Wien 1902—05. — F. N. HEBER, Böhmens Burgen. Prag 1846. — K. ROSSNER, Ruinen d. ma. Burgen Oberösterreichs. Wien 1903. — SCHEIGER, Burgen u. Schlösser Österr. u. d. Enns. Wien 1837. — J. V. ZAHN, Die deutschen Burgen i. Friaul. Graz 1883. — P. CLEMEN, Tiroler Burgen. Mitt. C. C. 1894. — A. SCHNEIDER, Topogr. südtirol. Burgen. Lpz. 1902. — O. ERBER, Burgen u. Schlösser d. Umg. v. Bozen. Innsbr. 1895. — MERZ, Die ma. Burgen d. Kant. Aargau. 1905. — H. ZELLER-WERDMÜLLER, Ma. Burganlagen der Ostschweiz. Mitt. ant. Ges. Zürich 1893. — J. NÄHER, Die Burgen des Breisgaues. Emmendingen 1884 — des Kraichgaues. Karlsr. 1885 — der rom. Schweiz. Lausanne 1885 — von Elsaß u. Lothringen. Straßb. 1886 — der rhein. Pfalz. Neust. a. d. H. 1887. — DERS., Burgenkunde f. d. südwestdeutsche Gebiet. Münch. 1901. — Rheinische Burgen nach Handzeichnungen Dilichs (1607) hg. v. K. MICHAELIS. Berl. 1900. — R. BONTE, Nassaus Burgen im Ma. Nassovia III. Wiesb. 1902. — E. HAPPEL, Ma. Befestigungsbauten i. Niederhessen. Kassel 1902 — Die Burgen in Niederhessen. Marb. 1903 — in Oberhessen. ebd. 1905 – Hessische Burgen. Kassel 1900. — J. SCHNEIDER, Die Ritterb. d. vorm. Abtei Fulda. Zs.

hess. Gesch.-Ver. N. F. XVII. 121. — C. v. METZSCH, Die Schlösser, Burgen u. Ruinen Sachsens. Dresd. 1902. — P. WEBER, Die Burgen d. mittl. Saaletales. Jena 1902. — SÜSSMILCH, Burgen i. Erzgeb. Mitt. dt. Ges. Lpz. VIII. 38.

Monographien. R. v. BIBRA, *Bodenlauben*. Kissingen 1903. — L. BECHSTEIN, *Bodenlauben*. Mein. 1841. — KIRCHNER, *Boitzenburg*. Berl. 1860. — FISCHER, Schloß *Burg*. Düsseld. 1893. — P. ALBERT, *Burgheim* a. Rh. Alemannia N. F. V. 1. — P. SCHWARZ, Bau d. Feste *Driesen*. Schr. d. Ver. f. Neumark XVI. 202. — P. EICHHOLZ, *Eltville* i. Nass. Ann. XXXIII. 99. — G. PRIMAVESI, *Frankenstein*. Darmst. 1819. — SCRIBA, *Frankenstein*. Darmst. 1853. — MADER, *Friedberg*. Lauterb. 1766—74. — HERING, Schloß *Girbaden*. Straßburg 1881. — RITGEN, Gesch. d. B. *Gleiberg*. 1881. — BLUME, Die drei *Gleichen*. 1886. SACH, *Gottorp*. Schlesw. 1864. — H. DISSELNKÖTTER, *Grevenburg*. Kreuznach 1899. — WERNICKE, *Gröditzberg*. 1880. — v. HOCHFELDEN, *Habsburg*. Zürich 1857. — L. RESS, *Heldburg*. Hildb. 1888. — M. BACH, *Hohenneufen*. Dpfl. I. 111. — MOLL, *Hohenneufen* und *Hohenurach*. Urach 1859. — FRÖLICH, *Hohentwiel*. Straßb. 1882. — *Hohkönigsburg*: WIEGAND, Z. Gesch. d. H. Straßb. 1901. — PIPER, Die angebl. Wiederherstellung 1902. — EBHARDT, Berl. 1902. — HOFFMANN, Freiburg 1902. — A. ZELLER, B. *Hornberg*. Lpz. 1903. — KRIEGER, Burg *Hornberg*. Heilbr. 1879. — v. HORMAYR, *Hohenschwangau*. Münch. 1842. — M. MAYR, *Hohenwerfen*. Innsbr. 1903. — BELOW, *Die Katz*. Dpfl. II. 117. — G. LANDAU, *Krukenberg*. Kassel 1850. — MEYER, *Kyffhäuser*. 3. A. 1877. — BEROLD, Gesch. d. B. *Lutterberg*. 1896. — MEYER v. KNONAU, *Mammertshofen*. Mitt. antiq. Ges. Zürich XVII. 5. — P. FISCHER, *Marienburg*. Graudenz 1902. — REMLING, *Maxburg*. Mannh. 1844. — M. v. MEYERFELS, *Meersburg*. 1880. — R. v. SCHÖNHERR, *Meran*. Meran 1892. — SCHMIDTBORN, *Mehrenburg*. Wiesb. 1819. — GARBERS, *Moritzburg* b. Halle. Zs. f. Bauw. 1891. — RITGEN, *Münzenberg*. Gießen 1879. — IRLE, *Münzenberg*. Gießen 1879. — P. OESTERREICHER, *Neideck*. Bamb. 1819. — M. SCHMID, *Osterburg* i. Rhön. Dpfl. II. 54. — QUIX, *Rimburg*. Aachen 1835. — LEPSIUS, *Rudelsburg*. Kl. Schriften II. 50. — K. WREDE, *Rügenwalde*. Zs. f. Bw. LIII. 387—410. — REININGER, D. Kaiserb. *Salzburg*. Würzb. 1879. — *Sargans*, Dpfl. III. 89. — A. MÖRATH, *Schwarzenberg*. Krumau 1902. — DOERELL, *Schreckenstein*. 1883. — WILHELMI, Burgruine *Steinsberg*. Heidelb. 1857. — HERING, Schloß *Speßburg*. Straßb. Bull. 1879. — HEFNER u. WOLF, Burg *Tannenberg*. — R. BONTE, *Sonnenberg*. Nass. Ann. XXXII. 190. C. KROLLMANN, *Die Steckelburg*. Berl. 1900. — A. KOCH, *Hohentübingen*. Württemb. Vierteljh. N. F. VI. 192. — P. OESTERREICHER, *Tüchersfeld*. Bamb. 1824. — WIBEL, Die alte B. *Wertheim*. 1895. — PIPER, D. Burgruine *Wertheim*. 1896.

Malerisch-romantische Werke: GOTTSCHALK, Die Ritterburgen Deutschlands. 9 Bde. 1815 ff. — M. v. RING, Mal. Ans. d. Ritterb. Deutschl. (Baden), Straßb. 1829. — v. HORMEYER, Die Burgvesten d. österr. Monarchie, Brünn 1819, 6 Bde. — G. SCHWAB, Die Schweiz in ihren Ritterburgen, 1839. 3 Bde. — WAGNER, Ansichten der Burgen d. Schweiz, 1840. — SCHÖNHUT, Die Burgen des Württemberger Landes. 5 Bde. 1859—61. — A. KOCH, Die Ritterburgen i. Kgr. Württemberg. 1828. — DERS., Die Burgen von Baden u. d. Pfalz. 1861. — G. LANDAU, D. hess. Ritterburgen. 4 Bde. Kassel, 1832—39. — HOFFMANN, Burgen des Harzes. 1836. — F. E. v. MERING, Gesch. d. Burgen usw. i. d. Rheinlanden. Cöln, 1833—44.

Zeitschr.: Der Burgwart, hg. v. C. KROLLMANN, Berl. st. 1899.

I. Allgemeiner Charakter.

Das Zeitalter der deutschen Burg stellt uns vor die merkwürdige Erscheinung, daß ein Volk, dessen persönlicher Freiheitssinn den früheren Beobachtern gerade an der unbeengten Art des Wohnens aufgefallen war, das selbst die Städte als »ummauerte Gräber« mied, sich in seinen oberen Schichten für Jahrhunderte in enge Mauern einschloß, sich auf natursichere aber unbequeme und unzugängliche Punkte zurückzog und sich an Behausungen

gewöhnte, die halb Kasematten halb Mietskasernen waren. Die Burg war zugleich Festung und Wohnbau. Mit ihrer Ausbildung und Verbreitung verschwanden ebenso die rein defensiven Werke wie die offenen Landsitze bis auf geringe Ausnahmen. Mochte sie als Residenz des Landesherrn, als Mittelpunkt der Verwaltung, als Stammsitz eines Geschlechtes, als Kaserne eines Ordens, als Zollstätte oder Straßensperre oder als Raubnest eines Wegelagerers erscheinen, immer barg sie eine verhältnismäßig hohe Zahl von Bewohnern auf engem Raum und mußte die Ansprüche an die Bequemlichkeit des »Hauses« auf ein Mindestmaß herabdrücken. Der Umschlag der Stimmung fällt etwa in die Zeit der sächsischen Kaiser. In einer Zeit, wo die Grenzen des Vaterlandes den dreisten Raubzügen der Ungarn und Normannen schutzlos preisgegeben waren, drängten sich die Vorzüge der sichern Steinburgen gebieterisch auf. Sie bewährten sich vorzüglich bei der Eroberung des Ostens. Sie erwiesen sich als bestes Instrument zur Wahrung der Herrschaft im eigenen Land, zur Dämpfung jeder Art von Unbotmäßigkeit, zur Vernichtung unbequemer Freiheiten. Das Beispiel, welches Heinrich IV. durch seine berüchtigten Zwingburgen in Sachsen gab, hat fortwirkend bis zum Ausgang des Mittelalters Fürsten und Adlige beherrscht. Die Burg ist wesentlich der Stützpunkt politischer und sozialer Macht, des Rechtes wie des Unrechtes. In der Burg ist schließlich die Gesinnung des Faustrechts, gepaart mit Härte und Feigheit, verkörpert. Die Zersplitterung der Staatsgewalt, die Knechtung des Bauernstandes, das beständige innere Fehdewesen, der verewigte Bruderkrieg sind Begleiterscheinungen, über welche keine romantische Schwärmerei täuschen kann. Was einst eine Wohltat war, ist sehr bald zu einer Gefahr für das Volkswohl geworden. Wie wenig das Burgenwesen für die Verteidigung des Vaterlandes besagte, trat in den Husitenkriegen erschreckend zutage, und in der Katastrophe von 1525 offenbart sich der Grimm, der sich im besten, arbeitsamsten Teil der Bevölkerung dagegen angesammelt hatte.

Auch die rein künstlerischen Qualitäten der Burgenarchitektur sind bescheiden. Die steigende Kraft der Angriffswaffen nötigte dazu, die Schutzwerke immer stärker und vielseitiger zu machen, das Gelände bis aufs äußerste auszunützen, alle materiellen Mittel auf die rohen Bedürfnisbauten zu verwenden. Die künstlerische Gestaltung der Wohnbauten trat mehr und mehr zurück. Bemerken wir in romanischer und frühgotischer Zeit noch vielfach die schmucken Zierglieder, die Einfassungen der Gewände, reiche Fensterarkaturen, vornehme Kamine, Bogenfriese, wie sie meist aus der Klosterbaukunst übernommen wurden, so sinkt die spätere Gotik hierin bis zu den bescheidensten Formen herab, oft bis zum Verzicht auf alle Zierglieder. Will man indes nicht ungerecht sein, so muß man den Architekten des Burgenbaues auf ihr eigenstes Gebiet folgen und ihre Werke als technische Leistungen würdigen. Betrachten wir die stolzen Türme, die langen Mauerzüge, die stattlichen Quaderwerke, oft an schwindelnde Abgründe hingestellt, oft über schwierigen Substruktionen errichtet, erwägen wir, welche Verteidigungswerte durch die geschickte Planung künstlich gewonnen, welche hundert Rücksichten auf leidliche Bequemlichkeit des Verkehrs und des Wohnens genommen, welche Schwierigkeiten in Herbeischaffung von allem Baumaterial, von Steinen, Mörtel,

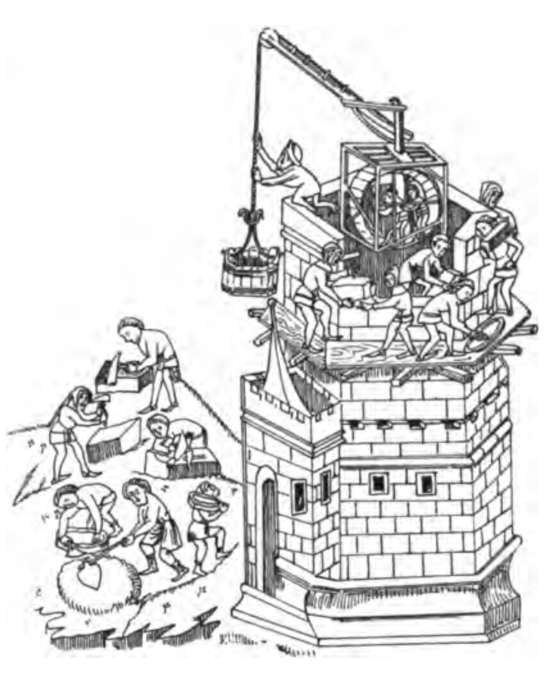


Abb. 51. Burgbau nach einer ma. Handschrift.

Holz und Wasser überwunden werden mußten, so wird man dem Geist und der Energie der Schöpfer die Bewunderung nicht versagen, wie denn auch in Miniaturen der Bau von Burgen mit den damaligen Hilfsmitteln gern geschildert wird (Abb. 51). Sehr stark ist die künstlerische Wirkung der Burg im Landschaftsbild empfunden worden. Mit feinem Gefühl für malerische Fernwirkung scheint sie zur Vollendung und Krönung der natürlichen Reize einer Berg- und Flußlandschaft geschaffen. Wir möchten uns die Ufer von Rhein, Lahn, Neckar, Mosel, Donau, Etsch und Saale nicht mehr vorstellen ohne diesen Kranz der »Burgen stolz und kühn«. Ob die Erbauer und Bewohner diese Reize gewollt und gefühlt, ja ob sie die eigenartigen Vorteile und Schönheiten der Höhenwohnungen besonders geschätzt haben, entzieht sich vollkommen unserer Einsicht.

Eine zusammenhängende und übersichtliche Geschichte der deutschen Burg zu schreiben, ist vorläufig noch aussichtslos. Die Gründe sind mannigfach. Zunächst ist der chronologische Rahmen viel zu lückenhaft und unzuverlässig. Inschriftliche Baudaten fehlen für die ältere Zeit ganz und werden erst im 15. Jh. etwas häufiger. Die urkundliche Bezeugung ist meist nur an den ganz zufälligen Umstand geknüpft, daß ein Träger des Namens in einer Zeugenreihe erscheint. Aber selbst wenn die Gründungszeit leidlich sicher ist, erheben sich im einzelnen Fall die ungemein schwierigen Fragen, welche Teile etwa der ursprünglichen Anlage zugehören, wie weit sich spätere Zerstörungen, Neubauten, Erweiterungen und Verstärkungen erstrecken, ganz abgesehen von dem Umstand, daß wichtige Bauteile, ja ganze Burgen bis auf unzusammenhängende Trümmer verschwunden sind. Auch die stilkritische Forschung, welche auf dem Gebiet des Kirchenbaues zu hoher Sicherheit ausgebaut ist, versagt fast ganz. Wenn wir die Bruchstücke eines Kirchengrundrisses zu ergänzen und durch Vergleichsschlüsse in eine ganz bestimmte Periode einzureihen vermögen, so ist im Burgenbau von irgend einer Regel, Gesetzmäßigkeit, typischen Planbildung keine Spur zu finden. Jede Burg ist ein selbständiger Organismus, lediglich dem eigenartigen Gelände, den Bedürfnissen und Absichten des Bauherrn angepaßt. Wenn wir ein beliebtes, zeitgemäßes Kirchenideal oft durch Duzende von Beispielen belegen können, so finden wir, daß von den tausenden deutscher Burgen nicht eine der anderen auch nur

in den Umrissen gleicht oder etwas von Nachahmung, Weiterbildung, Entwickelung ahnen läßt. Endlich haben sich auch die rein burgbaulichen Merkmale, welche ältere Forscher für gewisse Zeitabschnitte, Landschaften und »Schulen« gewonnen zu haben glaubten, vor der kenntnisreichen Kritik O. Pipers meist in nichts aufgelöst. Weder aus der Mauertechnik noch aus Steinmetzzeichen, noch aus der Zahl und Stellung der Burgteile lassen sich irgendwie feste Richtlinien entnehmen. Gerade die nächsten und wichtigsten Fragen über den Ursprung der einzelnen Wehrbauten (Berchfrit, Wehrgang, Schildmauer, Zwinger usw.), ihre Vorbilder, ihren Verbreitungsgang sind noch in tiefes Dunkel gehüllt. Nach Analogie der kirchlichen Baukunst scheint auch hier ein starker Einfluß von Frankreich und Italien her gewirkt zu haben. Doch muß die nähere Aufklärung ganz der Zukunft überlassen bleiben.

Gewisse Stufen der Entwickelung lassen sich — immer mit sehr beschränkter Gültigkeit — nur aus der Vervollkommnung der Angriffswaffen ableiten. Die enge Wechselbeziehnung zwischen Verteidigungswerken und Angriffsmitteln springt ja sofort in die Augen. In der älteren Zeit scheinen diese auf Bogen und Lanze beschränkt gewesen zu sein. Ein Umschwung trat ganz offenbar durch die italienischen Feldzüge der deutschen Kaiser und noch mehr durch die Kreuzzüge ein. Hier lernte man die mannigfachen Angriffswaffen der Alten, Wandelturm, Sturmbock, Schleuder, Armbrust in vielerlei Formen und Verbesserungen kennen, war genötigt, sich in schwierigen Belagerungen in ihrem Bau und Gebrauch einzuüben und sich zugleich mit verstärkten Schutzwerken gegen ihre Wirkung zu befreunden. Ein ähnlicher Umschwung trat später nach Erfindung des Schießpulvers und der Feuergeschütze ein. Die vernichtende Wirkung der ersten Kanonen auf die Burgen älteren Stils ist uns vielfach bezeugt. In erbittertem Wettstreit, oft mit gewaltigen Mitteln suchten die Burgherren der neuen Angriffswaffe zu begegnen. Schließlich brach sich — sehr langsam — die Erkenntnis Bahn, daß die Burg als Wehrbau ein überwundener Standpunkt sei. Der dreißigjährige Krieg besiegelte überall ihr Ende mit Schrecken.

Hiernach lassen sich folgende Perioden mit ihren Merkmalen aufstellen:

1. Von den Anfängen bis zum Zeitalter der Hohenstaufen (900—1150). Es genügen Ringmauern und Türme (Berchfrite). Die Außenwerke fehlen, Schießscharten sind einfache Schlitze.

2. Von den Hohenstaufen bis zur Einwirkung der Feuerwaffen (1150—1450), das Blütezeitalter der Burgenkunst. Es treten Mauer- und Flankierungstürme, Zwinger und Vorwerke, Wehrgänge, Gießschlote, Armbrustscharten in steigender Bereicherung auf.

3. Von Erfindung der Feuerwaffen bis zur Entwertung der Burg als Festung (1450—1650). Neugründungen sind schon äußerst selten. Ältere Burgen werden durch Geschütztürme, Bastionen und vorgeschobene Werke besser gesichert. Hierbei herrscht das Prinzip, die Defensivbauten niedriger aber dicker zu halten. Erdwälle und Gräben werden wieder wie in der Urzeit als wertvolle Verteidigungsmittel benutzt.

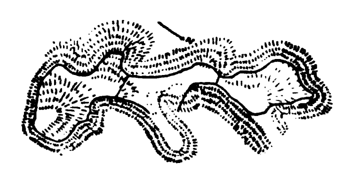
Daneben sind einige elementare und selbstverständliche Grundsätze wirksam, die sich bei den Verteidigungsbauten aller Völker und aller Zeiten finden. In erster Linie steht das Prinzip der Überhöhung des Verteidigers über den Angreifer. Es zeigt sich in der Wahl des Platzes, welcher dem Feinde die Einsicht und Bewerfung von einem benachbarten, höheren Punkte möglichst abschneidet, und ebenso in der Disposition der einzelnen Wehrbauten, von denen die äußeren durch die inneren und die schwächeren durch die stärkeren beherrscht werden sollen. Zweitens das Prinzip der steigenden Hindernisse. Es lag nicht im Sinn des Mittelalters, die stärkste Kraft auf die äußere Enceinte zu legen, sondern den Gegner vor vermehrte und wachsende Hindernisse zu stellen, so daß er siegreich über die äußeren vor den inneren aufgerieben werden konnte oder doch zuletzt vor einem uneinnehmbaren Kernwerk stand. Hieraus sind alle Werke zu erklären, die den Charakter von »Fallen« haben, Vorburg, Barbakane, Zwinger und Tore, ebenso die oft ausgeklügelt schwierige Führung des Burgwegs, welcher möglichst gehäufte Hindernisse zu passieren pflegt. Der konzentrierte Ausdruck dieses Grundsatzes ist der Berchfrit, der als letzter und festester Punkt von ein paar starken Armen gegen jede Übermacht gehalten werden kann. Ebenso natürlich ist die Maßregel, die schwache oder Angriffsseite mit den stärksten Werken zu sichern und die Wohnbauten in den Schutz dieser oder möglichst weitab auf sturmfreie Punkte zu rücken. Nicht minder wichtig ist die volle Ausnutzung des Geländes, so daß dem Gegner jeder günstige Raum zur Annäherung und zur Aufstellung von Belagerungswerken entzogen wird. Hierzu gehören auch alle die Maßnahmen, die zur Bestreichung toter Winkel, z. B. am Fuß der Mauer, getroffen wurden.

II. Vorstufen.

Die im Burgenbau lebenden Grundsätze und Absichten haben eine solche Fülle von einzelnen, unter sich verschiedenen Lösungen gezeitigt, daß es sehr schwer ist, auch nur Gruppen von ähnlicher Gesamterscheinung zusammenzustellen, geschweige denn eine Musterburg zu beschreiben. Etwas erleichtert wird die Einsicht in das Wesen und die Planbildung mittelalterlicher Burgen, wenn wir uns zunächst über die Vorstufen, Muster und Anregungen klar zu werden suchen, die den ältesten Burgenbauern zur Hand sein konnten. Es sind dies einerseits die römischen Wehrbauten in Süd- und Westdeutschland, andererseits die urgermanischen Burgen, die man unter dem Sammelnamen »Burg- oder Ringwälle« begreift.

1. Die ältere Meinung, als deren Stimmführer KRIEG VON HOCHFELDEN gelten kann, sah den deutschen Burgbau lediglich als eine Regeneration des römischen an und fand überall, namentlich in den Berchfriten Zeugen und Reste des römischen Wehrbaues. Demgegenüber hatte VON COHAUSEN aus einer besseren Sachkenntnis heraus die bedeutenden Unterschiede beider Bauweisen entwickelt und so ziemlich jeden Zusammenhang geleugnet. Zwischen beiden Parteien hat O. PIPER die gewiß haltbare mittlere Linie entwickelt, der wir hier folgen.

Das typische römische Standlager (Kastell) war ein Rechteck (normal 1800 × 2400 Fuß) mit zwei kreuzweis gelegten Straßen, vier Toren in den Seitenmitten und in günstiger, freier Lage, auf geringen Erhebungen, wodurch die rasche und ungehinderte Bewegung der Truppen nach allen Seiten hin gewahrt wurde. Wenn nun auch Kastelle von unregelmäßiger, verschobener, trapezförmiger Gestalt (Altenburg, Heidenkringen, Eichelgarten, Osterbrucken) vorkommen und andererseits Burgen mit regelmäßig rechteckigem Bering (Plixburg, Hohlandsberg, Hugstein im Wasgau), so ist doch ein Fortleben der römischen Lagerform im Mittelalter nicht anzunehmen. Selbst das Prätorium in der Mitte der Kastells kann nicht als Vorbild des Berchfrits gelten. Denn gerade dieser Römerstolz der persönlichen Tapferkeit auch in der Defensive, der in den Worten »manu munita« liegt, geht dem deutschen Burgenbauer ab. Der Gegensatz wird auch dadurch nicht verwischt, daß im römischen Grenzwall sich einzelne Kastelle in günstiger Höhenlage finden. Eine Feste, die sich sozusagen selbst verteidigt, war jedenfalls nicht nach dem Sinn der Welteroberer. Erst gegen den Ausgang der Römerherrschaft lassen sich einige Bergfesten nachweisen, welche die Idee der Burg vorbilden. Es sind dies Bergkegel, in ihrer ganzen Unregelmäßigkeit von einer Ringmauer eingefaßt. Das berühmteste und großartigste Beispiel bietet die sog. »Heidenmauer« auf dem Ottilienberg im Wasgau (Abb. 52), ein Bergrücken, dessen zackiger Rand in einer Ausdehnung von 10,5 km von einer 1,70 m dicken Quadermauer mit Schwalbenschwanzverband umzogen ist. An den engsten Stellen sind zwei Quermauern eingelegt. Zwei Römerstraßen ziehen von Ottrott und Barr unter besonderen Sperrmaßregeln herauf. Diese Merkmale bezeugen, daß es sich hier um ein großes, unter militärischer Leitung zustande gekommenes Defensionswerk, eine Art Fliehburg, handelt, wo zur Not ein ganzer Stamm Schutz fand. Die Mauer ist ohne Zinnen und Türme, die man ungeübten Barbaren gegenüber für entbehrlich erachtete. Ähnliche Anlagen sind mehrfach nachgewiesen (Casselt zwischen Our und Sauer, Girbaden, Frankenburg im Wasgau). Man wird hierauf die Notiz Ammians zu beziehen haben, daß Valentinian die Rheinufer mit »großen Werken befestigte«[1]). Ausonius singt ganz romantisch von den burgenreichen Moselufern (antiquis muris prospectantia castra) und Venantius Fortunatus beschreibt eine Burg des B. Nicatius von Trier (527—66) wahrscheinlich über Niederemmel, die einen ganzen Berghang umfaßte, mit dreißig Türmen bewehrt war und auf einem Turm mit Kapelle und Arsenal eine Doppelballiste trug. Das sind Zeugnisse für die wachsende Schätzung der Höhenburg in spätrömischer und fränkischer Zeit.


Abb. 52. Heidenmauer auf dem Ottilienberg.

Die Römer hatten aber nach dem Bericht der Geschichtsschreiber außerdem noch kleinere Werke, die der Idee der mittelalterlichen Burg wesentlich näher kamen. Es sind dies die Türme (burgus), Zollstationen (Mansiones) und Warten

1) AMMIANUS MARCELLINUS, XXVIII. 2. Valentinianus ... Rhenum omnem ... magnis molibus communiebat, castra extollens altius et castella turresque assiduas per habiles locos et opportunos.

(**speculae**). Namentlich die letzteren, die wir auf der Trajanssäule mit Fackelsignalen und Palisadenzaun sehen, sind nach Lage und Bauart ganz burgmäßig. Als Beispiel diene die Warte auf dem **Biberlikopf** bei Wesen (Abb. 53), ein an die Ringmauer gerückter Turm mit eigenartiger Innenteilung, der Bering wohl nur ummauerter Garten ohne Eingangstor, das Ganze für einen einzeln hausenden Wächter geschickt. Ähnlich die Warte bei Ellikon (Rheinau), und bei Friesenrath (Aachen).

So finden sich denn auch eine Anzahl Burgen, die mit Benutzung oder doch an der Stelle von Römerfesten gebaut wurden (nach Piper): Kempten i. Allgäu (Cambodunum) 1363 zerstört, Hof Bürgel (Burungum?) am Niederrhein, Neumagen (Nivomagum a. d. Mosel), Nimwegen (Noviomagum), Pfalz Karls d. Gr., von Barbarossa 1155 erneuert; Lindenhof (Statio Turicensis) und Ütliberg b. Zürich, im Wasgau Girbaden und Frankenburg; Friedberg in der Wetterau und Nassenfels in Bayern. Ob dies aber führende oder auch nur sehr frühe Burgen waren, ist völlig zweifelhaft. Ebenso die Frage, wieviel von den Römerfesten noch über der Erde stand.

Anders lag es bei den **Römerstädten**. In Köln, Trier, Boppard, Straßburg, Regensburg u. a. ist der Fortbestand der Ringmauer mit Türmen und Toren bis ins hohe Mittelalter bezeugt. Hier boten sich wenigstens im allgemeinen Muster für den Wehrbau. Und wenn wir nicht annehmen wollen, daß ein kunstloses Volk die Technik und das System gemauerter Burgen ganz selbständig aus freier Hand geschaffen habe, so müssen wir eine starke erzieherische, vorbildliche Wirkung römischer Baukunst gelten lassen. Freilich betätigt sich dabei die deutsche Eigenart auf Schritt und Tritt.

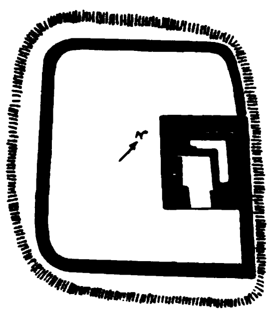


Abb. 53. Warte auf dem Biberlikopf bei Wesen.

2. Der Typus germanischer (und slavischer) Wehrbauten ist der **Ringwall**, ein Schanzwerk rein defensiven und unendlich vielseitigen Charakters, wobei ein naturfestes Gelände durch Gräben und Wälle möglichst sturmfrei gemacht und alle Unbequemlichkeiten der eigenen Lage übernommen oder selbst erhöht werden, um dem Gegner man kann sagen schon den Gedanken eines Angriffs zu entziehen. »Diese Wallburgen lassen sich als germanische Eigenart länger als ein Jahrtausend verfolgen. Die Städte, welche Cäsar bei den Deutschen erwähnt und die »Burgen«, die in den Sachsenkriegen Karls d. Gr. eine Rolle spielen, sind Burgwälle. Wir kennen solche von einer Ausdehnung und Organisation, daß man ruhig von Städten und Festungen reden kann, und andere von bescheidenstem Umfang, die eben als Einzelsitze gelten können.« Vielfach sind sie auf den Höhen der Flußufer, an Straßen- oder Grenzzügen zu einer Art Landwehr vereinigt und gehen unmerklich in die Landwehren über, vielfach sind sie nur als Fliehburgen für große Massen bei den schnell hinbrausenden Kriegsstürmen gedacht, in Wäldern und Bergen versteckt, vielfach als dauernde Wohnsitze der Fürsten, Adligen oder Dorfgemeinden in bequemster Lage angelegt und als Dorfwehren oder befestigte Kirchhöfe noch bis ins 17. Jh. benutzt worden. Jedenfalls ist der Erdwall mit Graben und Palisadenzaun oder Gebück das Axiom der deutschen Wehrbauten und hat sich in dieser Form selbst bei Städten bis ins 15. Jh. gehalten.

Die einfachste und regelmäßigste Form, ein kreisförmiger Wall, findet sich auf ebenem Gelände und um rundliche Bergkuppen gezogen, wobei die aus dem Graben gewonnene Erde nach außen aufgeworfen und mit einem Holzzaun oder Gebück besetzt war. Doch sehen wir auch Wälle um den inneren Grabenrand, in deren Schutz kreisförmig die Lehm- und Holzhütten eingebaut waren, während die Mitte durch das Loch für das gemeinsame Herdfeuer eingenommen wird. Meist geht jedoch der Wall dem Abhang des Hügels in seinen unregelmäßigen Formen nach, wobei gern ein höherer Punkt durch einen inneren Abschnitt besonders gesichert wird, so beim sog. Sachsenlager (südlich Osnabrück) die Andeutung der Haupt- und Vorburg (Abb. 54). Der äußere Zugang wird hier durch die zurückgezogenen Wallenden verteidigt. Ein beliebtes Verstärkungsmittel ist die Verdoppelung des Walles, wodurch zwischen der äußeren und inneren Linie ein Zwinger entsteht. Ein klassisches Beispiel bietet der Ringwall auf dem Altkönig, wo die beiden äußeren Eingänge durch die übergreifenden Wallenden

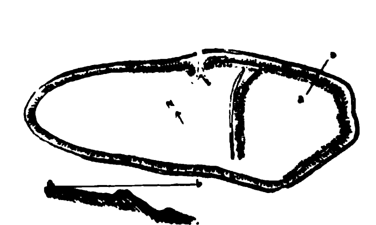


Abb. 54. Das Sachsenlager bei Osnabrück.

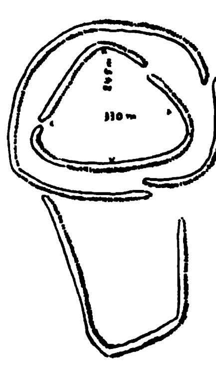


Abb. 55. Ringwall auf dem Altkönig.

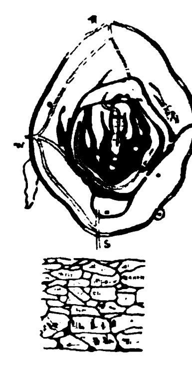


Abb. 56. Steinsburg bei Römhild.

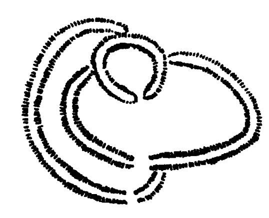
erschwert, die inneren aber entfernt davon und so angelegt sind, daß der Feind bis dahin dem Verteidiger seine rechte, vom Schild nicht gedeckte Seite zukehren mußte (Abb. 55). Es ist dies ein Grundsatz, der beim Burgbau fast regelmäßig wiederkehrt und bis zu den äußersten Möglichkeiten ausgebeutet wird. Die Wälle sind hier schon aus rohen Sammelsteinen gesetzt. Das System der Zwinger ist dann am glänzendsten an der Steinsburg (Kl.-Gleichberg) bei Römhild (Abb. 56) ausgebildet, der größten Wallburg Deutschlands (1052×838 m), seit dem 5. Jh. v. Chr. bis zur römischen Kaiserzeit bewohnt. Der äußere Wall mit vier Eingängen umschließt vier Brunnen, führt aber sofort gegen die haushohen Trockenmauern des inneren Walles mit richtigen Sackgassen, über dem sich noch ein dreifacher Mauergürtel um die Wohnstätte mit den Hausgruben zog. — Andere Grundformen ergeben sich, wenn die Lage auf einer vorspringenden Bergzunge gewählt ist, womöglich mit einer oder mehreren sturmfreien Seiten und Steilhängen. In diesen Fällen ist der einzige Zugang auf dem Rücken durch einen oder mehrere Halsgräben durchschnitten, die dann nach Bedürfnis an den Hängen in Wällen auslaufen. So der Schloßbühel in Thurgau, wo in dem erhöhten Rundplatz B. eine Art Berchfrit herausgebildet ist (Abb. 57).

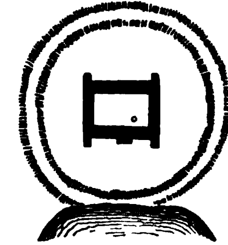
Es fehlt nicht an Belegen dafür, daß Wallburgen von bestimmten Zeiten an verlassen, daß sie in historischer Zeit gelegentlich noch benutzt und daß sie in einzelnen Fällen in feste Ritterburgen umgewandelt wurden. Für den »Übergangsstil« sind einige Beispiele lehrreich: das Räuberschlößchen bei Freudenberg a. M., ein rechteckiger Burghof mit Schildmauer und mehreren Wohnbauten, umgeben von unregelmäßig verästelten Wällen; die Grenglerburg bei Goslar, ein rechteckiger Turmstumpf inmitten eines ummauerten und doppelt umwallten Sumpfes, daneben ein umwalltes Außenwerk; die Ravensburg in M.-Strelitz (Abb. 58), ein richtiger, dreiteiliger Ringwall ohne Spuren von Mauerwerk, nach 1248 vom Ritter Herbord Raven bewohnt; die Morodei (ebenda, Abb. 59), ein Wohnturm inmitten eines wohl mit Wasser gefüllten Grabens ohne Wall und Mauer, also eine Anlage, auf welche einmal der viel mißbrauchte Begriff »Spitzwall« zutrifft.

Lediglich als archäologischer Seitensprung sei hier der Versuch Seeselbergs erwähnt, die nordische Rundkirche aus dem regelmäßigen Rundwall herzuleiten. Denn gerade das entscheidende Zwischenglied, der hochgemauerte und durch ein Zeltdach überdeckte Ringwall, ist nicht nachzuweisen. Dagegen lebt er bis ins 18. Jh., teilweis bis in die Gegenwart in dem ummauerten Kirchhof mit den inneren Gaden fort.

Bei Wasserburgen der Urzeit sind die nassen Gräben in der variabelsten Weise mit Erdwerken kombiniert und ganz ähnlich wie bei den Burgwällen durch Verdoppelung verstärkt (Hühnenburg b. Lippberg).


Abb. 57. Schloßbühel im Thurgau.


Abb. 58. Die Ravensburg in M.-Strelitz.


Abb. 59. Die Marodei in M.-Strelitz.

III. Die Gesamtanlage.

Daß die Grundzüge der altgermanischen Burg sich in der mittelalterlichen fortpflanzten, kann durch viele Beispiele belegt werden. Solche Axiome, wie die Vorliebe und der sichere Blick für naturfeste Punkte, die Ausnutzung des Geländes, die Unterscheidung von Vor- und Kernwerken, die Verdoppelung der Schutzwehren, die Verstärkung der Angriffsseite durch Halsgräben und Zwinger sind dem Burgenbau bis zu seinen letzten Schöpfungen eigen geblieben. Gleichwohl wäre nichts verkehrter als die Burgen in glatter Entwickelung als ummauerte Ringwälle anzusehen. Sie stellen sich dadurch als neue und eigenartige Erscheinung der Baukunst dar, daß mit Hilfe des festen Mauerwerks die naturfeste Lage in vielseitigster Weise aufgebessert und erhöht, den Absichten und Bedürfnissen des Bauherrn angepaßt und gegen die wachsende Kraft der Zerstörungsmittel gesichert werden konnte. Wir sehen oft auf annähernd gleichem Gelände ganz verschiedene Grundrisse und Gruppierungen und wir haben wenig Burgen, die nicht den fortschreitenden Bedürfnissen der Zeit entsprechend erweitert und umgebildet wären. In keinem Zweig der Baukunst haben die ma. Architekten eine solche Beweglichkeit der Erfindung und Anpassung offenbart als im Burgenbau und keiner widerstrebt so vollkommen der systematischen Betrachtung. Es

wird eine nüchterne Forschung immer wieder auf die Erkenntnis zurückgeworfen werden, daß jede Burg ein eigenartiger, selbständiger (und vielfach wachsender) Organismus ist, der nur aus sich selbst verstanden werden kann. Wenn wir sonach im folgenden versuchen, gewisse Gruppen und Familien zu bilden, so wolle man dies als eine Sammlung von Beispielen ansehen, neben denen noch Dutzende von anderen Lösungen herlaufen. Als Leitfaden mögen einige typische Formen des Geländes dienen und die einfachsten Bildungen mögen den komplizierten vorausgehen.

1. Nehmen wir zuerst den gleichmäßig nach allen Seiten abfallenden oder sonst geschützten Burgplatz ohne besonders schwache oder starke Punkte, so bietet sich in der Hühnenburg auf der langen Wand bei Rinteln (Abb. 60) ein gutes Beispiel etwa 9. Jh., frühzeitig zerstört und ohne spätere Zubauten. Die Anlehnung an den Ringwall verrät sich an der ziemlich kreisförmigen Mauer, an welche innen (ähnlich den Holzgaden) drei Steinbauten, die Kapelle, der

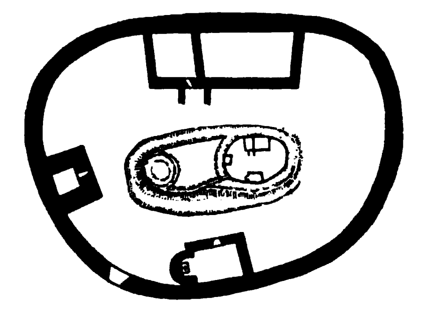


Abb. 60. Hühnenburg bei Rinteln.

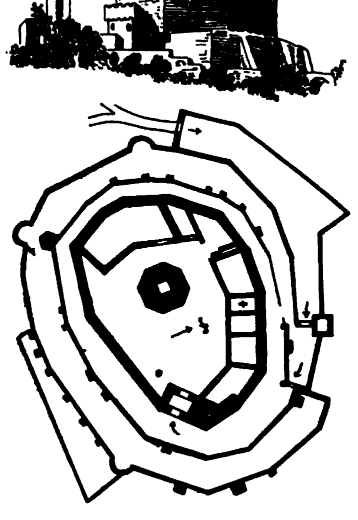


Abb. 61. Steinsberg in Baden.

Berchfrit und ein Palas, teilweis unterkellert, angelehnt sind. Holzhäuser mögen die Zwischenräume an der Mauer ausgefüllt und einen engen Hof umschlossen haben. Die Tür ist ohne sichtbare Verstärkung, Außenwerke fehlen. Das Auftreten der drei Steinbauten (Palas, Berchfrit und Kapelle) in dieser Frühzeit ist sehr bemerkenswert. Die nahezu zentrische Anlage hält sich dann durch das ganze Mittelalter, je nach dem Baugrund in elliptischen, eiförmigen, rechteckigen oder quadratischen Abwandlungen. Die Gebäude stehen dann meist auf der Ringmauer, so daß diese teilweise oder ganz verschwindet. Wir haben Burgen, wo annähernd gleichhohe Gebäudeblöcke um den Hof stehen und auch besondere Türme oder Torbauten äußerlich nur wenig hervortreten (Oberwallsee in Oberösterreich). Ein besonders treffendes Beispiel bietet die Schauenburg im Renchental, eine bedeutende Ganerbenburg mit fünf Burgsitzen (seit Ende 12. Jh. genannt), jeder Sitz aus einem Wohnturm und einem hohen, fünfstöckigen Haus bestehend, mit der gemeinsamen Kapelle und Schmiede wie ein Zinshausblock der Großstadt um den Hof gereiht. Doch ist hier die Anlage durch einen umschließenden Zwinger verstärkt. Noch deut-

licher kommt der zentrale Plan bei der Ruine Steinsberg in Baden (Abb. 61) zur Geltung. Der älteste Teil, ganz aus Buckelquadern, 13. Jh., besteht hier aus dem in die Mitte des Hofes gerückten Berchfrit und einem hohen, zwölfeckigen Mantel, in dessen Schutz die Wohnbauten, der Palas mit der Kapelle und das »Schnitz- oder Bandhaus« stehen. Eigenartig ist die etwa Mitte 15. Jh. angelegte Verstärkung durch zwei, teilweis drei Zwinger mit einer Mauerlänge von ca. 600 m, durch welche der Burgweg mit den üblichen Vorsichtsmaßregeln aufwärts führt. Burg Hanstein im Eichsfeld (Abb. 62), nach mehreren Zerstörungen 1308 vom Erzb. von Mainz neugebaut, zeigt eine zentrische Anlage von mustergültiger Ausprägung. Zum älteren Bestand gehört außer der Hauptburg nur der früher auch mit Gebäuden besetzte Burghof. Der Zwinger mit einer bastionierten Mauer ist im 15. Jh. hinzugefügt. Der in einer eleganten Spirale geführte Burgweg hat fünf Tore zu passieren, von denen das äußere mit einer Sperrmauer vor dem eingesprengten Halsgraben liegt, offenbar auch ein jüngeres Außenwerk. Als Ganerbenburg des gleichnamigen Geschlechts war Hanstein stark bevölkert, die Bauten 2—7 scheinen die einzelnen Häuser zu bezeichnen, 9 ist eine 1414 erbaute Kapelle, ein Berchfrit fehlt. Die Burg ist nicht erobert, auch im 30jähr. Krieg von den Schweden vergeblich beschossen und noch 1655—73 erneuert worden. Noch bedeutender ist in dieser Hinsicht Hoch-Osterwitz in Kärnten auf einem isolierten Kalksteinkegel, welchen der Burgweg dreimal vollständig umwindet, von nicht weniger als vierzehn Toren gesperrt (11. Jh. und Neubau 1575—1582). Mit Steinsberg verwandt ist Grevenstein a. Hardt (13. Jh.), die Hochburg auf einer Felsplatte kahnförmig hoch ummauert, eine Stufe tiefer die umschließende

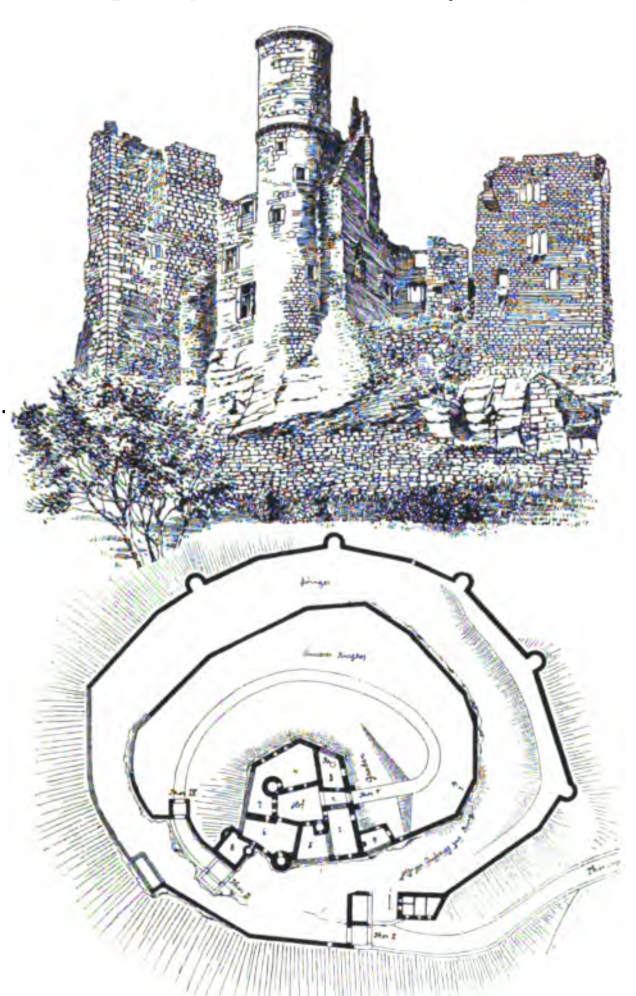


Abb. 62. Burg Hanstein.

Vorburg, an deren Ringmauer Gaden angelegt sind, noch tiefer ein eiförmiger Zwinger, der Aufgang auch hier durch mehrfache Sperrungen erschwert. Die Kahnform des Grundrisses haben wir auch bei dem bekannten Pfalzgrafenstein bei Caub (Abb. 63), 1327 von Ludwig dem Baiern als Zollstätte auf einer Rheininsel errichtet, nach den Schmalseiten zweckmäßig zugespitzt, an der Mauer die Schießstände und Wehrgänge (s. u.) und dürftige Wohngelasse; der fünfeckige Berchfrit inmitten des engen Hofes. Sehr geläufig ist dann diese Reduktion, daß der dicke und hohe Mauerring mit leichtem Mauerwerk oder Fachwerk bis auf einen kleinen Hof zu Wohnräumen ausgebaut und von einem gleichmäßig umlaufenden Satteldach gedeckt wurde. Wir haben dann äußerlich den formlosen Steinkasten, der sich vornehmlich durch die massige Mauer schützt. So z. B. Schloß Blankenberg an der Saale (Abb. 64), eine alte Grenzfeste, 1191 zuerst genannt.

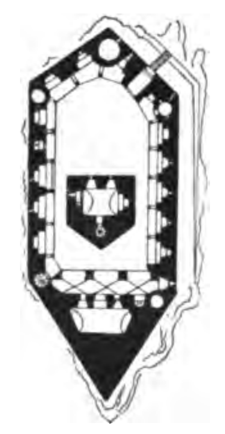


Abb. 63. Pfalzgrafenstein bei Caub.

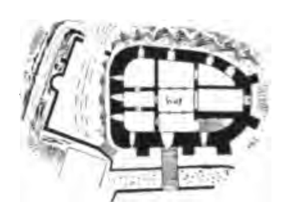


Abb. 64. Blankenberg a. d. Saale.

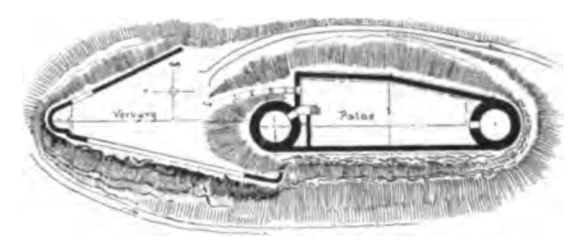


Abb. 65. Saaleck.

Will man Entwickelungsreihen um jeden Preis herstellen, so ließe sich aus dieser Form als äußerste Verkürzung der Wohnturm ableiten, bei dem der Innenhof aufgegeben oder zu einem Treppenhaus unter gemeinsamem Dach umgestaltet ist.

2. Sehr viel lebhafter und reicher entwickelt sich die Gruppierung schon auf isolierten Höhen mit langgezogenem Rücken oder mit gestaffelter, terrassenförmiger Grundlage. Hier tritt naturgemäß eine Teilung der Burg in Vor- und Kernwerke ein, vielfach werden noch im Burgbering innere Abschnitte gebildet, die Hauptgebäude schieben sich auf die höheren Punkte oder die äußeren Ränder, und nach dem Gelände oder nach der Führung des Burgweges ergibt sich eine stark betonte Angriffsseite. Ein einfaches Musterbeispiel ist Saaleck bei Kösen (Abb. 65). Hier ist die höhere Platte des schmalen Kalksteinrückens ganz durch einen Palas eingenommen, der von zwei Berchfriten flankiert wird: der östliche deckt den Aufgang, der westliche die Vorburg, die auf der sturmfreien niederen Platte liegt. Der Burgweg bietet hier die einzige Möglichkeit der Annäherung, er ist aber so um den Rücken geführt, daß er stets deckungslos be-

worfen werden kann. Die Burg, um 1140 als Straßensperre gegründet, ist auch nie erobert worden. Verwandt und doch wieder ganz eigenartig ist Hohenklingen bei Stein a. Rh., etwa keulenförmig gestaltet, auf der einen (Angriffs)seite der Berchfrit freistehend hinter einem hohen Mantel, auf der anderen der Palas, dazwischen wechselnd Höfe und Wohnbauten, an der Mauer ringsum hölzerne Laufgänge. Der Zugang ist in der Mitte einer Langseite, durch einen zweiteiligen Zwinger geführt. Dieser zweiseitige Rhythmus ist durch Natur und Kunst am stärksten bei Aggstein a. d. Donau (Abb. 66) betont, 1110 gegründet, 1429 neu erbaut, Sitz der berüchtigten »Hunde von Küring« und des »Schreckenwald«.

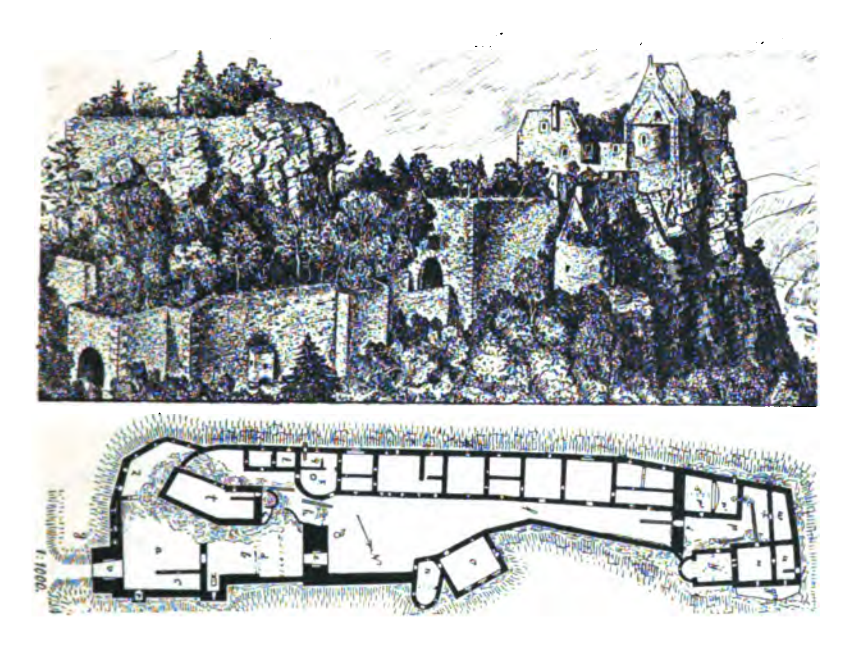


Abb. 66. Aggstein a. d. Donau (nach Piper).

Der schmale Felsrücken erhebt sich an beiden Enden zu hohen, nur auf Leitern ersteigbaren Klötzen, von denen der eine eine Bastion zur Deckung der Tore, der andere Kapelle und Palas trug. Die Verbindung beider wird durch eine Art Mittelburg gebildet, eine Häuserreihe an der Burgstraße mit Brunnenhaus und Schmiede links und Gesindeküche rechts. Der Eingang ist durch Zwinger und vier Sperrmauern mit Toren ganz besonders schwierig gestaltet, und auch die Tür der Hauptburg, 6.20 m über dem Boden angebracht, war nur durch leicht zu beseitigende Holztreppen und Fallbrücke zugänglich und durch eine Pechnase darüber gesichert. Ganz ähnlich ist bei Schloß Tirol der Palas mit der Kapelle an die eine, der Berchfrit an die andere Steilwand des Burgplatzes gerückt. Welhartitz in Böhmen bietet eine verwandte Disposition, die aufs stärkste mit den zahlreichen Beispielen kontrastiert, wo diese Hauptgebäude fast ineinander verschmolzen sind (Kyburg).

Sehr viel häufiger sind indes die Fälle, wo ein gedehnter Rücken zur regelmäßigen Entfaltung von Vor- und Hauptburg und zur Steigung der Hindernisse

ausgenutzt wurde. Schloß Ranis (Abb. 67), 1169 zuerst genannt und nie erobert, hat einen verhältnismäßig bequemen Zugang auf der einen Schmalseite, der aber erst durch ein Außentor, die Vorburg, einen zweiten starken Torbau mit Turm und Zwinger zu der inneren Burg mit dem hochragenden Berchfrit führte. Verwandt durch die Lage, aber stärker in den Befestigungen ist Rodenegg in Südtirol, wo der schmale Weg zwei starke, überwölbte Torwerke passiert, eine richtige »hohle Gasse«, durch Zugbrücken unterbrochen und durch Bastionen gesperrt. Eggenstein in Steiermark, Althohenems in Vorarlberg und andere bieten ähnliche langgestreckte Anlagen, bei denen die natürlichen Einschnürungen des Burgplatzes jeweils als innere Abschnitte verwertet sind und der Angreifer nach Überwindung der Außenwerke sich gesteigerten Hindernissen gegenüber fand.

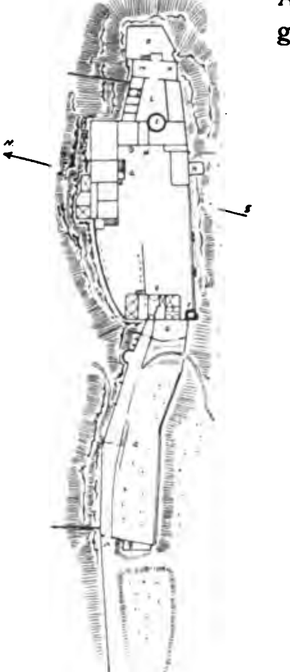


Abb. 67. Schloß Ranis.

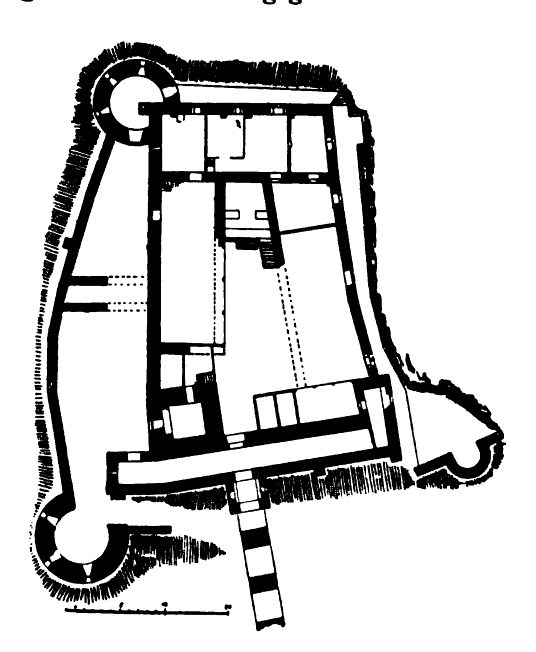


Abb. 68. Rudelsburg.

3. Die überwiegende Mehrzahl der Burgen liegt indes auf Berghängen oder vorspringenden Zungen und hat sich der ebenen oder gar überhöhten Angriffsseite gegenüber stärker zu wehren als freiliegende Festen. Dies geschah zunächst wohl ausnahmslos wie bei den Ringwällen durch Erdwerke, den einfachen oder verdoppelten Halsgraben. Da indes viele Burgen zugleich von der Bergseite ihren einzigen Zugang haben, so ergab sich die Notwendigkeit, den Graben zu überbrücken und den Eintritt des Burgweges durch besondere Anlagen zu schützen. Wir sehen also an dieser Stelle die Torbauten mit Zugbrücken, die Zwinger, Schildmauern, Barbakanen und Bastionen, später die vorgeschobenen Werke entstehen und in vielen Fällen ist auch der Berchfrit auf diese Angriffsseite gerückt. Im Fall, daß der Weg von der Talseite aufsteigt und leichter in der abgekehrten Front eintreten könnte, hat man ihn doch gern so geführt, daß er auch

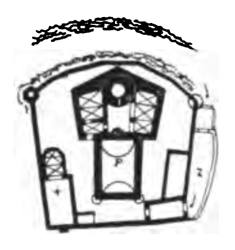


Abb. 68. Burg Schwalbach a. d. Lahn.

unter dem Schutz des Berchfrits oder der Schildmauer in den Burgring mündet. Im einzelnen ergab auch hierbei das Gelände und die Rücksicht auf die Angriffswaffen unzählige Möglichkeiten.

Ein frühes und verhältnismäßig einfaches Beispiel bietet die Rudelsburg (Abb. 68), nach 1140 oft genannt, 1348 von den Naumburgern genommen, 1450 zerstört und neu befestigt. Hier lag die Kraft der Verteidigung in einer großen, langgestreckten Vorburg (oppidum) mit eigener Pfarrkirche, von zahlreichen Familien der Vögte (castellani) bewohnt. Die Hauptburg ist am äußersten, auf drei Seiten sturmfreien Ende des Kalksteinrückens durch einen Halsgraben abgetrennt und, obwohl durch das Niveau der Vorburg überhöht und nach deren Einnahme unserer Einsicht nach schutzlos, doch ganz schulmäßig befestigt. Die ganze Front deckt ein Zwinger mit niederer und höherer Schildmauer und ein mächtiger Berch-

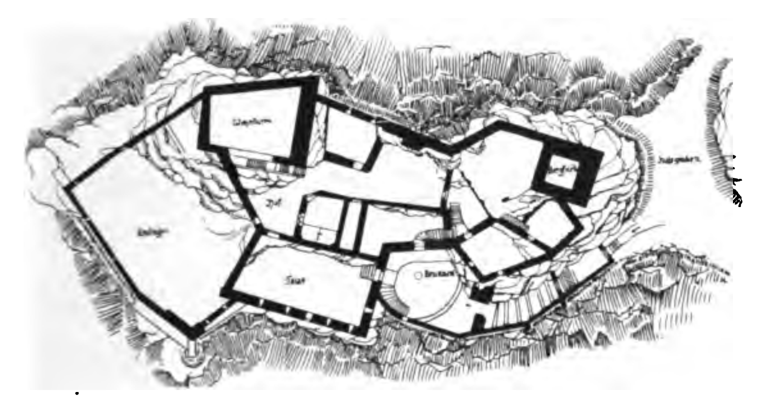


Abb. 70. Ulrichsburg bei Rappoltsweiler.

frit. Dahinter liegen die Wohnhäuser um einen engen Hof. Die Außenwerke, zwei Batterietürme und eine Schale, durch Wehrgänge verbunden, und das Torhaus sind erst nach 1450 entstanden. Eine andere lehrreiche Gruppierung findet sich bei Burgschwalbach a. Lahn (Abb. 69), durch Regelmäßigkeit vor anderen ausgezeichnet. Hier sind der überwölbte Saalbau, zwei Seitenwohnhäuser und der Berchfrit so in die Mitte der Burg um einen Innenhof zusammengebaut, daß der Berchfrit mit einem keilförmigen Mantel die ganze Angriffsseite gleichmäßig beherrscht und sowohl die hinter ihm liegenden Gebäude als auch den Burgweg deckt, der durch den Halsgraben und drei Zwingerbauten bis zum Rücken des Beringes geführt ist. Verwandt durch die keilförmige Zuspitzung der Hauptburg und die Führung des Weges sind Ortenburg und Schrankenfels im Wasgau, Finstergrün in Salzburg, Eppenstein in Steiermark, Egerburg in Böhmen, Wigstein in Schlesien. Wie sich derselbe Grundsatz auf einem unebenen und unregelmäßigen Baugrunde entfaltet, kann der Plan von Ulrichsburg bei Rappoltsweiler (Abb. 70) erläutern. Hier ist der Zugang ebenfalls von der Angriffsseite unter dem Berchfrit vorbei über Stufen, Sperrgräben und durch Mauersperren geführt. Die Hauptgebäude, ein schöner Palas und ein Wohnturm, liegen sturmfrei zurück. Der

übrige Raum ist je nach dem Platz mit kleineren Bauten gefüllt, so daß die übliche Einteilung in Vor- und Hauptburg gänzlich versagt. Zahlreiche Burgen im rheinischen Schiefergebirge und an der Mosel zeigen verwandte Pläne. Das schmale Gelände der schroffen Grate zwang hier noch mehr zu stets wechselnden Dispositionen in aufsteigenden Terrassen und gestaffelten Abschnitten und meist steigt der Burgweg in gewisse Höhe, um unter dem Schutz des Berchfrits einzutreten, oder er durchläuft doch von unten alle Abschnitte der Burg. Meist ist der Berchfrit nahe an den Halsgraben gerückt und beherrscht die Feste und ihre Umgebung vollkommen. Die Gefahr der Überhöhung durch die rückwärts höher ansteigenden Bergrücken wurde im Ma. weniger gefürchtet, da die steilen Grate dem Angreifer auch keinen Platz zur Aufstellung und Annäherung seiner Antwerke gewährten. Als Beispiel sei Gutenfels bei Kaub (Abb. 71) erwähnt, eine ausgedehnte und reiche Burg des 13. Jh., 1508 vom Pfalzgrafen Ludwig neu befestigt, nach-

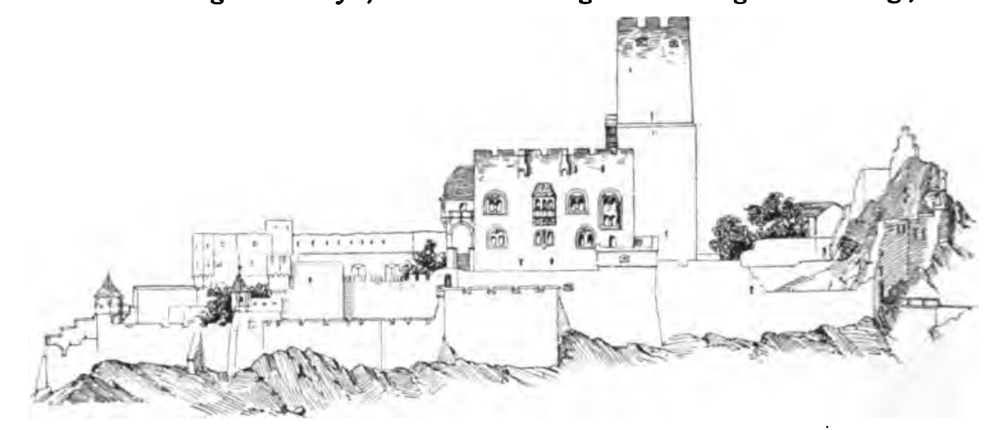


Abb. 71. Gutenfels bei Caub.

dem 1504 Landgraf Wilhelm von Hessen sie vom nächsten Höhenrücken mit großem Geschütz, auch mit Pech und Schwefel ganz vergeblich beschossen.

Ist die Angriffsseite breiter und ebener gestaltet, so daß sie nicht so leicht unterbunden und von einem Punkt aus beherrscht werden konnte, so ändern sich auch die Dispositionen und zwar in allen möglichen Abstufungen so weit, daß man von einem vollen Gegensatz der Verteidigungsprinzipien sprechen kann. Zunächst hatte man Mittel, um auch eine breitere Front zu bewehren: Man verstärkte und verdoppelte die Gräben, man legte Zwinger vor. Namentlich aber diente die Schildmauer, gewissermaßen ein verbreiterter Berchfrit, gegen einen Angriff in breiter Front. Später bediente man sich der vorgeschobenen Werke. Auf diese Fälle kommen wir unten bei der Besprechung der Einzelbauten zurück.

Wichtiger für die Gesamtanlage ist die große Gruppe von Burgen, bei denen nicht die Hauptburg mit ihren starken Werken, sondern die Vorburg der Angriffsseite zugerückt ist. Die Hauptburg erscheint dann gewissermaßen als Zitadelle, die Vorburg als suburbium, der Bequemlichkeit des Wohnens und Wirtschaftens dienend, selten auf den vollen Ernst des Widerstandes berechnet. Tatsächlich scheint man in den Kreisen der Burgenbauer in vielen Fällen mit dieser Möglichkeit gerechnet zu haben, daß die Außenwerke einem überlegenen Feinde preiszugeben seien, um ihn vor den inneren um so sicherer ablaufen zu lassen.

Die Gründe sind, soweit wir sie uns zurechtzulegen vermögen, sehr mannigfaltig. Wir haben Beispiele, wo die Hauptburg auf die letzte Spitze einer Bergzunge gesetzt wurde, weil sie die sicherste schien: So Schauenforst bei Orlamünde, 1223 von Landgraf Ludwig genommen, wo ein schmaler, aber überhöhter Rücken durch eine Vorburg mit vier Abschnittsgräben besetzt war und die Hauptburg den äußersten Vorsprung einnimmt. In weit größerem Maßstabe finden wir dieselbe Disposition bei Helfenstein in Mähren, wo hinter jedem der vier Gräben schwierige Mauer- und Torbauten die Abschnitte verstärken und drei Vorburgen zu überwinden waren, ehe man an die Hauptburg gelangte. Die Feste ist beispielsweise 1408, 1623 und 1645 belagert, aber nie bezwungen worden. Andererseits haben wir zahlreiche Fälle, wo die Hauptburg durch überhöhte Lage die Vorburg derart beherrscht, daß ein eingedrungener Feind sich an jeder Festsetzung und allen weiteren Fortschritten gehindert und lediglich in das günstigste Schußfeld der Kernburg versetzt sah. Grundlage dieser Disposition bieten sehr schön jene breiteren Berg-



Abb. 72. Hohennagold im Schwarzwald.

zungen, die gegen die Talseite zu Hügeln, Kuppen oder steilen Felsköpfen ansteigen. Es sei beispielsweise an Runkel an der Lahn, Schreckenstein in Böhmen, Gutenstein und Starhemberg in Niederösterreich und Glopper in Vorarlberg erinnert. Schließlich erscheinen mannigfache Möglichkeiten, wo einem an sich guten und ausreichenden Burgplatze ein so günstiges Terrain vorgelagert ist, daß man es ohne Gefahr dem Feinde nicht überlassen konnte. Dies trifft beispielsweise bei Hohennagold im Schwarzwald (Abb. 72) zu. Die »rechte Burg« liegt auf einem dreieckigen Kalksteinfelsen, der durch eine künstlich vertiefte Schlucht von der Berghalde getrennt ist und alle Wehr- und Wohnbauten einer größeren Burg in typischer Gruppierung enthält. Eine vorliegende, gleichhohe Kuppe ist aber mit einer Vorburg besetzt, weil dieser Platz dem Angreifer die beste Gelegenheit zur Aufstellung des Antwerks geboten hätte. Es liegt auf der Hand, daß mit der Verbesserung der Angriffswaffen die Ausnutzung des Vorgeländes eine Lebensfrage für viele Burgen wurde, daß man Vorburgen mit Abschnittsgräben, Zwingern, Schildmauern usw. erst später auf Plätze hinausschob, die man in Zeiten primitiver Angriffsmittel noch unbeachtet hatte liegen lassen. Die praktische Verwendung dieses Gedankens

führte dann leicht so weit, daß die Vorburg durch ihre räumliche Ausdehnung die Hauptburg weit übertraf. So ist es bei Freudenthal im Rheintal (St. Gallen). Hier ist eine schmale Zunge am Hals mit dem Berchfrit, am tieferen, aber sturmfreien Abfall, mit dem Palas besetzt, davor aber ein fast zehnmal größeres Plateau am Rand ummauert und an der entgegengesetzten Ecke durch einen Rundtum bewehrt. Ganz ähnlich ist Liebenfels in Kärnten (Abb. 73), die Hauptburg am Steilrand teilweis auf mühseligen Substruktionen unter einer Felskuppe mit dem majestätischen Berchfrit zusammengedrängt, davor ein großes, planes Dreieck ummauert und mit Türmen auf den Ecken. Fast dieselbe Disposition weist die Neuenburg bei Freyburg a. U. auf, 1090 von Landgraf Ludwig dem Springer gegründet, nur

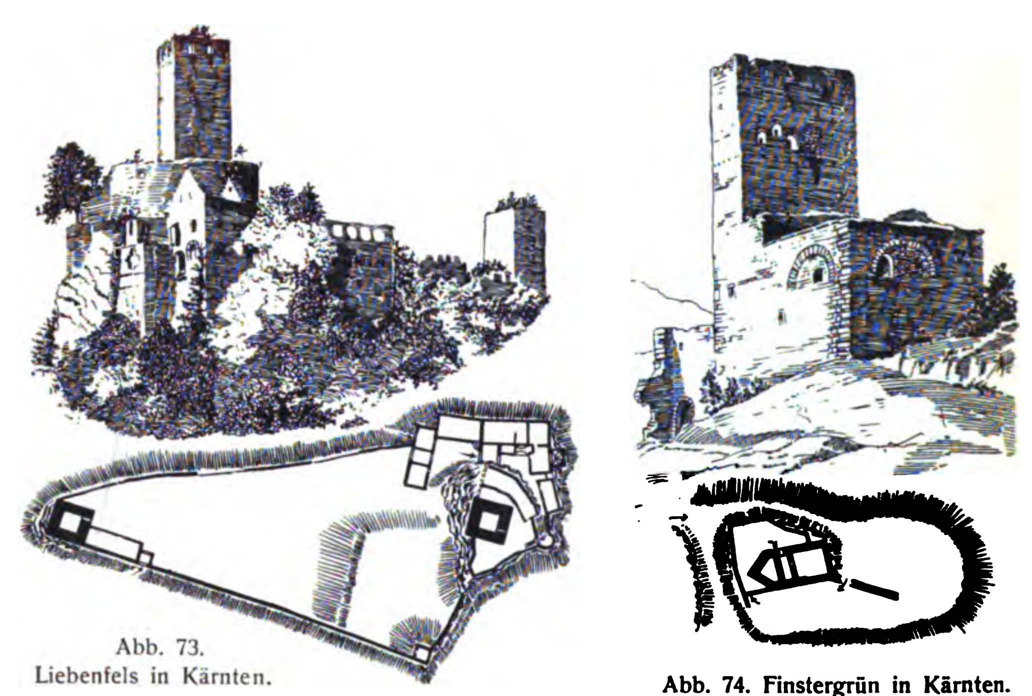


Abb. 73. Liebenfels in Kärnten.

Abb. 74. Finstergrün in Kärnten.

daß hier die breit und eben fallende Bergnase lediglich durch Kunst, vornehmlich durch den an die äußerste Ecke vorgeschobenen Berchfrit gesichert war. Interessant ist in dieser Hinsicht auch Neideck i. d. fränk. Schweiz. Hier beschränkt sich die Hauptburg auf einen Berchfrit und Palas am äußersten sturmfreien Ende einer breiten Nase, die durch zwei Abschnittgräben getrennt den Raum für zwei Vorburgen von ca. zwanzigfacher Ausdehnung darbot. Mächtige Ausdehnungen konnten Vorburgen auch auf der geschützteren Talseite in Verbindung mit Stadtbefestigungen finden.

4. Um die Vielseitigkeit burglicher Anlagen zu illustrieren, seien hier noch die Pläne kleinster und größter Burgen vergleichend nebeneinander gestellt. Kleinste Burgen finden wir gelegentlich auf isoliert vorspringenden Felsklötzen, die höchstens Raum für einen Turm und ein Wohnhaus boten und die äußerste Unbequemlichkeit des Verkehrs nur durch ihren Verteidigungswert aufwogen, richtige

Raubnester, die schließlich von der geringsten Besatzung gegen jede Übermacht zu halten waren. Hierher gehört Schroffenstein in Tirol, ein Berchfrit, drei Wohnbauten und ein kleiner Hof in Rechteckform eng zusammengedrängt; ähnlich Ramstein, 1293 als Gegenburg zu Ortenberg im Wasgau errichtet, Giersperg bei Rappoltstein, Oberjuvalta in Graubünden. Altgutenstein bei Sigmaringen zeigt überhaupt nur die Reste eines Wohnturmes auf ganz steiler, nur mit Leitern ersteigbarer Felsnase. Auch Scheuchenstein (N.-Ö.) bietet nur ein schmales Wohnhaus. Rosenstein in Mähren und Trosky in Böhmen sind auf je zwei Felsobelisken in dieser reduzierten Weise bebaut und so noch manche Einzeltürme von Schnapphahnen wie der Räuberturm bei Neuhaus an der Donau. Aber auch sonst tauchen hie und da recht konzentrierte Burgen auf, ohne daß wir einen Zwang in der Beschränkung des Baugrundes erkennen. Nollich bei Borch stellt sich lediglich als quadratischer Wohnturm dar, gedeckt durch eine Schildmauer mit zwei Flankentürmen über dem Halsgraben; Nazza in Thür., 1385 als hessische Grenzfeste erbaut, ein fünfeckiger Bering mit dem Berchfrit in der zugespitzten Schmalseite und einem zweiten Ecktürmchen; Finstergrün in Salzburg (Abb. 74), 1250 zuerst genannt, wo der zugespitzte Berchfrit, ein schmales Zwischenhaus mit dem Eingang, und der Palas dicht aneinandergerückt sind. Der gutgelegene Vorplatz war anscheinend nie überbaut, sondern nur durch eine Mauer gesperrt.

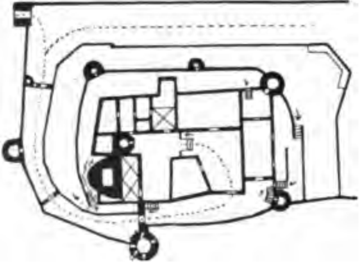


Abb. 75. Karlstein bei Prag.

Unter den durch Größe ausgezeichneten Burgen ragen natürlich die fürstlichen besonders hervor. Wir nennen zuerst den geschichtlich und baulich gleich interessanten Karlstein in Böhmen (Abb. 75), 1348—57 von Karl IV. als Kronfeste zur Aufbewahrung der böhmischen und deutschen Reichskleinodien



Abb. 76. Burg Karlstein bei Prag.


Abb. 77. Hornberg am Neckar.

und zahlreicher Reliquien erbaut. Es ist zunächst sehr merkwürdig, daß der Kaiser, dem die besten Baumeister der Zeit zur Verfügung standen, einen Platz von rein defensivem Werte wählte und daß diese ganz und gar keinen irgendwie regelmäßigen bequemen Fürstensitz, sondern fünf vollständig voneinander getrennte, in Staffeln aufsteigende Abschnitte schufen. Von der Bergseite her tritt der Weg durch ein Torhaus in einen Zwinger und zieht sich unter dem Kernwerk zur Vorburg 2 empor, wo die zwei Burggrafen und die Besatzung hausten. Darunter liegt auf der tiefsten Felsnase ein Gesindehaus und der Brunnenturm. Von 2 aus rückwärts tritt der Weg in den dritten Hof mit dem langgestreckten Palas, der die Ritterkapelle St. Nikolaus, darüber die Wohnung des Kaisers und der Kaiserin, enthielt (Abb. 76 rechts). Von da führt eine Treppe zum Hof 4, darin eine Art Kirchenturm mit der Wohnung des Dechanten und der Kollegiatkirche B. Mariae. Der mächtige, die ganze Anlage beherrschende Berchfrit im fünften Hof war das eigentliche Schatzhaus mit der glänzenden Kreuzkapelle. Die Abschnitte 3, 4 und 5 sind auf der Südseite noch von einem niederen Zwinger geschützt. — Ganz andersartig ist Hornberg am Neckar (Abb. 77), die Burg des Götz von Berlichingen. Hier finden sich die Wohn- und Verteidigungsbauten in solchem Gleichgewicht, daß man sie füglich als Muster bezeichnen könnte. Zwei Zugänge vom Tal durch eine weite Vorburg und vom Berg durch ein Torhaus vereinigen sich und gehen in einer dreimal gesperrten Gasse zum Haupttor in einen ersten, über eine Treppe in einen zweiten Hof, der vom Berchfrit, der Kapelle mit dem Treppentürmchen und dem Palas umstanden ist. Die drei sanft abfallenden Seiten sind durch doppelte Zwinger in Stufenlage geschützt, untereinander durch Treppen beiderseits verbunden. Als drittes Beispiel diene Landskron in Kärnten, 1269 von Ottokar von Böhmen gegründet, aber 1542 von den Khevenhüller vollständig erneuert. Hier stehen die Wohnbauten regelrecht um einen viereckigen Hof als oberste Staffel, davor eine Vorburg mit dem besonders gedeckten Haupteingang, an den drei übrigen Seiten aber ein System von drei bis vier terrassierten und ineinander verspreizten Zwingern mit zwei Nebenpforten, eine Art Labyrinth, in welchem die Orientierung nicht leicht ist und ein lehrreicher Versuch, durch Häufung und Vervielfältigung der alten Verteidigungsmittel den Bedürfnissen einer neuen Zeit gerecht zu werden.

IV. Besondere Burgenanlagen.

1. Ganerbiatsburgen sind eine ganz eigenartige, vielfach auch baulich ausgeprägte Erscheinung. So sehr wir die Burg als ein Ganzes im Einzelbesitz anzusehen gewohnt sind, so häufig war im Mittelalter der gleichwertige Mitbesitz mehrerer Ganerben oder Gemeiner, sei er durch Erbfolge unter Söhnen und Verwandten, sei er durch gemeinsame Eroberung unter Verbündeten begründet. Die Teilung des Besitzes und der Rechte wurde durch eine Urkunde, den »Burgfrieden«, umständlich und eingehend stabiliert. Gewisse Teile, wie Burgweg,

Tore, Brunnen, Berchfrit und Kapelle pflegen Gemeinbesitz zu bleiben. Ein jährlich neugewählter »Baumeister« oder Amtmann vertritt das Hausrecht und sorgt für bauliche Instandhaltung, Besatzung und Verteidigung, wozu die Ganerben anteilig die Kosten tragen[1]). Sind diese Rechtsverhältnisse dauernd, so kann man erst von eigentlichen Ganerbenburgen reden wie bei Schauenburg, Lichtenberg, Steckelburg, Münzenberg, Breubert, Frauenberg, Falkenstein u. a. Eine Ganerbenburg mit vier Ansitzen war auch Schloß Eltz (Abb. 78), die innerlich besterhaltene aller deutschen Burgen, in einem unzugänglichen Seitental der Mosel, wo die vier Häuser mit zwei Kapellen um einen sehr engen Hof gruppiert sind, Schweinsberg an der Ohm in Hessen mit eigenen Häusern der Ganerben und besonders die fränkische Salzburg (Abb. 79). Hier drängen sich auf dem breiten Bergzipfel, durch gemeinsame Ringmauer und Gräben umfaßt, nicht weniger als

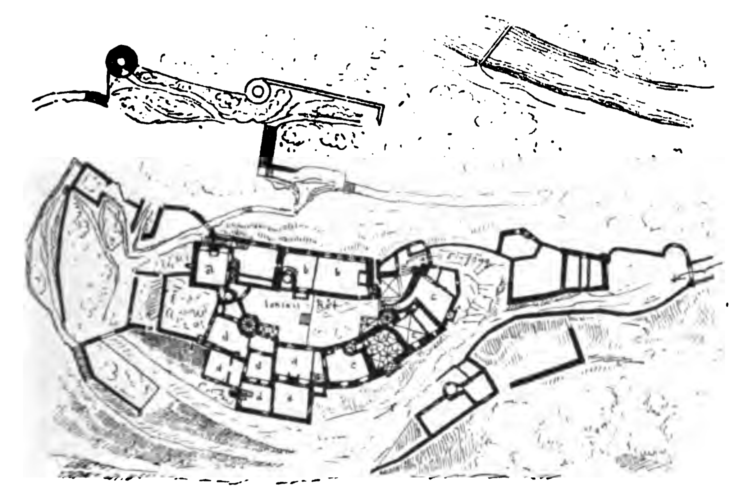


Abb. 78. Schloß Eltz. Grundriß.

sieben Burgsitze zusammen, jeder wenigstens mit eigenem ummauerten Hof, Turm und Wohnhaus. Gemeinsam war ihnen außer der Ringmauer höchstens der Burgweg und die Kapelle.

2. Es fehlt nicht an Burgen, die unter Benutzung natürlicher Felshöhlen angelegt oder künstlich in einzelnen Teilen in Felsbänke eingearbeitet sind. Einige sind im Schutz überhängender Felswände auf steilen Schutthalden errichtet, Fragstein in Graubünden, ein schlichter Wohnbau mit drei Mauern an den Felsen geklemmt, und das »Loch« an der Laber (Oberfranken), Kronmetz im Etschtal in einer großen Spalte mit mehreren Wohnbauten, talseitig noch durch zwei Zwinger

1) Unterschieden hiervon ist die Burgwartverfassung (burgwardium) des hohen Ma., wonach die Lehnsträger gewisser Höfe im Umkreis einer landesherrlichen Burg in gefährlichen Zeiten zur Verteidigung der Feste einrücken mußten, und das Öffnungsrecht, d. h. die Freiheit, sich in eine anderweit verlehnte Burg zum Schutz vor Feinden zu werfen, das sich der Lehnsherr bei Verkäufen usw. gern vorbehielt, das aber auch von interessierten Potentaten zur Sicherung ihrer Straßen, Posten, Militär- und Handelswege oft durch jährliche Zinsen erkauft wurde.

geschützt. Bei anderen ist eine geräumige Höhle dadurch wohn- und verteidigungsfähig gemacht, daß die Öffnung ganz oder teilweis mit einer Mauer geschlossen wurde, die sparsame Fenster und eine hochgelegene Tür hatte. Beim Puxer Loch (Schallaun) sind außer zwei inneren Abschnittsmauern noch doppelte Zwinger vor die Höhle geschoben. Im Inneren zeigt sich nur noch ein ganz kleines Gelaß aus Mauerwerk, rückwärts führt ein Felsgang zu einer Quelle. Ähnlich Krottenstein, Wichenstein und Rappenstein in St. Gallen, Marmels in Graubünden, Lueg in Kärnten, sämtlich dauernde Burgsitze, teilweis mit eigenem Adel. Noch gut erhalten ist Stein in Bayern in einer völlig vermauerten Rinne, der Innenraum dreistöckig mit Wendeltreppe ausgebaut und durch einen Brunnenschacht mit Wasser versorgt, übrigens durch einen aufsteigenden künstlichen Gang auch mit einer kleinen Burg auf dem Plateau verbunden.

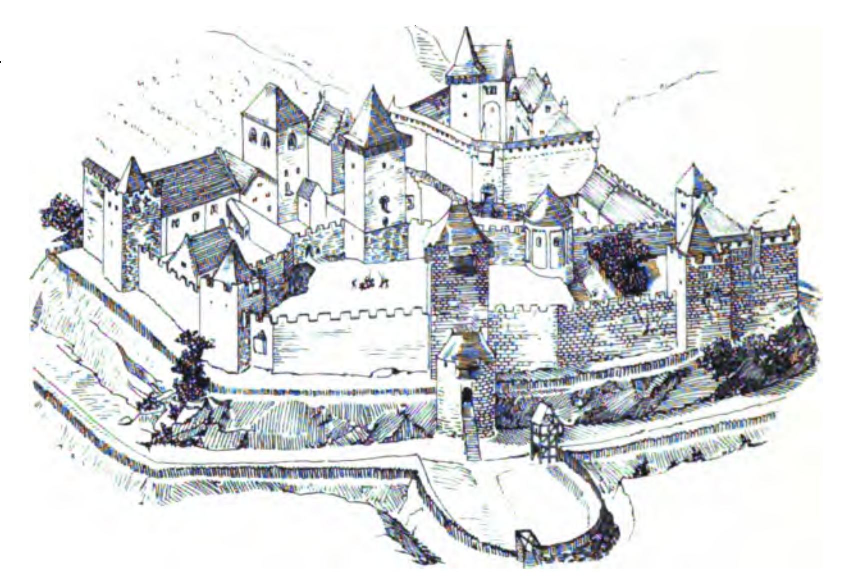


Abb. 79. Die Salzburg in Franken.

Die ausgehauenen Burgen, auf das Grenzgebiet zwischen Wasgau und Hardt und auf Nordböhmen beschränkt, haben die Situation gemeinsam: Ein senkrecht aufsteigender, länglicher Sandsteinklotz trägt auf der beschränkten Oberfläche die Hauptwohnräume, während am Fuß die notwendigen wirtschaftlichen Bauten angesiedelt waren. Zur Verbindung beider ist der Fels mit aufsteigenden Gängen und Treppen, manchmal auch zu kleinen Kammern kunstlos ausgehauen. Am bekanntesten durch einen maßloß übertreibenden Stich Merians ist Fleckenstein im Wasgau (Abb. 80), wo am Fuß eine geräumige Vorburg mit Zwinger und Tor lag und der Aufstieg durch eine äußere und eine innere Treppe erfolgte. Davor steigen aber in Mauerwerk ein Schachtturm (wohl Aufzug) und ein Wendelstieg auf, ein gleicher ist in den vorspringenden Felszacken c gearbeitet, a-a sind Felskammern, p ein Brunnen, e-o eine spätere Unterfütterung des ausgewaschenen Felsens. Verwandt sind Landstuhl, die drei Dahner Schlösser, Berwartstein, Drachen-

fels und Hohenburg. Auch Trifels kann in Hinsicht auf die Lage und den Aufgang hierher gerechnet werden.

Eine wirklich in ihren wesentlichen Teilen ausgehauene Burg ist Bürgstein in Böhmen (Abb. 81). Hier ist ein breites Felsmassiv, flach auf einer Wiese, früher inmitten eines Teiches gelegen, kunstmäßig zur Festung umgestaltet. Ein Einschnitt A, durch einen Felsblock und eine Mauer gesperrt, bildet eine Art Vorburg mit einer Brunnennische p und drei andern unregelmäßigen Felskammern. Von hier führt eine Treppe zu einer natürlichen Schlucht, die mit Stufen auf zwei Seiten zum Plateau steigt, während ein Gang geradeaus zu mehreren geräumigen Sälen, einer langgestreckten Kapelle und weiter zu einem offenen Hof B führt, an den sich wieder die ausgehauene »Rüstkammer« mit Wandpfeilern anschließt. Drei über- und hintereinander liegende Wehrgänge, unter sich und mit dem Hofe B durch Stufen verbunden, decken die Angriffsseite. Auf dem Rücken des Felsens sind noch mehrere Kammern ausgehauen und die Spuren vertiefter Wohnbauten erkennbar. Die Felsburg, seit Mitte 14. Jh. genannt, hat mehrmals starken Heeren lange Zeit getrotzt und ist 1690—1785 als Einsiedelei nicht unbedeutend verändert worden.

Andersartig sind bei Buchfahrt an der Ilm in eine Steilwand des Kalksteinufers eine Reihe von Kammern ausgehauen, die durch einen vor ihnen hinlaufenden Gang verbunden waren, auch dies anscheinend eine »Burg«, die im 14. Jh. den Grafen von Orlamünde zustand.

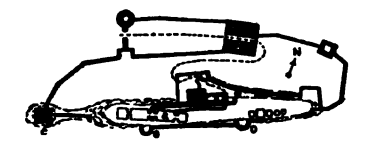


Abb. 80. Fleckenstein im Wasgau.

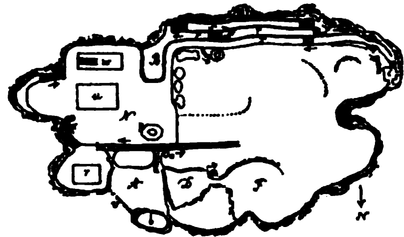


Abb. 81. Bürgstein in Böhmen.

3. Die Wasserburg ist kein selbständiger Typus, sondern nur eine Spielart der Höhenburg, insofern die natürlichen und künstlichen Schutzmittel hier wesentlich durch wassergefüllte Gräben, Teiche oder Flußarme gebildet werden. Sie hat zur Voraussetzung, daß wenigstens die nächste Umgebung eben ist, aber sie ist keineswegs etwa auf das Tiefland beschränkt, sondern in Mittel- und Süddeutschland (als Dorf- und Stadtburg) häufig. Man wählte teils natürliche Inseln wie bei Schwanau im Lowerzer See, Spielberg in der Donau, Pfalzgrafenstein im Rhein (s. Abb. 63), teils schuf man künstliche durch Ausgrabung einer Halbinsel, Umleitung eines Flußarmes (Gelnhausen) oder Aufschüttung eines Burgplatzes in einem Sumpf oder Teich, der von einem Bach oder eigenen Quellen gespeist ist. Der Verteidigungswert der Wasserburg ist verhältnismäßig gering. Abgesehen davon, daß die Eisbildung im Winter das Hindernis überbrückte, konnte der Angreifer sein Antwerk bequem und in gefährlicher Nähe aufstellen und schließlich den Graben an der Angriffsstelle leicht zuschütten. So sind denn auch viele Wasserburgen nicht viel mehr als feste Häuser, quadratisch um einen Hof gebaut, oft ohne Außenwerke und meist bis auf die Gegenwart bewohnt. Andere von größerer Ausdehnung zeigen innerhalb des Grabens den ganzen Verteidigungsapparat der Höhenburg mit Ringmauer, Zwinger, Berchfrit usw., so beispielsweise Flechtingen in der Provinz Sachsen, 1308 und 1483 erbaut. Ein eigenartiger Typus tritt nur am Niederrhein und in Westfalen auf. Hier ist die Teilung in Hauptburg

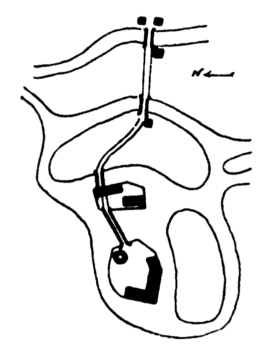


Abb. 82. Lüdinghausen.

und Vorburg allgemein, beide von Wassergräben und Wällen womöglich mehrfach umgeben und weiterhin durch Sumpf geschützt. Der Zugang führt über mehrere Zugbrücken, wird durch starke Torbauten gesperrt und gern mit abgekehrten Schildseiten an den Hauptwerken vorbeigeführt. Die ausgedehntere Vorburg trägt alle Wirtschafts- und Dienstgebäude, die Hauptburg den beherrschenden Berchfrit, die Wohnbauten, Kapelle usw. gleich auf der Ringmauer. Bei Lüdinghausen (Abb. 82) geht der Weg über vier Brücken, an der äußeren liegt die (wohl auch befestigte) Burgmühle. Die vorliegenden Inseln erfüllen etwa den Zweck von Zwingern.

Im übrigen neigen die Wasserburgen zu einer gewissen gleichförmigen Regelmäßigkeit, wo nicht etwa eine unregelmäßige Insel oder ein Felsblock andere Wege wies. Die Umbauung eines viereckigen Hofes empfahl sich von selbst und hierzu traten schon frühzeitig (13. Jh.) Flankentürme an den Ecken (Marschlins in Graubünden), die allmählich als breite runde Ecktürme mit verbindenden Flügeln herausgebildet (1471 bei der Entenburg bei Donaueschingen) und das Vorbild zahlloser Renaissanceschlößchen wurden. Anderwärts ist aber oft nur ein Eckturm, der Angriffsseite zugewandt, besonders fest und stark, als bewohnbarer Berchfrit ausgezeichnet, so vielfach in Thüringen und Franken und bei den »Weyer(Weiher)-häuschen« der Schweiz. Gottlieben bei Konstanz, 1251 vom Bischof erbaut, ist sogar von zwei quadratischen Türmen flankiert. Die Gebäude sind meist an den Grabenrand gerückt, seltener sind einseitige oder gar ringsumlaufende Zwinger mit Flankentürmen wie bei Gabelkhofen in Steiermark 1548. Wir kommen unten hierauf zurück.

Eine bessere Einsicht in die Eigenart der Verteidigungswerke gewinnen wir aus Bildern. So ist z. B. aus dem alten Stich von Bösenbrunn (Abb. 83) sehr gut der Brückenschutz und die innere Verpalisadierung des Außenwalles ersichtlich, der hier ganz wie ein Zwinger das schönste Schußfeld für die Kernburg bot.

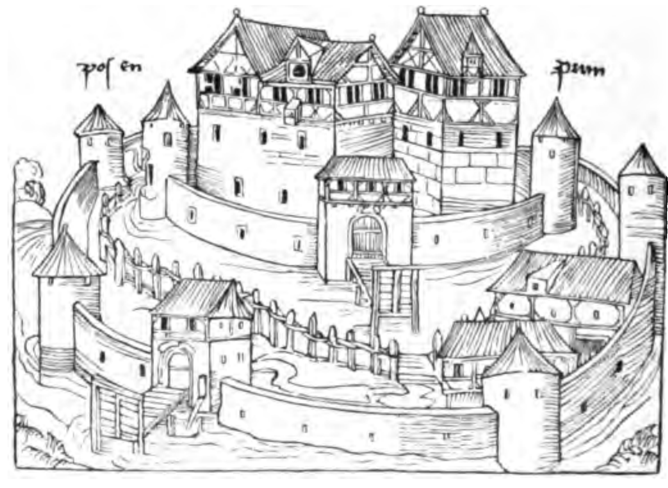
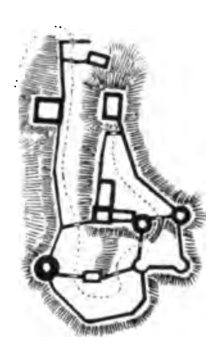


Abb. 83. Wasserburg Bösenbrunn.

V. Die einzelnen Wehr- und Wohnbauten.

1. Burgweg. Auf die Bedeutung des Zuganges ist schon mehrfach aufmerksam gemacht worden. Die alte vitruvianische Regel, den Angreifer so zu führen, daß er der Burg die rechte vom Schild nicht gedeckte Seite zukehre, ist zwar vielfach und bei Wendungen des Weges besonders für die letzte Strecke beobachtet, doch auch häufig außer acht gelassen. Viel wichtiger erschien es, den Weg möglichst weit übersehen, bewerfen und durch zahlreiche Hindernisse sperren zu können. Man führte ihn deshalb sehr gern eine Strecke unter dem Berchfrit und der Ringmauer entlang und durch die Vorburg in das Kernwerk. Die charakteristische Schleife des rückwärts biegenden Weges ist außerordentlich häufig, auch in dieser Fortbildung, daß der Weg durch vorgeschobene Mauern und Tore schon vor oder unter der Hauptburg abgefangen wird (Abb. 62). In diesen Beziehungen bietet die Riesenburg in Böhmen (Abb. 84) ein klassisches Beispiel, wo der Weg nicht weniger als neun Tore zu passieren und alle Teile der Burg zu durchlaufen hat, bis der letzte Turm erreicht ist. Vergl. auch Abb. 61. Auch das System, den Weg durch ringförmige Zwinger zu verlängern, läßt sich mehrfach belegen, wogegen freilich auch Beispiele von geringer Ausnützung dieses Vorteils nicht fehlen (Abb. 64) wohl immer ein Beweis, daß die fraglichen Vorwerke jüngeren Datums sind. Über Sperrmauern s. Finstergrün (Abb. 74), über Sperrtore Hochosterwitz (S. 69). Am schwierigsten sind die Wege bei den Felsburgen, wahre Kletterpfade, die an schwindelnden Steilhängen, über Schluchten mit Holztreppen, über Stufengänge, durch Felskammern und selbst über Leitern führten und womöglich auch auf dem Plateau noch durch Schluchten unterbrochen waren. Außer den S. 81 genannten verdient hier die Luxburg im Riesengebirge Erwähnung, die nur auf einer Treppe von 111 Stufen über schmale Grate und enge Klüfte zugänglich ist.


Abb. 84. Riesenburg in Böhmen.

2. Die Gräben. Mit »Halskragen« bezeichnet man den (natürlichen oder) künstlichen Durchstich, der den »Hals« einer vorspringenden Bergnase durchschneidet und den Burgplatz auch von dieser Seite möglichst sturmfrei machen sollte. Er fehlt nur in den seltenen Fällen, wo der Burgfelsen schon von Natur steil genug ansteigt, ist aber oft, schon zur Gewinnung von Bausteinen, mächtig erweitert und vertieft, auch (besonders in älterer Zeit) vervielfacht und in der spätesten Burgenzeit zuweilen an den Rändern ausgemauert. Bei breiterem Vorgelände und felsigem Grund (Salzburg, Abb. 79, Schloß Querfurt) verdient er schon als technische Leistung alle Hochachtung. Er geht vielfach in den Ringgraben über (Rudelsburg, Abb. 68), der vollständig nur bei Wasserburgen die Regel bildet bei Höhenburgen nur um isolierte Kuppen, sonst nur an gefährdeten Strecken auftritt. Eine seltene Ausnahme ist es, daß er bei der Schaumburg (S. 68) durch ein Bächlein mit Wasser gefüllt werden konnte. Innere Torgräben als Unterlage für Zugbrücken sind verhältnismäßig selten nachweisbar, wohl meist später zu-

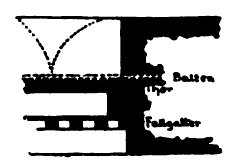


Abb. 85. Toranlage.

geschüttet, doch durch die Bohlwege inmitten künstlicher Rampen wie bei der Ortenburg belegt. Der Abschnittsgraben ist als Trennungsglied zwischen Tor und Hauptburg eine sehr häufige, unter Umständen ebenfalls verdoppelte Erscheinung. Selbständige Bedeutung als Sperrmittel inmitten eines Burgteiles scheint er nur vereinzelt erlangt zu haben (St. Ulrich, Abb. 73).

3. Die Tore. Piper macht die richtige Bemerkung, daß die Tore selbst im allgemeinen nur wenig befestigt sind, weil man den Gegner vielmehr durch andere Mittel vom direkten Angriff fernzuhalten oder nach Überwindung eines äußeren Tores in einer Falle von neuen, umschließenden Hindernissen aufzureiben bestrebt war. In der Tat sind die Tore gewöhnlich nur rund-, flach- oder spitzbogig überwölbte Öffnungen, in der Breite von 1—4 m schwankend, vom üblichen Wehrgang bekrönt und (nicht immer) von einigen Seitenscharten gedeckt. Das Gewände ist meist glatt, manchmal jedoch auch bescheiden umrahmt, mit romanischem Zickzackband auf der Salzburg, mit gotischen Stäben in Hohenberneck. Als Verzierungen treten etwa seit Ende 14. Jh. Wappensteine, Inschriften, vereinzelt auch Reliefs von Heiligen, wohl zum speziellen Schutz des Tores (Obertor von Querfurt) auch Köpfe oder Brustbilder von Rittern und Frauen (Sickingen-Hohenburg 1545) oder die Figuren der Erbauer (Spantekow in Pommern), Tierbilder, Fratzen und dergleichen auf. Die Torflügel sind aus starken Eichenbohlen gefügt, manchmal mit Eisen beschlagen, in Pfannen oder eisernen Laschen beweglich und durch einen oder mehrere Sperrbalken gesichert, die in einen Mauerkanal zurückgeschoben, oder in Scharten gelegt und verkeilt werden konnten. Seltener, weil unbequemer ist der Fallbaum, der in einer Rinne des Überzimmers durch den Scheitel der Wölbung senkrecht vor die Spaltleiste der Flügel in eine Klampe der Torschwelle fiel (Greifenstein i. Thür., Hohenkrähen). Für den Verkehr Einzelner ist häufig in einem der Türflügel eine kleinere Schlupftür, das Mannloch, ausgesägt, seltener neben dem großen ein kleineres Nebentor wie an so zahlreichen Bauernhöfen angebracht (Hohlandsberg, Prozelten).

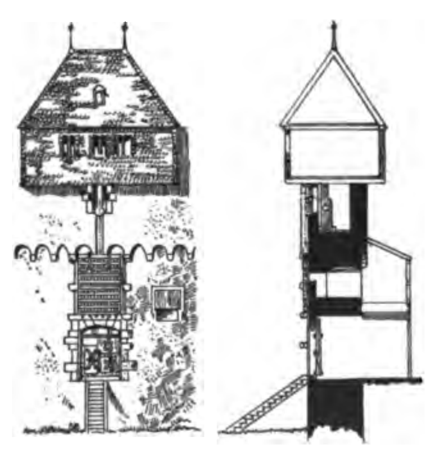


Abb. 86. Fallgatter am Pfalzgrafenstein.

Zum Schutz des Tores gegen Stoß und Feuer (?) dient das Fallgatter (cataracta), der Rechen (ericius, restellus), zuerst um 1140 an Schönburg bei Naumburg nachweisbar, ein in Nuten oder Klauensteinen laufendes, engmaschiges Gitter von dünnen, unten zu gespitzten Eichenbalken oder Eisenstäben (Abb. 86), das mit einer oder zwei Ketten über eine Rolle aufzuwinden war. Obwohl oft erwähnt und abgebildet, ist es bei Burgtoren verhältnismäßig selten nachweisbar, häufiger bei Stadttoren.

Auch Zugbrücken, die in der gewöhnlichen Vorstellung zur Sicherung eines Tores gehören, sind keineswegs in sehr zahlreichen

Fällen nachzuweisen. Man scheint sich weit mehr mit leicht abwerfbaren Holzbrücken begnügt zu haben. Und in den überwiegenden Beispielen zeugt von ihrer Existenz nur die das Tor einfassende Blendnische (so vielleicht auch schon bei der Schönburg), in welche die Pritsche zurückschlug. Die Aufwindung ging in älterer Weise mit einer Drehwalze über ausgenutete Räder vor sich (Meersburg). Praktikabler ist die Vorrichtung mit Gegengewichten, einem in einer Versenkung schwebenden Kasten mit Steinen (Abb. 87 a) und noch beweglicher der Aufzug mit Schwungruten, wie er bei Hagenwyl im Thurgau (Abb. 87 b) auftritt.

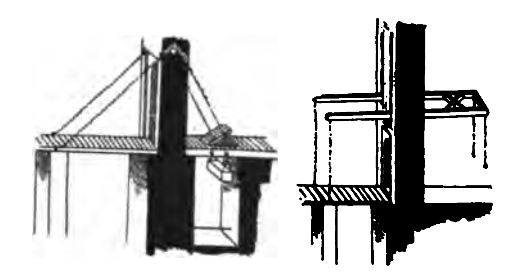


Abb. 87 a und b. Zugbrücken in Dornsberg und Hagenwyl.

Torbauten mit Flankentürmen nach dem Muster der Stadttore sind ebenfalls eine gewisse Seltenheit (Altenstein in Franken, Rapottenstein N.-Ö., Bilstein in Westfalen und Sachsen). Weit häufiger ist das Tor durch einen Turm gelegt oder damit überbaut oder es trägt wenigstens eine Aufmauerung mit Wehrgang und Pechnase. Ein sehr früher Torturm der Schönburg (um 1140, Abb. 88) zeigt recht gut die ältere Einrichtung. Der Raum zwischen dem äußeren und inneren Tore — beide sind von Ecksäulchen eingefaßt — ist nicht gewölbt, sondern in einem breiten Loch nach oben offen, so daß Eindringlinge, ehe sie das innere Tor sprengen konnten, zusammengeschossen werden konnten. Im Kranz finden sich die Spuren von je einer Scharte nach jeder Seite. Hier ist ein Wehrstand zu suchen, der gleichzeitig nach außen und innen zu schießen gestattete. Später hat man derartige Überbauten auch nach innen offen gelassen und Stände nur mit Holz eingebaut (Hornberg am Neckar). Durch Häufung von Scharten neben und über dem Tor zeichnet sich die Trostburg in Tirol aus. Bei Pfannburg in Steiermark ist vor das innere Torhaus noch ein halbrunder Turm angelehnt. Lange gewölbte oder durch den Felsen gehauene Torwege finden sich unter anderem auf der Feste Koburg und bei Wildenstein im Wasgau. Andere Arten von Sperrungen dicht hinter einem Tor lassen sich aus den Grundrissen leicht ersehen.

Kleinere Schlupftüren, Poternen, oft an versteckten, schwer zugänglichen Punkten des Berings, in Kriegs- und Friedenszeiten für den direkten und intimen Verkehr sehr dienlich, finden sich an den ältesten (Salzburg, Schönburg), aber auch noch an den jüngsten Beispielen (Landskron).

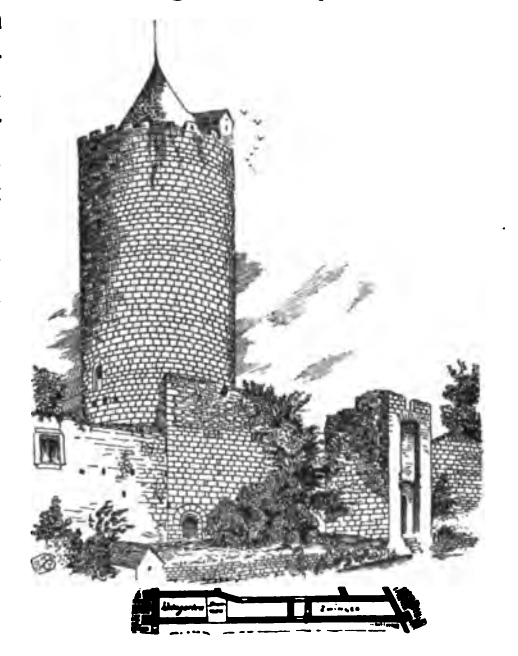


Abb. 88. Schönburg a. S.

Die Barbakane ist ein zwingerartiges Vorwerk zum Schutz eines Tores, selten jenseit des Grabens als eine Art Brückenkopf, wofür Rathsamhausen bisher das einzige Beispiel geblieben ist (Abb. 89), öfter als Rondell wie bei Sickingen oder als kleiner Vorzwinger wie bei Sterrenberg a. Rh. direkt vor das Tor gelegt.

4. Ringmauern, Wehrgänge und Zinnen. Ringmauern (Zingeln, cingulum) können bei Steilformen des Burgplatzes ganz fehlen, sie können aber in Notfällen auch außerordentliche Dimensionen annehmen (Abb. 61) und ebenso schwanken die Höhen von der einfachen Brustwehr bis zum hohen Mantel und die Dicken von 1—5 m und die Technik vom besten Quaderbau bis zum flüchtigsten Bruchsteinverband. Es ist zu beklagen, daß wir über die älteste Form der Mauerkrone durch die Monumente nur dürftig unterrichtet sind. Wir können nicht sagen, wie eine Ringmauer in karolingischer oder sächsischer Zeit aussah, ob die vortreffliche römische Zinnenmauer mit breitem Wehrgang als Vorbild wirkte oder ob die Mauer zunächst nur als bessere Palisade angesehen wurde. Vielleicht kann zur Klärung die etwa Mitte 10. Jh. anzusetzende Kirchhofsmauer in Rohr dienen, etwa 6 m hoch mit einem schmalen Wehrgang in Höhe von 3 m, mit wenigen, entfernt voneinander liegenden Schlitzscharten, doch ohne Zinnen. Die sonst gutbezeugten älteren Burgen bieten eben nur zerfallene Mauerkronen dar. Ein völlig sicheres Beispiel Mitte 12. Jh. haben wir an Schönburg (Abb. 90), wo der Zinnenkranz und Wehrgang in einer bis Ende 15. Jh. vorbildlichen Weise entwickelt ist. Die Mauer setzt hier in gewisser Höhe um $^1/_2$ m zurück und die Brustwehr ist mit einer Zinnung von 0.50 m für die Öffnungen und 1.50—2 m für die Wintperge versehen, die außerdem noch mit einer schmalen Schießscharte durchbrochen und mit Steinplatten abgedeckt sind. Die vorstehenden und dem Aufstieg des Wehrganges folgenden Kragsteine beweisen, daß in dieser Frühzeit schon eine Holzkonstruktion zur Verbreiterung und Überdachung des Wehrganges bekannt und geübt war. Dieses Prinzip ist bis in die letzte Burgenzeit ziemlich unverändert beibehalten worden, denn es ist unwesentlich, ob die Kragsteine durch Stichbogen verbunden oder durch Holzbalken ersetzt wurden. Aus Holz gezimmerte Wehrgänge finden sich auch am äußeren Mauerrand auf Balken mit Knaggen vorgekragt, dann aber ist naturgemäß die Zinnung überflüssig. Oder die Holzgalerien laufen so tief unter dem Zinnenkranz — so namentlich bei Berchfriten, daß über sie hinweggeschossen werden konnte. Ein belehrendes Beispiel des Wehrganges für Geschütze mit der Holzkonstruktion bietet der Pfalzgrafenstein (Abb. 91), wo sich indes noch ein dritter schmaler überdachter Wehrgang in der Mauerkrone ausgespart findet. Da der Wehrgang zugleich als Verbindungsgang zwischen den einzelnen Burgteilen Wert besaß, ist er hie und da auch um die innere Seite von Gebäuden herumgeführt.

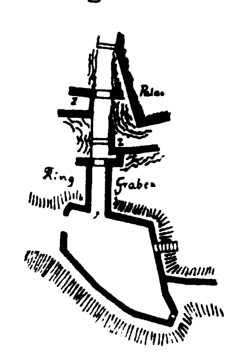


Abb. 89. Barbakane bei Rathsamhausen.

5. Der Zwinger, sprachlich ein sehr vielseitiger Begriff, bedeutet im burgbaulichen Sinn einen schmalen von einer Mauer umfaßten Raum, welcher dem inneren Werke, der Ringmauer oder sonst einem Teile der Burg zur Verstärkung

vorgelegt ist. Er konnte schon entstehen, wenn die Hauptgebäude etwa ringförmig von der Mauer zurückstanden, wurde dann aber planmäßig angelegt, um schwache Stellen zu schützen, die Verteidigungsabschnitte zu verdoppeln, den Burgweg abzufangen oder überhaupt den Angreifer möglichst fern vom Kernwerk zu halten. Zu den einfachsten und ältesten Beispielen gehören die Anlagen bei Rudelsburg und Schönburg, in beiden Fällen niedere Mauern über dem Halsgraben (zwischen Vor- und Hauptburg) gezogen, so daß sie vom Verteidiger von der hohen Ringmauer vollkommen beherrscht wurden. Über die weitere Ausbildung belehrt dann besonders Rudelsburg, wo in der Zeit der Pulvergeschütze an der Südseite noch ein Zwinger mit Batterietürmen angelegt wurde gegen weittragende Waffen, die etwa am gegenüberliegenden Berghang aufgestellt waren. S. a. Abb. 68.

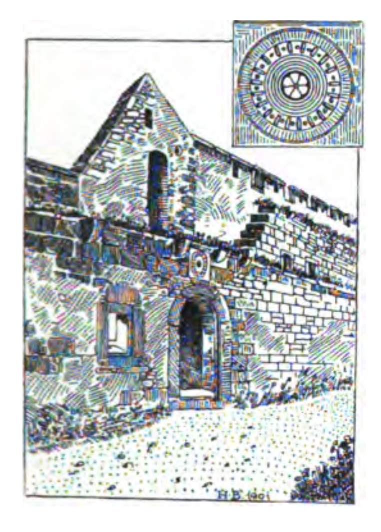


Abb. 90. Wehrgang der Schönburg.

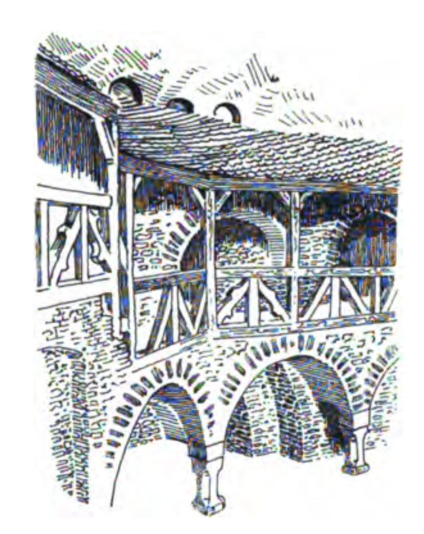


Abb. 91. Wehrgang in Pfalzgrafenstein.

Die alten Abbildungen belehren uns, daß die Burgen in einem weiteren Bering noch mit einem Palisadenzaun auf einem Erdwall umgeben waren. Der Wall ist wenigstens bei der Salzburg noch teilweis erhalten und in der Rekonstruktion, Abb. 79, in seinem Verlauf dargestellt.

6. Der Berchfrit, meist der stattlichste, höchste und baulich interessanteste Teil der Burg, hatte den dreifachen Zweck, die ganze Burg oder doch die Angriffsseite zu beherrschen, als Warte oder Luginsland den freien Ausblick in die Umgebung zu ermöglichen und im Fall der Eroberung als letzte Zuflucht (Reduit) zu dienen. Je nachdem eine dieser Bestimmungen mehr betont wird, wechselt er den Standort. Bald steht er in der Mitte, bald am Rand des Halsgrabens, in der Ringmauer, selbst in der Vorburg, bald in einer abgekehrten Ecke oder auf der höchsten Staffel, wie sie eben das Gelände bot, bald isoliert, bald mit anderen Wehr- oder Wohnbauten fest verwachsen. Bald fehlt er ganz, bald tritt er bis zur Sechszahl auf (Salzburg Abb. 79).

Sehr vielgestaltig sind die Grundrißformen und Maße. Das Hauptkontingent stellen die runden und quadratischen, beide ungefähr gleich zahlreich, ohne ersicht-

lichen Grund seit der Frühzeit nebeneinander in den meisten Landschaften, manchmal in derselben Burg (Querfurt) vertreten, die runden mit Durchmessern von 7,5 bis 18 m, die quadratischen mit Seitenlängen von 6 bis 15 m nachgewiesen, wozu als Varianten runde mit quadratischen und quadratische mit runden Innenräumen, quadratische Unterbauten mit runden, halbrunden oder oktogonischen Obergeschossen kommen. Piper macht die Bemerkung, daß runde Türme in Deutschtirol und Graubünden fast unbekannt, im Großherzogtum Hessen überwiegen. Daneben behauptet der fünfeckige Berchfrit »besonders im Nassauischen und auf der linken Rheinseite« schon seit dem 11. Jh. eine gewisse Bedeutung, eine Fortbildung des übereck gestellten quadratischen (Eger), wobei der Vorteil der schrägen Front, des Keils gegen Geschosse richtig erkannt und ausgenutzt ist. Da hierzu nicht das regelmäßige Polygon, sondern das Quadrat mit vorgelegtem Dreieck in Vollmauer gewählt wurde, ergab sich zugleich eine wesentliche Verstärkung der Mauer nach der Angriffsseite. Weniger häufig sind achteckige, selten drei-, sieben- und sechseckige oder ganz irreguläre, verschobene, abgerundete Grundrißfiguren, Kreise mit abgeschnittenem Segment oder angesetzter Spitze.

Im Aufbau zeigen sich größere Übereinstimmungen. Das Erdgeschoß ist überwiegend gewölbt, dient als Verließ und hat nur im Scheitel des Gewölbes ein Einsteigeloch. Das nächste Geschoß, in der Mauerdicke stark reduziert, hat die Eingangstür auf der dem Angriff abgekehrten Seite, innen häufig einen Kamin, in manchen Fällen auch einen Abort in der Mauerdicke und ist ungewölbt wie auch die folgenden, die durch weitere Absätze der Mauer bezeichnet, durch Balken und Dielenböden geschieden und durch Holztreppen, Leitern oder schmale Treppen in der Mauerdicke verbunden sind. Das oberste Geschoß pflegt wieder gewölbt oder doch durch einen Estrichboden abgedeckt zu sein. Die Krönung zeigt einen Zinnenkranz mit Wehrgang, auch Pechnasen und gelegentlich eine Wachtstube. Die Überdachung ist sehr verschieden. Es finden sich Sattel-, Zelt- und Kegeldächer auf und über dem Zinnenkranz, später auch spitze Helme und Hauben, daneben auch zurückgesetzte Kegeldächer mit Ziegeln oder in Stein über einer Spitzkuppel.

Das Verlies, nur vereinzelt einige Meter in den Boden gegraben, sonst auf den gewachsenen Stein der Felsplatte gegründet, ist ein enger und finsterer Schacht; Luft und Licht empfing er nur durch das Angstloch, durch welches die Gefangenen, auf einem Knebel reitend, niedergelassen wurden, selten durch kleine Lichtschachte in der Deckenhöhe. Die Bestimmung als Gefängnis ist durch Nachrichten und Funde hinreichend bezeugt. Eine Röhre, außen in einer Nische endigend, zum Hineinschieben der Nahrung vom Burghof aus, war bisher nur beim Berchfrit der Rudelsburg nachweisbar. Öfter ist dagegen in der Mitte des Bodens ein Loch (mit Grube?) als Abort zu bemerken. Zu den Ausnahmen gehörte die Teilung in mehrere Gewölbe übereinander (Ehrenburg a. d. Mosel, Grevenstein i. d. Pfalz, Daliborkaturm auf dem Hradschin), ebenso Eingänge zu ebener Erde (der »dicke Heinrich« in Querfurt).

Beruht die Defensivkraft des Berchfrits wesentlich in der bis zur Krone fast öffnungslosen Mauer, so wandte man alle Sorge an, um die einzige, notwendige Tür für einen Angreifer so gut wie unzugänglich zu machen. Sie liegt zunächst bis zu 15 m hoch, ist etwas mehr als mannsbreit und hat unterhalb der Schwelle einige Kragsteine oder Balkenlöcher für einen Auftritt. Der Zugang wurde teilweis durch einen hölzernen Steg von einem benachbarten Gebäude, einem Wehrgang aus oder mit Leitern resp. Holztreppen, deren Balkenköpfe hie und da noch im Mauerwerk sichtbar sind, vom Boden, einem aufgemauerten oder aufgezimmerten Podest, hergestellt, die in jedem Fall leicht abgeworfen werden konnten. Eine zweite Pforte, wohl als Fluchtweg im Notfall, findet sich bei Vetzberg und Steinsberg, in einem höhern Geschoß öfter in Verbindung mit einem Wehrgang. Daß

alle Geschosse eigene Türen haben, kommt bei bewohnbaren und an andere Wohnbauten angerückten Berchfriten wie auf Trifels, Petersberg (Kärnten) und Peggau (Steiermark) vor. Ausnahmsweise führen Wendelsteine vom Boden bis zum Eingangsgeschoß auf der Katz und in Hornberg, ja bis zur Krone in Nassau und Elsfeld a. Rh.

Vielfach sind über und neben der Tür die Spuren von Fachwerkhäuschen zu entdecken, bei Schönburg z. B. ein Kragstein über dem Türscheitel, an dem die Sparren eines Satteldaches aufgehangen waren, sonst auch Balkenköpfe oder Rillen des Dachanschlusses.

Das besprochene erste Geschoß ist überwiegend als wohnlicher Raum für die Besatzung und Posten ausgestaltet und hat deshalb einen Kamin, zuweilen auch einen Abort, der in Schönburg in der Mauerdicke neben dem Eingang, anderwärts (Freyburg, Besigheim) in ein oberes Geschoß verlegt ist. Eine Winde über dem Angstloch war noch in Neuhaus, O.-Ö., vorhanden. Die Verbindung mit den weiteren Obergeschossen ist sehr mannigfach gestaltet. Am einfachsten und häufigsten sind Holztreppen mit Blockstufen oder Leitern. Doch kommen auch schmale überwölbte Stufengänge in der Mauerdicke vor, die im nächsten Geschoß heraus- und wieder eintreten (Abb. 92). Einen immer in der Dicke bleibenden Schraubengang bis zur Krone hat Hohenbodmann, eine vom Boden bis zum Wehrgang reichende, nur in einem Zwischengeschoß durch Leiter unterbrochene Stiege Langenau im Lahntal. Durchgehende Treppenschachte mit Holz- oder Steinschindeln sind in vorgebauchte Halbtürmchen wie bei Reichenberg (Abb. 93) oder in andere Mauerverstärkungen, bei fünfeckigen in die Dreieckspitze verlegt. Andererseits gibt es auch Berchfrite mit so engem Innenraum, daß dieser ganz durch die Treppe gefüllt wurde wie Hanstein im Eichsfeld und andere, wo das Wachtzimmer in das stark verbreiterte und reicher befensterte Geschoß unter dem Wehrgang verlegt war, wie Burg Stolpe, Hohrappoltstein und Ried bei Bozen.

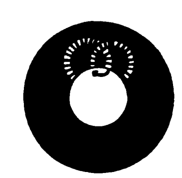


Abb. 92. Plau i. Meckl. Berchfrit.

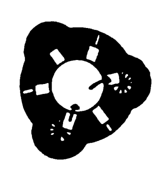


Abb. 93. Reichenberg, Berchfrit.

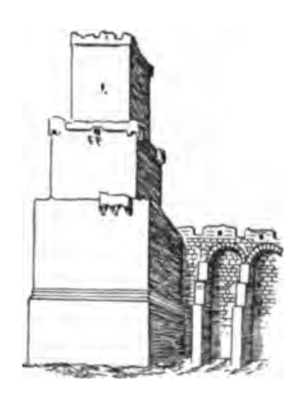


Abb. 94. Freudenberg am Main.

Der Verjüngung durch innere Absätze entsprechen solche mit äußeren nach Art des »Butterfasses«. Sie sind manchmal gering, gewinnen aber auch die Breite von Wehrgängen oder Rampen. Ein mächtiges Beispiel dieser Art bietet Freudenberg am Main (Abb. 94), wo der Weg über den hohen Wehrgang der anstoßenden Mauer auf den ersten und von da mittelst Leiter auf den zweiten Absatz führt. Eine verwandte Erscheinung ist es, wenn einige Berchfrite von mehrstöckigen, gewölbten Umbauten umgeben sind (Oberburg in Rüdesheim, Wertheim am Main, der »gescheibte Turm« bei Bozen, Jaxthausen, hier nur um das unterirdische Verlies). Es sind dies nachträgliche Verstärkungen.

Gegen das Ende der gotischen Zeit treten auch am Berchfrit kleine Eck- und Scharwachttürmchen am Zinnenkranz, Fortbildungen der Pechnasen, auf, und zu einer Zeit, wo er schon seine Bedeutung verloren, Dach- und Giebelerker, die teils der Aussicht, teils nur der Zierde dienten.

Bewohnbare Berchfrite unterscheiden sich lediglich dadurch, daß sie in einigen Geschossen breite Fenster-, Eck- und Sitznischen, Wandschränke und natürlich die nötigen Kamine und Aborte haben. So sind schon bei Hohenklingen (12 Jh.) über dem Verlies, das hier als Keller dienen mochte, zwei Geschosse wohnlich eingerichtet. Auf dem Trifels (Abb. 95) ist das Untergeschoß mit dem Durchgang zum Palas zu Wachtstuben eingerichtet, das obere, mit zwei Treppen zugänglich, birgt ein heizbares Zimmer und die Kapelle. In jüngerer Zeit hat man besonders in der Schweiz Türme durch Aufsetzung eines vorgekragten Fachwerkstockes bewohnbar gemacht.

7. Der Wohnturm, eine Übergangs- oder Zwischenform zwischen Berchfrit und Palas, tritt uns in einem frühen und großen Beispiel beim hohen Schwarm in Saalfeld (S. 48) entgegen. Es ist merkwürdig, daß diese glückliche Form des vereinigten Wohn- und Wehrbaues in Deutschland auch durch die Verbindung der Hohenstaufen mit Sizilien nicht allgemeinere Pflege und Fortbildung erfuhr. Beispiele sind immerhin nicht so selten: So folgt dem Typ von Saalfeld der 1182 erbaute Wohnturm des Schlosses Thun mit vier Ecktürmen. Andere Wohntürme von teilweis recht stattlichen Maßen erscheinen nur als ausgeweitete Berchfrite oder zusammengezogene Palase, so Augenstein bei Basel, Laudeck und Taufers in Tirol, Greiffensee (Zürich), Mörsberg mit Kapellen in der Mauerdicke, Saldenberg im bayr. Wald (19×20 m und sieben Stockwerke), Hermannstein bei Wetzlar, im Grundriß ein verschobenes Viereck, Rotwasserstelz a. Rh. (Südbaden) in Kahnform und Glopper im Vorarlberg in regelmäßigem Oval, fast alle um 1350 entstanden. Vergleiche auch den Hauptturm von Karlstein (Abb. 75). Da wir die vier Ecktürmchen einerseits an Berchfriten, andererseits an Wasser-, Dorf- und Stadtburgen immer wieder auftauchen sehen, so kann man nur bedauern, daß diese glückliche Idee nicht in ganz Deutschland so klar und einstimmig aufgenommen wurde, wie bei den Ordensburgen (s. S. 56).



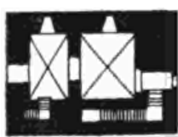


Abb. 95. Trifels, Berchfrit.

8. Mauertürme und vorgeschobene Werke. Die selbständige Eigenart der deutschen Burgenbaukunst gegenüber dem römischen Umwallungssystem zeigt sich recht deutlich darin, daß man vorerst die Mauertürme der römischen und frühmittelalterlichen Stadtmauer nicht übernahm. Diese treten erst langsam und zaghaft Ende 12. und Anfang 13. Jh. auf und rechtfertigen die Vermutung, daß ihre Bedeutung erst in den Kreuzzügen erkannt wurde. Die Salzburg (Abb. 79) dürfte eins der ersten Beispiele sein, wo absichtlich die Berchfrite der verschiedenen Ganerben in den Mauerring eingefügt wurden. Als etwas Neues und Fremdes offenbaren sie sich aber hier und anderwärts dadurch, daß der Wehrgang nicht durch sie hindurch geführt wurde. Die Verbindung bleibt auch später nur locker, durch einen Holzsteg oder eine Treppe. Ihre vorspringende Untermauerung geht oft ohne Not bis zur Grabensohle, andererseits finden sich aber auch Türmchen nur auf Strebepfeiler oder Konsolen gesetzt, die sich eng mit den Erkern, Eck- und Scharwachttürmchen (Echaugettes), Pfefferbüchsen der Berchfrite berühren. In manchen Fällen sind die Türme nach der Burgseite zu offen, sogenannte Schalen,

die den Vorteil boten, daß sich der Feind nicht unbelästigt darin festsetzen konnte. Ihre Stelle ist vornehmlich an den Ecken und an vorspringenden Mauerknicken, wo sie zur seitlichen Bestreichung des Grabens oder Vorgeländes von hohem Wert waren.

Erst die neuangelegten und neubefestigten Burgen des 15. und 16. Jh. machen von Mauertürmen einen weiteren, systematischen Gebrauch und zwar in Form der niedrigen, dicken Batterietürme oder Rondelle. So Rudelsburg 1450, Querfurt 1461, Sigmundskron in Tirol 1473, Mägdeberg 1479, Hohkönigsburg 1480, Leuchtenburg i. Thür. Der Typus wird ziemlich gleichförmig. Rund, halbrund, auch eckig stehen sie bei 3 bis 8 m Mauerdicke und bis 20 m Durchmesser bis zur Hälfte oder dreiviertel aus der Mauer, diese gar nicht oder nur mit einem Geschoß überragend. Gewöhnlich sind zwei Schießkammern eingerichtet, gewölbt, mit einer Öffnung für den Abzug des Pulverdampfes im Scheitel, durch Treppen in der Mauerdicke verbunden, die untere Kammer für das schwere Geschütz mit drei Kanonenscharten, die obere für Hakenbüchsen. Doch kommen ausnahmsweise wie bei Prozelten auch Türme mit vier Geschossen vor, die untersten zur Bestreichung der Grabensohle bestimmt (Abb. 96).

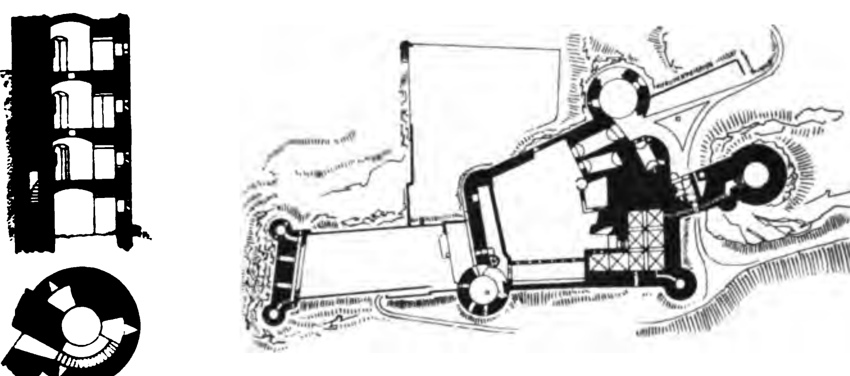


Abb. 97. Hartenburg i. d. Hardt.

Abb. 96. Batterieturm Prozelten.

Seltener als man glaubte sind die als »Warten«, »Auskieke«, bezeichneten Einzeltürme in der Umgebung von Burgen, die zur Beobachtung eines von der Burg aus verdeckten Vorgeländes dienen sollten: der »stumpfe Turm« bei der Wasserburg Baldenau (Hunsrück), der »öde Turm« gegenüber Helfenstein bei Geislingen und ein Turm über Ortenburg in Kärnten. Nicht häufiger sind die einzeln vor die Front jenseits des Halsgrabens gesetzten Einzeltürme, die jeden ernsthaften Angriff auf die Burg vereiteln, im Fall ihrer Wegnahme aber eine schwere Gefahr werden mußten: So bei Landskron im Elsaß direkt vor dem Berchfrit, bei Schrankenhals im Wasgau vor einer natürlichen Schlucht des Höhenrückens, bei Falkenstein O.-Ö., über einer Quelle (1482), bei Hohenberneck eine Schale auf einem Felsklotz im Halsgraben u. a. Am mächtigsten ist das System bei der Hartenburg in der Hardt (Abb. 97) durchgeführt, wo das Kernwerk (Anf. 13. Jh.) Mitte 16. Jh. zunächst durch die drei starken Rondelle an den Ecken befestigt, nach N. durch einen vorgeschobenen Zwinger (Ausfallgarten) mit Schildmauer, nach S. mit breiter Überbrückung des Halsgrabens durch einen Batterieturm erweitert wurde.

9. Schildmauer und hoher Mantel. Die Schildmauer ist ein eigenartiger Deckungsbau, eine Art auseinandergezogener Berchfrit, bestimmt, die hinterliegenden Wohnbauten gegen ein breiteres, meist überhöhtes Angriffsfeld zu schirmen. Ihre eigentliche Heimat scheint das Stromgebiet des Neckar, von wo Ausläufer nach Norden und Westen, rheinab, und versprengte Beispiele nach Österreich gehen.

Der gewöhnliche Typ ist eine 2,50 bis 4 m dicke, 15 bis 25 m hohe, von unten ganz massive Mauer mit einer Tür hoch oben an der Innenseite, von wo eine Mauerstiege auf einen rings von einer Zinnenmauer umschlossenen (und wohl ausnahmslos überdachten) Wehrgang führt. Die Herleitung der Schildmauer vom Berchfrit offenbart sich wohl darin, daß sie in einzelnen Fällen ihn sachlich und örtlich geradezu ersetzt (Wasenburg bei Niederbronn, Berneck an der Nagold, Schadeck am Neckar; Abb. 98), und deshalb auch vorgekragte Ecktürmchen als Warten an beiden Seiten des Wehrgangs annimmt, ja selbst von flankierenden Volltürmen eingefaßt wird (Ehrenfels am Niederwald 1215, Hohenstein bei Langenschwalbach 1190, das älteste bezeugte Beispiel, und Frauenberg an der Nahe). Aber wie beim Burgenbau keine Hypothese sich bewährt, so gibt es auch Beispiele, wo der Berchfrit die Schildmauer verstärkend überragt, entweder frei hinter ihr stehend (Hohlenfels) oder an sie herangerückt ist (Liebenzell an der Nagold 1284) oder mitten in dieselbe hineingestellt ist (Freienfels an der Lahn). Und als dritte Variante kann man die Doppelberchfrite ansehen, die durch eine nicht schildförmige Mauer verbunden sind (Reichenberg bei St. Goarshausen mit mittlerem Torhaus, ganz ähnlich wie bei der Kaiserpfalz Hagenau, Kasselburg in der Eifel und Ehrenburg an der Mosel). Wie bei Schadeck, so ist auch anderwärts die Mauer dem Terrain entsprechend gebrochen (Freienfels, Rheinstein). Ein zweiter Wehrgang findet sich bei Ehrenfels am Rhein und bei Thomasberg in N.-Ö. Den Übergang zu den Bollwerken bilden die niederen, aber um so dickeren Anlagen wie bei Neuscharfeneck in der Pfalz 1450, ein ausgebauter Sandsteinfels von 56×12 m mit Schießkammern, Gängen und Treppen, und auf der Hohkönigsburg 1480, wo eine kurze dicke Mauer von mächtigen Rondeln flankiert wird. Die einzige Wasserburg mit Schildmauer ist Langenau an der Lahn. Die Funktion von Schildmauern übernehmen gelegentlich auch breitgezogene Vorburgen zwischen doppelten Gräben, so bei Wildenstein an der Donau und bei Schloß Burgk an der Saale.



Abb. 98. Schildmauer, Schadeck a. Neckar.

Der »hohe Mantel« ist lediglich eine schwächere Spielart oder Vorstufe der Schildmauer, eine starke und hohe Ringmauer wie bei Ortenburg mit drei Schartenreihen und Zinnenkranz oder bei Hirschhorn am Neckar, oder auch nur ein besonders verstrebter Abschnitt derselben wie bei Freudenberg am Main neben dem Berchfrit oder bei Hohlenfels in Nassau. Eine solche Zwischenform bietet auch Kinzheim bei Schlettstadt (Abb. 99), wo Schild- und Ringmauer (der inneren Burg) mit dem Berchfrit und den Wohnbauten zu einem wahrhaft künstlerischen Organismus von überlegener Festigkeit zusammengeschmolzen sind.

10. Der Palas ist im heutigen Sprachgebrauch das Wohnhaus der Burg, genauer das Familienwohnhaus des Burgherrn, von anderen Wohnbauten (für Burggrafen, Vögte, Dienstmannen, Gesinde) meist ganz deutlich unterschieden, ein baulicher Typus, der seinen Ausgang in den karolingischen Pfalzen hat, am glänzendsten

bei den Hofburgen der Hohenstaufenzeit entwickelt ist und sich, einige spätgotische Beispiele abgerechnet, in steigender Verarmung und Verrohung verläuft. Wir haben oben (S. 51) die Entwickelung des Palas bei den Pfalzen dargestellt.

Verwandte Bauten aus der Hohenstaufenzeit sind häufig. Seligenstadt, Wildenburg, Girbaden, Leofels, Schüpf, Osterberg an der Rhön, Reichenberg (mit dreigeschossigem, halbrund geschlossenen Bau), Tirol, Salzburg, Gutenfels, das zerstörte Vianden, Rudelsburg, Schönberg, Ulrichsburg u. a. haben stattliche Palase mit romanischen Fensterarkaturen. Aber der Verfall der ritterlichen Kultur um die Mitte des 13. Jh. offenbart sich deutlich darin, daß diese verheißungsvollen Anfänge zu einer kunstmäßigen Ausgestaltung des Wohnhauses sich fast völlig verlieren. Die Hochblüte der Gotik hat kein einziges Beispiel eines vornehmeren Saalbaus mehr hinterlassen. Aus späterer Zeit sind nur die Säle der Rothenburg am Kyffhäuser und der Marburg zu nennen und die Durchbildung des gewölbten Saales kann nur in den Refektorien der Klöster und den Remtern der Deutschritter weiter verfolgt werden. Der Palas selbst sinkt zu einem rohen und allen Zufälligkeiten preisgegebenen Bedürfnisbau herab, an dem die Gliederung der Fassade nach Geschossen und Fensterachsen vollkommen verschwindet. Auch die innere Einteilung läßt Fortschritte nicht erkennen. Die Geschosse sind ganz nach Gelegenheit und Belieben durch enge Treppen und die Zimmer durch winklige Gänge und Stiegen miteinander verbunden. Die Willkür wurde dadurch befördert, daß die inneren Schiedwände meist nur in Fachwerk aufgeführt waren und nach jeder Zerstörung oder von jedem neuen Besitzer leicht verlegt werden konnten. Ungemein charakteristisch ist in dieser Hinsicht eine Anekdote der Zimmerischen Chronik: »*Sigmundt von Lupfen ließ ain staine haus ohne fenster und thüren ufmauern und als der dachstuel ufgericht, do ließ er allererst die thüren und fenster dareinbrechen, wo es ihm eben war; war gleichwol ain mainung, dann do konnte er am bästen sehen, wo die fenster am notturftigsten*«. Bei solchem Baubetrieb hatte der Architekt allerdings nicht mehr mitzureden.



Abb. 99. Kinzheim bei Schlettstadt.

Bei Ganerbenburgen, wie bei der Salzburg und Schloß Eltz, aber auch sonst bei größeren Anlagen finden wir oft mehrere palasartige Wohnhäuser. Die Lage innerhalb des

Berings ist überwiegend durch die Rücksicht auf größte Sicherheit bestimmt und ein Platz hinter dem Berchfrit oder der Schildmauer, auf einer natürlichen Felsstufe oder rückwärts auf einem sturmsicheren Gelände gewählt. In einzelnen Beispielen (Homburg in Baden, Salzderhelden in Hannover) ist er jedoch »mit besonders dicker Außenmauer und hochliegenden Fenstern dem Angriff entgegengestellt« und funktioniert selbst als Schildmauer. Überhaupt ist es sehr beliebt, ihn mit einer oder zwei oder selbst drei Seiten (Hohenklingen) auf die Ringmauer zu stellen, und das Gelände ergab manchmal die verschobensten Grundrisse.

Der wehrhafte Palas zeichnet sich dadurch aus, daß er den Eingang wie der Berchfrit in gewisser Höhe, einen Zinnenkranz und gelegentlich Pechnasen hat. Ein frühes Beispiel (12. Jh.) bietet die »Kemenate« in Orlamünde, ein hoher, rechteckiger Steinkasten quer hinter dem Halsgraben. Andere Beispiele sind »Homburg im Hegau, Birkenfels im Wasgau, Katzenzungen in Tirol, Altbodmann am Bodensee«. Vom Wohnturm unterscheidet er sich durch größere Geräumigkeit. Doch lassen sich die Grenzen hier wie anderwärts nicht streng ziehen. So auch nicht gegen andere Wohnbauten wie Kemnate, Kemte, von caminata, allgemein ein heizbares Gemach, Mushaus, von muos = Mahl, eine deutsche Umschreibung des Palas, Dürnitz (Dorntze), ebenfalls nur ein allgemeiner und vieldeutiger Ausdruck für Stube. Wenn bei der Wartburg Kemnate als Frauenhaus und Dürnitz als Ritterkaserne getrennt vom Palas auftreten so gehört dies zu den Ausnahmen. Mit Dürnitz wird viel häufiger die Stube oder das Geschoß, das Haus bezeichnet, das der Herr bewohnt, mit Kemnate ebenso der Palas oder Wohnturm, und aus Beschreibungen geht hervor, daß man im hohen Ma. getrennte Frauenhäuser nicht mehr kannte, selbst Frauengemächer außerhalb der Wohnzimmer nur für ledige oder verwitwete Frauen und daß die Mannschaftsstuben gelegentlich auch im Untergeschoß des Palas liegen. Kinderstuben, Kammern der Junker, jungen Herren, des Schulmeisters, des Kaplans, Schreibers, Vogtes, Rüstkammern, Gerichtsstuben usw. werden oft genannt, aber baulich sind sie weder einzeln noch im Zusammenhang ausgeprägt.



Abb. 100. Steinerburg (Schweiz). Palas.

In Deutsch-Österreich ist ein gewisser Typus der Palase ausgeprägt, die durch Reihen von Schießscharten und kleinen Fenstern nach Art der Zinnenlücken, Maschikulis in Holzkonstruktion und Ecktürmchen wehrhaft gemacht sind. Umgekehrt sind in der Ostschweiz und Süddeutschland die Turmhäuser häufig, bei denen die Untergeschosse in den mächtigen Mauern nur wenig enge Schlitze aufweisen, während die Wohnung in ein vorgekragtes oberes Fachwerkgeschoß (»werlicher Stock«) verlegt ist (Abb. 100).

11. Die Burgkapelle[1]) ist neben Berchfrit und Palas derjenige Teil der Burg, der die reichste und vielseitigste Ausbildung erfuhr und selbst bei bescheidenen Werken einen Hauch von Kunstformen kaum entbehrt. Schon räumlich angesehen begegnen alle Stufen von richtigen Gemeindekirchen mit Turm, Schiff und Chor wie in Hochosterwitz bis zu Mauernischen, Bretterverschlägen und vorgekragten Kapellenerkern; formal begegnen alle Gattungen von Rund- oder Zentralform, freistehende Minimalkirchen mit Schiff und Chor, Doppelkapellen und eingebaute Kirchen-

---

1) OTTE, Handb. d. kirchl. Kunstarch. I. 25—28. — PIPER, Burgenkunde 556—562. — BERGNER, Handb. der kirchl. Kunstaltertümer 71 u. 136. — A. SCHULTZ, D. höfische Leben, I, 90. — v. QUAST, Über Doppelkapellen, Berl. 1852. — REICHENSPERGER, Die Doppelkapelle auf Schloß Vianden. Verm. Schriften 100. — E. SCHMIDT, Die Burgkap. i. Rheda. Dpfl. II. 81. — Eine neue Untersuchung wäre erwünscht.

zimmer, merkwürdigerweise nur gerade die befestigte Kirche nicht, die sich fast überall in den Dörfern ausgebildet hatte. Auch die Lage ist durchaus zufällig. Wo ein energischer Plan und Wille herrschte, ist sie nahe an oder in den Palas gerückt und zu bequemerem Verkehr in das erste Obergeschoß verlegt; wir finden sie aber auch isoliert (Abb. 68) oder verbunden mit anderen Nebenbauten an der Ringmauer, oft mit dem Chor über diese hinausgerückt, auch frei in der Mitte des Beringes wie in Eger, gern auch über dem Torhause (Gelnhausen, Minzenburg, Boineburg), selbst im Berchfrit (Marksburg, Trifels, Abb. 95).

Die gewöhnlichen Kapellen bieten an den Leistungen der kirchlichen Architektur gemessen wenig Eigenartiges, so etwa die Auskragung des Chorerkers, in romanischer Zeit in einem Halbrund mit Steindach (Lobdeburg, Trifels), in gotischer mit drei oder fünf Seiten des Achtecks. Wohltuend fallen oft inmitten formloser Ruinen die hochstehenden Reste eines gotischen Chörleins mit schlanken Maßwerkfenstern und Gewölben auf, eine sprechende Erinnerung an den Wert der Konstruktion gegenüber dem Massenbau. Durch ihre Wandgemälde sind Klingenberg in Böhmen und Hocheppan in Tirol berühmt geworden, und die höchste Pracht ist an zwei Kapellen des Karlsteins durch Inkrustation mit geschliffenen Halbedelsteinen entfaltet. Die späteren Schloßkapellen in Torgau, Stuttgart, Augustusburg, Stettin, Baden-Baden, Heiligenberg, Königsberg, Schmalkalden, Liebenstein usw. haben ihre Bedeutung für die Entstehung der evangelischen Predigtkirche und für das Eindringen der Renaissance in den Kirchenbau.

Sehr viel interessanter ist die Gruppe der Doppelkapellen, weil sie recht eigentlich aus aristokratischen Lebensnormen geboren und als Glieder des Burgenbaues großgezogen sind. Wie wir sahen lagen die herrschaftlichen Wohnräume ausnahmslos im Obergeschoß des Palas, und so lag es nahe, die Kapelle durch einen Unterbau auf gleiche Höhe zu bringen. Dies ist in Gelnhausen sehr natürlich dadurch geschehen, daß sie über dem anstoßenden breiten Torhause eingerichtet wurde, anderwärts wie bei der Wartburg trennte man noch bequemer (doch erst nach 1317) einen Raum vom Saal ab. In allen anderen Fällen aber ergab sich ein Unterbau, der ohne Bedenken als Wirtschafts- oder Wohnraum zu benutzen war, wie wir es bei der Ägidienkurie in Naumburg finden, in vielen Fällen aber auch als Anhängsel der Oberkapelle kirchlich ausgestaltet wurde und zu ebener Erde zugänglich, sich äußerst praktisch erwies, um dem Burggesinde ohne Umstände das Anhören der Messe zu gestatten. Nebenzwecken haben die Unterkapellen nachweislich mehrfach gedient, als Taufhalle z. B. in Freyburg, als Grablege in Mainz. Derselbe Gedanke war schon in den karolingischen, zentralen Doppelkirchen, der Aachener Pfalzkapelle und ihrer Familie, kräftig ausgesprochen. Als baulicher Typus tritt die Doppelkapelle, aber zuerst 1135 als »curia curtis« und Grablege des B. Godehard am Dom in Mainz auf, ein Quadrat mit Apsis, durch vier Stützen in neun Felder geteilt, von welchen das mittlere als Verbindungsschacht beider Geschosse offen gelassen und mit Schranken umfriedet ist. Diesen Typ befolgen die meisten der romanischen Doppelkapellen auf Burgen, nur mit der Variante, daß die Halbrundapsis entweder wegfällt wie bei der Kapelle im Heidenturm zu Nürnberg (Abb. 101 und 102) oder in einen Rechteckchor umgestaltet

wird, wie bei Eger, Landsberg, Lohra, Freyburg u. a. Auch das System der Stützen erleidet manche Fortbildung. In Landsberg ist z. B. durch Einfügung von Säulen zwischen die Pfeiler ein malerischer Stützenwechsel hervorgebracht, in Freyburg dagegen die Umstellung der Öffnung dadurch umgangen, daß die vier Stützen des Oberbaues in einem Säulenbündel vereinigt sind, der auf dem Gurtbogen der



Abb. 101. Burgkapelle in Nürnberg, unterer Teil (Margaretenkapelle).
Vor der 1892 erfolgten Erneuerung des Durchbruchs. Phot. von F. Schmidt.

Unterkapelle ruht. Als letzte Konsequenz könnte man die Kapellen mit einem Mittelpfeiler wie die der Wartburg ansehen.

Mit einem naiven Feingefühl für konstruktive Wirkung haben die Architekten jener Zeit den Stützen der Unterkapelle dicke, schwere, lastende Verhältnisse gegeben und dementsprechend auch das Ornament der Kapitäle auf einen gröberen, massiveren Ton gestimmt, während in der Oberkapelle schlanke Säulchen und filigranfeine Ornamente begegnen. Drastische Beispiele bieten Eger (um 1160), Nürnberg (um 1180) und besonders Freyburg (1227), wo vornehmlich die Hängezapfen der Schlußsteine und die an maurische Vorbilder erinnernde Auszackung der Gurtbögen den Eindruck höchster Zierlichkeit vollenden. Diese Erscheinung hat unkundige Forscher regelmäßig zu dem Irrtum veranlaßt, die Unterkapelle für älter und urtümlicher zu halten oder sonst die unbegreiflichsten Er-

klärungen unterzuschieben[1]). Aber bei genauer Prüfung erweisen sich die Elemente und Motive der Glieder immer als gleichartig, wie auch in allen Fällen die äußere Haut des Bauwerks einheitlich ist. Altäre lassen sich nur in der oberen Kapelle nachweisen bei Eger, Freyburg, Landsberg, in der unteren auch in Nürnberg, wo außerdem die kaiserliche Bühne an der Westseite der oberen erhalten ist; Verbindungstreppen in der Mauerdicke in Eger und Mainz.



Abb. 102. Burgkapelle in Nürnberg, oberer Teil (Kaiserkapelle).
Nach einer Photographie von F. Schmidt.

Doppelkapellen ähnlicher Art werden noch genannt zu Steinfurt (Münster), Abbach in Bayern, Rineck (Franken), Homburg und Mainberg am Main, Greifenstein an der Lahn, Gösting in Steiermark, Liebenfels und Grünburg in Kärnten, mit zwei Öffnungen im Saalhof zu Frankfurt a. M., ausdrücklich ohne Öffnung zu Warburg, Wilhelmsburg N.-Ö. und Stein in Krain (mit drei Geschossen).

---

1) So noch PIPER, der Österreichische Burgen, II. 53, für wahrscheinlich hält, daß Rudolf v. Habsburg die Kapelle in Eger »und zwar durch zwei aufeinander folgende Baumeister errichten ließ«, wo doch nur die Gewölbe der Oberkirche, etwa nach dem Brand von 1270, erneuert sind.

Den Typus entwickelter Zentralkirchen befolgen die Ulrichskapelle bei der Pfalz in Goslar, unten ein gleichschenkeliges Kreuz, oben ein Achteck mit Umgang, und die Schloßkapelle zu Vianden, ein Zehneck mit angehängtem Fünfachtelchor, die sechseckige Öffnung schlotförmig von Säulenbündeln umstanden und mit einer kleinen Kuppel gedeckt, ein Kleinod des strotzenden Übergangsstils. Ein Ableger hiervon ist die sechseckige Kapelle der oberen Burg in Cobern, ebenfalls mit innerer Kuppel auf Säulchen, nur daß hier die Unterkapelle fehlt.

Indes ergab sich aus der normalen Doppelkapelle eine viel lebenskräftigere Fortbildung dadurch, daß die inneren Stützen aufgegeben, der Zwischenboden bis auf Seitenemporen reduziert und der Altar an die freie Chorwand der Unterkapelle gesetzt wurde, so schon bei der Kapelle der Trausnitz im Übergangsstil, mit Emporen an drei Seiten und prächtig ausgestatteter Altarwand, bei Burg Krautheim in feinster Frühgotik nur mit Westempore und bei Schloß Tirol mit Holzempore. Die Empore ruht auf Säulen, in kleineren Verhältnissen auch bloß auf Kragsteinen und schließt direkt an die Herrschaftswohnung. Eine Mauerstiege (Krautheim) oder eine Spindeltreppe gestattet den bequemen Zugang zum Altar. Und so bietet diese Form alle Vorteile der Doppelkapelle ohne ihre Nachteile, so daß sie fast ohne Wandel in den reizenden und intimen Kapellen der Renaissance und des Barock wiederkehrt, später als vergitterte und verglaste, mit Öfen und Polsterstühlen ausgestattete Hofloge der äußersten Bequemlichkeit angepaßt.

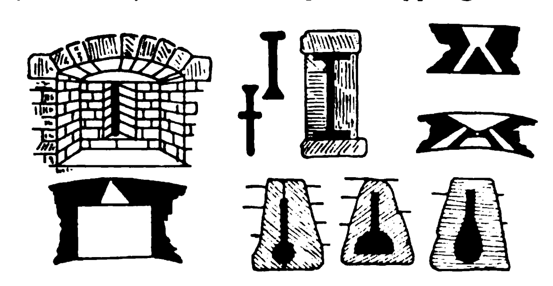


Abb. 103. Ältere Schartenformen.

VI. Bauliche Einzelheiten.

Es ist nicht zu vermeiden, daß neben rein burglichen Baugliedern wie Scharten und Gußlöchern auch solche besprochen werden müssen, die dem Wohnbau allgemein eignen, wie Türen, Fenster und andere Öffnungen, und es liegt in der Sache begründet, wenn an Einzelheiten der Ausstattung die demselben Zweck dienenden größeren Bauteile angeschlossen werden. Kamine führen uns zu Küchen, Brunnen zu Wasserleitungen, Aborte zu Dantzkern, Schlupftüren zu geheimen Gängen usw. Und wenn die Einzelheiten sich vielfach von gleichartigen Gliedern des Bürgerhauses nicht unterscheiden, so tauchen an ihnen doch auch wieder Merkmale auf, die nur im Zusammenhang mit Leben und Bedürfnissen der Burgenbauer begreiflich sind.

1. Die Schießscharte, formal und sachlich vom Fenster nicht immer leicht zu unterscheiden — denn es wurde natürlich auch aus Fenstern geschossen — ist in ihrer einfachsten Gestalt ein nach innen, nach außen oder nach beiden Seiten abgeschrägter Mauerschlitz von geringer Breite und bis zu 1 m Höhe. Es kommt dabei die Rücksicht auf die Beobachtung und das Beschießen des Feindes, die bequeme Handhabung der Waffe und die eigene Sicherheit des Schützen in Betracht. Öffnungen, welche diese Bedingungen nicht erfüllen, wird man als Lichtspalten anzusehen haben. Wesentliche und leicht erkennbare Neuerungen machen

sich erst mit dem allgemeineren Gebrauch der Feuergewehre geltend (Schlüssel- und Maulscharten), seit Mitte 15. Jh. genauer zu verfolgen. Dagegen ist ein Unterschied zwischen Bogen- und Armbrustscharten nicht zu konstatieren. Beide Waffen waren freihändig zu benutzen, auf gleiche Spannkraft (Bogen) und gleiches Geschoß (Pfeil) eingerichtet. Piper bezweifelt, daß überhaupt noch Bogenscharten nachzuweisen seien. Ich trage kein Bedenken, die Scharten in den Wimpergen des Schönburger •Wehrgangs nach der Bauzeit (1140) dahin zu rechnen und vermute im Wehrgang der Kirche zu Rohr noch weit ältere. Aber es muß zugegeben werden, daß die Form für Jahrhunderte scheinbar still steht. Selbst die Schartenmündung zeigt nur ganz geringe Varianten, kleine dreieckige Ausböschungen oder Querspalten oben, in der Mitte oder unten zur Erweiterung des Gesichts- und Schußfeldes. Wichtiger sind die inneren Maßnahmen. Um dem Schützen die Annäherung an die Schartenenge zu ermöglichen, war bei dicken Mauern eine Ausnischung nötig, entweder bis zur vollen Mannesgröße (1,80 m), ein Schießstand, den man so für die Handhabung des senkrecht gestellten Bogens stets an-

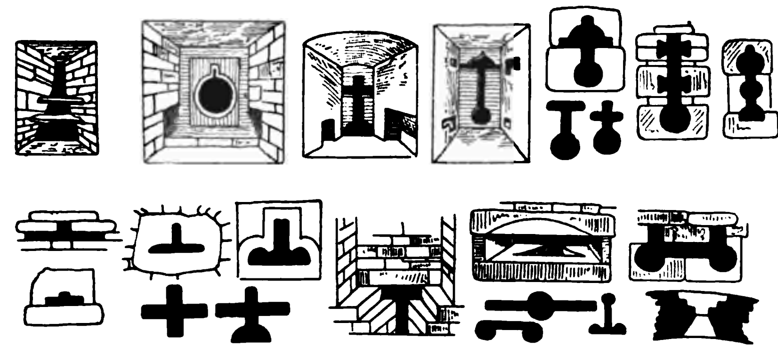


Abb. 104. Schlüssel- und Maulscharten.

nehmen muß, oder doch einer Schartennische in Brusthöhe, die den Raum zum Hineinlegen der Armbrust bot. Auch Hosenscharten sind in der Zeit der Armbrust vielfach gebraucht, wir kommen darauf unten zurück.

Die Scharte für die Handfeuerwaffe (Büchsenscharte) macht sich dadurch kenntlich, daß in der Mitte, oben oder unten oder an allen drei Punkten der Spalte ein Rundloch zum Durchstecken des Rohres und innen ein oder mehrere Prellhölzer zum Auflegen der Büchse, quer in die Leibungen gesteckt, auftreten. Das Sehloch darüber ist oft kreuzförmig gestaltet und die so entstehende Mündung hat zu der Bezeichnung »Schlüsselscharte« Veranlassung gegeben. Das Prellholz, auch durch Steinplatten ersetzt, diente zugleich dazu, den Rückschlag des Gewehres an dem Haken des Laufs (Hakenbüchse) aufzufangen. Weit praktischer als die senkrechten erwiesen sich nun die wagrechten Erweiterungen der Scharte, weil sie viel leichter die Drehung des Rohres nach allen Punkten des Schußfeldes hin gestatteten, und so entstanden die mannigfaltigen Formen der »Maulscharte« mit liegender Spalte und mehreren Rundlöchern, wobei denn auch wieder untere Einschnitte zur Bestreichung des näheren Vorgeländes nicht fehlen. Auch kommen Scharten mit mehreren getrennten und verschiedenen Mündungen vor. Die Schieß-

stände in den dicken Mauern bleiben in Geltung, doch kommen neue Schutzmittel zur Deckung des Schützen hinzu. Hierzu gehört die Abtreppung der äußeren Schartenleibung, welche selbst eine gutgezielte Kugel durch senkrechten Aufschlag und Abprall unschädlich machte, ferner vorgewölbte Schilde oder drehbare Holzkugeln und -walzen in der Schartenenge mit einem Loch zum Durchstecken des Laufes, Riegel, Balken und Läden zur zeitweisen Verrammelung der Scharte, endlich steinerne Einsätze in der inneren oder äußeren Leibung, die man als Hosenscharten bezeichnet. Sie erfüllten den dreifachen Zweck, die Festigkeit der Mauer zu bewahren, den Schützen gegen direkte Schüsse zu sichern und dabei das Schußfeld für den einzelnen Schützen nach mehreren Seiten oder für mehrere Schützen zugleich zu erhalten. Hierzu gehört es auch, wenn in Schießständen außer der Hauptscharte noch Nebenscharten oder doch Ausblicke zur Orientierung über die eigene und feindliche Gefechtslage angebracht sind. Scharten und Schießkammern sind natürlich mit besonderer Vorliebe an Vorsprüngen und Brüchen der Mauer zur Seitenbestreichung angelegt. Es muß noch bemerkt werden, daß oft an demselben Wehrbau die verschiedensten Schartenformen nebeneinander und darunter bis in die späteste Zeit auch die einfachsten Längs- oder Breitschlitze vorkommen.

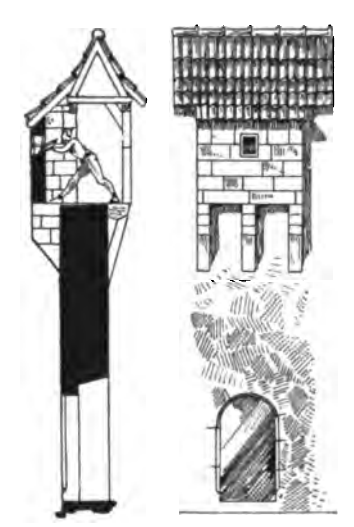


Abb. 105. Gußerker von Burg Lichtenstein.

Die Kanonenscharten sind meist größere, runde, quadratische, rechteckige, flachbogige Öffnungen, der Höhe der Lafette entsprechend in geringerem Abstand vom Boden der Schießkammer angebracht.

2. Gußlöcher. In den Zeiten primitiver Angriffsmittel war es wesentlich, auch den Sockel einer Mauer bewerfen zu können, damit der Angreifer nicht ungestört in dem toten Winkel, den die aus Scharten und Zinnen fliegenden Geschosse bilden, ungestört arbeiten könne. Diesem Zwecke dienen die Gußlöcher, welche man als Pechnasen (Erker, moucharabis) und Maschikulis (machiculum) unterscheidet. Pechnasen sind kleine, auf Kragsteinen vor eine Öffnung aufgebaute Häuschen, deren Boden mit ein bis drei Gußlöchern durchbrochen ist. Sie finden sich in der älteren Zeit (seit Mitte 12. Jh.) sowohl an Wehrgängen von Berchfriten (Saaleck, Schönburg) als besonders über Toren, um die Angreifer mit siedendem Pech oder Öl verscheuchen, angelegte Feuerbrände ausgießen und zugleich mit Einlaßsuchenden geschützt verhandeln zu können, manchmal freilich so hoch, daß wenigstens letzteres ausgeschlossen scheint. Die Formen sind immerhin ziemlich vielgestaltig. Neben ganz kleinen Kästen begegnen Erker, deren Spitzdach in das Hauptdach hineinreicht und neben sehr einfachen solche mit Wappen und Inschriften verzierte. In der Gotik setzen Blendmaßwerke und Bogenfriese und in der Renaissance Balustersäulchen mit Zahnschnittgesimsen und Volutengiebel an. In der Stirnwand findet sich oft eine oder mehrere Scharten oder doch ein Sehloch. Die Abdeckung scheint öfter gefehlt zu haben, sonst besteht

sie in einem Pultdach aus Steinplatten. Hieraus entwickeln sich die verkürzten Formen mit fehlender Stirnwand und die ganz primitiven Nasen, die oft nur auf Holzbalken in Backsteinen vorgewölbt sind. Wie oben bemerkt, setzen sich die Pechnasen auch gern bei Wehrgängen der Berchfrite, Mauertürme und Wohntürme an (Taufers und Katzenzungen in Tirol) und gehen hier ohne sichere Grenzlinie in die Maschikulis über. Deren Charakter liegt darin, daß eine obere Mauer soweit über eine untere vorgekragt wird, daß eine fortlaufende, nur durch die Kragsteine unterbrochene Reihe von Gußlöchern entsteht. Eine Vorstufe haben wir schon an befestigten Kirchtürmen romanischer Zeit, deren Zinnenmauer nach zwei oder vier Seiten in der Mitte breit durchbrochen ist. Hier war die Vorkragung in Holz aufgeführt, (vergleiche die Salzburg Abb. 79), in Stein ist sie so am Berchfrit von Miltenberg erhalten. Es ist nur ein kleiner Schritt, die Vorkragung ringsherum zu führen, wie es am folgerichtigsten am Wohnturm von Hohlenfels (Luxemburg) durchgeführt ist. Hier finden wir auch seltenerweise in den verstärkten Ecken Kamine zum Kochen von Wasser, Öl usw. Ringsum vorgekragte Zinnenkränze mit Gußlöchern sind am Berchfrit von Auerberg (Bergstraße), Martinsburg bei Oberlahnstein, an der Ringmauer von Liechtenstein N.-Ö. u. a. erhalten, ein Wehrgang dieser Art in halber Höhe am Torhaus und Wohngebäude von Dornsberg (Tirol). Besonders günstig erwies sich der Übergang eines runden in ein eckiges Geschoß (oder umgekehrt) zur Gewinnung von Gußlöchern, ein bekanntes Beispiel bietet der Kirchturm von Heckenranspach. Auch Ecktürmchen, Pfefferbüchsen an Türmen und Wehrgängen zeigen vielfach den offenen Boden zu Gießzwecken (vergl. Kinzheim, Abb. 99). Der letzte Schritt war dann die Vorkragung des ganzen Obergeschosses, wie wir es an Burg Elfeld (Rheingau), an dem mächtigen Bopparder Turm, am Wohnturm von Schloß Anserweiler und mit Holzkonstruktion am Mauthaus in Konstanz, am Kirchturm in Meaux (Lothr.) und so vielfach an den Siebenbürgischen Burgkirchen finden. Umgekehrt muß es höchlichst überraschen, daß bei den preußischen Ordensburgen die stattlichen Wehrgänge weder in den auf Streben und Flachbögen weit vortretenden Wehrgängen noch auch zwischen den Konsolen der Eckzinnen eine Spur von Gußlöchern zeigen.

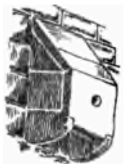




Abb. 106. Gußerker.

3. Fenster. Die reichen Fensterarkaturen der Hofburgen haben wir schon oben erwähnt. Sie müssen als reizende Architekturen gelten, auch wenn wir sie nicht als selbständige Erfindung der Hofbaumeister ansehen können. Denn die Muster waren in den Kreuzgängen der Klöster und vor allem in den Arkaturen des Kapitelsaales bis ins einzelne vorgebildet. Dem entspricht es auch, daß sie als Fenster im nordischen Klima recht zweckwidrig sind. Im ganzen langen Winter wird man sie mit Läden von innen geschlossen haben, wenigstens mit Teppichen in den hofseitigen Korridoren (Gelnhausen, Wartburg). Neu ist nur die außerordentliche Verbreiterung der Arkaturen über die klösterliche Dreizahl hinaus auf vier, fünf, ja auf acht Öffnungen (Minzenberg) und die Versuche, den Ausblick durch Ausnischung des Gewändes zu erleichtern, der teilweis schon in Gelnhausen,

bewußter in Minzenberg (schon mit Sitzbänken) vorliegt. Dies führte dann zu den eigenartigen breiten Fensternischen wie im Palas von Wasenburg, wo ein Flachbogen durch eine Steinplatte mit neun kleebogigen Lichtern (auf Steinpfosten) gefüllt ist. Das gewöhnliche war und blieb indes das rundbogige Doppelfenster. Hier ließe sich sehr leicht eine Entwickelungsreihe aufstellen, welche von der einfachen Bedürfnisform zu den prunkenden Arkaturen führt. In Eger haben wir beide Lichter noch unabhängig nebeneinander, in Wildenberg sind sie schon organisch zusammengerückt, durch einen Pfeiler mit Ecksäulchen getrennt, auf der Salzburg ist der Pfeiler zu einem Pfosten verdünnt. Indes treten ja die entwickelten Paarungsfenster überall schon früher und gleichzeitig fertig hervor (auch in Stadthäusern, bei Kirchtürmen) und behaupten jedenfalls das Feld bis ins 14. Jh., bei dickeren Mauern allgemein in Nischen mit Sitzbänken, die Säulchen so zierlich wie möglich und die Kapitäle in den saftigen, schwellenden Übergangsformen gehalten, so daß ein Blick aus diesen engen, traulichen, auf ein mitfühlendes Gegenüber berechneten Fensterstübchen hinaus in die belebte Weite von Tal und Hügel noch heut die Stimmung unwillkürlich erhebt. Wie verheißungsvoll die Frühgotik sich dieser Formen bemächtigte, sehen wir an den reizenden Fenstern von Leofels, wo die Tendenz zu den Maßwerken noch so zurückhaltend in schwachen Oberlichtern hervortritt. Den technischen Fortschritt zeigt uns dagegen der Palas der Ulrichsburg (Abb. 108). Hier haben wir eigentlich ganz moderne Steinrahmen für Glasfenster, unten noch ganz romanisch und symmetrisch, die Nischenkanten mit Kugeln besetzt, oben gotische, dreiteilige Fensternischen. Aber die reifere Gotik mit ihrer glänzenden Fensterarchitektur fand im Burgenbau keine Stätte mehr. Das einzige Beispiel reingotischer Arkadenfenster mit paßförmigen Oberlichtern dürfte an der »Münze« der Salzburg nachzuweisen sein. Im übrigen sind die Fensterfassungen der Hoch- und Spätgotik nur ein ganz dürftiger Nachklang der kirchlich ausgeprägten Formen, zwei- und dreiteilige Spitzbogenfenster, kleeblattbogige (meist auch gepaarte) Lichter, Vorhang- und Gardinenbögen und in der Mehrzahl rechteckige Öffnungen mit Steinkreuzen. Man muß mit Bedauern sagen, daß sich der Sinn für den Reiz der Fensterarchitektur bei den Burgenbauern vom 14. Jh. ab fast vollkommen verliert. Die Öffnungen sind so unregelmäßig

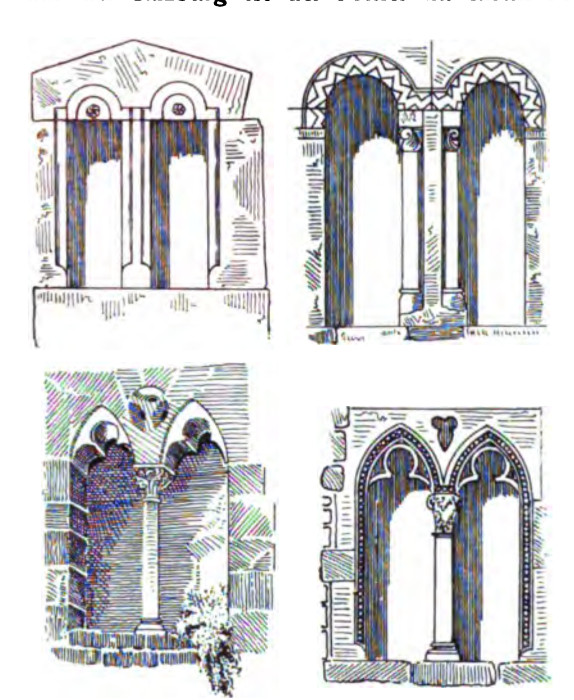


Abb. 107. Gepaarte Fenster von Salzburg, Wildenberg und Leofels.

wie nur möglich über die Fassade zerstreut und nach innen wie nach außen formlos. Angenehm heben sich auch hier die Ordensbauten in Preußen ab, symmetrische, zu zwei oder drei gepaarte Lichter mit Verglasung, nach oben in Blendmaßwerken abgeschlossen.

4. Kamine. Schon im »hohen Schwarm« (Mitte 10. Jh.) finden sich urtümliche Tragsteine eines Rauchmantels und in den Wohnbauten der späteren Burgen ist der Kamin eine gewöhnliche Erscheinung, allerdings mit Beschränkung auf den Palas und das Eingangsgeschoß des Berchfrits. Der wesentliche Teil ist der Rauchmantel, auf eingebundenen Steinbalken rund oder eckig mit allmählicher Verjüngung in die Mauerdicke verschleift. Unterstützt werden die Tragsteine oft nur durch Vorkragungen oder Kapitälkonsolen (so im Berchfrit der Schönburg um 1230), besser aber durch kurze, gedrungene Wandsäulen, von denen zahlreiche gute Muster des romanischen und Übergangsstils erhalten sind (Petersberg bei Friesach, Rathsamhausen, Gutenfels). Das vornehmste Beispiel bietet indes Gelnhausen mit den schwungvoll gezeichneten Kragsteinen und den reizenden Rücklehnen der Kaminsitze, die sonst überhaupt nicht mehr vorkommen. Die Gotik hat etwas annähernd Reifes nicht geschaffen. Wir sehen dieselbe Verarmung der Formen, die sich sonst überall geltend macht. Die Feuerstätte scheint überwiegend vor der Wand gewesen zu sein, seit dem 12. Jh. wird sie aber auch vertieft in eine Mauernischung verlegt und seit dem 15. Jh. kommen auch nebenbei sogenannte holländische Kamine auf, bei denen auch der Rauchmantel verschwindet und in die Mauer zurücktritt, nur den geraden Decksims, meist mit einer Reihe von Wappen verziert, zurücklassend. Die französische Art der geschlossenen bis an die Stirn des Mantels vortretenden Wangen scheint sehr selten zu sein. Um das Rauchrohr gemeinsam zu benutzen, sind die Kamine mehrerer Geschosse gerade übereinander gelegt, so auf der »Maus« und besonders großartig bei der Hohkönigsburg.

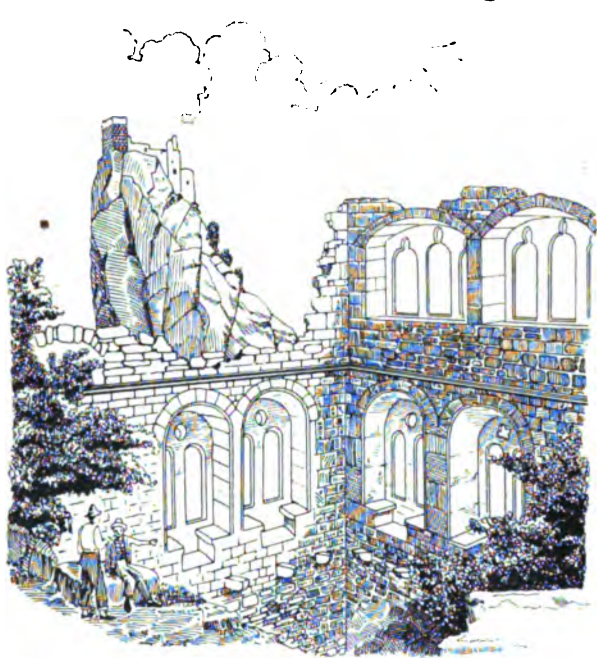


Abb. 108. Palas der Ulrichsburg bei Rappoltsweiler.

Die Küche tritt nur ganz vereinzelt als ein besonderes Gebäude auf und hat dann die Form eines fortgebildeten Kamins, im Erdgeschoß ein Viereck, in dessen Mitte der Herd, darüber ein vier- oder mehrseitiges Zeltgewölbe, das innen als Räucherkammer, außen als Dach diente und in einen hohen Schorn-



Abb. 109. Küche in Turnstein.

stein auslief. Diese Art scheint auf die österreichischen Lande beschränkt (Aggstein, Araburg, Peggau, Petersberg, Starhemberg). »Bei Neuhaus in Südböhmen ist das Gewölbe (nachträglich?) mit einem Boden durchschnitten und in den vier Ecken ein Schornstein angebracht«. Bei Bärbelstein (Pfalz) ist ein Küchenraum in den Felsen gehauen und ebenso das Rauchrohr durch den Stein ins Freie geführt. — Im übrigen fanden wir die Küche entweder im Untergeschoß des Palas oder sonst in Nebengebäuden, nur kenntlich durch einen breiteren Kamin, der auch mit aufgemauerter Herdplatte gern in eine Ecke verlegt wurde, und einen Ausguß in der Form der kirchlichen Piszinen. Für die sinkende Wohnkultur des Ritterstandes ist es so recht bezeichnend, wenn wir in den späteren Zeiten derartige Ausgüsse auch neben den Kaminen der Palase finden (Hohlenfels in Luxemburg, Habsburg), ein sicheres Merkmal, daß die sparsame Burgfrau echt kleinbürgerlich ihre Küche in die Wohnstube verlegte.

5. Die Aborte sind bei Burgen mit einer erstaunlichen Einfalt und Offenheit angelegt[1]). Eine Nische in der Mauerdicke, ein Sitz mit Stein- oder Holzbrille und ein schräg abwärts geführtes Rohr, das ohne Umstände ins Freie mündet, so finden sie sich zahlreich direkt in den Wohnräumen, selbst im Festsaal der Wartburg (jetzt ein Balkon). Ein gewisser Luxus ist es, wenn die Mündung der Röhre ummantelt oder (spät und selten) bis zum Boden nach Art eines Strebepfeilers ummauert ist. Bei dünneren Mauern (Pfalz zu Eger) und in spätgotischer Zeit überhaupt treten die Aborte in kleinen Erkern ganz wie die Gußerker vor die Mauer, so »in befremdender Menge« an Tiroler Burgen (Carneit), auch bei Schloß Eltz sind deren noch vierzehn vorhanden. In zerstörtem Zustand sind sie von Pechnasen nur durch die Lage an abgekehrten, unzugänglichen Seiten zu unterscheiden. Über die Aborte der Berchfrite s. S. 89. Einen Abortturm findet Ebhardt in der Ringmauer der Salzburg. Er trägt den Namen »Jungfernkuß« und tritt mit der vermutlichen Grube zwecks der leichteren Entleerung aus der Mauer (Abb. 110).

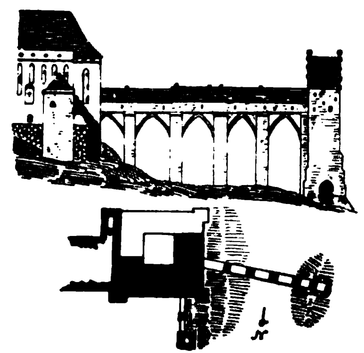


Abb. 110. Jungfernkuß auf der Salzburg.

Sonst finden sich Aborttürme nur bei den Ordensschlössern unter dem Namen Danzk, Dansker. Es sind dies ganz sinnreiche Anlagen, mit offenem Untergeschoß über fließendem Wasser gelegen und durch einen überdachten Brückengang mit dem Schloß verbunden. Erhalten sind deren drei, in Thorn, Marienburg (Grundriß, Abb. 48) und Marienwerder (Abb. 111). Der Name ist im Ordensgebiet auch für Aborte gewöhnlicher Anlage bräuchlich gewesen.

1) Ebenso die Namen: Schîzhus, Pervete, Läublein, Sprachhäusel, Arschspülkämmerlin.

6. Brunnen und Zisternen innerhalb des Burgberinges, womöglich innerhalb der Hauptburg, waren im Fall einer Belagerung eine der ersten Lebensbedingungen. Denn mochte man sich in gewöhnlichen Zeiten aus einer nahen Quelle oder mit Hilfe des Wasseresels aus dem Talgrunde versorgen, so war bei Belagerungen die Abschneidung der Wasserzufuhr die nächste Maßregel des Angreifers. So finden wir zunächst zahlreiche Zisternen, in welche mit Röhren und Gräben die Abwässer der Dächer und Höfe gesammelt wurde, weite, ausgemauerte Schächte, nach oben mit Holzdecke oder mit einer Kuppel bis auf ein Schöpfloch im Scheitel überwölbt (Hohrappoltstein, Lichtenstein in Franken, Hohenfels bei Niederbronn), der Boden sachgemäß in der Mitte vertieft. Bei der Wartburg hat die Zisterne künstlich fast den Wert eines Brunnens dadurch erlangt, daß innerhalb des weiteren ein enger, 36 Fuß hoher Schacht aufgemauert und das Abwasser durch eine Sandfüllung im Zwischenraum geklärt wurde. Ähnlich auf Thierberg und Rodeneck in Tirol. Für niedere Wirtschaftszwecke, als Viehtränken usw. genügten wie heut offene Sammelbecken, Schwemmen und kleine Teiche (Freyburg a. U.).


Abb. 111. Danzker in Marienwerder.

Bei der Unzuverlässigkeit der Zisternen und durch ausgestandene Nöte belehrt, scheute man aber schließlich vor tiefen, kostspieligen Schachtbrunnen nicht zurück und trieb senkrechte Stollen durch den Stein bis auf die Talsohle, die natürlich stellenweis auch ausgemauert und gedichtet werden mußten[1]) und zum Betrieb ein Schöpfwerk mit Winde, Seil und Eimern erforderten. Die Tiefen sind teilweis ganz erstaunlich (Stolpen i. S. 95.6 m, Neuhaus bei Mergentheim, Helfenstein bei Geißlingen 100 m, Harburg an der Warnitz 128 m, Homberg bei Fritzlar 150 m, 1605—07 mit 25000 fl. gegraben, Königstein i. S. 187 m mit 17 m Wasserstand). Sind diese Schachtbrunnen vielfach erst nachmittelalterlich, so hat man doch früher den leichteren Ausweg gewählt, eine Quelle am Fuß eines steilen Felsens zu fassen und das Schöpfwerk in einem bis zum Burgplateau hochgemauerten Turme zu bergen, so bei Fleckenstein, Hohbarr, Karlstein, Trifels, Gerolstein, Hohennagold. Einen ganz frei vorgebauten Wasserturm finden wir bei Marienwerder, den sogenannten »kleinen Dantzker«, durch einen 35 m langen überdeckten Brückengang mit dem Schloß verbunden. (Hierbei darf man fragen, warum die Quelle nicht besser unterirdisch bis an den Fuß der Mauer geleitet wurde.) Ebenso steht bei Wendelstein a. U. in halber Berghöhe ein Rundturm, worin sich eine »Wasserkunst« befand, um das Wasser aus der Unstrut auf die Burg zu heben. Daß es bei Höhenburgen nicht ganz an Quellen fehlte, lehrt z. B. Gutenfels, wo aus dem Halsgraben eine Leitung von zusammengesteckten Tonkrügen in die Burg führt, Kaiserswerth, wo im Palas ein Schacht bis zum zweiten Geschoß aufgemauert ist, Ramburg in der Pfalz, Altgernstein O.-Ö. Und es ist nicht ausgeschlossen,

1) Auf der Schauenburg wurde 1447 der Brunnen mit dem »nagbor« gebohrt, mit Letten gedichtet und mit Kacheln ausgesetzt.

daß auch gelegentlich Berchfrite über Quellen standen. Im anderen Fall hat man gewiß auch längere Röhrenleitungen angelegt. Wahrscheinlich ist dies bei Falkenstein O.-Ö., wo ein vorgeschobener Turm jenseits des Halsgrabens über einer Quelle errichtet wurde (1489), zu welcher vom Eingang eine Treppe hinabführt. Die Leitung ist leider nicht mehr nachweisbar, wie auch andere Brunnengänge (bei Merkenstein zu den »Sieben Quellen«, bei Gleiberg, Burghausen, Bernstein) nur auf Vermutung beruhen. Lange nachmittelalterliche Röhrenleitungen nennt Piper bei Neukraig auf 6 m hohen Bögen und Landskron in Kärnten, Bärbelstein in der Pfalz, Herrenzimmern am Neckar u. ö. Doch wird die Wasserfrage für manche einzelne Burg ganz im Dunkel bleiben, da nicht nur Brunnen und Zisternen spurlos zugeschüttet, sondern auch natürliche Adern inzwischen versiegt sein mögen.

7. Unterirdische Gänge spielen in der Volkssage und der älteren Literatur eine übertriebene Rolle. Es wird da über stundenweite Verbindungsgänge zwischen Burgen und Klöstern berichtet, die ganz offenbar außerhalb aller Möglichkeit und Zweckmäßigkeit liegen. Aber die Tatsache unterirdischer Ausgänge, Flucht- und Verbindungswege ist hinreichend bezeugt und begreiflich. Denn nichts konnte dem Burgherrn erwünschter sein, als im Fall einer Belagerung mit der Außenwelt in Verbindung zu bleiben, heimlich Nachrichten, Lebensmittel, Waffen, Mannschaften einzuführen und im Notfall dem Feind das leere Nest zu überlassen. Es ist hier zunächst der rätselhaften Labyrinthe, Erdställe, zu gedenken, die, besonders häufig in Österreich, ein unregelmäßiges Gewirr von Gängen und Kammern bilden und als Zufluchtsstätten für Mensch und Tier aus einer Zeit gelten, wo man ummauerte Burgen noch nicht kannte. Sie finden sich unter befestigten Kirchhöfen wie Gundersheim bei Worms, unter Einzelhöfen wie Nannhofen in Bayern, Hauszeitz in Anhalt, auch unter Städten wie Regensburg und Nürnberg. Hier haben sie als »das heimliche Werk« offenbar weitere Ausbildung erfahren; sie bilden ein System von Gängen, das von der Burg nach dem Rathaus und nach anderen Punkten, auch außerhalb der Mauer führt. Als typisches Beispiel kann das Labyrinth unter Pottenstein in Böhmen (Abb. 112) gelten, das nach genauer Aufnahme eine Länge von 2000 Schritt aufweist. Noch großartiger ist das Schleifwerk unter der Weißenburg bei Orlamünde, in Sandstein gehauen, eine Art Felsenstadt in drei Etagen untereinander, bis zum Spiegel der Saale hinabreichend. — Die heimlichen Gänge aus der eigentlichen Burgenzeit lassen immer einen speziellen Zweck, die Verbindung mit einer benachbarten Stadt (Plau in Mecklenburg, Meve in Ostpreußen) oder mit dem Wasser (Rotwasserstelz) oder der einzelnen Werke miteinander (Dhaun und Ebernburg in der Pfalz) und mit der Außenwelt (Moschellandsberg in der Pfalz, Kienberg in Schw.) erkennen, mit natürlichen Felsspalten verbunden auf Lichtenstein in Franken, vom Brunnenschacht ausgehend bei Dillsperg, von trockenen Schachten bei Montabaur, Liebenfels (Kärnten) und Trifels, mehr nur versteckte Ausgänge. Verbindungsgänge zwischen zwei Burgen sind

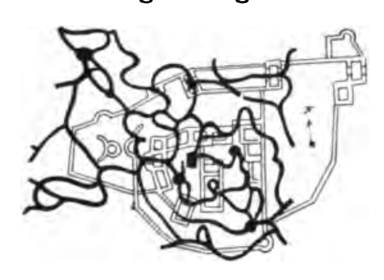


Abb. 112. Labyrinth unter Pottenstein in Böhmen.

sicher nur bei Stein und Traun und zwischen Alt- und Neumünster im Wasgau nachgewiesen.

Andere unterirdische Räume, ausgehauene Kammern und Gänge haben entweder als Keller und Vorratskammern gedient (so gewiß die mehrteilige, ganz finstere Anlage unter Liebenfels mit zahlreichen Wandnischen), teils als Gefängnisse oder Zufluchtskammern, Schlupflöcher usw., wie sie recht zahlreich erhalten sind (Wildenstein, Prunn, Burg Ranis). Die Gefängnisse machen sich durch Speiselöcher in den Türen, Hals- und Fußeisen an den Wänden, Sitzbänke und dergleichen kenntlich, die Schlupflöcher durch sinnreich verdeckte Klapp- und Falltüren.



Abb. 112a. Die Fürstenburg bei Burgeis.
Nach dem Gemälde von Robert Ruß.



Abb. 113. Nürnberg, Burg und Stadt.
Nach einer Photographie von F. Schmidt.

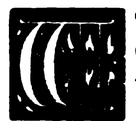
FÜNFTES KAPITEL

DIE FESTUNG

I. Stadtbefestigungen.

RIETSCHEL, Die Civitas auf dtsch. Boden b. z. Ausg. d. Karolingerzt. Lpz. 1894. — v. BELOW, D. ält. dtsche. Städtewesen, 1898. — KALLSEN, Die dtschen Städte im Ma., 1891. — BOOS, Gesch. der rhein. Städtekultur. Berl. 1891. — SCHWARZ, Anfänge des Städtewesens i. d. Elb- u. Saalgegenden, 1892. — NÄHER, Die milit. archit. Anlagen d. ma. Stadtbefestigungen. Dachau-Münch. 1894.

Monographien. Die Tore u. Bef. d. Stadt *Augsburg*. Zs. Schwaben u. Neuburg. XIII. 1886. — C. GERLOFF, *Braunschweigs* letzte Bef. Br. Magaz. II. 77. 89. — J. KREBS, Die Belagerung *Briegs* 1642. Zs. schl. Gesch. V. XIII. 368. — *Cölner* Torburgen u. Befestigungen. 1180—1882. C. 1883. — Die vier Stadttore v. *Frankenstein*. Zs. d. schles. Gesch. V. XXXIII. 227. — Die Belag. v. *Freiburg i. B.* 1713. Freib. 1898. — F. HOFFMANN, Die ma. Bef. v. *Fulda*. Burgw. III. 1. — v. WIESE, Die Belag. v. *Glatz* 1622. Zs. schles. Gesch. V. XI. 113. — P. J. MEIER, Befest. d. St. *Helmstedt* i. Ma. Zs. Harzv. XXVIII. 615. — C. WEHRMANN, Die Mauern und Tore *Lübecks*. Zs. Lübeck VIII. 169. — *Nordhausen* als Festung, von K. MEYER. Zs. Harz. V. XXI. 292. — M. BACH, Die Mauern *Nürnbergs*, Mitt. Nürnb. V. 47. — K. SCHÄFER, Mauern u. Tore d. a. N. Berl. 1902. — HACKLÄNDER, Festungswerke v. *Osnabrück*. Mitt. d. hist. Ver. XXIV. 211. — T. KOHTE, Ma. Stadtmauern i. *Posen*. Zs. d. hist. Ges. Posen, XIV. 141. — v. APELL, Gesch. d. Bef. v. *Straßburg*. 1902. — v. LÖFFLER, Gesch. d. Festung *Ulm*. 1881. — DERS., Ulmer Grabenhäuschen u. Garnisöner. Württ. Vierteljh. N. F. I. 175. — GMELIN, Belagerung Us. Württ. Vierteljh. XIII. 374. — A. BRINKMANN, Die ma. Bef. d. Stadt *Zeitz*. 1902. — F. v. APELL, Die ehem. Festung *Ziegenhain*. Zs. hess. Gesch. XXXV. 192.


enn auch in den Stürmen der Völkerwanderung die Römerstädte auf deutschem Boden verfallen, das Innere verödet, die Umwallungen großenteils zerstört waren, so sind doch ganz erhebliche Reste römischer Stadtmauern und Tore auf das Mittelalter gekommen und haben in gewissen Grenzen die Methode der Stadtbefestigung beeinflußt. Dies trifft mehr auf Süd- und Westdeutschland zu als auf den Osten, wo man sich anfänglich der herkömmlichen Erd- und Holzwerke bediente. Aber wo man immer zu gemauerten Stadtumwallungen und Torbauten schritt, schwebte, wenn auch unbewußt oder nur durch schriftliche Kunde vermittelt, das römische Ideal vor.

1. Die römische Stadtmauer war eine Doppelmauer, deren Zwischenraum mit festgestampfter Erde ausgefüllt war (Abb. 114). Auf dem Rücken führte ein breiter und bequemer Wehrgang zwischen einer niedrigen äußeren gezinnten und einer höheren inneren Brustwehr. Zur Verstärkung und seitlichen Bestreichung waren in Abständen quadratische Türme in die Mauer eingesetzt mit zwei gewölbten und einem offenen Geschoß. Auf letzterem fanden die Wurfmaschinen Aufstellung. In den unteren Geschossen lagen die Aufgänge zum Wehrgang. Besondere Sorgfalt war der Konstruktion der Tore zugewandt. Im einfachsten Fall war das Tor mit einer Tonnenwölbung durch die Mauer, besser durch einen Turm geführt. Man bildete dies zu einer sinnreichen und gefährlichen Falle dadurch aus, daß man die Torwölbung durchbrach, über der äußeren Toröffnung ein Fallgatter anlegte und den stürmenden Feind, ehe er die inneren Torflügel zu sprengen vermochte, einschloß und ohne Widerstand von oben vernichtete. Im anderen Fall legte man das Tor zwischen zwei vorspringende Flankentürme, welche viel besser die Fernhaltung des Angreifers durch stärkere Bestreichung des Vorgeländes und der Straße gestatteten. Die dritte und vollkommenste Lösung ist aus einer Kombination beider Systeme hervorgegangen. Es ist das Propugnakulum, wofür wir auf deutschem Boden in der Porta nigra zu Trier (Abb. 115) ein hervorragendes Beispiel aus dem 3. Jh. haben. Diese ausgebildete Torburg springt mit zwei Flankentürmen weit vor die Stadtmauer vor. Beide sind durch starke dreistöckige Mauern verbunden und bilden einen offenen Hof, der an der Stadtseite durch Tore, an der Außenseite durch Fallgatter geschlossen werden konnte. Da das ganze Untergeschoß völlig ohne Öffnungen ist, die Obergeschosse mit gleichmäßig dichten Fensterreihen besetzt sind, so konnte der eingeschlossene Feind mit Wurf- und Brandzeug überschüttet und fast wehrlos aufgerieben werden. »Und drei Jahrhunderte lang liefen die germanischen Sturmkolonnen in eine so einfache und gefährliche Falle«.


Abb. 114. Stadtmauer von Pompeji.

Mehr oder minder bedeutende Reste solcher Stadtumwallungen sind in den alten römischen Gründungen am Rhein und an der Donau, in Köln, Bonn, Trier,

Remagen, Mainz, Worms, Straßburg und vielen kleineren Städten und Flecken teils erhalten, teils nachgewiesen. Da alle diese Orte aus Militärkolonien hervorgingen, so herrscht überall die regelmäßige, quadratische oder rechteckige Anlage des Standlagers mit den vier Haupttoren in den Mauermitten. Das reinlichste Beispiel dafür bietet Regensburg (Reginum), dessen Mauern nach der wiederaufgefundenen Inschrift des linken Flankentores unter Marc Aurel und Commodus 179 n. Chr. vollendet wurden. Die »viereckigt formierte« Umwallung barg die wiederaufblühende Stadt

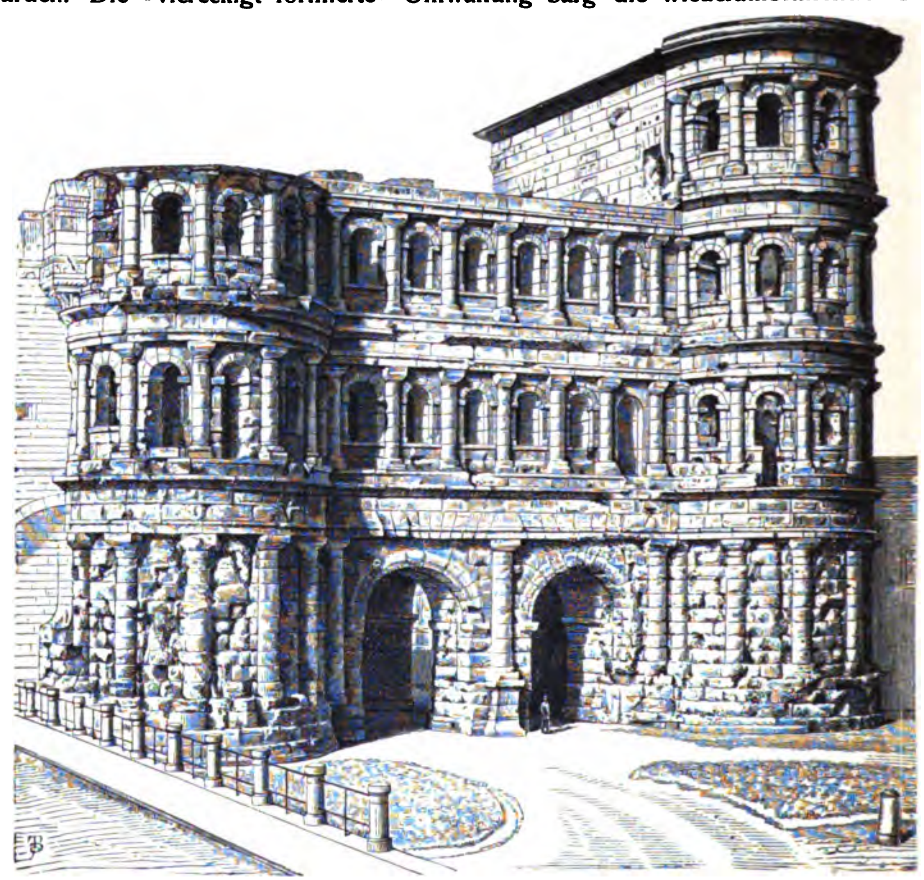


Abb. 115. Porta Nigra in Trier.

bis 916, wo erst der Klosterbezirk von S. Emmeram mit in die Befestigung gezogen wurden. Von den vier Toren ist wenigstens die porta praetoria, ein stattliches Quaderwerk »unter den Schwibbogen«, zur Hälfte wohlerhalten, ein propugnaculum ganz ähnlich der Porta nigra. — Es ist nun gerade nicht die regelmäßig geometrische Planbildung, aber doch die vorbildliche Verbindung von Mauern, Türmen und Toren, welche die Stadtbefestigung auf deutschem Boden bis Ende des 15. Jh. beherrscht.

2. Mit einer tiefen Abneigung gegen städtisches Wesen und Leben, gegen die Fesseln eines beengenden Mauerringes treten die Germanen ins Licht der Geschichte. Dem einspännigen und eigensinnigen Bauernvolke schien ein Hausen Mauer an

Mauer wie das Grab der Freiheit, und bis tief ins Mittelalter hinein galt dem Freien, dem Adligen der wohlbewahrte Pfahlbürger als minderwertig, feig und knechtisch. Es bedurfte der härtesten Schläge und Erfahrungen, um einen Umschwung der Gesinnung herbeizuführen. Bei den Westgermanen und Franken war es die beschämende Wehrlosigkeit des Reiches gegenüber den Invasionen der Normannen, die unter den späteren Karolingern Frankreich und die Niederlande in dreisten Raubzügen heimsuchten. Über das innere Deutschland brachten dann die verheerenden Einfälle der Ungarn dieselben Leiden und Verluste an Gut und Blut, und die eiserne Not lehrte auch hier, die Brennpunkte des sozialen und staatlichen Lebens, die Märkte, Metropolen, Landwehren und Zufluchtsorte mit künstlichen Schutzmitteln zu umgeben.

In Frankreich waren unter Chlodwig und Chilperich die verfallenen Römerstädte teilweis neu befestigt und vereinzelt Neugründungen angelegt, später galt die Königin Brunhilde, die zweite Semiramis, als Gründerin zahlreicher »tours de Brunehaut«. Dagegen hören wir unter Karl d. Gr. nur von verschanzten Feldlagern, wie Heristall, und von einer ausgedehnten Grenzwehr, dem Limes Saxonicus, der sich von Lauenburg an der Elbe bis zur Kieler Föhrde zog[1]). Unter seinen Nachfolgern beginnt die Stadtbefestigung Boden zu fassen, zunächst in Westdeutschland, wo Bingen 832, Aachen 844, Hamburg 847, Boppard 851, Weilburg 913, Meppen, Soest, Essen, Worms 897, Frankfurt, Straßburg u. a. genannt werden, und meist sind es die Bischöfe, welche, wie auch noch in sächsischer Zeit, aufs eifrigste für die Ummauerung ihrer Metropolen tätig waren. Für das mittlere und östliche Deutschland ging ein neuer Anstoß von Heinrich I. aus. Ihm ist die Befestigung von Hersfeld, Merseburg, Quedlinburg, Corvey und Meißen und wahrscheinlich vieler kleineren Städte zu danken, die er durch eine neue Heerverfassung bemannte und verproviantierte (ex agrariis militibus nonum quemque eligens in urbibus habitare fecit, ut caeteris confamiliaribus suis octo habitacula exstrueret, frugum omnium tertiam partem exciperet servaretque) und zu Mittelpunkten des staatlichen Lebens zu erheben suchte (consilia et omnes conventus atque convivia in urbibus voluit celebrari)[2]). Unter seinem großen Sohne wurden diese Ansätze weiter ausgebaut. An neuen Städten kamen Zeitz, Magdeburg, Nordhausen, Pöhlde, Duderstadt u. a. hinzu, in den Marken wurde der Grundgedanke Heinrichs durch das Burgwardium weitergebildet und zu einer das ganze Land systematisch umfassenden Organisation; die Königstraßen wurden mit Burgenreihen gesichert und eine doppelte Linie von Festungen an die Grenze der Altmark vorgeschoben, Tangermünde, Werben, Arnsburg in erster, Gardelegen und Salzwedel in zweiter Linie. Das kaiserliche Vorbild fand bei einigen Kirchenfürsten eifrige Nachfolge. B. Bernward befestigte 993 Hildesheim und schützte einen Flecken »Wisinholt« mit Wall und Wassergräben. In Bremen begann B. Hermann (1032—35) die Ringmauer, die sein Nachfolger Bezelin (1035 bis 1043) ziemlich vollendete — sie war über sieben Ellen hoch — wobei auch ein Tor mit Turm und sieben Kammern darin, »opere Italico«, errichtet wurde. Mainz konnte nach des Juden Ibrahim ibn Jakub Reisebericht im 10. Jh. innerhalb der Ringmauer noch Wein und Getreide bauen, Worms war zu einer Schlupfhöhle von Raubgesindel herabgesunken, bis B. Burchard die Stadt säuberte und neu besiedelte, die Befestigung erneuerte und den Bischofshof »gleich einem Kastell mit Mauern und Türmen« bewehrte. Wir haben aus dieser ersten Bauzeit nirgends mehr Reste der Umwallung und können uns keine

1) Beyer, D. Limes Saxoniae Karls d. Gr., Schwerin 1877.

2) Die alte Besatzungseinrichtung hat sich in Mühlhausen bis zur Zerstörung der Stadt 1256 gehalten; hier standen auf der Burg neun Wohnhäuser (curiae), die umliegenden Adelsgeschlechtern gehörten, darunter das des Reichskämmerers. Auch in Nordhausen erinnert die »Ritterstraße« zwischen der curia Caesaris und dem Königshof (curtis regia) an die alte Einrichtung.

direkte Vorstellung bilden. Aber wie in allen Berichten von Mauern und Türmen die Rede ist, so geben auch die Miniaturen jener Zeit die Städtebilder übereinstimmend mit hohen, öffnungslosen Zinnenmauern und quadratischen Türmen wieder. Anders war es im kolonialen Neuland des Ostens. Hier machte der Mauerbau nur sehr langsame Fortschritte. Noch bis Mitte 14. Jh. bestand die Befestigung wesentlich nur aus dem tiefen und breiten Graben, der, wenn irgend möglich, mit Wasser gefüllt war, und dem mit dem Auswurf erhöhten Wall, der einen Plankenzaun oder bestenfalls eine mit Lehmstakung ausgesetzte Wand trug. Die Vorstädte waren überhaupt nur mit Pfahlzäunen umgeben.

3. Eine mächtige Förderung erfuhr das städtische Befestigungswesen unter den fränkischen und hohenstaufischen Kaisern. Zunächst unter Heinrich IV., in dessen schweren inneren Kämpfen sich die reichstreuen Städte als Waffenplätze und Festungen gleicherweise bewährten. So wurden Würzburg 1077 und 1086, Augsburg 1081 und 1087, Regensburg 1086, Marburg 1105, Köln 1116 ohne Erfolg belagert, Mainz, Worms, Speyer erwiesen sich als Waffenplätze, die jedem Angriff überlegen waren. Unter den Hohenstaufen machen sich dann mehr und mehr die Umwälzungen geltend, welche das Verteidigungswesen infolge der Kreuzzüge erlitt und welche auf besseren Schutz gegen das schwere Wurfzeug hinauslaufen. Die meisten Städte schritten im 13. Jh. zu Neubefestigungen, indem sie die Mauern erhöhten und verstärkten, den Wehrgang auf überwölbten Strebepfeilern oder Konsolen verbreiterten, Mauern und Türme mit Pechnasen und Erkern versahen und sich das System der Zwinger zunutze machten, derart, daß vor der eigentlichen Hochmauer noch eine niedere angelegt wurde und auch der äußere Grabenrand durch ein Hindernis von Zäunen oder Hecken bekrönt wurde. Mehrfach schritt man zur Anlegung eines zweiten Grabens, in Anspach 1385, in Köln 1386, in Lauingen 1413, in Windsheim 1424. Die wachsende Verstärkung der Tore besprechen wir unten im Zusammenhang.

Die ständige Unterhaltung und Besetzung der Werke war auch für große Gemeinwesen nicht immer leicht und man benutzte einerseits den im Ma. so stark ausgeprägten Kastengeist, den Zunftsinn, anderseits die Kräfte der Siedelungen, die nur irgend noch im Schutz und Machtbereich einer Großstadt lagen, um die Pflichten der Verteidigung auf die zweite Schulter abzuwälzen. So werden die Zünfte und Innungen mit der Instandhaltung von Mauerstrecken und Toren belastet, denen sie vielfach auch den Namen geben (Schmiedertor, Schneiderturm, Lohergraben) und die Dörfer des Vorgeländes in gewissen Abschnitten zur selben Zwangspflicht herangezogen. Diese Organisation ist namentlich am Mittelrhein, zwischen Straßburg und Mainz, ausgebildet und nicht nur durch alte Statuten, sondern auch inschriftlich, durch Schriftsteine in den Mauern bezeugt. So in Speier, wo ein jetzt verschollener Stein bestimmte:

Munderstat pinnas sibi quinas vendicat istas,

und in Mainz, wo die Zinnensteine von Eltville (cives de Elteville habent IIII. cinnas), Elsheim, Hedesheim, Udenheim und Sauheim erhalten sind.

Eine durchaus typische Erscheinung ist die Verbindung von Burg und Stadt, wobei die Burg naturgemäß die Rolle der Zitadelle, des festesten, letzten Rückzugspunktes, spielte. Historisch erklärt sich die Tatsache meist so, daß die Stadt erst später als suburbium sich unter dem Schutz der landesherrlichen Burg entwickelte, seltener sind die Fälle, wo die Burg erst nachträglich vom Stadtherrn als Gegengewicht gegen bürgerliche Überhebung und Unbotmäßigkeit errichtet wurde, wie z. B. in Leipzig und bei mancher der bischöflichen Residenzen. In jedem Fall ist die Burg für sich als selbständiger Organismus behandelt, auch gegen die Stadt genügend befestigt und nur locker durch Mauerzüge an die städtische Ringmauer angeschlossen. Die Beispiele sind überall zahlreich, ja es dürfte wenig Städte

geben, die als Kern und Stützpunkt nicht eine — manchmal früh verschollene — Burg aufweisen. Der Vorteil dieser Verbindung erhellt recht deutlich an dem Beispiel Nürnbergs, wo die kaiserliche Burg stadt- und landbeherrschend als Schlüssel und Krone der städtischen Befestigung erscheint (Abb. 113). Aufs engste ist diese Verbindung bei den Städten des preußischen Ordenslandes durchgeführt, welche ja ohne Ausnahme im Anschluß an Schlösser der Deutschritter erwuchsen, an die Mauern derselben angeschlossen und mit diesen durch gemeinsame Wasserarme umschlossen sind. Marienburg, Thorn, Kulm, Marienwerder, Elbing mögen als Beispiele genannt werden.

4. Die Einwirkung des Feuergeschützes auf das Befestigungswesen macht sich bei den Städten entschiedener und allseitiger geltend als bei Burgen, da jenen meist die Gunst der Höhenlage und der beschränkten Angriffsseiten fehlte. Überall entfaltet sich um die Mitte des 15. Jh. ein geschäftiges Wesen, um die Überlegenheit der Stadtumwallung über die Angriffswaffen zu sichern. Mit gewaltigen Opfern und Anstrengungen schritten die alten Städte zu Neubefestigungen, indem die Mauern vestärkt und erhöht, die Gräben vertieft, verbreitert, auch verdoppelt, die Türme vermehrt, die Tore burgmäßig umgestaltet wurden; die jungen aber warfen ihre nutzlosen Planken und Lehmwände ab und legten sich Mauergürtel des neueren Systems um. Den lebendigsten Eindruck dieser Tätigkeit erhalten wir aus Merians Topographien, wo die hunderte großer und kleiner Städte bis hinab zu unbedeutenden Marktflecken noch mit ihren turmreichen Ringmauern prangen, und bei weitem der größte Teil der erhaltenen Baureste stammt aus dieser Zeit von ca. 1440 bis 1510. Leider sind es meist nur noch einzelne Türme oder Tore und zerstückelte Mauerzüge und nur an wenigen Altstädten wie Nürnberg, Rothenburg, Colmar, Soest, Tangermünde, Neubrandenburg haben wir ziemlich intakte Gesamtbilder dieser mannhaften, stolzen Stadtburgen. Im voraus sei bemerkt, daß das neue System zunächst ein mächtiges Übergewicht im Belagerungskriege behauptete. Dies bewies Metz gegen die Franzosen 1444, Soest gegen Erzbischof Dietrich von Köln 1447 und besonders Neuß gegen Karl den Kühnen 1474, der nach achtundvierzigwöchiger, mit allen Angriffsmitteln geführten Belagerung unverrichteter Dinge abziehen mußte[1]).

Betrachten wir nun das System im einzelnen, so bemerken wir, daß man die Entwickelungsfähigkeit des Geschützes entschieden unterschätzte und seinen Wirkungen mit Mitteln begegnete, die sehr bald veralteten. Man sah die Aufgabe darin, defensiv die Umwallung vor Untergrabung und Breschelegung zu schützen, zugleich aber den erhöhten Standpunkt über dem Angreifer zu bewahren, offensiv darin, gesicherte und bequeme Stände für das eigene Geschütz, namentlich auch zur seitlichen Bestreichung zu gewinnen. Vollkommen zweckmäßig erwies sich der Niederwall (Zwinger, Lauf), die schon oben berührte äußere Mauer, zumal wenn sie mit einer Böschung bis auf die Grabensohle hinabgeführt wurde. Die Brustwehr steigt gewöhnlich nur etwas über Mannshöhe auf, um die Bewegung der Mannschaft im Zwinger zu decken, der von Tor zu Tor, meist rings um die ganze Stadt eine ungehinderte Kommunikation gestattet. Wiederum nur wenig über die Mauer ragen die dicken, schweren Türme, in denen das Geschütz in mehreren gewölbten Kammern

1) WIERSTRAAT, Hystorie van der eilichen Stat Nuys (in Versen) 1479.

übereinander oder nur in der oberen steht (Abb. 116). Von zweifelhaftem Werte ist dagegen der innere Mauerzug. Das deutsche Gemüt konnte sich offenbar nicht von der stattlichen, mit so viel Liebe und Hingebung gepflegten Ringmauer trennen, die mit den zahlreichen hohen und spitzen Türmchen mehr einen idealen Wert darstellte, ein Sinnbild städtischer Sicherheit und Macht. Ihre praktische Aufgabe war dagegen ganz wie in alter Zeit auf den Nahkampf beschränkt. Auf den Wehrgängen und in den Türmchen konnten zahlreiche Scharfschützen postiert werden, um den Graben und das nächste Vorgelände unter Feuer zu halten und einem



Abb. 116. Stadtmauer zu Nürnberg.
Phot. von F. Schmidt.

stürmenden Feinde einen heißen Empfang zu bereiten, und ihre Höhe bot eine gewisse Gewähr gegen Überrumpelung und Leiterersteigung (Eskalade). Aber dem stand der Nachteil gegenüber, daß sie in ihrer Höhe der feindlichen Artillerie ein vortreffliches Ziel bot, daß eine gutgezielte Kugel den Wehrgang demontieren und ungangbar machen konnte und daß sie in Bresche geschossen den Zwinger und einen Teil des Grabens ausfüllte und den Stürmenden somit zu der erwünschten Brücke verhalf, ganz abgesehen davon, daß sie die rückwärtige Verbindung des Niederwalls und der eigenen Artillerie störte. Gleichwohl ist die Hochmauer, wie man sich aus Merian überzeugen kann, bis ins 17. Jh. wie ein Palladium gehütet worden, trotzdem die Theoretiker und die Praktiker, die Büchsenmeister, bald von

ihrem Unwert überzeugt waren. Die Konstruktion erleidet gegen früher nur geringe Änderungen. Überall finden wir in beträchtlicher Höhe den Absatz für den Wehrgang, der entweder auf Konsolen und Kragsteinen oder auf Blendnischen ausgekragt ist und zum Schutz der Mannschaft mit einem leichten Dach auf Holzgezimmer

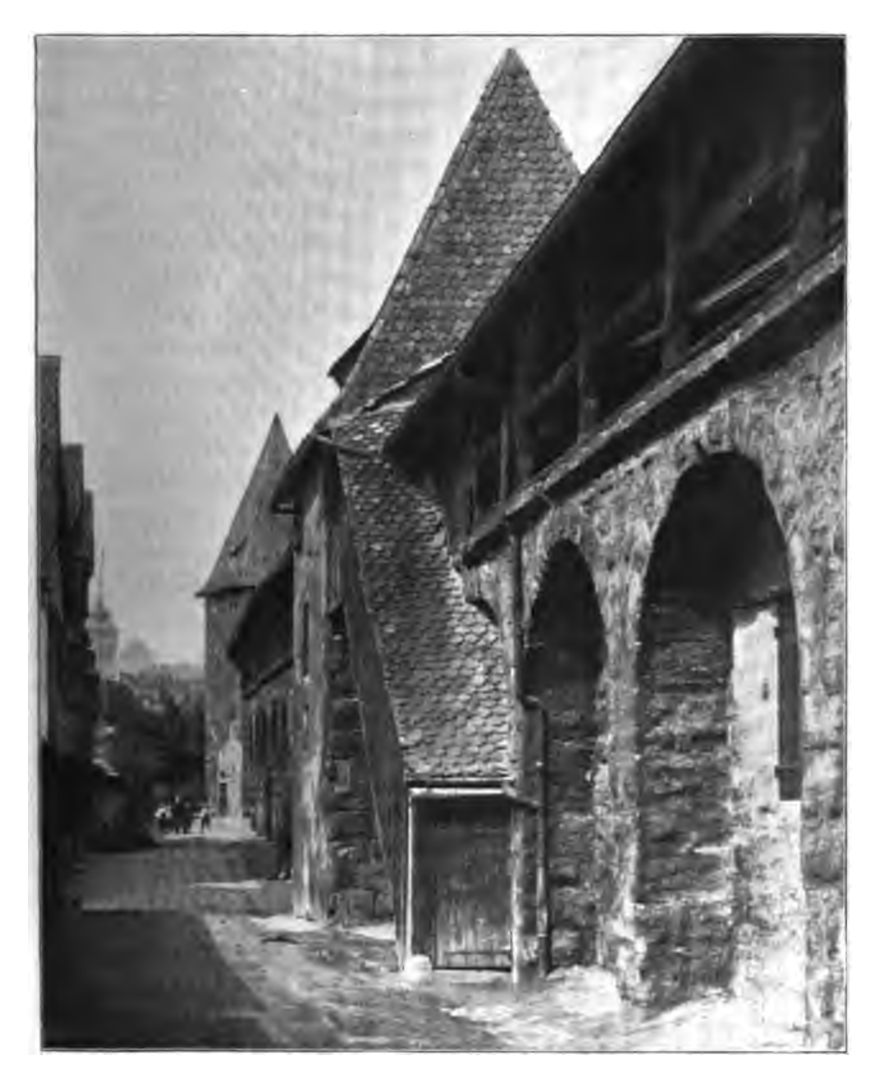
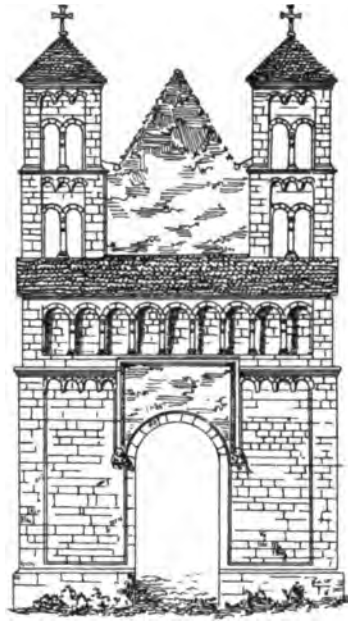


Abb. 117. Nürnberg. Innere Mauer mit Wehrgang und Türmen.
Phot. von F. Schmidt.

überbaut ist (Abb. 117). In Süddeutschland und Österreich ist auch ein äußerer, lediglich in Holz konstruierter Wehrgang häufig, der zwar für die Beweglichkeit und Schußfertigkeit der Besatzung große Vorteile bot, andererseits aber die Schützen ungedeckt dem feindlichen Feuer aussetzte und geradezu als Fangarm für alles feindliche Brandwerk dienen mußte (s. Abb. 116). Die Türme sind vielfach nach der Innenseite offen (Schalen) und Treppen wie Böden nur in Holz ausgeführt. Die

Aufgänge zum Wehrgang sind meist seitlich an die Türme angelehnt, doch so, daß man erst deren Inneres passieren mußte. Das sind verzopfte Umständlichkeiten, an denen der Geist des Mittelalters überreich ist.

Vergleicht man nun das deutsche System mit dem der römischen Stadtmauer, so wird man finden, daß die Profile und die Formen des Aufbaues sich bis zur Berührung nähern. Und es waltet nur der Unterschied, daß der Deutsche die Kräfte der Abwehr, die der Römer in einer Linie vereinigte, auf zwei, in sich unzusammenhängende Linien verteilt hat.



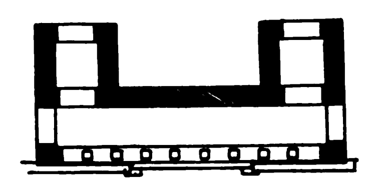


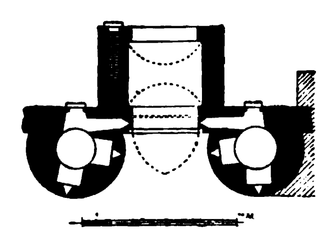
Abb. 118. Tor in Komburg.

5. Auch im städtischen Torbau führte die unbewußte Logik der gleichen Absichten und Umstände zu Bauformen, die mit dem römischen Propugnakulum die nächste Verwandtschaft haben. Begreifen wir zunächst den Zweck des mittelalterlichen Tores, so erschöpfte er sich nicht mit der Vermittelung und Überwachung des Verkehres zwischen der Innen und Außenwelt. Das Tor hatte auch nicht bloß defensiven Charakter, sondern ebenso starke offensive Bedeutung. In ersterer Hinsicht lag natürlich alles daran, dem Belagerer, der schließlich mit List oder Gewalt doch eines der Tore gewinnen mußte, die stärksten Werke entgegenzusetzen. Wir finden also die Torhalle mit Türmen überbaut oder flankiert, die Straße über dem Graben durch eine Zugbrücke unterbrochen und meist auch alle Sicherheitsanstalten an der Innenseite. Denn es gehörte zu den beliebtesten Kriegspraktiken, durch nächtliche Einsteiger oder gekaufte Verräter — selbst im tiefsten Frieden — die Torwache von innen zu überrumpeln und die Flügel zu öffnen, ehe nur die Bürgerschaft zur Besinnung und Sammlung kam. Andererseits lag aber viel daran, die Verbindung mit der Außenwelt in gewisser Freiheit offen zu halten, sowohl um Zuzug von Bundesgenossen und Söldnern, Kriegsmaterial und Proviant einzuführen, als auch Ausfälle zu machen, Lager und Belagerungsgerät der Angreifer zu zerstören und gegebenenfalls Posten und Abteilungen des Feindes aufzuheben oder ihn im offenen Feld zu schlagen. Alle Belagerungsgeschichten sind voll von derartigen Unternehmungen, und es galten äußerst vorsichtige Bestimmungen über das Öffnen und Schließen, die tägliche und nächtliche Bewachung der Tore und des Vorgeländes. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich die oft auffällige Weite der Torwege, die Brechung und Zerlegung derselben in mehrere Abschnitte, die Doppeltore und Barbakanen, und unter der Herrschaft der Feuergeschütze kam noch die Intention hinzu, die Toröffnungen aus dem Bereich des senkrechten Schusses zu ziehen.

Im einzelnen liegt eine große Mannigfaltigkeit von Typen vor, welche alle

Stufen vom einfachen Torhaus bis zur umfänglichen Torburg durchlaufen. Was zunächst den Hauptbau anlangt, so überwiegen in einzelnen Städten und Landschaften die Eintürme über der Torfahrt, oft zu mächtiger Höhe und Dicke ausgebildet und von Seitentürmen flankiert, in anderen die Doppeltürme mit dem Torhaus in der Mitte.

a. Ein frühes und in seiner Art klassisches Beispiel des doppeltürmigen Typs findet sich in Komburg (Abb. 118). Hier hatte Gr. Burkhardt 1078 seine Burg in eine Benediktinerabtei umgewandelt und die Mönche bauten im 12. Jh. das alte Tor mit einem deutlichen Einschlag kirchlichen Stils um. Hier finden wir nichts von Zinnen und Schießscharten. Ganz wie bei der Porta nigra dient eine Galerie mit Arkadenfenstern und die zwei Geschosse der Türme zur Aufstellung der Verteidiger. Der geschlossene Unterbau, aus dem sich die Türme erst nach oben frei lösen, findet sich auch weiterhin, z. B. beim Mühlentor in Stargard. Im Grundriß steht dagegen dem Trierer Vorbild viel näher das Wiener Tor in Hainburg bei Preßburg, 1200 vom Herzog Leopold VI. erbaut. Hier flankieren zwei oblonge, nach außen abgerundete Buckelquadertürme die zwischen beiden zurückgezogene, gewölbte Torhalle, die wie üblich außen durch ein Fallgatter, innen durch Torflügel zu sperren war. Der Oberbau ist nach 1529 aufgesetzt. Die ursprüngliche Krönung dürfte ein Wehrgang mit Zinnenkranz gewesen sein, wie er an dem ganz ähnlichen Tor in Aigues Mortes bei Lyon noch erhalten ist. Dieselbe Form finden wir auch bei dem Erentor in Köln, in welches die große Antwerpener Straße mündet, ebenfalls um 1200 errichtet. Die flankierenden Rundtürme und die breite Torhalle mit ihrem Überbau bilden eine dreigeschossige und dreiteilige Fassade von straffer Geschlossenheit, in den beiden oberen Geschossen gleichmäßig durch rundbogige Fensterscharten und durch einen umlaufenden Zinnenkranz bewehrt. Es gibt dann Beispiele genug, wo sich die drei Glieder auch im Grundriß stärker voneinander lösen, die Flankentürme freier heraus- oder das Torhaus weiter zurücktreten. Das Rurtor in Jülich (Abb. 119) um 1300 gibt eine Vorstellung dieser Disposition zugleich mit dem Einblick in die Lage des Fallgatters und die Schützenstände, welche zur wirksamen Bestreichung des Zuganges in den Mauerdicken ausgespart sind. Auch dies Tor ist dreigeschossig, das Torhaus bietet zwei Stuben für den Wächter und oben einen vorgekragten Fachwerkgang zur Verbindung der Türme, der ursprünglich gewiß den beliebten Gießzwecken diente. Eine wenigstens im Aufriß locker, mehr zufällig erscheinende Verbindung von zwei ungleich hohen und dicken quadratischen Türmen mit zurücktretendem Zwischenhaus finden wir an einem Tor in Hohenmauth aus dem 14. Jh., und später zur Zeit der dicken Bollwerke und Bastionen ist zuweilen der architektonische Zusammenhang ganz gelöst. Dagegen ist in dem mächtigsten Beispiele dieses Types, dem Holstentor zu Lübeck (Abb. 120), 1477 vollendet, eine so feine und wuchtige Komposition durchgeführt, daß man an eine direkte Nachahmung eines der römischen Beispiele glauben möchte. Nach außen treten


Abb. 119. Rurtor in Jülich.

die Türme im Halbrund vor und zeigen wie das Torhaus nur Scharten und Schießfenster, nach innen ist die Fassade einheitlich gestaltet, durch Blenden und Fenster reich belebt, ringsum durch zwei breite Friese in drei Geschosse geteilt und in einem glücklichen Kontrast steht die Bedachung der schweren Spitztürme zu dem zierlichen Treppengiebel.

b. Das eintürmige Tor kommt in primitiven und ungegliederten Formen — Torhalle mit einem berchfritartigen Turme überbaut — von der romanischen



Abb. 120. Holstentor in Lübeck.

bis in spätgotische Zeit häufig vor und ist besonders für Nebentore und Pforten typisch. Größeres Interesse erwecken die gegliederten Formen, sei es, daß sich an den Hauptturm kleinere Flankentürme anlehnen, wie beim alten Severinstor in Köln, sei es, daß sich vom Kerne nach oben Ecktürmchen, Scharwachthäuschen, ablösen. Was ein begabter Architekt aus diesem an sich reizlosen Motiv bei reicheren Mitteln zu machen verstand, zeigen mehrere Prager Türme, deren Vorbild der Altstädter Brückenturm (Abb. 121) Peter Parlers von Gmünd ist, 1357 mit der Brücke begonnen. Durch Gesimse, Ecksäulchen, angeblendete Maßwerke, Wappen- und Figurenschmuck ist hierin ein Kleinod deutscher Kunst hingestellt. Besonders fein sind die Ecktürmchen über Säulchen, Konsolen und offenen Bild-

häuschen entwickelt. Im einzelnen sind die Motive ja durchaus der kirchlichen Architektur entlehnt und der kriegerische Charakter kommt eigentlich nur in der breiten Zinnenkrönung zum Ausdruck. Trotzdem wird man im Zusammenklang des Ganzen den profanen Geist dieses Denkmals deutlich empfinden. Noch stärker macht sich diese Wahrnehmung im Backsteingebiet geltend, wo ja die Architekten viel mehr eigene Wege suchen mußten und viele Züge der Profankunst wie die Zinnenfriese und Treppengiebel in die kirchliche Gotik übernommen wurden. Hier ist es besonders beliebt, den Torturm über rechteckigem Grundriß mehrere Geschosse ungegliedert zu erheben und durch einen Zinnenkranz abzuschließen, dahinter auf der Plattform noch einen kurzen runden oder oktogonischen Turmstumpf mit gezinntem Wehrgang und massivem Helm aufzusetzen (Bahner Tor in Pyritz), gelegentlich auch an die diagonalen Seiten des Achteckes kleine Rundtürme anzufügen (Königsberg in der Neumark, Stettiner Tor in Pyritz), so daß im Verein mit den weißgeputzten Blendnischen und Wappenfeldern, den Gitterfriesen und farbigen Steinmustern malerische Gebilde von unvergleichlichem Reiz der Linien, Töne und Schattenwirkungen entstehen. Umgekehrt wird an einer anderen Gruppe von Tortürmen die Flankierung schon an den Ecken des rechteckigen Unterbaues angesetzt, bescheiden am Tangermünder Tor in Stendal mit einfachen Echaugetten am Zinnenkranz, voll künstlerischen Geschmacks dagegen am Ünglinger Tor (Abb. 122) ebenda, wo die Ecktürmchen sich schon im ersten Obergeschoß vom Kern lösen und die Zinnen frei übersteigen, allerdings blind, ohne Nutzwert, ausschließlich Dekoration. Überhaupt kann man an diesem Beispiel recht deutlich beobachten, wie der Architekt die Zinnen unten als Fenster gestaltet und mit Giebeln überbaut, oben mit Blendnischen füllt und somit den Verteidigungs-



Abb. 121. Altstädter Brückenturm in Prag.

apparat künstlerisch bewältigt, die rohe Bedürnisform durch gewählte Zierglieder maskiert; das ist ein durchaus gelungenes Bestreben, wozu im ganzen Hausteingebiet selten Ansätze gemacht wurden.

c. Als eine Kombination der beiden eben beschriebenen Typen kann das dreitürmige Tor gelten, wobei bald der mittlere, bald die Flankentürme durch Höhe und Mächtigkeit überwiegen. Derart war das alte St. Pantaleonstor in Köln, die drei großen Tore in Metz (Porte S. Thiébauld, des Allemands, S. Barbe) und u. a. das Spalentor in Basel. Der romanische Kern ist hier in gotischer Zeit erhöht, die Flankentürme oben ins Achteck umgesetzt und durch einen Wehrgang (jetzt ohne festen Charakter) verbunden. Besonders interessant ist die gezinnte Vorlege mit Tor und Zugbrücke, welche einen kleinen Vorhof umschließt und zur Gruppe der Doppeltore überleitet. Diese Art Vortore finden sich sehr häufig, in Basel z. B. noch am Albans- und Aschemertor, in Friesach am Olsator, in Köln an der ehemaligen Bachport, in Erfurt am alten Breulertor u. a. Sie erweisen sich als vorgeschobene Defensivwerke für den Augenblick des Nahkampfes, um den Graben und die Zugbrücke unter rasantem Feuer zu halten, besser als dies von den Hochwerken aus möglich war, boten übrigens auch eine bequemere Unterlage für die Zugbrücke mit Schwungruten und waren für den stürmenden Feind nur ein gefährlicher Gewinn, da er sich in dem engen Hof allseits umschlossen und der Vernichtung durch die Besatzung preisgegeben sah.



Abb. 122. Ünglinger Tor in Stendal.

d. Dieser Grundsatz ist noch viel stärker und bewußter in den eigentlichen Doppeltoren und Torburgen durchgeführt, welche geradezu nach dem Prinzip der Fallen angelegt sind. Das älteste Beispiel haben wir an dem Rheintor in Andernach (Abb. 123), welches mit der Befestigung der Stadt Anfang 13. Jh. entstanden ist. Das Innentor in der Flucht der Stadtmauer ist ein starker Turm mit angesetztem Wendelstieg. Davor umschließen zwei konvergierende Mauern einen

Binnenhof mit Wehrgängen, die auf Stichbogen ruhen und mit Holz überbaut sind. Vom Außentor ist nur die Torhalle alt erhalten. Der Oberbau mit polygonen Ecktürmchen stammt aus dem 15. Jh. Fallgitter, Torflügel und Zugbrücke fehlen jetzt, doch ist die Absicht klar, einen durch List oder Gewalt eingedrungenen Feind im Binnenhof abzuschneiden und wehrlos zu machen. Die übrigen Beispiele der Rheinlande, das Ponttor zu Aachen, das Klever Tor zu Xanten, das Weier-, Köln- und Bachtor in Zülpich zeigen Außentore aus jüngerer Zeit und es scheint überhaupt erst das 15. Jh. eine Hochblüte der vorgeschobenen Vortore gebracht zu haben. Dies steht z. B. inschriftlich bei einem der bekanntesten Beispiele fest, dem Tor der Deutschen (Porte des Allemands=Deutschherren; Abb. 124) in Metz.[1]) Das Innentor mit (verschwundenem) Hauptturm und vortretenden Flankentürmen stammt aus dem 13. Jh. 1445 wurde durch Mstr. Henry de Bustorf de Renconval der Grundstein zum Neubau gelegt, indem die Seille, die den Graben durchfließt, überbrückt und ein zweites, sehr starkes und durch ein keilförmiges Bollwerk (le bouillvairt) verbundenes Turmpaar in den ausgebuchteten Graben hineingesetzt wurde, so daß die Erreichung des Außenwalles erst über einer Zugbrücke möglich war. Der ziemlich weite Binnenhof ist an beiden Seiten mit Wohngebäuden (an der Westseite über einem Arkadengang) besetzt, die dem Kastellan und den Pförtnern dienten, während die Türme ständig mit Söldnern besetzt waren. Der Hof diente wesentlich zur Kontrolle des Verkehrs, die Verteidigungsanstalten kehren sich mehr nach außen, aus den Zinnen und Scharten der Verbindungsmauern und der Kopfburg war eine energische Bestreichung des Grabens und des Vorgeländes möglich. Gleichzeitig wurde eine gezinnte Vorlage mit Torweg an der Stadtseite vorgelegt, so daß die Torburg von innen und außen gleich unnahbar war. Endlich errichtete 1667 Vauban auf dem Außenwall noch einen Brückenkopf mit Bastionen, und somit sind an diesem Denkmal die drei Hauptepochen der Festungsbaukunst vertreten. Ein ähnliches Verhältnis waltet bei dem vorzüglich erhaltenen Marientor in Naumburg ob. (Abb. 125). Auch hier stammt wenigstens der Turm, ein richtiger Berchfrit, aus dem 13. Jh. Der Zwinger mit den beiden Torhäusern ist 1446 von Mstr. Brosius Weise errichtet und 1511 er-

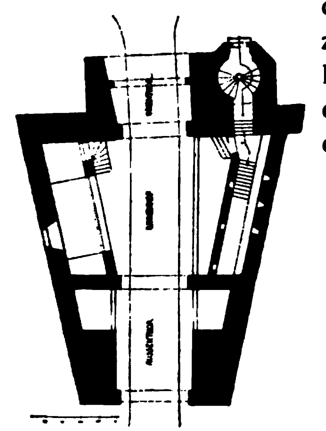


Abb. 123. Rheintor in Andernach.

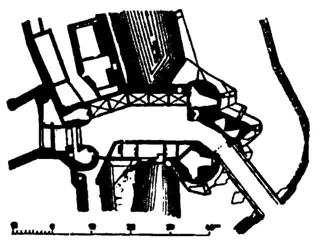


Abb. 124. Das deutsche Tor in Metz.

1) H. E. HEPPE, Das deutsche Tor in Metz, Dpfl. IV. 49. — SCHMITZ, Ma. Profanbau i. Lothr.

neuert worden. Der schlauchartige Hof ist bis über die Mitte des Grabens hinausgeschoben und das Außentor fast rechtwinklig zu dem inneren eingesetzt. Hier ist die Absicht klar, die Torweite dem direkten Feuer ganz zu entziehen und diesem vielmehr eine starke Mauer entgegen zu stellen. Drei Schießkammern sind auf den Graben gerichtet. In Obergeschoßhöhe geht vom Turm ein ringsum laufender Wehrgang, der mit zahlreichen Scharten nach innen wie nach außen besetzt ist. Am inneren Tor ist die Vorrichtung des Fallgatters und ein Schießstand erhalten. Ein Eindringling war in diesem Hofe jedenfalls ganz der Gnade der Besatzung ausgeliefert. Ganz ähnlich war das Hackstedter Tor in Freyburg a. U. und minder stark das obere Tor in Laucha angelegt. Die Vortore im Backsteingebiet, für welche besonders Neubrandenburg einige gut erhaltene Beispiele aufweist, tragen viel vornehmeren, eleganteren Anstrich. Das Außentor ist ein schmaler Bau mit der

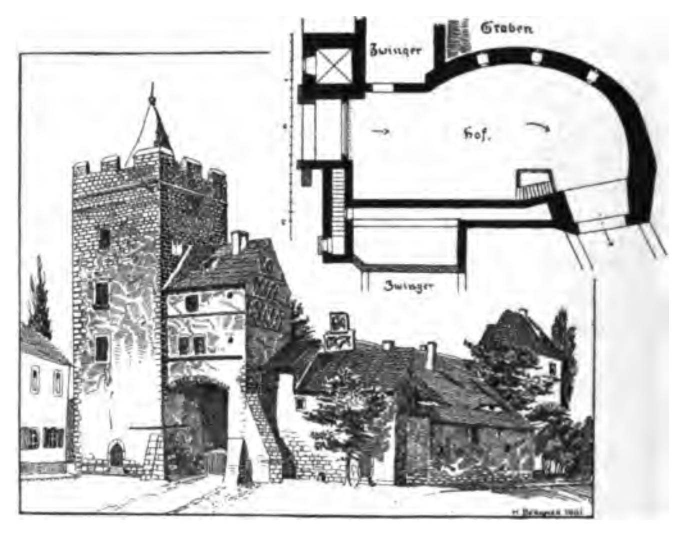


Abb. 125. Marientor in Naumburg. Grundriß und Ansicht.

Torfahrt und einem Halbgeschoß, das einen Wehrstand birgt, die Fassade gewissermaßen allen zerstörenden Kräften zum Trotz mit zierlichen Blendnischen geschmückt und oben mit reichen Giebeln und Fialen gekrönt (Stargarder Tor in Neubrandenburg). Gerade und niedrige Mauern mit Scharten verbinden diese Vortore mit den schon oben beschriebenen mächtigeren Tortürmen.

Die mächtigsten Torburgen hat Nürnberg in seinen vier großen Toren — Laufer-, Frauen-, Spittler- (Abb. 126) und Neutor — aufzuweisen, die im Kern der 1452 abgeschlossenen Neubefestigung entstammen. Wie in Naumburg werden große ummauerte Höfe — Waffenplätze genannt — vom Torweg in gebrochener Linie durchquert, an der Innenseite aber ganz durch quadratische Berchfrite beherrscht. An deren Stelle traten dann die gewaltigen, ohne eigentlichen Grund so genannten »Dürertürme«, die erst 1556—64 nach den Plänen von Georg Unger erbaut wurden. In ihnen erhebt sich noch einmal allen Fortschritten der Festungsbaukunst zum Trotz der alte stolze Bürgersinn. Es sind fast öffnungslose Hochbastionen zur Aufstellung weitreichender Geschütze auf den Plattformen, rückständig

in jeder Beziehung, aber unbedingt imponierend durch die einfach massive Wucht ihrer Verhältnisse und Gliederung, mehr »gewaltige Warten als nützliche Verteidigungswerke«. Auch die blasierteste Nachwelt wird sich immer vor diesen Symbolen reichsstädtischer Macht und Gesinnung beugen.



Abb. 126. Spittlertor in Nürnberg.
Phot. von F. Schmidt.

Die weitere Entwickelung der städtischen Befestigungskunst führt nun zur »Festung«. Hier kommen rein kriegstechnische Fragen zum Austrag und die künstlerische Arbeit ist auf ein Minimum beschränkt. Außerdem brachte es der Fortschritt der Kriegsmittel mit sich, daß eine große Menge alter Waffenplätze nach und nach aus der Zahl ernstlicher Festungen ausschied, und fast in jedem Falle entschied das höhere Staatsinteresse für vollständige Beseitigung der Werke. So

sind wir meist auf literarische Quellen angewiesen und können uns mit dem kürzesten Überblick über die hauptsächlichen Etappen des theoretischen und praktischen Fortschrittes begnügen.

II. Die Festung.

DÜRER, Etliche Underricht zur Befestigung. Nürnb. 1527. — D. SPECKLIN, Architectura von Festungen. Straßb. 1589. — A. FREITAG, Archit. milit. nova. Leyden 1630. — W. DILICHIUS, Peribologia od. Bericht v. Festungs Gebewen. Frankf. 1640. — G. RIMPLER, Ein dreyfacher Traktat v. d. Festungen. Nürnb. 1673. — L. C. STURM, Entdeckung der unstreitig allerbesten Manier. Frankf. a. O. 1704. — v. COEHORN, Nieuwe Vestingbouw. Leeuwarden 1685. — STURM, Archit. milit. Nürnb. 1702. — L. DE CORMONTAIGNE, Archit. milit. Haag 1741. — HOYER, Gesch. d. Kriegskunst, Gött. 1797. — v. ZASTROW, Gesch. d. best. Befestig. Lpz. 1828. — v. BRESE, Üb. Entsteh. u. Wesen d. neueren Befestigungsmethoden. Berl. 1844. — SCHRÖDER, Zur Entwicklungsgesch. des Bastionärsyst. Arch. f. Art. u. Ing.-Offiz. Berl. 1878. — v. BONIN, Gesch. des Ingenieurcorps. Berl. 1877. — JÄHNS, Handb. der Gesch. des Kriegswesens. Lpz. 1880.

Der Begriff »Festung« löst sich im Lauf des 16. Jh. theoretisch und praktisch von dem der Burg und Stadt; die Elemente und Ansätze sind aber schon seit Mitte 15. Jh. nachweisbar. Den Ausgangspunkt bilden jene niederen, dicken Türme mit Schießkammern, Rondelle, Bastionen, denen wir schon beim Burgenbau begegneten, in denen erst die sichere Aufstellung von Geschütz möglich war und die mehr und mehr aus der Mauer hervortretend die schwachen oder besonders wichtigen Punkte der Verteidigungslinie, namentlich die Ecken und Tore schützten. Hierzu kamen dann noch niedere Streichwehren (Koffer, Caponnieren), eine Fortbildung der Koffer, welche die Vortore mit den Haupttoren verbanden, und die nun gelegentlich vor die Mauer gesetzt wurden, um die niedere Seitenbestreichung zu ermöglichen. Sie sind vier- oder fünfeckig und mit ihren Zinnen oder Brustwehren ausschließlich auf den Nahkampf berechnet. Endlich die konstruktive Umgestaltung der Mauer. Je mehr sich die Belagerung als Geschützkampf auf größere Entfernung abspielte, um so allgemeiner war die Erkenntnis, daß die alte hohe Ringmauer weder defensiv noch offensiv genügen konnte. In ersterer Hinsicht suchte man sich durch größere Mauerstärken, durch Streben und Dechargebögen zu helfen. Man hinterfütterte auch die Mauer durch einen Erdwall, die Schütte, welche nicht nur das Brescheschießen erschwerte, sondern auch einen gedeckten Gang mit freierer Bewegung ergab. In zweiter Hinsicht suchte man Platz für die Aufstellung der eigenen Artillerie, teils durch Niederwälle wie in Nürnberg, teils durch breitere Schütten, die Plattformen, Katzen oder Kavaliere zu schaffen, die gewöhnlich zwischen zwei Rondelle gelegt wurden. Mit diesen Mitteln hat sich die Stadtbefestigung vielfach noch bis gegen Ende 16. Jh. abgemüht und teilweis sehr feste Werke geschaffen. Namentlich verbesserte man die Bastionen. In der Turmform leisteten sie offensiv zu wenig, da sie nur eine beschränkte Armierung und Zielfreiheit gewährten. Dieser Übelstand ward nur wenig gemildert dadurch, daß man sie fast frei, nur durch einen schmalen Stiel verbunden, vor die Mauer setzte, die dann an beiden Seiten etwas eingezogen wurde (Bastei am Untermaintor in Frankfurt); er ward erst dadurch gehoben, daß man die Bastion als unbedeckte Schanze mit Schütte und Brustwehr herstellte, so in zwei großen

und hochgerühmten Beispielen um 1550 an der Jakobervorstadt in Augsburg, wozu die großen Bastionen von Basel, Osnabrück, Metz u. a. würdige Seitenstücke darbieten. Eine Vorstellung dieser Rondelbefestigung gewährt Schloß Heldrungen (Abb. 127), bei der Abtragung 1645 von Merian aufgenommen.

Indes, diese Fortschritte und Versuche sind zu vereinzelt, ohne Zusammenhang mit dem Ganzen, nicht aus einheitlichem Plane geschaffen, auf sich allein gestellt. Erst der Gedankenarbeit der Theoretiker und den ausländischen (italienischen) Vorbildern ist jenes Neue zu danken, das der Festung ihr eigenes Gepräge gibt, die systematisch entwickelte und aufgebaute fortifikatorische Front, die den vollen Bruch mit der alten Art der Hochbauten, namentlich der Türme bedeutet. Für Deutschland wird dieser Umschwung durch zwei Männer bezeichnet, Albrecht Dürer und Daniel Speckle. Dürer ist der letzte und geistvollste Vertreter der absterbenden, mittelalterlichen Bauweise. Der Genius loci seiner Vaterstadt und sein künstlerisches Gefühl offenbaren sich darin, daß er ganz im Steinbau lebt und entwirft. Er hat seine Ideen an drei Beispielen entwickelt, einem Fürstenschloß von größten Verhältnissen, einer Klause (Paßsperre) von zentraler Anlage und an Vorschlägen zur Verbesserung alter Stadtumwallungen. Sein System beruht auf gemauerten Basteien, die gewölbt und kasemattiert sind. Sein Schloß ist quadratisch angelegt, von zwei gemauerten Schütten und zwei Gräben umgeben, mit zahlreichen Streichwehren besetzt. Am Außenwall läuft ein gedeckter Weg, vor diesem ein dritter Graben. Wie er die Klausen meinte, können wir an dem einzigen Beispiel erkennen, das nach seinen Plänen erbaut wurde, dem »Munot« in Schaffhausen (1564—85). Es ist dies eine runde Zidatelle von 50 m Durchmesser, in zwei Geschossen auf Pfeilern gewölbt und mit einer Plattform, auf welcher heut Reben und Gärten grünen. An einer Seite ist ein Treppenturm angesetzt, der im obersten, die Plattform übersteigenden Geschoß die Rüstkammer barg. Auch bei der Neubefestigung Ingolstadts 1537 sind einige von den Gedanken des Meisters verwirklicht.

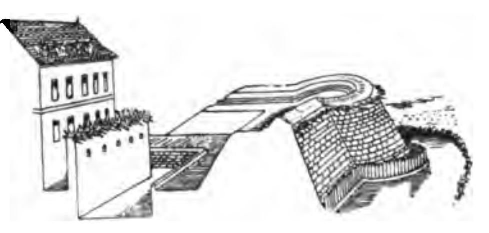


Abb. 127. Umwallung von Heldrungen nach Merian.

Inzwischen war aber von Italien aus eine systematische Umgestaltung des Befestigungswesens ausgegangen. Die beschämende Hilflosigkeit der Städte gegenüber der Artillerie Karls VIII. trieb im Anfang des 16. Jh. überall zu großartigen Neubauten, wobei gerade die deutschen Muster und Meister die besten Anregungen boten und Architekten wie L. Alberti, L. da Vinci, San Micheli und San Gallo und der in Deutschland bewanderte Theoretiker della Valle die Wege wiesen. Padua, 1509 glorreich verteidigt, Ferrara seit 1512, Verona seit 1525 unter S. Micheli, Ankona seit 1537 unter S. Gallo neu befestigt, galten bald als die stärksten Plätze der Christenheit und das altitalienische System drang in allen Kulturstaaten als Norm und Grundlage der weiteren Fortschritte und Verbesserungen ein, damit auch viele technische Ausdrücke, die, unsere gute und verständliche deutsche

Kunstsprache verdrängend, später in einer heillosen Französierung allgemein maßgebend wurden. Das System ist eine Polygonalbefestigung mit Bastionen. Es wird von einem (regelmäßigen) Vieleck, der inneren Linie, aus entwickelt, indem die einzelnen Seiten (Kurtinen) an ihren Enden (Schnittpunkten) mit Bastionen und in der Mitte mit einem vortretenden Kavalier besetzt werden. Die Länge der Kurtine ist auf ca. 500 m festgesetzt, so daß ihre Front und der Graben von den zwei Bastionen aus auch mit Musketenfeuer bestrichen und jeder angegriffene Punkt von den zwei benachbarten, also die Eckbastion von den beiden nächsten Kavalieren, oder der Kavalier von den beiden Bastionen flankiert werden konnte. Im übrigen sind die Funktionen so verteilt, daß die Kavaliere mit ihrer schweren Artillerie in das Vorgelände schlagen, die Bastionen aber die Grabenverteidigung übernehmen. Ihre Flanken sind deshalb verdoppelt, kasemattiert und hinter Ohren zurückgezogen.

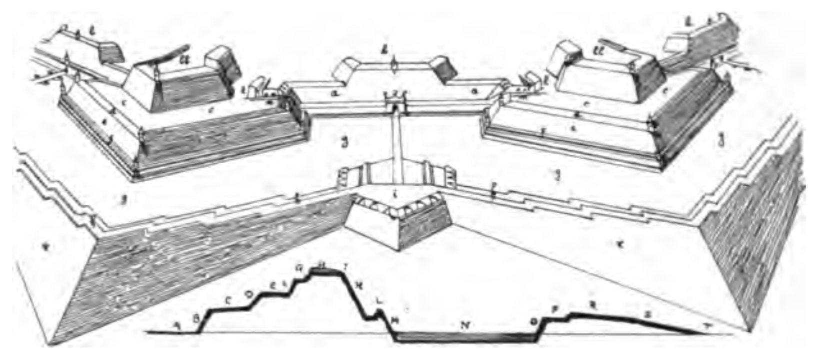


Abb. 128. Schema und Schnitt einer Bastionärfront nach Speckle.

Hier ist der Ort, um zunächst die neue Terminologie an einem voll entwickelten Schema (Abb. 128) zu erklären: a die Kurtine mit dem Tor, darüber b der Kurtinenkavalier, c c die Bastionen, die hier ebenfalls mit Kavalieren b b bekrönt sind. Im einzelnen unterscheidet man daran die Spitze, Pünte, die Facen (Vorderseiten), die jenachdem spitz-, recht- oder stumpfwinklig zusammenlaufen, die Flanken (hier senkrecht auf der Kurtine stehend, sonst auch nach den Schulterpunkten der Bastion einwärts gezogen). Die zur Kasematte l umbiegenden, auch abgerundeten Ecken der Flanke nennt man Ohren (orillons). Das Profil des Hauptwalles mit der Brustwehr (Parapett) d, der Busung oder Böschung e, dem Unterwall, Zwinger, Faussebraie f und der Unterböschung (Eskarpe), ist unten in seinen einzelnen Abschnitten deutlicher. Die inneren Werke werden durch den Hauptgraben g von den Außenwerken getrennt. Hier ist über der Außenböschung (Kontereskarpe) ein gedeckter Weg für Infanteriebesatzung h und in den Winkeln ein Schießstand für Artillerie i angelegt. Für letztere ist die Bezeichnung Flesche, Redan oder Ravelin üblich, wenn sie ein einfaches Dreieck bildet, Lünette oder Brille, wenn an die Fasen noch Flanken ansetzen, ähnlich wie bei den Bastionskavalieren b b, Hornwerk, wenn sie von einer Kurtine aus mit kleinen, spitzen Halbbastionen entwickelt sind. Für das Profil gelten folgende Benennungen: A Zwinger, Wallstraße, B Innenböschung, C Stückbank, D Bankettböschung, E Bankett, F innere Brustwehrböschung, G Kamm, Krete, wenn die Artillerie auf dem Kavalier steht, als gedeckter Weg ausgeschnitten, sonst mit Stückscharten durchbrochen. H Brustwehr, Krone, Kappe, meist mit leicht nach außen abgeböschtem Erdauftrag, I äußere Krete, wie auf Abb. 127 mit Sturmpfählen besetzt, sonst durch ein Gesims, Mauerkranz, Kordonband bezeichnet, K die Böschung, L die Faussebraie, M die Eskarpe. Wenn die Faussebraie fehlt, bilden K und M

die Eskarpe. N der Graben, O die Kontereskarpe mit den nötigen Aufgängen zum gedeckten Weg P. RST bilden die Feldabdachung, das Glacis, welches im Belagerungsfall mit allerhand Hindernissen, Sturmpfählen, Spickpfählen (piquets), Wolfsgruben, spanischen Reitern u. dergl. ungangbar gemacht wird.

Nach dem älteren italienischen System wurden in Deutschland neu befestigt Küstrin 1537—58, schon von Natur durch Wasser und Moor sehr stark, Jülich seit 1550, Düsseldorf 1557, Spandau 1559.

Wesentliche Förderungen erwuchsen dem Festungsbau im niederländischen Befreiungskriege, wo die Bedeutung von Wasser- und Erdwerken voll erkannt und ausgenutzt wurde. Die Verbesserungen der italienischen Manier richteten sich zunächst auf die Verkürzung der Kurtine. Durch Vermehrung der Polygonseiten im Grundriß rückte man die Bastionen so nahe aneinander, daß sie sich gegenseitig bestreichen konnten. Wie sehr das Brescheschießen und Sturmlaufen hierdurch erschwert wurde, liegt auf der Hand. Hiermit hängt es zusammen, daß die Kurtinenkavaliere an Bedeutung verloren, man verlegte sie auf die Bastion und deckte die Kurtinenmitte lediglich durch ein Ravelin, durch welches nun auch überwiegend die Tore und Straßen geführt wurden.

Der Mann nun, welcher alle diese Ideen und Versuche zusammenfaßt und mit frischem, unbefangenem Blicke für das Wertvolle und Wirksame das System der Zukunft entwirft, ist Daniel Speckle (1536—1589), in einem bewegten Wanderleben fast mit allen bedeutenderen Festungsbauten seiner Zeit bekannt, namentlich in den Niederlanden geschult und im Verkehr mit den besten Baumeistern und Kriegsleuten gebildet, zuletzt Stadtbaumeister von Straßburg, wo er auch sein Lebenswerk »Architectura von Festungen« schrieb, in seinem Todesjahr 1589 zuerst mit einer gereimten Lebensbeschreibung erschienen. Er legt darin Erfahrungen und Axiome nieder, welche in der Folgezeit, oft als »neue Inventionen«, von anderen verwirklicht und nicht zum wenigsten von den großen französischen Koryphäen Vauban und Cormontaigne ausgebeutet wurden. Seine »einfache Manier« ist aus Abb. 128 ersichtlich; daneben hat er noch eine »verstärkte« Manier entwickelt, wobei die Kurtine verkürzt und nach außen gebrochen, vor ihr aber ein mächtiges Ravelin von der Größe und Konstruktion einer Bastion gelagert ist, dessen Fasen auf die Bastionspünten streichen. »Diese Manier ist auf Jahrhunderte hinaus die Grundlage der europäischen Befestigungskunst geblieben« und selbst neuere Franzosen wie Prevost erkennen an: »Speckle est un auteur original, un chef d'école«. Die Grundzüge seines Systems lassen sich kurz so zusammenfassen: Die Stärke einer Befestigung wächst mit den Vielecksseiten der Defenslinie und mit der Größe der Bastione und Raveline. Diese und die Kurtinen sind mit Kavalieren zu krönen, die Flanken müssen senkrecht auf der Defenslinie stehen und nur die rechtwinkligen Bastione sind brauchbar. Zur vollen Ausnutzung der Verteidigungswerke gehören die gedeckten Wege hinter jedem Kamm und die kasemattierten Galerien, die unter der Faussebraie zur tiefen Grabenbestreichung (doch nur für Infanterie) anzulegen sind. Schließlich sind die Bekleidungsmauern dem Auge des Feindes zu entziehen, so daß er nicht eher als vom Kamm des Glacis Bresche schießen kann und auch dieses kann durch geschickte Ver-

schränkung von Streben, Dechargebögen und gewölbten Hohlräumen aufs äußerste erschwert werden«.

In dieser theoretischen Reinheit ist das System Speckles nicht in die Wirklichkeit übergegangen. Die Praxis fand sich vielmehr mit Reduktionen desselben ab, mit einem vereinfachten Bastionärsystem, das als »niederländische Manier« bis Ende 17. Jh. herrschend blieb und dessen Grundzüge Adam Freitag in seiner Architura militaris nova (Leyden 1690) festgelegt hatte. Sieht man einen holländischen Städteatlas dieser Zeit durch, so findet man überall zunächst die einfache Bastionärfront mit Ober- und Unterwall von breitem Wassergraben umgeben (Gent, Maerden), darin freiliegend vor der Kurtinenmitte Scherenwerke oder Ravelins (Ostende, Geldern, Gorchum), an den Ecken vor den Bastionen noch Hornwerke (Bergen op Zoom, Breda). Dasselbe Bild erhalten wir von den deutschen Festungen des 17. Jh. aus Merians Topographien. Hier überwiegt sogar der Eindruck, daß die Bastionärfront bis zum Ausgang des dreißigjährigen Krieges nur ganz geringe Fortschritte gemacht hatte. Meist sind nur einzelne Elemente, Ravelins oder Hornwerke vor den Toren oder vor anderen wichtigen Punkten, vereinzelt auch Eckbastione mit Kavalieren aufgenommen. Selbst die Reichsstädte und Residenzen lassen mit wenig Ausnahmen die zögernde, schrittweise Fortbildung und Modernisierung ihrer Werke erkennen.

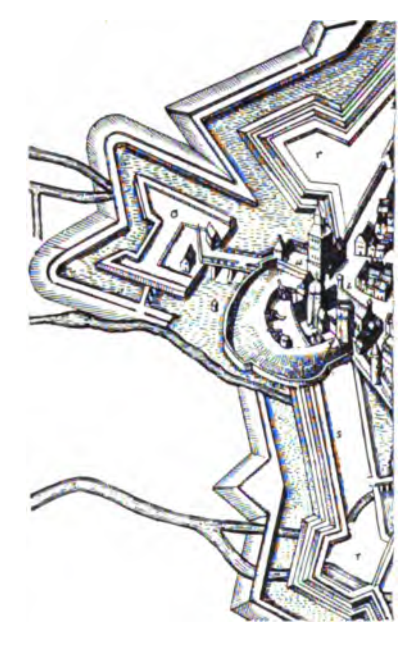


Abb. 129. Befestigung von Augsburg nach Homanns Städteatlas.



Abb. 130. Befestigung von Kassel nach Homann.

Typisch ist der Vorgang in Nürnberg zu verfolgen. Hier begann man mit der Verstärkung der Burg, die unter dem Sizilianer Fazuni 1538—45 eine Bastionärfront altitalienischer Manier erhielt; von einer vom Tiergärtner- bis zum Vestnertor reichenden, gebrochenen Kurtine springt eine Hauptbastion vor, an welche niedere Wehren (Ravelins)

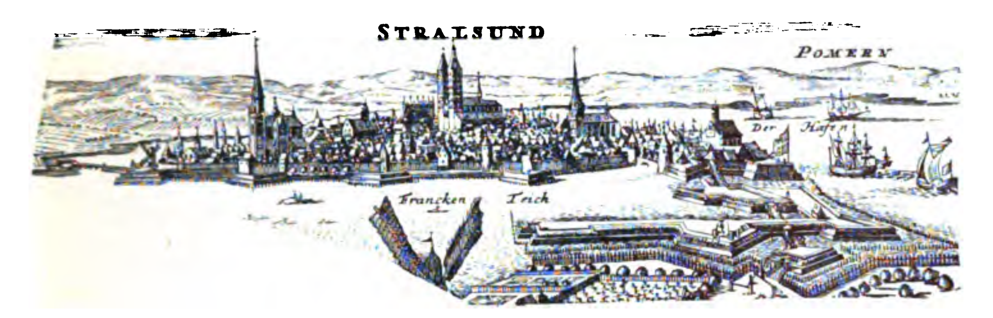


Abb. 131. Ansicht von Stralsund um 1715.

flankierend angesetzt sind, vor beiden Toren kleinere kasemattierte Bastionen mit den tiefen Torgewölben; über den Graben führen Holzbrücken. Es folgten die Bollwerke vor dem neuen und Hallertor, die großen Hornwerke vor dem Färber- und Frauentor und 1613—14 die Wöhrder Bastei. Aber im Laufe des dreißigjährigen Krieges wurde eine ganz neue Enceinte weit hinausgeschoben, die Vorstädte und deren Fluren umschließend, durch zwei Sternwerke, die Bärn- und Sternschanze, an der unteren Pegnitz verstärkt. Ganz ähnlich in Augsburg (Abb. 129). Der Ausschnitt mit dem roten Tor a in der Mitte zeigt zunächst die alte Stadtmauer mit ihren Toren und Wichhäusern, die letzteren von Elias Holl bis 1545 umgebaut. Es folgen um 1550 die großen runden Bollwerke, welche denen an der Jakobervorstadt (s. S. 125) entsprechen. Am Ausgang des 16. Jh. werden vor den alten Stadtgraben die Fleschen und Lünetten p, p und das Hornwerk o vorgelegt. Im dreißigjährigen Kriege entsteht die weitere, ganz regelmäßige Linie, eine einfache Bastionärfront mit langen Kurtinen s, s und stumpfen Bastionen r, r, woran man deutlich den ringsumlaufenden Niederwall (Faussebraie) erkennt, davor der Graben und der Außenwall mit gedecktem Weg und Ravelins in den Zwickeln ganz wie bei Specklin. Interessant ist die Verbindung der alten und neuen Linie durch Traversen t, t. Ähnlich ist die Entwickelung bei Regensburg, Ingolstadt, Köln, Mainz, Straßburg, Würzburg, Magdeburg und vielen anderen Festungen. Eine ausnehmend starke Bastionierung treffen wir in Kassel (Abb. 130), seit 1688 nach Plänen Paul Durys erbaut. Hier ist die Kurtine nach außen gebrochen, in den Bastionen sind mächtige Kavaliere errichtet und die Pünten mit besonderen Lünetten a, a besetzt, um die Bestreichung des Wallganges zu erschweren, während die Außenwerke fehlen. Sehr stark sind diese dagegen bei einer der berühmtesten Seestädte, Stralsund (Abb. 131), entwickelt, wo der Übergang von Rügen durch einen breiten bastionierten Brückenkopf und zwischenliegende Raveline verlegt ist und ein Kranz von Lünetten die Landseite schützt. Aber während die Stadt 1628 mit geringeren Mitteln die zehnwöchige furchtbare Belagerung durch Wallenstein siegreich bestand, wurde sie in diesem Zustand 1715 ohne bedeutenden Widerstand den Schweden von den Preußen abgenommen. Ganz anders bewährte sich die Stadt Wien (Abb. 132) in der heißen siebenwöchigen Belagerung durch die Türken 1683. Die Enceinte war hier streng schulmäßig mit Kavalieren auf den Bastionen O, P und Ravelinen im Graben



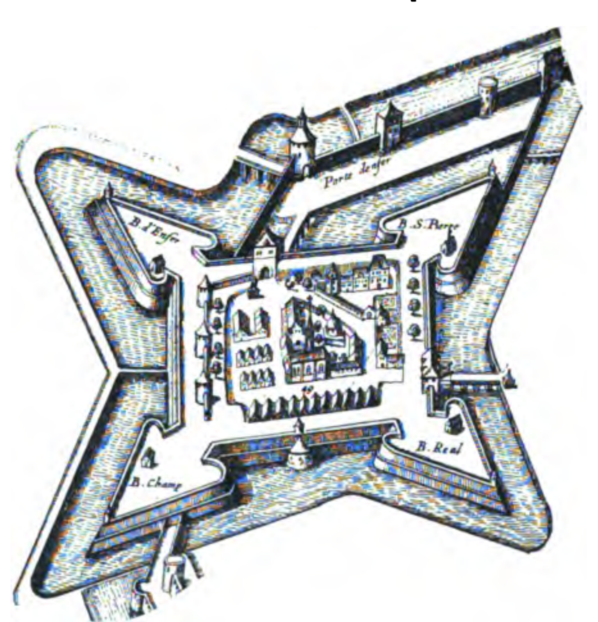
Abb. 132. Teilstück der Befestigung Wiens.

vor den Kurtinen M, M, N entwickelt, ohne sonstige stärkere Außenwerke, ein Beleg zu vielen, daß Geist und Mut der Verteidiger erst der Festung ihre wahre Stärke geben.

Diese Erfahrung hatten kurz vorher die anerkannten Meister des Befestigungswesens, die Niederländer, machen müssen, als seit 1672 der größte Belagerungskünstler aller Zeiten, Vauban (1633—1707), ihre berühmtesten Plätze in beschämender Kürze einnahm und ihr System in den tiefsten Miskredit brachte. Vaubans Genie entfaltete seine Stärke im Angriffe. Gleichwohl ist er ungesucht, durch die Wucht seiner Erfolge zum Schöpfer eines nach ihm benannten Systems geworden. Denn er selbst hat viel gebaut und viel geschrieben und seinen Landsleuten ein blindes Vertrauen auf seine Festungswerke hinterlassen, das endgültig erst der Krieg von 1870 entwurzelte. Es ist nun allgemein anerkannt, daß er im Festungsbau durch und durch Erklektiker ist, mit sicherem Blick ältere gute Ideen aufnahm und namentlich die Gedanken Pagans und Speckles in die Praxis einführte. Die zahlreichen Bauten seiner »ersten Manier« sind nichts anderes als Bastionärfronten nach Speckles Schema, nur daß er überall die feinste Anpassung an das Gelände wahrt und zur Deckung der Kurtine Grabenscheren zweifelhaften Wertes einlegt. In diesem Stil baute er neu oder um nach 1673 Breisach und Philipsburg, nach 1681 Saarlouis, Pfalzburg, die Zitadelle von Straßburg und Kehl, Freiburg, Belfort und Hüningen. Bei der Belagerung von Luxemburg 1684 machten zwei ältere Türme der Enceinte, Berlaimont und Marie, die er nur durch glücklichen Zufall zu nehmen vermochte, solchen Eindruck auf ihn, daß er bei seinen folgenden Werken »der zweiten Manier« ähnliche dicke, kasemattierte Geschütztürme auf die Schnittpunkte der Kurtine und der Bastionskapitale setzte und diese bei der Neubefestigung von Belfort, Mont Royal bei Traben und Landau 1687, bei der Neuanlage von Neubreisach 1697 anwandte. Er versicherte seinem König, daß er selbst Landau nicht zu nehmen imstande sein würde. Da es kurz darauf viermal ohne übermäßige Mühe gestürmt wurde, haben sich seine Schüler und Nachfolger seiner zweiten Manier ganz entschlagen und sich der ersten befleißigt. Der Widerstand, den nach zwei Jahrhunderten Straßburg, Pfalzburg, Belfort und andere unseren überlegenen Angriffsmitteln leisteten, erweckte die Achtung vor dem Geiste und der Einsicht des genialen Mannes.

Zugleich kann man ihm das Verdienst zuschreiben, durch die betäubenden Erfolge seiner Belagerungen die mannigfachsten Kräfte des Gegenspiels angeregt zu haben. Vaubans bedeutender Gegner im niederländischen Kriege war v. Coehorn, ein begabter Offizier, der zwar das allgemeine Mistrauen gegen die »niederländische Manier« nicht teilte aber praktisch und dann in seinem Lehrbuch »Niewe Vestingbouw« (1685) eine Verbesserung einführte, indem er vor die Bastionärfront eine tenaillierte Enceinte legte, bestimmt als Trägerin des Fernkampfes zu dienen. Es wiederholt sich darin ein Vorgang, wie er bei der Entstehung der Bastionärfront zu beobachten war. Waren dort die einzelnen und zerstreuten Bollwerke mit der Umwallung zu einer systematisch gegliederten Einheit verschmolzen, so wurden hier die untereinander verschiedenen und ganz nach Bedürfnis vorgeschobenen Außenwerke im oder vor dem Graben, die Scheren, Lünetten und Hornwerke, zu einer neuen Front zusammengerückt. Zu ähnlichen Ergebnissen waren die deut-

schen Theoretiker durch G. Rimplers etwas verworrenen und unklaren »dreyfachen Traktat von den Festungen« (1673) gelangt, seit L. Chr. Sturm sich zum leidenschaftlichen Ausleger und Verehrer der Rimplerschen Ideen aufgeworfen hatte. Dies neue Zangen- oder Tenaillensystem ging allerdings auf Beseitigung der Bastionärfront, welche im Wechsel von Kurtinen und Bastionen dem Angriff immer noch Punkte von ungleicher Natur und Festigkeit entgegenstellte, und entwickelte dafür die Front aus dicht aneinder gereihten Zangen, die im Grundriß Sternformen ergeben und mit Versetzung der Achsen verdoppelt oder verdreifacht die beliebige Verstärkung des Gürtels zulassen, außerdem die Anpassung an das Gelände in hohem Maße erleichtern. Trotzdem sich Autoritäten wie Landsberg (Nouvelle manière, Haag 1712) und der Marschall von Sachsen dafür aussprachen und die deutschen Theoretiker das Tenaillensystem mit patriotischem Eifer gegen die Franzosen verfochten, wurde die Praxis bis Ende 18. Jh. fast ausschließlich durch die in Vaubans Geist gebildete und neuerdings durch L. de Carmontaignes Archit. milit. Haag 1741 organisierte französische Schule beherrscht, die in Deutschland durch Schriften und Festungswerke unter der Marke »Der verbesserte Vauban« zahlreich vertreten ist.


Abb. 133. Zitadelle von Metz nach Homann.

Der Begriff der »detachierten Forts«, welcher die neueste Festungsbaukunst kennzeichnet, war dem Mittelalter nicht fremd. Beim Burgenbau begegneten uns Ansätze, andere werden wir bald kennen lernen. Eine verwandte Idee verkörpert die Stadtburg, die in der Renaissance die Form der Zitadelle (Abb. 133) annimmt und eine Begleitform in den vorgeschobenen Schanzen und Sternwerken findet. Hierfür hat schon Specklin mustergültige Entwürfe geliefert und die Anlagen sind sich im 17. und 18. Jh. wesentlich gleich geblieben. Die Unterlage bildet immer ein beherrschender Hügel, womöglich von Wasser umgeben, den Grundriß ein Vier- oder Fünfeck, mit spitzen Bastionen in Sternform besetzt. Der Aufbau und das Profil der Mauern und Gräben folgt dabei ganz dem eben geschilderten Entwickelungsgange, und man wird leicht erkennen, daß in diesen kleinen und oft so wirksamen »reinen Festungen« auch die tieferen Wurzeln der Tenaillenfront beschlossen liegen.

Künstlerisch angesehen ist der Festungsbau so ziemlich unfruchtbar. Ja selbst die malerischen Massenwirkungen, die immerhin beim Burgbau noch einigermaßen

erfreuen, gehen verloren, je mehr das Profil erniedrigt und der Steinbau durch Erdwerke ersetzt wird. Einzig an den Toren hält sich eine gewisse architektonische Gesinnung. Wie schon aus den Abbildungen ersichtlich ist, werden sie meist von den Bastionen hinweg in die Kurtinenmitte verlegt und durchbrechen den Wall in langen gewölbten, oft gebrochenen Hallen, deren Mündung innen wie außen mit Bossenquadern oder Pilastern eingefaßt und mit einer Attika oder einem Giebelaufbau bekrönt wurde. Indes sind auch vornehmere und selbständige



Abb. 134. Das Hohetor in Danzig.
Nach einer Photographie von R. Th. Kuhn.

Torbauten nicht selten. Eins der feinsten Werke dieser Art ist das Hohetor in Danzig (Abb. 134), 1586 durch Wilhelm v. d. Blocke nach dem Muster der Porte St. George zu Antwerpen (1553) über einem älteren Kern errichtet. Man wird die Anlehnung an das dreiteilige römische Triumphaltor trotz der breiten und massigen Verhältnisse herausfühlen. Dieses Schema ist dann auch in Zukunft bei allen Stilwandlungen vorbildlich geblieben. Es klingt z. B. noch ganz lebhaft in dem französischen Tor auf dem Wyschehrad in Prag (Abb. 135) durch, obwohl hier der schlankere Aufriß, die Wucht der Glieder und der malerische Aufbau die feinfühlige oberitalienische Schule verraten, die durch Sanmicheli auch

für den Torbau neue, in ihrer Art klassische Anregungen erhalten hatte. Als Schöpfer dieses mustergültigen Denkmals kommt wohl Carlo Luragho um 1660 in Betracht. Als ein »Meisterstück der Baukunst« galt das Berliner Tor in Wesel (Abb. 136), 1718—22 durch Jan de Bodt errichtet. Der Torbau war hier innen von Wachhäusern wie sonst häufig flankiert und beide durch eine offene Arkadenhalle verbunden. Die Außenfassade ist durch zwei Paar dorische Säulen gegliedert, welche ein Triglyphengesims und eine nüchterne Attika tragen; auf dieser erhebt sich eine stattliche Trophäengruppe, während zwischen den Säulen die Statuen von Minerva und Herkules als Torhüter figurieren. In ähnlichen Formen sind das Königstor in Stuttgart, das Klausen- und Linzertor in Salzburg (1612—1614) und zahlreiche Schloßtore gehalten, auf welche wir zurückkommen. Der volle Verrat am deutschen Stadttor wurde jedoch erst in der klassischen Zeit begangen, als den Architekten die athenischen Propyläen auf die Nerven fielen. Als freier Reproduktion dieses Musters wird man dem Brandenburger Tor in Berlin (Abb. 137), 1793 unter Langhans begonnen, die Größe der Gesinnung und die Schönheit der Verhältnisse nicht aberkennen, aber wenn man sich der malerischen märkischen Stadttore des Mittelalters erinnert, wird man nur mit Bedauern den Untergang einer echten und bodenständigen Bauweise und die Verpflanzung landfremder Gewächse ansehen. Noch kälter und fremder wirken dann die Propyläen in München, denen außerdem jede lokale Berechtigung abgeht.


Abb. 135. Französisches Tor auf dem Wyschehrad in Prag.

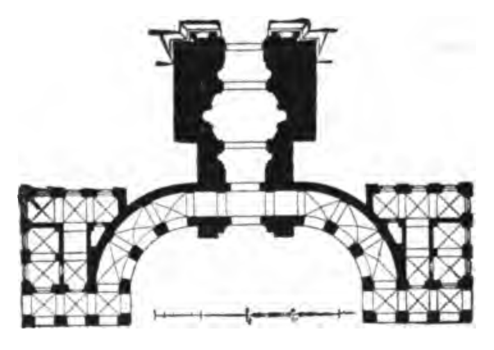

Abb. 136. Grundriß des Berliner Tores in Wesel.



Abb. 137. Brandenburger Tor in Berlin.

III. Landwehren, Warten, Dorfbefestigungen.

TOLL, Die Landwehren d. ält. Zt. bes. in d. Rheingegenden. Arch. f. Art.- u. Ing.-Offiz. Berl. 1848. — THUDICHUM, Dorfeinfriedigungen und Grenzwehren. Anz. d. Vorzt. 1860. — v. COHAUSEN, Alte Verschanzungen ... im Rheinlande u. in Preußen. Zs. f. preuß. Gesch. u. Landesk. 1866. — J. SCHNEIDER, Grenzwehren. Picks Mschr. f. Westdeutschl. 1873. — WERNEBURG, Thür. u. sächs. Grenzverteidigungswerke. Zs. thür. Gesch. u. Alt. 1878. — WÜRDINGER, Bef. des Landes (Bayern). Münch. 1868. — v. OPPERMANN, Atlas vorgesch. Befestigungen. Hann. 1888. — WÖRNER u. HECKMANN, Orts- u. Landesbefestigungen des Ma. Mainz 1884. — BERGNER, Bef. Kirchen. Zs. chr. Kunst XIV. 206. 225. — E. SIGERUS, Burgen u. Kirchenkastelle im siebenbürg. Sachsenlande. 3. A. Hermannst. 1900. — JÄHNS, Gesch. d. Kriegsw. 1107 ff.

So locker wir uns immer das Staatsgefüge vorgeschichtlicher Zeiten vorstellen mögen, in bezug auf Landes- und Grenzverteidigung sind Werke von einer Größe und Planmäßigkeit geschaffen worden, wie sie erst der moderne Staat wieder hervorzubringen vermochte. Das bedeutendste Beispiel ist die große Grenzwehr zwischen Elbe und Weichsel, die in einer Hauptlinie über Leipzig, Großenhain, Senftenberg, Kamenz, Muskau, Bunzlau zur Oder und in einer vorgeschobenen über Dessau, Luckau, Breskow, Frankfurt zur Weichsel streicht. Von ähnlicher

Ausdehnung sind einige vorgeschichtliche Linien am Rhein, eine Grenzwehr zwischen dem Ober- und Niederland der Eifel von Andernach bis Bittburg, eine solche auf dem Hunsrück von Oberwesel bis Treis a. d. Mosel und der »Grengel« zwischen Wied a. Rh. und der Ruhr in abgerissenen Stücken erhalten. Die altberühmte Verteidigungsfähigkeit Westfalens ruhte auf solchen Dämmen und Landgräben, die besonders zwischen dem Lippeschen und Paderborn auftraten. Der Grenzwall der Angrivarier konnte von Germanicus nur mit größter Anstrengung genommen werden. Niedersachsen ist voll davon. Karl d. Gr. griff auf die altgewohnte Grenzwehr zurück im Limes Saxoniae, in Schleswig wurden die Dannewerke angeblich 808 vom Dänenkönig Gottfried errichtet, ein 15 km langer Wall mit einem einzigen Tor (Wieglesdor). Die heidnischen Preußen schützten sich noch im 13. Jh. im Kampf mit den Deutschrittern durch Verhaue, von denen ein Rest, der »Gertin«, zwischen Samland und Pillau zeugt, ein bewaldeter Erdwall von sechs Fuß Höhe und dreißig Breite. Die Einrichtung ist sehr verschieden. Es begegnen Langwälle von großer oder geringer Stärke und Höhe, mit und ohne Gräben, einfach und verdoppelt. Die Bezeichnung »Hag, Ricke, Schlag, Gebück, Hackelwerk« läßt schließen, daß die Wallkronen bepflanzt waren; Hainbuche, Hagedorn, Hagebutte, Hainrose wurden, wie die Namen verraten, hierzu besonders tauglich gefunden. Die Dornröschenhecke des Märchens ist ein Nachklang. Ohne Erdwerke waren die Gebücke durch den Wald gezogen, breite Streifen von gekappten Bäumen, deren Äste niedergebogen und verflochten waren und dicht ineinander verwuchsen. Leichter waren noch die Knicke und Grenzzäune herzustellen, wie sie noch heut im Norden vielfach die Feldmarken abgrenzen, auch in mitteldeutschen Urkunden ganz landbräuchlich als »Haine« (indagines, indagia) erscheinend.

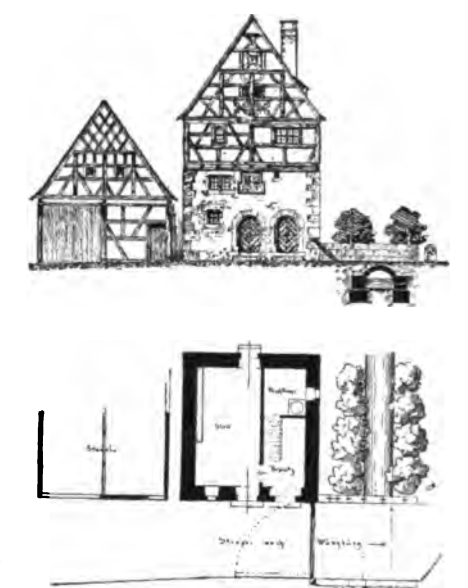


Abb. 138. Landturm in Großharbach.

Diese Landwehren oder Letzen erfuhren eine systematische Neubelebung und Weiterbildung in den Zeiten der staatlichen Anarchie des 14. und 15. Jh. zur Umgrenzung kleinerer Territorien. Kräftige Gemeinwesen, Reichsstädte, Bischöfe, freie Bauern machten sich dies Mittel zunutze, um sich gegen unruhige Nachbarn und Schnapphähne zu sichern und den Verkehr zu kontrollieren. Vereinzelt bekamen die Wehren sogar die volle Bedeutung von Defenslinien. So die Paßsperren in der Schweiz, wo die Österreicher am Verhau bei Näfels 1388, am »Stoß« 1405 und bei Frastenz 1499 empfindliche Niederlagen erlitten. In Bayern war die Landwehr am Lech eine nationale Anstalt. Die Nürnberger hatten ihr Weichbild mit Letzen und vier Basteien umfriedet. 1424 wurden vom Bischof von

Würzburg die Landwehren in Franken, zwischen Bamberg und Koburg, neu errichtet, Wall und Graben von je drei Ruten Breite, 1430 die um Rothenburg a. d. Tauber hergestellt, welche 163 Orte und 40 Burgen einschloß. Am stärksten war eine Linie im Rheingau von Niederwalluf bis Lorch, wo der Wall in Abständen mit niedrigen, gezinnten und gewölbten Geschütztürmen besetzt war, davor floß ein Graben. Das »General-Haingericht« überzeugte sich durch einen jährlichen Umzug vom Zustand des Werkes, das z. B. 1461 vom Pfalzgrafen Friedrich drei Tage vergeblich bestürmt wurde. 1485 errichtete der Erzbischof von Mainz nach diesem Muster eine Landwehr von Höchst bis Kassel, und ähnlich war die Grenzverteidigung in Westfalen, Niedersachsen und Brandenburg z. T. im Anschluß an die landesfürstlichen Burgen organisiert.

Eine anschauliche Vorstellung gewährt teilweis noch die Rothenburger Landhege[1]. Der dreifache Wall war mit Zwergeiche, Weißdorn und Weiden bepflanzt, auf der Krone des mittleren lief ein Weg für die Hegmeister und die Hegreiter; die einfallenden Straßen waren mit Landtürmen, die kleineren Wege durch Barrieren oder Riegel gesperrt. Die Landtürme sind nur Wachthäuser für die Hegmeister. Die Anlage mit dem vorliegenden Tore ist aus Abbildung 138 ersichtlich.

2. In diese Organisation gehören auch die einzelnen Warten, Hochwachten oder Eilen. So rief in Franken das Turmfeuer von Schneeberg die sechs Ämter des Fichtelgebirges zum Sammelplatz, der Burg Thierstein. Die Plassenburg war von siebzehn Warten umgeben. Um Münnerstadt, Neustadt und Mellrichstadt lagen die Schlegeltürme. Neben Rauch und Feuer bediente man sich auch der Signale durch Zeiger oder wie in Nürnberg durch Siebe. Im Aufbau befolgen die runden oder quadratischen Türme das Schema der Berchfrite mit erhöhtem Eingang und Zinnenkranz. Mehrfach findet sich noch ein schützender Wall oder Mauerring, konzentrisch wie bei der Haxster- und Pamelswarte bei Paderborn, oder seitlich angelehnt wie bei der »neuen Warte« bei Wernigerode (Abb. 139). Die Ringe dienten als Viehhöfe bei plötzlichen Überfällen. Sie finden sich auch im Weichbild von Frankfurt a. M., bei Bienstädt in Thüringen, bei Parchim; gewöhnliche Warten bei den meisten niedersächsischen Städten, auch bei Dörfern (Eichstädter Warte bei Querfurt), in der Mark als stattliche Backsteintürme unter der Bezeichnung »Laus« (Lauschtürme, Lauschhügel).

3. Dorfbefestigungen sind begreiflicherweise nur selten und trümmerhaft überliefert. Aber aus alten Zeugnissen geht hervor, daß die Dörfer überall, wo sich ein freier Bauernstand erhalten hatte, eine Umfriedung von Erdwällen und Gräben, Palisaden- oder Gebückzäunen hatten (in Franken »Haingraben«), durch welche gewöhnlich zwei Tore nach Art bäuerlicher Hoftore Einlaß gewährten. Erhalten ist solch ein Ringgraben beispielsweise beim westfälischen Ölde und bei Neckerode (S.W.). Seltener noch sind Gemeindetürme innerhalb des Beringes, in Meerholz (Gelnhausen) ein Rundturm (Abb. 140) ganz nach Art eines Berchfrits am Gemeindehaus, in Birstein ein ähnlicher an der Kirche.

Weit allgemeiner, ja in manchen Gegenden wie an der Werra, in Franken, am Neckar, im Elsaß, fast regelmäßig sind die Kirchhöfe und Kirchen als

1) L. HÄFFNER, Die Landhege und Landtürme ... von Rothenburg o. d. T. Dpfl. VI. 1.

Dorfburgen ausgebildet und ganz militärisch als Refugien organisiert worden. Hierzu wirkte einmal die herkömmliche Lage auf erhöhten Punkten oder mitten im Dorfring, die solidere Bauart der Kirche und die Kirchhofsmauer, die schon im 10. Jh. zum festen Bestand der Anlage gehört und eine direkte Fortsetzung der Ringwälle (S. 65) zu sein scheint. Denn in manchen Gegenden findet sich diese Einrichtung, daß sich innen an der Mauer kleine Fachwerkhäuser mit Kellern, die **Gaden**, hinziehen, von denen jeder »Nachbar« einen zur Hofstatt gehörigen zu beanspruchen hatte, um im Notfall die Seinen und die fahrende Habe zu bergen, während das Vieh in dem weiten Hofe gesammelt wurde. Ein starkes Tor, oft mit einem gezinnten Turme überbaut, Wehrgänge und Schießscharten, Eck- und Flankentürme im Mauerring, vor demselben Gräben und Trockenwälle, manchmal

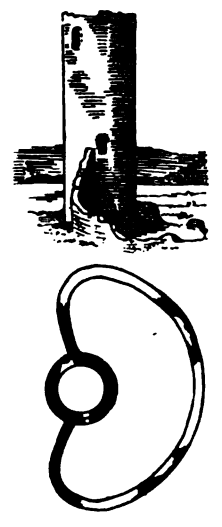


Abb. 139. Neue Warte bei Wernigerode.

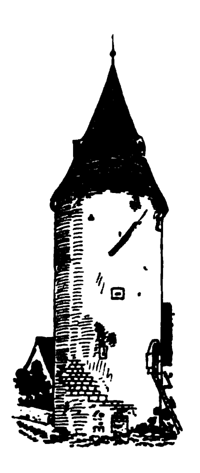


Abb 140. Gemeindeturm in Meerholz.



Abb. 141. Kirchhof in Vachdorf, Eckturm und Gaden.

auch Wasser, sind dann ganz wie beim Burgenbau ausgeführt. Das älteste bekannte Beispiel, schon unter K. Otto I. bezeugt, ist Rohr (Kreis Schleusingen), merkwürdig durch Wall, Graben, hohe Ringmauer mit Scharten, über dem Eingang ein romanischer Tortum, davor eine (neuere) Barbakane. Gut erhaltene Gaden fanden sich in der Nähe, in Eichhausen und Vachdorf (Abb. 141) a. d. Werra; eine majestätische Ringmauer mit 72 Zinnen nach Zahl der Bauern, innen mit Wehrgang auf Holzbalken, umschließt die Kirche in Horka in der Oberlausitz. Mauern mit Ecktürmchen, auch für Geschütz, sind in Franken und Schwaben sehr häufig.

Die Befestigung des **Kirchengebäudes** selbst gehört nicht hierher. Es sei nur bemerkt, daß sich Kirchtürme mit Scharten und Zinnenkränzen oder doch Merkmale davon, auch mit Ecktürmchen, Pechnasen oder Plattformen zur Aufstellung einer Blida oder Büchse in großer Zahl noch heute nachweisen lassen. Ausnahmsweise sind auch Kirchenschiffe befestigt, so ganz exemplarisch Reinstädt S.-A., wo nicht nur die Tür durch eine Pechnase und Mauerscharten gesichert, sondern auch um das ganze Schiff ein ehemals offener Zinnen-

kranz mit Wehrgang geführt ist. Ein anderes Musterbeispiel bietet die Kirche in Chazelles in Lothringen (Abb. 142) aus dem 13. Jh., wo das Schiff mit der gezinnten Plattform ganz den Charakter eines festen Wohnturmes (S. 90) angenommen hat.

Das klassische Land der Burgkirchen ist indes das siebenbürgische Sachsenland. Seit dem Mongoleneinfall von 1241 und vor allem in den Türkenkriegen wurden die Kirchen überall zu Bauernburgen umgestaltet, mit Wällen, zwei- und dreifacher Mauer umgeben und mit Basteien der stärksten Art bewehrt. Die Einrichtung ist überall auf längere Belagerung zugespitzt. In den Zwingern weidet das Vieh. An den Mauern ziehen sich die Gaden oft in mehreren Geschossen hin. Es fehlt nicht die Hand- oder Pferdemühle, der Backofen und Brunnen; selbst für den Bestand des geistigen Lebens ist durch einen Pfarr- und Schulturm gesorgt. Die großartigsten Anlagen sind Birthälen, Meschen, Tertlau und Heltau mit dreifachen Mauerringen und zahlreichen Bastionen und Türmen, aber auch die Kirchen von Waldhütten, Alzen, Marpod, Großau, Kleinschenk mit sechs, Neustadt mit neun Türmen können sich sehen lassen. Hier ist nun auch das Kirchengebäude in einer Weise befestigt, daß die kultische Eigenschaft wenigstens nach außen ganz zurücktritt. Am auffallendsten ist, daß auch der gotische Chor als Festung umgebildet, turmartig über das Schiff erhoben, mit einem Wehrgang über den flachbogig verbundenen Streben besetzt (Bußd 1490—95, Großkopisch, Denndorf 1451) oder mit einem hölzernen Umlauf (in Baasen, Bulkesch, Wurmloch, auf einem Pechnasenkranz in Almen) versehen ist. Natürlich sind die Türme überall mit Wehrgängen oder Zinnen bekrönt und vereinzelt ist auch das zwischen beide eingeklemmte Schiff von solchen umzogen (Draas, Deutsch-Weißkirch). Die letzte Konsequenz in dieser Hinsicht ist die Kirche in Schweischer, die einem ungegliederten, rechteckigen Turme gleicht, über den schmalen Kirchenfenstern zwei Reihen Schießscharten und darüber einen vorgekragten Wehrgang aufweisend. In Kleisd läuft ringsum ein auf 23 Bögen zwischen den Streben ruhender gedeckter Wehrgang mit 40 Scharten, und ähnlich ist in Klosdorf Chor und Schiff behandelt. Diese mächtigen Bauernburgen und Burgkirchen muß man sich vor Augen halten, wenn man die Stellung und Bedeutung der Kirche im Leben auch des reichsdeutschen Dorfes verstehen will.



Abb. 142. Kirche in Chazelles (Lothr.).



Abb. 143. Dorfstraße in Eicha. (Zu Seite 140.)

SECHSTES KAPITEL

DAS BAUERNHAUS

Das Bauernhaus i. deutsch. Reich. Hg. v. deutsch. Ing. u. Archit.-V. Dresden 1902—1906. — Das Bauernhaus i. d. Schweiz. Hg. v. Schw. Ing. u. Archit.-V. Dresden 1902—1905. — Das Bauernhaus i. Österr.-Ungarn u. s. Grenzgebieten. Hg. v. Österr. Ing. u. Archit.-V. Wien u. Dresden 1902—1905. — R. Mielke, Volkskunst. Magdeb. 1896. — Schwindrazheim, Deutsche Bauernkunst. Wien. — H. Lutsch, Neuere Veröffentl. üb. d. Bauernhaus in Deutschl. Berl. 1897. — Rhamm, Dorf u. Bauernhof i. altdeutsch. Landen. Lpz. — Landau, Das deutsche Haus. Beil. z. Correspbl. d. Ges.-V. VI. 1858, VIII. 1860, X. 1862. — Henning, Das deutsche Haus i. s. hist. Entwickl. Straßb. 1882. — Meitzen, Das deutsche Haus i. s. volkstüml. Formen. Berl. 1882. — Ders., Siedelung und Agrarwesen d. Ost- u. Westgermanen usw. 3 Bd. u. Atlas. Berl. 1895. — Kempf, Dorfwanderungen. Frankf. a. M. — Ders., Landarchitekturen aus alt. Zt. ebd. — Sohnrey, Kunst auf d. Lande. Berl. 1902.

Niederdeutsch: Nordhoff, Das westf. Bauernhaus. Westerm. Mh. 78. 225. — Meitzen, Das westf. Bauernhaus, ein altd. Stallgebäude. Germania X. 55. — Meiborg, Das Bauernhaus i. Herzogt. Schleswig. 1896. — Lasius, Das friesische Bauernhaus. Straßb. 1885. — Hamm, Die Bauernhäuser in Schlesw.-Holst. Westerm. Mh. XVIII. 1865. 605. — Mielke, Ausbreitung des sächs. Bauernhauses i. d. Mark Brandenb. Globus 84. 1903. — H. Pfeifer, Die Dörfer u. Bauernhäuser i. Herzogt. Braunschweig. 1886.

Mitteldeutsch: Peez, D. mitteld. Bauernhaus. Westerm. Mh. 1858. 68. — Brückner, D. nordfränk. Bauernhaus. Globus VII. 1860. — Fritze, Fränk.-thür. Holzbauten. Meiningen 1892. — Bickell, Hessische Holzbauten. Marburg 1900, s. a. Hessenland XIX. — Raschdorf, Rhein. Holz- u. Fachwerkbauten d. 16. u. 17. Jh. Berl. — Gruner, Beitr. z. volkstüml. Bauweise. Lpz. 1893 und weitere Beitr. ebd. 1894. — H. Lutsch, Wanderungen durch Ostdeutschl. Berl. 1888. — Kohte, D. Bauernhs. i. Posen. Zs. hist. Ges. 1899.

Oberdeutsch: Eisenlohr, Holzbauten d. Schwarzwaldes. 1853. — Steinhart, Bauernbauten alt. Zt. a. d. Umgeb. v. Stuttgart. Lpz. 1903. — Aufleger, Bauernhäuser aus Oberbayern. Münch. 1904. — F. Zell, Bauernhäuser i. bayer. Hochland. Frankf. 1900.

— J. EIGL, Das Salzb. Gebirgshaus. Wien 1894. — DEININGER, D. Bauernhaus i. Tirol u. Vorarlberg. Lpz. 1887. — J. GROS, Holzbauten, Chalets u. versch. Schweizer Archit. Stuttg. 1902. — BANCALARI, Die Hausforsch. u. i. Ergebnisse i. d. Ostalpen. Wien 1893 (Zs. d. d.-ö. Alpenv. 128–174) u. Mitt. Anthrop. Ges. 1896. — M. GERLACH, Volkstüml. Kunst. Wien 1904. — PAUDLER, D. deutsche Bauernhaus. Mitt. nordböhm. Exkursionsklub (Leipa) XXVI. 257. — GLADBACH, Holzarch. d. Schweiz. Zürich 1885. — DERS., Schweizer Holzstil. 1897. — E. BLAUM, Schweizerhäuser a. d. ob. Thurtal. Dpfl. IV. 43.

MAURER, Gesch. d. Frohnhöfe, d. Bauernhöfe u. Hofverf. Erl. 1862–63.


Das Bauernhaus ist gegenwärtig das Lieblingskind der Hausforschung und hat durch das Sammelwerk der deutschen, schweizer und österr.-ungar. Architektenvereine neben älteren und neueren landschaftlichen Aufnahmen und Monographien eine so hervorragende wissenschaftliche Fundamentierung erhalten, wie sonst kein Fach der bürgerlichen Architektur. Wir schicken der Darstellung dieses interessanten Gegenstandes einige Bemerkungen über die Dorfanlage voraus.

1. Die urdeutsche Siedelungsform bei allen germanischen Stämmen ist der Einzelhof. »Hier und da zerstreut hausen sie weit voneinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Feld, eine Waldung behagt hat. Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise an, so daß die Gebäude aneinanderstoßen und zusammenhängen. Jeder umgibt sein Haus mit einem leeren Raume, sei es zur Sicherung gegen Feuersgefahr, sei es, weil sie des Bauens wenig kundig sind«. Das sind die Worte des Tacitus (Germ. 16.), welche noch heut genau auf jene Streusiedelungen passen, die wir in Westfalen, am Niederrhein, in Oberbayern, in einem großen Teile von Tirol, in Ober- und Unterösterreich, Steiermark und Kärnten, in einzelnen Strichen rechts der Oder bis ans Meer finden. Aber der Grund liegt viel mehr in dem unzähmbaren Freiheitsdrang, in der einspännigen Gesinnung, die heut noch im echten Bauern lebt. Die alemannischen und bayrischen Volksgesetze haben diesen Zustand noch vor Augen. Aber inzwischen verdichtete sich wenigstens bei den mitteldeutschen Stämmen die Streusiedelung zum Haufendorf, wofür der neue aus dem Latein übernommene Name »Dorf« (turba = Haufen) so bezeichnend ist, eine scheinbar regellose Zusammenwürfelung von Gehöften um Hügel, Quellen, an Bächen und Teichen, an Knotenpunkten von Straßen und Tälern, bergauf, bergab, manchmal ein wirkliches Labyrinth von Gassen und Gäßchen, in dem die Hauptstraße nicht leicht zu verfolgen ist; »ein Paradies für den Maler, eine Hölle für den Fuhrmann«. Etwas übersichtlicher gestaltete sich der Plan, wo ein enges Tal zur Straßenbildung nötigte oder die Kirche mit dem Dorfplatz einen idealen Mittelpunkt bildete. Dies führt unmerklich hinüber zu den Straßendörfern, der typischen Form für alle Neugründungen, die unter zielbewußter Leitung eines Unternehmers (Lokators) erfolgten. Hier setzt sich zweireihig, rechtwinklig an den Hauptweg, Gehöft an Gehöft, so daß durch die Hausgiebel und Torbauten eine fast ununterbrochene Fassade entsteht (Abb. 143). Vielfach ist die Straße in der Mitte um einen Dorfplatz ausgebuchtet. Hier ist der Bach zu einem Teich aufgestaut, hier stehen Kirche und Pfarrei, meist auch Schule und Gemeindehaus, Bäckerei und Brauhaus und die altehrwürdige Dorflinde, welche den Thingplatz, die Malstätte des Dorfgerichts und aller öffentlichen Akte der Gemeinde beschattet.

Doch ist diese Form vielfach dadurch alteriert, daß die Kirche als Dorfburg oder einer älteren Kultstätte zuliebe auf einen Hügel verlegt wurde. Das Straßendorf ist etwa vom 10. Jh. an das übliche Kolonistendorf der Ebene. Hierzu ergab sich im 11. und 12. Jh. bei Neurodungen im Wald- und Gebirgsland eine reaktionäre Nebenform, das Reihen- oder Waldhufendorf, häufig im Osterland, im Erzgebirge und den Lausitzer Bergen. Dem Lauf eines Baches folgend liegen die Höfe meist vom Wege etwas abgerückt, in halber Höhe der Talwände und in größeren oder geringeren Abständen auseinander gezogen inmitten von Wiesen und Obstgärten, manchmal in stundenlanger Ausdehnung, während an einzelnen Punkten, um Kirche oder Gasthaus, die Arbeiter, Handwerker und Kleinhäusler sich in einer zweiten inneren Reihe angesiedelt haben. Hier kommt also der alte Unabhängigkeitssinn noch einmal stark zum Ausdruck.

Eine Siedelungsform von gerade entgegengesetzter Tendenz ist der Rundling, wie er von den slavischen Stämmen ausgebildet und von den deutschen Kolonisten selbst für notorische Neugründungen übernommen wurde. Hier liegen die Höfe fächerartig um einen großen runden oder hufeisenförmigen Platz, dessen Mitte ein Teich bezeichnet. Ursprünglich führt nur ein Weg hinaus zu der etwas entfernten Straße. Man hat darin die »fixierte Wagenburg« der Nomaden finden wollen. Tatsächlich mag der Dorfplatz zur raschen Bergung des Weidviehes mehr der sozialen Lage von Hirten als von Ackerbauern entsprechen. Auch die Umwallung und Verzäunung, die Verteidigung des Zuganges ließ sich hier leichter durchführen. Schon unter deutsch-christlichem Einfluß steht die Bebauung der freien Mitte, wo Kirche, Pfarrei, Schmiede, auch Häusler und selbst Bauernhöfe ihre Stätte finden. Die Durchlegung des Weges und die Ansiedelung neuer Genossen zu Seiten desselben nähert den Rundling in mannigfachen Übergangsformen dem Straßendorf. Überhaupt sind zwischen den Haupttypen alle möglichen Mischformen durch Erweiterung des Urplanes und Ausfüllung der Lücken nachweisbar. Namentlich Thüringen, wo sich deutsches und slavisches Wesen innig durchdringen und nach Osten hin Kolonisten aus allen Gauen sich zusammenfinden, bietet hierfür belehrende Beispiele in Fülle.

2. Die Volkskunst, wie sie sich am und im Bauernhaus entfaltet hat, ist nicht so alt und nicht so original, als man einst hat glauben wollen. Es gibt in Deutschland kein Bauernhaus aus dem 15. Jh. mehr, die unberührten Beispiele aus dem 16. Jh. sind zu zählen, die große Masse entstammt erst dem 18. Jh. und die Kunstformen daran sind Niederschläge der Renaissance und des Barock. Es hängt dies mit der sozialen Entwickelung des Bauernstandes eng zusammen[1]). Dieser tüchtigste, freieste und arbeitsamste Teil des Volkes war im Laufe des späteren Mittelalters durch das Zusammenwirken von Kirche und Adel in schwere wirtschaftliche und rechtliche Abhängigkeit, in einzelnen Ländern bis zur Hörigkeit herabgedrückt worden und hatte Sinn und Mittel für höhere Kulturgüter vielfach ganz verloren. Noch auf den zahlreichen Bildern und Stichen der Renaissancemeister erscheint er rüpelhaft roh, verarmt, zerlumpt, den niedrigsten Genüssen ergeben und dement-

1) BARTELS, Der deutsche Bauer. Lpz.

sprechend Dorf, Haus, Mobiliar, Kleidung usw. ohne einen Hauch von Kunst und Schönheit. Nur geringe Teile an den äußersten Grenzen, die Dietmarschen in ihren unzugänglichen Ebenen, die Schweizer in ihren freien Bergen hatten sich des allgemeinen Joches erwehrt. Ein Umschwung trat mit der Reformation ein. Es ist gar nicht hoch genug zu schätzen, wie mächtig der bäuerliche Stand durch die neue evangelische Wertung des Berufs, die Erziehung in Kirche und Schule, durch die Schärfung der Gewissen in den regierenden Kreisen, die massenhafte Auflösung der Güter toter Hand und andere segensreiche Begleiterscheinungen wirtschaftlich und geistig gehoben wurde. Der dreißigjährige Krieg, dessen Kosten an Gut und Blut wesentlich das arme Landvolk zu tragen hatte, unterbrach diese Blüte mit tausend Schrecken, aber für die innere Kraft und Gesundheit der bäuerlichen Verhältnisse spricht es laut, daß die Wunden verhältnismäßig rasch geschlossen, die Verluste ausgeglichen und die gehobenen Lebens- und Wohnformen wieder aufgenommen wurden. Es ist bedeutsam, daß noch aus den letzten Jahren des großen Krieges Bauernhäuser von einem Formenreichtum auf uns gekommen sind, wie ihn die späteren Zeiten nicht übertroffen haben.

Hieraus erklärt sich zur Genüge, daß die Kunst des Bauernhauses in ihrem Kern späte Renaissance ist. Aber der Bauer hat sie mit wenig Ausnahmen nur bezahlt, er hat sie nicht geschaffen und nicht geübt. Hierüber kann auch die Tatsache nicht täuschen, daß in einzelnen Gegenden, namentlich in Gebirgsdörfern achtbare Produkte des Hausfleißes, ja der Hausindustrie entstanden und entstehen, und die Holzschnitzereien der Männer, die Webereien und Stickereien der Frauen hohe Bewunderung erwecken. Der reine Bauer hat hierzu weder Zeit noch Beruf noch Geduld. Ich habe mein ganzes Leben unter Bauern zugebracht, ich habe aber noch nie die einfachste, bescheidenste Kunstübung von der Hand eines wirklichen Bauern entdecken können. Die ländlichen und kleinstädtischen Handwerker bauen und schmücken ihm das Haus und Gerät. Was wir Volkskunst nennen, ist wesentlich das Verdienst dieser gediegenen, werktüchtigen, von höheren städtischen Vorbildern zehrenden Handwerksmeister, die oft noch im hohen Alter »rusticitate quadam imbuti« die Formen ihrer Lehrzeit festhielten und wieder ihren Schülern überlieferten. Wir verstehen daraus, daß reine Renaissanceformen auf dem Lande noch blühen, die in der Stadt seit 100 Jahren abgestorben sind; daß gewisse Motive der Dekoration und Ornamentik so lange vereinfacht wurden, bis sie den Schein alter, volkstümlicher Überlieferung erlangten. Hierzu kommt, daß der Bauer oftmals Möbel und Geräte, Öfen, Schränke, Truhen und dergleichen erwarb, die in der nahen Stadt als abständig, abgelegt unter den Hammer kamen; daß auch die Volkstrachten nichts anderes sind als Zeitmoden, die sich ländlich sittlich festsetzten, verknöcherten und unter den Händen von Dorfkünstlern eine Art Eigenleben zu führen vermochten. Irgendwie schöpferisch ist also die Bauernkunst keineswegs, sie ist nur eine in ihrer Dauer und Stärke wunderbare Ausweitung und Popularisierung der Renaissance.

3. Noch viel stärker ist der Eindruck des Beharrens, der Macht der Gewohnheit und Überlieferung, wenn wir auf die bauliche Gestalt von Haus und Hof näher eingehen. Hier finden wir gewisse feststehende Typen, die scheinbar ein

kanonisches Musterbeispiel befolgen und nicht nur über die weitesten Landstriche, von der Maas bis an die Weichsel, sondern auch über viele Jahrhunderte hin, bis auf unsere Tage ihre Herrschaft behaupten. Halten wir dagegen die Versabilität des Burgenbaues, die Formfülle des Stadthauses, so sind wir beim Bauernhaus an die magisch fortwirkende Kraft eines Rezeptes, einer Stammesformel zu glauben geneigt. Denn dies kommt hinzu, daß sich im Bauernhaus die Stammeseigenheit so kräftig äußert und oft in scharfen Grenzlinien gegeneinander absetzt wie sonst auf keinem Kunstgebiet. Schlagen wir immer die Eigenart des Klimas, der Landschaft und des Bodens so hoch wie möglich an, so ist doch der landwirtschaftliche Betrieb im äußersten Norden und Süden unseres Vaterlandes nicht so von Grund aus verschieden, um vollkommen abweichende, unvergleichbare Anlagen zu erklären.

Auch die historischen Entwickelungsversuche haben diese rätselhafte Erscheinung nicht restlos zu lösen vermocht. So weit die Denkmäler selbst rückwärts reichen, also bis ins 16. Jh., zeigen sie die festen abgeschlossenen Typen, das niederdeutsche, »sächsische« Einheitshaus, in dem Mensch und Tier und alle Wirtschaft ungetrennt unter demselben Dache Platz finden, das mitteldeutsche, »fränkische« Gehöft mit der gruppierten Anordnung getrennter Wohn- und Wirtschaftsräume um einen viereckigen Hof und das oberdeutsche, (alpine) Einheitshaus, in dem Mensch, Vieh und Wirtschaft getrennt unter einem Dache hausen. Hierzu kommt der weitere Unterschied, daß der niederdeutsche Typ den Geschoßbau nicht kennt, der mittel- und oberdeutsche ihn ausgiebig verwendet. Umgekehrt gehen die beiden letzteren im inneren Organismus, in der Aufteilung und Anordnung der Räume so nah zusammen, daß man sie geschichtlich betrachtet nur als Spielarten eines weiter zurückliegenden Urtyps ansehen möchte. Die Ausbildung und Differenzierung der Stammestypen muß aber schon im 10. Jh. abgeschlossen gewesen sein, denn die Kolonisatoren brachten ihre festen Baugewohnheiten überall mit. So bleibt für die scharfe Sonderung und Klärung der Stammestypen die Zeit von der Kodifizierung der Volksgesetze bis zu den Ottonen. Denn dort (S. 11) fanden wir ein ziemlich einheitliches Bild des Wohnbaues, den Hof mit zahlreichen getrennten Sonderbauten für alle einzelnen Bedürfnisse. Hier also gilt es anzuknüpfen um hypothetische Entwickelungslinien über ein Jahrtausend hinzuziehen. Aber man wolle nicht vergessen, daß es sich dabei nur um Hypothesen handelt. Der Nachdruck ist vielmehr auf eine richtige Beschreibung der Haupttypen und ihrer Spielarten zu legen.

I. Das niederdeutsche Bauernhaus.

Das niederdeutsche Haus gliedert sich in zwei Gattungen, das sächsische und friesische. Das sächsische Haus nimmt das Gebiet des alten karolingischen Sachsengaues ein, Westfalen und Hannover, und ist mit den Kolonisten über Mecklenburg, Pommern und die Mark bis an die Weichsel vorgedrungen, wo es sich in unsicherer Grenzlinie mit dem fränkischen und dem nicht reingermanischen ostdeutschen Hause mischt. Das friesische behauptet den schmalen Küstenstreif an der Nordsee von der Rheinmündung bis Nordschleswig und berührt sich hier mit einem anglo-dänischen Typ.

1. Das sächsische Bauernhaus, von Bancalari treffend »Stallhallenhaus« genannt, ist das vollkommenste Einheitshaus der Welt, man könnte sagen »ein überdachter Hof«. Niedrig, aber breit hingelagert, unter dem tief herabhängenden Strohdach fast verborgen und von Bäumen beschattet, paßt es sich in der bescheiden stolzen, ungeselligen Einzelsiedelung dem Charakter der Ebene und der Bewohner vorzüglich an. Durch eine Torfahrt in der Giebelseite, so breit und hoch, daß der Erntewagen passieren kann, treten wir in einen langgestreckten, dämmerigen Hallenraum, die Dele (Diele), die zugleich als Tenne, Tanzplatz und im hinteren Teil, dem Flet, als Wohnstube der patriarchalisch geeinten Familie dient; rechts und links schauen aus ihren Ständen die Köpfe der Haustiere. Der weite Hausboden dient als Scheuer und Heuboden. In der Tiefe brennt auf niedrigem Herd das Kohlenfeuer, dessen Rauch die schweren Balken mit Glanzruß überzogen hat, und der sich, den Dachboden durchstreichend, einen Ausweg durch die Giebelluke, das Uhlenluck, sucht. Für die Wohnzwecke genügen ursprünglich ein Tischplatz zu seiten des Herds und Schlafkästen je nach Bedarf. Doch haben sich seit dem 16. Jh. dem Bestreben nach besserer Wohnform entsprechend hinter dem Herd, an der abgekehrten Giebelfront, eine Reihe von Stuben und Kammern eingegliedert und schließlich auch an den Längsseiten ausgebreitet.



Abb. 144. Ostenfelder Hof, aus Schleswig, jetzt in Lingby bei Kopenhagen.

Die ungemeinen Vorteile dieses Haustyps hat Justus Möser in den patriotischen Phantasien mit überzeugender Beredsamkeit verfochten. »Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bey demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles überschauen kann. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen übersieht die Wirthin zu gleicher Zeit drey Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bey sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabey. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zugehen; höret ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Teil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. So wie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrad ausruhen, anstatt daß in anderen Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegen gehen, ihn wieder aus dem Haus führen und seine Arbeit solange versäumen muß. Der Platz bey dem Herd ist der schönste unter allen. Und wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Diele absondert, beraubt sich unendlicher Vorteile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfurth wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren;

und wer vollends seine Pferde in einem besondern Stalle, seine Kühe in einem andern und seine Schweine im dritten hat und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehn Wände und Dächer zu unterhalten und muß den ganzen Tag mit Aufsichthaben zubringen. Ein ringsumher niedriges Strohdach schützt hier die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von dem Wirthe selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt zugleich die Schweinkoben und um endlich nichts zu verlieren liegt der Mist vor der Ausfahrt wo ausgespannet wird. Kein Vitruv ist im Stande, mehrere Vortheile zu vereinigen.«

2. In der Tat sind diese praktischen Vorzüge der Bequemlichkeit, Einfachheit und Billigkeit am sächsischen Haus bestechend. Man hat den Eindruck, als habe der Bauer sein ursprüngliches Wohnhaus aufgegeben und sei in das Stall- und Scheunengebäude eingezogen. Aber auch der umgekehrte Fall ist theoretisch möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich. Denn denken wir uns Stall und Scheune zur alten Rauchstube an- und eingewachsen, so würde doch die Trennungswand (und auch die Vorhalle) schwerlich so spurlos verschwunden sein. Eher kann man die nordische Halle (S. 13) als Urbild ansehen, da sie in der Disposition, dem dreischiffigen Grundriß, dem basilikenartigen Aufbau, der ausgeprägten Längsrichtung mit dem durchgehenden Flet dem sächsischen Haus so nahe kommt wie keine andere Bauform. Man braucht sich bloß vorzustellen, daß die Haustiere allmählich die Stätte der seitlichen Bänke und Schlafkästen einnahmen und die Familie immer weiter zurückdrängte, bis sie mit dem Flet und dem Herd an der hintern Stirnwand angelangt war. Hieraus würde sich auch erklären, daß der ursprüngliche Eingang der Bewohner in der großen Torfahrt des vorderen Giebels liegt und daß sich hier die Reste der alten dreiteiligen Vorhalle in den beiden Vorschoppen und der mittleren »Schlucht« erhalten haben. Jedenfalls ist das sächsische Haus in seiner »komplizierten Einfachheit« so planvoll disponiert, so organisch aus sich heraus erwachsen, wie es niemals »durch bloße Vereinigung zweier Häuser« geschehen konnte.

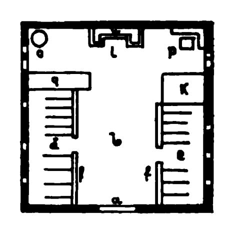


Abb.145. Sächs. Bauernhaus nach Meitzen.

Leider fehlen uns alle Zwischenglieder, um haltbare Entwickelungsreihen herzustellen, und der interessante Vorgang, wie aus der losen Gruppe zahlreicher Einzelhäuser des altgermanischen Hofes das sächsische Einheitshaus geworden ist, wird immer ein merkwürdiges Rätsel der Baugeschichte bleiben. Es ist selbst bedenklich, die heut noch nachweisbaren Spielarten des Grundplanes, die sich auf dem weiten Gebiet nach der Größe der Wirtschaft, nach der Natur des Bodens, auf üppiger Marsch oder dürftiger Heide nebeneinander finden, genetisch auseinander zu entwickeln; denn das scheinbar Einfache — dies sahen wir oben — ist durchaus nicht immer das Ursprüngliche.

a) Ein primitives Beispiel ist durch Meitzen überliefert (Abb. 145). Hier ist das Flet l noch der einzige, ungeteilte Wohnraum, der Herd n an die fensterlose »Howand« gerückt, die eine Ecke p mit Bank und Tisch als »Eßort«, die andere o mit Wasserfaß als »Waschort« bestimmt; k bezeichnet eine Milch- und Vorratskammer, q die Schlafbühne des Gesindes, während der Schlafkasten des Wirts und der Wirtin über dem Herde hängt. Die Seitentüren m mit Fenstern daneben

vervollständigen die eigenartige Analogie des Flets mit dem Querhaus der Basilika. Die Einrichtung der Diele b ist die typische; links die Stände der Rinder d, rechts der Pferde e. Die Krippen f an der Innenseite und die Öffnungen in den Längswänden zum Herausschaffen des Mistes sind so praktisch angeordnet, daß sie vielfach im modernsten Viehstall Nachahmung gefunden haben.

Die weiteren Modifikationen verfolgen den deutlichen Zweck, die Wohnräume zu verbessern und abzuscheiden. So sind die Beispiele nicht selten, wo das Flet durch eine leichte Schiedwand von der Dele getrennt und in Kammern und Stuben aufgeteilt wird. Hiermit verbindet sich meist die Ausnützung der verlängerten niedrigen Seitenschiffe. Zwischen den Ständern ergaben sich offene Nischen, die Kübbung genannt. Hier richtete man Speiseorte (Siddelsch) ein, mit Bänken und Tisch. In anderen wurden Schlafkästen aufgestellt, Holzverschläge mit Schiebetüren oder gewebten Vorhängen (Butze); andere bargen Haus- und Wirtschaftsgeschirr, Vorräte, Milch- und Molkenwirtschaft und schoben sich als geschlossene Kammern

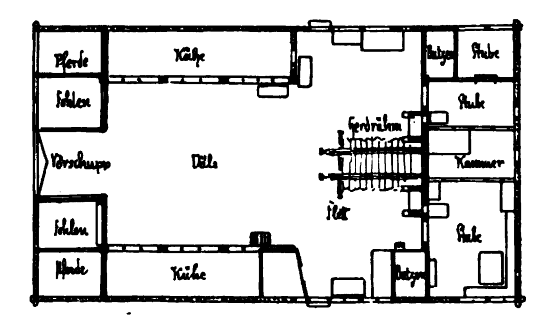


Abb. 146. Bauernhaus in Brackel.

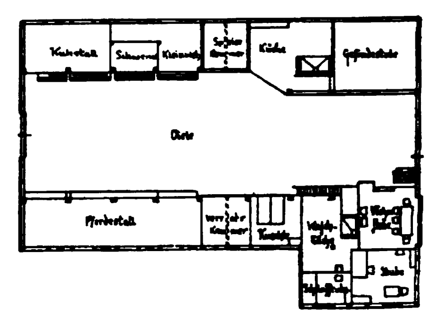


Abb. 147. Haus in Moorhusen.

oft weit in die Dele hinein. Außerdem benutzte man (in reicheren Haushalten) die Dachräume über den Ställen, namentlich über den Pferdeställen, die **Hille** oder Hilge, als Schlafkojen für die Knechte.

Eine reichere Disposition ergibt sich, wenn das Flet beibehalten, die Wohn- und Schlafräume aber dahinter angeschoben wurden. Abb. 146 zeigt uns ein westfälisches Haus aus Brackel. Das Flet mit Herd und Herdrähm ist noch durchaus der Wohnort des Gesindes, mit Schränken und Truhen ausgestellt. In der einen Ecke ein Schlafkasten, Butze, auch Durt oder Duttig genannt. Davor eine große Wohnstube des Wirts, eine Schlafkammer und zwei kleinere Stuben mit Butze für Gäste oder Auszügler. Die Verlegung der Pferdeställe in die Nebenräume der Vorschur wiederholt sich oft. Denn Pferde sind in nachtschlafender Zeit die unruhigsten und störendsten Genossen des Menschen und werden auch bei anderen Haustypen möglichst weitab eingestellt. — Diese Bauart herrscht besonders im nördlichen Westfalen, im mittleren und westlichen Münsterland, im mittleren und nördlichen Hannover, sowie im westlichen Holstein und hat ihre größten und schönsten Beispiele in den Vierlanden.

b) Eine andere Fortbildung des Urtyps ergibt sich, wenn die Wohnräume nicht an der Stirn-, sondern an den Längsseiten des Flets abgetrennt werden, eine regelmäßige dreischiffige Anlage, bei welcher die Diele von einem Giebel bis zum

anderen das Haus durchschneidet. Sie ist vornehmlich im mittleren und südlichen Westfalen, im Schaumburgischen, und dann wieder im südlichen und östlichen Holstein, mit Ausläufern nach Mecklenburg und Pommern verbreitet. Landau teilt »eins der ältesten Häuser der Grafschaft Schauenburg« aus Kohlenstädt mit, in welchem der Herd (ohne Schornstein) an der Rückwand steht, rechts davon als »letzter Rest des Flets« ein schmaler Waschort, der Utlucht, weiter folgen die geschlossenen Kammern des Leibzüchters, der Mägde, für Gemüse, Pferde- und Hackställe, andererseits die Wohn- und Schlafstube, Kuh-, Kälber und Gänsestall. In anderen Beispielen ist aber der Herd auch an die Seite vor die Wohn- und Schlafstube gerückt, wodurch der Giebel für Türen und Fenster frei wird, und schließlich wird er in die seitliche Flucht der Gelasse als Küchenraum eingegliedert. Ein weiter entwickeltes Beispiel dieser Art sehen wir an einem Haus der Cremper Heide von 1798 (Abb. 147). Hier ist die Küche zwischen Gesindestube und Speisekammer links vor die Stallreihe gelegt, die Wohnstube rechts hat sich aber zu einem stattlichen Haus mit eigener Küche und Herd, mehreren Stuben und Butzen ausgewachsen. Dementsprechend ist auch die rückseitige Fassade des Hauses mit besonderer Tür und Vordach liebevoll ausgebildet. Noch höher steht in dieser Hinsicht z. B. Haus Kelling in Kl. Sonnendeich mit zwei vollständig ausgebildeten Wohnhäusern, die sich beiderseits der Diele als Querflügel vorlegen.



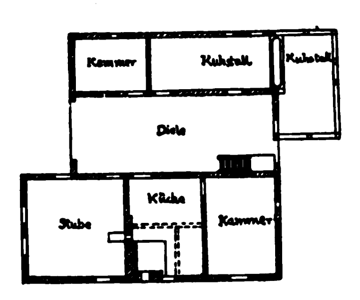


Abb. 148. Haus Pieper in Heyen.

c) Eine dritte Variante findet Henning in einer Gruppe, welche sich vom unteren Diemeltale (Umgegend von Warburg, Hofgeismar und Trendelberg) über den Leinegau bis ins Braunschweigische zieht. Sie unterscheidet sich von der vorigen durch die Umkehrung der Orientierung. Die Wohnräume liegen nicht am hinteren, abgekehrten, sondern am vorderen straßenseitigen Ende des Hauses neben der großen Einfahrt. Hennig teilt den Grundriß eines kleineren Hauses in Oedelsheim von 1745 mit. Neben der durchgehenden Diele liegen einerseits Wohnstube, Küche, Speise- und Geschirrkammer, andererseits Schlafkammer und Stall. Fast dieselbe Disposition zeigt das Haus Piper in Heyen (Braunschw.), wo nur der Kuhstall neu angebaut ist (Abb. 148). Aber auch größere Höfe z. B. in Glentorf (Braunschw.), befolgen diesen Typ. Und er macht sich gewiß auch in den Häusern des alten Landes, in Dithmarschen geltend, wo wenigstens die Wohnräume mit dem Staatszimmer (Pesel) der Straße zugekehrt sind.

d) Neben diesen allgemeinen Typen begegnen auf dem ganzen Gebiet noch manche lokal oder persönlich bestimmte Abarten, meist dadurch bezeichnet, daß Scheuer und Ställe außerhalb des Hauses verlegt werden und dadurch breiterer Raum für die Wohngelasse frei wird. Dies tritt natürlich auch bei all den Häusern hervor, deren Bewohner wenig oder gar keine Landwirtschaft treiben, bei den

Kätnern des Binnenlandes, den Fischern und Schiffern der Küste. Ein beträchtlich altes Beispiel dieser Art in Neuengamme (Abb. 149) zeigt uns, welche Bedeutung auch für diese Art die Diele als eigentlicher Mittelpunkt des Hauses behauptet. Obwohl der Herd daraus hinweg in die kleine Küchendiele gewandert ist, hat sie noch durchaus wohnlichen Charakter. Und wir werden später sehen, daß sie diesen bestimmenden Einfluß auch auf die innere Gestaltung des Bürgerhauses ausübt.

3. Der Aufbau und die innere Einrichtung des sächsischen Hauses hat eigentlich noch mehr gemeinsame, durch größte Einfachheit zusammengehaltene Züge als der Grundriß. Das System wird durch die Ständer und Sparren der Diele gebildet. Mit den Ständern sind die Rähme und Träger durch Kopfbänder gegen Seitenschub verbunden. Strebelatten im Dachstuhl sind selten. Die Seitenschiffe (Kübbung) sind wie bemerkt niedriger, ihr Dach nur angeschiftet. Die

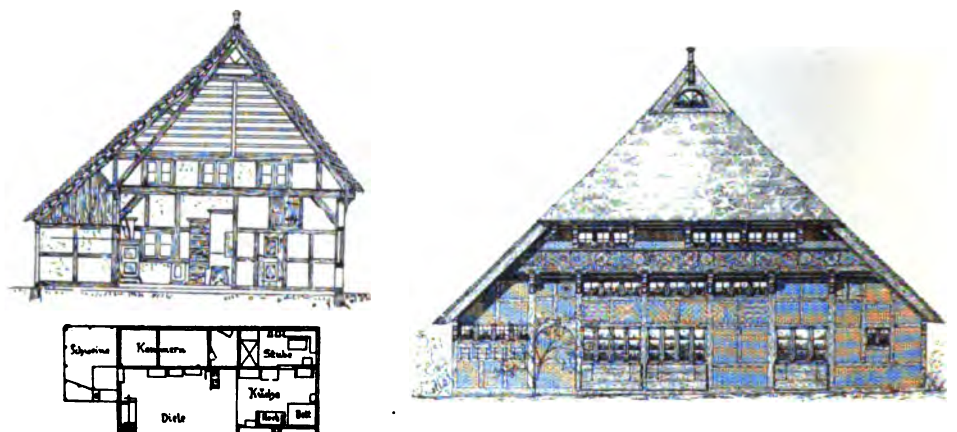


Abb. 150. Giebel eines Hauses in Neuengamme.
Nach dem »Bauernhaus im Deutschen Reiche«.

Abb. 149. Haus in Neuengamme.

niedrigen Seitenkojen, Hille, dienen als Vorrats- und Schlafräume und werden als solche vereinzelt zu Halbgeschossen mit »Opkamern« erhöht. Die Viehstände zwischen den Ständern sind durch Plankenwände abgeteilt, nach der Mitte ursprünglich bis auf die Krippen offen, später auch mit Brettern verschlagen, die Tröge mit Klappdeckeln verschließbar. Ebenso sind die Siddeln gegen das Flet geöffnet und werden erst allmählich als »Bilangs- oder Blankestuben« mit Bohlen, Brettern oder Fachwerk geschlossen. Die äußere Wand ist überall Fachwerk. Sockel und Saumschwelle, Pfosten und Riegel, meist aus Eichenholz, bilden den einfachen Wandrahmen, der mit Bruch- oder Backsteinen ausgesetzt und verputzt ist. Etwas reicher ist nur stellenweis der Giebel entwickelt. Die Einfahrt wird durch ein Vordach gedeckt, die oberen Bodengeschosse treten manchmal auf Konsolen hervor, die Umrahmung des Tores, die Balkenköpfe sind in bescheidenen Renaissancemotiven geschnitzt. Inschriften, fromme Sprüche usw. schmücken oft die Schwellen. Das Uhlenluck im Giebel ist vielfach mit geschnitzten Füllungen ausgesetzt und die gekreuzten Ortsparren gehen in Pferdeköpfen aus, den uralten Symbolen des Sachsenstammes.

Malerisch ungemein wirksame Fassaden entstehen, wenn die Backsteine in den Feldern unverputzt in Mustern — Ährenverband, Zickzack-, Rauten-, Mäanderlinien usw. — ausgesetzt, oder wie in den Vierlanden der farbige Putz mit Kratzmustern geschmückt ist. Die roten Steine geben mit dem braunen Holz und den grün oder weiß gestrichenen Fensterrahmen anziehende Farbenspiele.



Abb. 151. Herdraum aus dem Ostenfelder Hofe (Kopenhagen).

Dem niederdeutschen Hause sind die grundlegenden Merkmale des mittel- und oberdeutschen, die Trennung von Küche, Wohn- und Schlafstube ursprünglich fremd. Was wir daran finden, ist erst eine Errungenschaft der neueren und neuesten Zeit. Vielmehr liegen alle diese Funktionen dem Flet oder der Diele ob. Hier findet sich die einzige Feuerstätte, der Herd, ursprünglich nur eine Steinsetzung mitten im Lehmschlag des Flets, dann an die Wand gerückt und aufgemauert, noch bis in die neueste Zeit ohne Rauchfang und Schlot. Der Rauch zieht in das Dach, räuchert erst die Fleischwaren, die in stattlichen Reihen von den Trägern herabhängen, durchzieht Heu und Stroh und findet schließlich seinen Ausweg im Uhlenluck des Giebels. Zur Verhütung unmittelbarer Feuersgefahr schwebt das breite Herdrähm (Abb. 152) darüber. An diesem hängt der Kesselhaken, das Symbol des Hausfriedens. Doch kennt man auch den drehbaren Halbaum (Wendesäule), der sich bisweilen bis zum Brunnen schwingen läßt. Erst in jüngerer Zeit ist der Herd kaminartig ummauert, in den Vierlanden als »Digge«

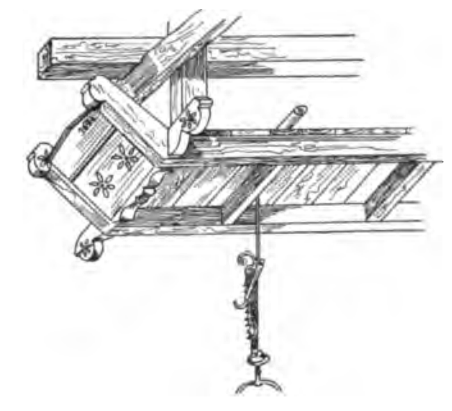


Abb. 152. Herdrähm.

mit Holztüren verschließbar. Innen hängt das Kochgerät; durch das bunte, auf Bortbrettern stehende Eßgeschirr, einige bevorzugte Möbel, manchmal auch durch Ornamentmalerei auf den geputzten Feldern erhält die Herdwand oft den ungesuchten Charakter einer Schauseite.

Dem Flet gegenüber haben die Wohnräume immer etwas Zufälliges, durch persönlichen Geschmack mehr als durch Überlieferung und Sitte bestimmtes. Zahl, Lage und innere Einteilung sind durchaus schwankend. Die Regel ist eine größere Stube Döns (Dörns) und eine Kammer. In den Marschen kommt noch ein Staatszimmer, der Pesel (Piesel) hinzu, auch kleinere Wohnungen für Auszügler oder den verheirateten Sohn. Das Gemütlich-Familiäre des Mitteldeutschen suchen



Abb. 153. Pesel aus der Wilstermarsch. Museum zu Altona.

wir im niederdeutschen Zimmer vergebens. Es ist mehr herrschaftlich, vornehm, sonntäglich, holländisch reinlich. Zunächst fehlt der trauliche Kachelofen mit dem Höllestein und der Ofenbank. Statt dessen figuriert ein steifer Bilegger (Beileger, weil er von außen geheizt wird), aus gußeisernen Platten mit blanken Messingknöpfen, obenauf meist eine messingene Wärmhülle. An den äußeren Wänden ziehen sich Holzbänke auch unter den kleinen Fenstern hin, in einer Ecke steht der schwere Eichentisch. Das Bett als bewegliches Möbel ist dem Norddeutschen unbekannt. Er hat Schlafkästen, die wie Taubenschläge über dem Herd oder sonst im Flet hängen und auf einer Leiter ersteiglich, mit Schiebtüren oder »Beiderwandvorhängen« verschließbar sind und für Toilettekünste keinerlei Raum gewähren, dem Wirt und der Wirtin aber wenigstens die strengste Kontrolle über die Nachtruhe der Dienstboten gestatten. Diese Bettkästen werden nun auch in

die Stuben übernommen, entweder in der Fletwand, so daß Blick und Ohr das innere Leben des Hauses noch überwachen konnte, oder an einer Schiedwand hinter Holzvertäfelung (Butze) oder Vorhängen.

War das ältere Zimmer gewiß nur mit Bohlen ausgeschlagen, so dringt seit dem 16. Jh. die kunstvolle Vertäfelung in dem bekannten Schreinerstil auch in die Bauernstube ein. Die reiche und stolze Bauernschaft Westfalens und der Wilstermarsch leistete sich Prunkzimmer von vornehm bürgerlicher, fast fürstlicher Pracht (Abb. 153). Wir finden die Eichenholzvertäfelung in Rahmenwerk gefaßt, von Säulchen oder Pilastern unterteilt, mit Rollwerk und Friesen belegt, die Decke in Kassettierung ausgeführt, Türen und Fenster antikisch eingefaßt. »Mit Recht berühmt ist der kostbare Raum, den im J. 1568 der Bürgermeister Marcus Schwin zu Lehe bei Lunden in Dithmarschen sich herrichten ließ, die Wände, die Kassettendecke, die beiden Himmelbetten, ein großer Schrank und die Kappe des Kamins auf das sauberste in Eichenholz getischlert und mit einer Fülle der schönsten Schnitzereien verziert, mit einem Aufwand und einer Kunst, die keiner stolzen Ratsstube Schande gemacht hätte, ein stolzes Denkmal auf einen deutschen Landmann«, leider eben kein Denkmal der Bauernkunst. Denn was wir am Luxus und der inneren Ausstattung des sächsischen Hauses entweder an Ort und Stelle oder in den Museen bewundern, das ist entweder von den besten städtischen Künstlern geschaffen oder erst später als Altware auf das Land gewandert.

II. Das friesische Bauernhaus.

An den Küsten der Nordsee, im holländischen Westfriesland, im hannoverschen und oldenburgischen Ostfriesland, zwischen Weser- und Elbmündung und im nordfriesischen Schleswig, haben Natur und Lebensbedingungen eine Abart des niederdeutschen Hauses gezeitigt, die bei aller Verwandtschaft sich vom sächsischen deutlich scheidet und auch in sich mancherlei Spielarten aufweist. Die Gegend liefert, wie Lasius ausführt, gar keine Steine und nur wenig Bau- und Brennholz, wenig Torf, so daß das Feuer aufs äußerste eingeschränkt, Mensch und Tier sorgfältiger gegen Kälte geschützt werden müssen. Als Material dient ausschließlich Backstein, nur für den Innenbau Holz, das vom seetüchtigen Volk aus der Ostsee bezogen wird. Auf holländische Sitte ist die reinliche Sonderung von Mensch und Vieh zurückzuführen. Die Ursache solcher dicken, schweren und kostbaren Gebäude mit zwei bis vier Fuß dicken Mauern und ziegelsteingepflasterten Oberböden findet Cadovius Müller (Memoriale linguae frisicae Hs. v. 1730 ed. Kükelhan Leer 1875) nicht nur in der Bauern Reichtum, sondern in der »Furcht vor ihre nachbarliche Freunde; drumb ein jedes Bauernhaus auch mit tiefen Gräben verschanzet war, damit sie von einer kleinen Partei möchten unbeschediget bleiben«. Eine Wanderung von West nach Ost und Nord macht uns mit den mehreren Spielarten bekannt.

a) Am meisten Verwandtschaft mit dem sächsischen hat noch das westfriesische Haus in den Niederlanden, in Cleve und der Grafschaft Moers, landesüblich. Es ist T-förmig aus zwei oder, wenn man will, drei Teilen zusammengeschoben, der sächsischen Dele mit den Viehständen, dem Flet mit dem Herd

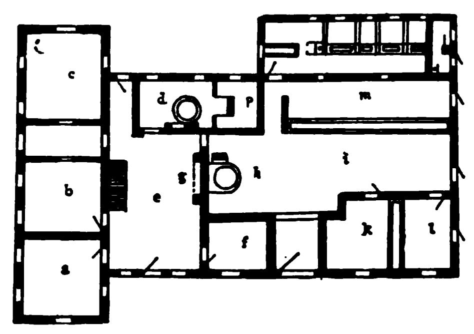


Abb. 154. Westfriesisches Bauernhaus.

und seitlichen Durchgängen, und dem Wohnhaus, das wie ein Querschiff auch mit dem Dach senkrecht auf dem Langhaus steht und meist zweigeschossig ist. Ganz ähnliche Grundrisse finden sich ja auch auf reinsächsischem Gebiet, doch fällt hier die Trennung der Teile mit Brandmauern ins Gewicht.

In Abb. 154 bedeutet a die Gesindestube, b Döns, c Gastkammer, d Spülküche mit Milchkeller p, e das Flet mit dem Herd g, darüber ein weiter Rauchfang, dahinter die Futterküche h mit einer Grube zum Einsalzen des Futters, f die Mägdekammer. Neben der Dele einerseits der Pferdestall l mit der Knechtekammer k, andererseits der Kuhstand m, daran ein Seitenbau für Jungvieh und Schweine.

b) Für das ostfriesische Haus bringt Henning aus Müllers Handschrift ein interessantes älteres Beispiel bei, wo vier Teile ähnlich wie beim westfriesischen, aber viel lockerer und mit getrennten Dächern kombiniert sind, das quergestellte Wohnhaus, das Flet und nebeneinander, Dach an Dach, ein Stall- und ein Scheunengebäude (Abb. 155). Die Handschrift gibt folgende Beischriften.

a schloot, fossa; b brügstete, c klampe, d steck, e di warffer, f di thüen, locus horti, g krüsselwark-grundryss, h dait veehhues, i di hoy- un kohrnspyhker, k pisell, l konken, m middelhues, n bettesteten, o boode to schapen, q schwynstey, t groote schindar, u huesdar.

Das sieht ja nun ganz so aus, als wollten die Häuser erst zum Einheitshaus zusammenwachsen, und es ist merkwürdig, daß auch auf den nordfriesischen Inseln (Boldixum auf Föhr, Hof Groß Bombüll) die parallel aneinandergereihten Ställe und Scheunen, die senkrecht auf dem Wohnhause stehen, noch teilweis aus dem 17. Jh. erhalten sind. Aber bei unserer Unkenntnis der älteren Typen ist es unmöglich zu sagen, ob wir hier Stadien der beginnenden Auflösung oder letzte Nachzügler auf dem Weg des Zusammenwachsens vor uns haben.



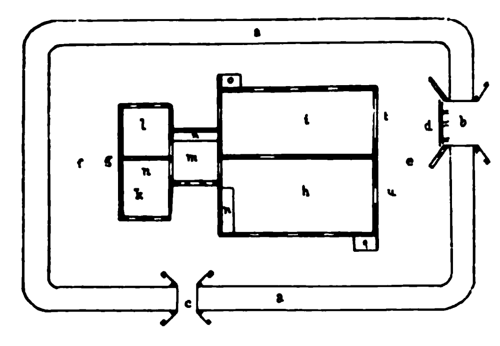
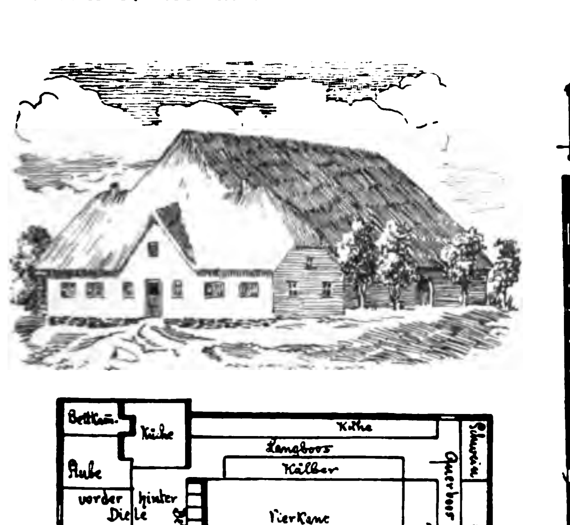


Abb. 155. Älteres ostfries. Haus nach C. Müller.

Die jüngeren ostfriesischen Häuser zeigen einen viel stärkeren Zug zum Einheitshaus (Abb. 156), nur sind die Elemente und Motive ganz andere als beim sächsischen. Den Kern bildet nicht die Dele, sondern der Vierkant oder Gulf,

von einer Holzkonstruktion auf vier mächtigen Eckpfosten überspannt. Hierin lagert vom Erdboden ab Heu und Stroh. Die niedrigen Seitenschiffe umgeben ihn an drei oder vier Seiten und sind in den Langboosen einerseits als Kuhstall, andererseits als Tenne, Loh, eingerichtet, während im äußeren Querboos die Pferde stehen; der innere ist manchmal auch Stall oder Tenne, meist aber mit Bettreihen für das Gesinde gefüllt. Die Räume des Wohnteils sind unter demselben Dach, doch durch einen Mittelgang getrennt und zeigen eine große Küche mit geschlossenem Herd, die an das sächsische Flet erinnert, eine Wohnstube (Döns) und einen Piesel. Bisweilen steht das Wohnhaus auch noch wie bei dem Beispiel von C. Müller quer vor der Scheune als »Kreuzhaus oder Krüsselhus«.



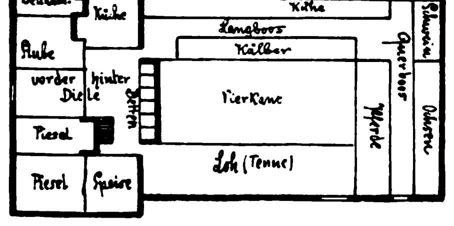


Abb. 156. Ostfries. Haus nach Lasius.

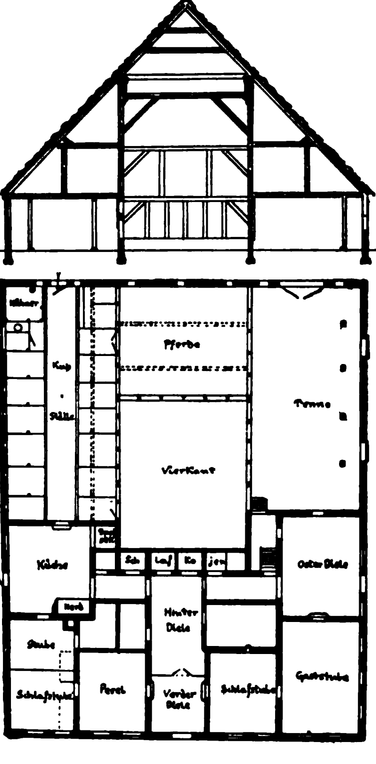


Abb. 157. Roter Hauberg.

Die Vollendung des ostfriesischen Hauses finden wir in den fetten Marschen nördlich der Eider, auf der Halbinsel Eiderstädt mit ihrem grasreichen Boden. Der Vierkant erhebt sich hier hoch wie eine Kirche, Berg, Hauberg (Heuberge) genannt, wobei die Gefache vermehrt und die Höhe bis zur äußersten Holzlänge getrieben wird (Abb. 157). Die Einteilung der Seitenschiffe ist wie beim ostfriesischen Hause, die Wohnräume treten wie dort beim »Krüsselhues« unter ein quergestelltes, niedrigeres Dach. Über den mehreren Einfahrten sind Giebelerker aufgesetzt, an denen zuweilen rundbogige Blendnischen auftauchen. Der Wohnteil ist im Heuberg hoch entwickelt. Fast alle Lebensbedürfnisse und Vorrichtungen haben ihre eigenen Gelasse. Die Diele lebt hier nur als Hausflur fort und ist mehrteilig, Vorder- und Hinterdiele, wozu noch eine Seiten-(Norder-Oster)diele tritt. Küche, Stube, Schlafstube bilden meist eine Flucht auf der einen, Pesel,

Gaststube und -kammer eine solche auf der anderen Seite der Diele. Die inneren Gelasse am Vierkant mit spärlichem oder mangelndem Licht — ein offener Nachteil dieser konzentrierten Bauweise — werden zweckmäßig mit den Gesindebetten gefüllt. — Man ist geneigt, auch dieses in seiner äußeren Erscheinung so stolz und geschlossen auftretende Haus als uralten bodenständigen Typus anzusehen. Indes bemerkt Lasius, der beste Kenner, daß die Hauberge im Eiderstädtischen erst im 17. und 18. Jh. in Aufnahme und erst Mitte 19. Jh. zur Herrschaft gekommen sind.

c. Das nordfriesische Haus, soweit es nicht vor dem sächsischen und dem ostfriesischen zurückgewichen ist, läßt wieder mehrere Spielarten erkennen, die nicht gerade scharf abgegrenzt und aus den Lebensbedingungen nicht restlos zu erklären sind. Die Merkmale der südlichen Gruppe, die sich beiderseits vom keilartig vorgeschobenen Gebiet des sächsischen Hauses an den Küsten Pellworms und Südangelns beobachten läßt, findet Henning in einer Vereinigung des sächsischen Stallgebäudes (Diele mit großer Einfahrt im Giebel, daneben Ställe usw.) mit einem (dänischen) Wohnhaus, das in seiner einfachsten Form »aus einem Vorzimmer mit Backofen, Herd und Küche und daneben einer separierten Hauptstube besteht, von der sich leicht noch weitere Räumlichkeiten (Pesel, Backlaw, Brautkammer absondern.« Die Stilmischung zwischen sächsischen und dänischen Elementen wird allerdings sehr wahrscheinlich, wenn man die sehr alten dänischen Häuser der Insel Mors vergleicht. Die nördliche Gruppe hat dasselbe Wohngebäude, dessen Mittelpunkt gewissermaßen der Backofen bildet, Ställe und Scheunen reihen sich aber ohne innere Verbindung zeilenartig nebeneinander an, entweder unmittelbar am Wohnhaus und bis zu mehr als sechs oder nach dänischer Art durch eine Durchfahrt von ihm getrennt. Um die Möglichkeiten der Stilmischung voll zu machen, fehlt es aber in Norderdithmarschen nicht an Anlagen, bei denen umgekehrt das Wohnhaus nach sächsischer Art um die Diele gruppiert ist und der Backofen wie sonst im Sachsenlande noch frei auf dem Hofe steht. Durch Flügelanbauten für allerhand Zwecke, Leutestuben, Scheunen, Kornspicker, Heufächer usw. gestaltet sich das Bild noch lebhafter und die cymbrische Halbinsel bietet so eine Musterkarte der Stil- und Mischungsarten, in denen das Einheitshaus, das sächsische sowohl wie der Eiderstädter Hauberg, deutlich als jüngere Eindringlinge erscheinen.

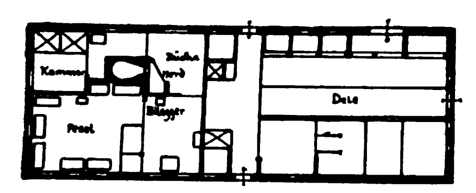


Abb. 158. Haus Hansen in Klockries.

Einen Blick noch auf die traulichen Wohnungen der Inselfriesen, die im Kampf mit den Elementen und auf karger, meerumbrandeter Scholle sich zur intimsten Verfeinerung bäuerlicher Wohnkultur aufgeschwungen haben. Dem Römer erschien einst Land und Volk als Beispiel tiefsten Elendes. »Zweifeln möchte man, schreibt Plinius von den Halligen, ob es Land oder Meer sei, was man sieht. Da wohnt das armselige Volk in seinen Hütten auf Hügeln, von Menschenhand aufgeworfen, um der Flut zu trotzen, Schiffenden gleich, wenn die Gewässer die Gegend bedecken, Schiffbrüchigen, wenn die Wasser sich verlaufen haben. Ge-

tränke haben sie nur vom Regen, den sie in Gruben im Vorplatz ihres Hauses aufbewahren«. In der Tat muß sich der Inselfriese zum Schutz vor den Sturm- und Springfluten seine Hofstatt aus dem feuchten Boden erst aufhöhen und festigen und die »Warf, Wurf« wird in den alten Rechten streng gegen nachbarliche Beschädigung geschützt. Und doch, wie oft ist die Arbeit von Generationen vom brandenden Meer verschlungen worden. Die eigenartigen Reize dieser Häuser hat uns P. Jessen anknüpfend an die Notiz des Plinius warm und fein geschildert.

»Heute sind die Häuser auf diesen kostbaren Landstätten sauber mit roten Ziegeln gemauert, die Türen hellgrün gestrichen, die Messingklinken und die Fensterscheiben blitzblank geputzt. Auf den Halligen pflegt die Tür in der Mitte der Langseite zu liegen,



Abb. 159. Pesel aus Nordfriesland. Museum zu Altona.

unter einem ansehnlichen Giebel, der in das Dach einschneidet. Sie führt auf einen kleinen Flur, der Wohn- und Wirtschaftsräume trennt. Dahinter oder daneben die helle, geräumige Küche mit Kamin; neben ihr im Hause meist der Backofen. Seitwärts der Pesel nebst kleineren Stuben und Kammern. Die Wirtschaftsräume auf der anderen Seite des Flurs werden oft durch einen besonderen Anbau nach der Seite oder nach rückwärts erweitert. Sie brauchen meist nicht umfangreich zu sein; denn Korn liefert das Land gar nicht oder nur in geringer Menge, und die Heuvorräte sind bescheiden, da das Vieh so lange wie möglich auf der Heide grast«.

»Tobt draußen um das kleine Haus und sein Rohrdach der Sturm, dann wird es in den kleinen Stuben um so behaglicher. Die friesische Stube ist bei Malern und Kunstfreunden berühmt durch ihre trauliche Enge und das lustige Farbenspiel. Diese Enge ist dem Fischer gerade recht; denn er fühlt sich heimisch wie in der Kajüte auf seinem Schiff, die er ebenso sauber hält und gern ebenso fröhlich bemalt. Bedingt sind die engen Zimmer übrigens durch die Konstruktion des Hauses, durch die es gegen die wilden Stürme wetterfest gemacht wurde. Denn innerhalb der Steinmauern haben die einzelstehenden Häuser der Inseln starke, erdfeste Ständer aus Eichenholz, auf denen die Schwellen

und Unterzüge für das Dachgerüst lagern. Die Ständer und Balken sind oft durch kräftige Streben verbunden. Zwischen diesen dicht gestellten Ständern nun bilden sich im Innern an den Außenwänden kleine erkerartige Räume, wie Fensternischen, deren Decke in der Richtung des Daches schräg verschalt ist. So entstehen reizvolle Winkel und Räume, in denen die Sonnenstrahlen ihr fröhliches Spiel treiben. Wohin sie treffen, stoßen sie auf bunte Farben. Denn der Seemann liebt die Sauberkeit und sah es gern, als im 18. Jh. statt der früher üblichen Schnitzereien, in denen die alten Friesen Meister gewesen waren, die holländische Mode der Bemalung Eingang fand ... Nun strichen Maler, die man wohl vom Festland, vielleicht gar aus Holland kommen ließ, das Stübchen in kräftigen Farben (in dem kecken Rot, dem hellen Blau, dem lebhaften Grün), darum Fasen, Kanten und Borten, in den Füllungen Ornamente und Blumenstücke in der sicheren handwerklichen Art, die, wenn nicht Bauernwerk, so doch Bauerngeschmack ist. Von den Holländern und ihren einheimischen Nachahmern bezog man auch die blanken Kacheln an der Ofenwand mit kleinen frommen Bildern aus der Bibel; über dem eisernen Beilegerofen gern ein ansehnliches größeres Kachelbild, am liebsten ein Schiff mit schwellenden Segeln. Vor den Alkoven hingen buntfarbige Vorhänge, über dem Tisch breitete sich die saubere Linnen-



Abb. 160. Fischerhaus in Camp.
Nach dem »Bauernhaus im Deutschen Reiche«.

decke, auf der Bank und den Stühlen lagen die gestickten Kissen und durch das Fenster lugten vom Fensterbrett die frohfarbenen Bauernblumen herein. Auch in den Küchen reihte sich neben dem Herd das köstliche Blau- und Buntgeschirr aus Delft«. In Wahrheit liegt hier eine Kultur von traulichen Reizen vor, die nicht nur für das Bauernhaus, sondern für unser gesamtes bürgerliches Wohnwesen vorbildlich sein könnte.

In den östlichen Provinzen, Pommern und Preußen verwischen sich die Merkmale des niederdeutschen Hauses mit denen des ostdeutschen Vorhallenhauses. Die Diele spielt in pommerschen Fischerdörfern etwa die Rolle einer größeren Flur, in Preußen verschwindet sie und macht einem massiv gemauerten Herdraum Platz, um welchen sich Stuben, Kammern, Ställe usw. ringsum gruppieren. In Pommern sind aber echt niederdeutsch die doppelten Vorschuppen, zwischen denen der Eingang liegt, auch bei den beliebten Zweifamilienhäusern (Tweipotts, Abb. 160).

III. Das oberdeutsche Bauernhaus.

Das oberdeutsche Bauernhaus nimmt das weite Gebiet von Mittel- und Süddeutschland ein, reicht in seinen Ausläufern nach Frankreich, Oberitalien und weit in die slavischen Länder, so daß man mit einem gewissen Recht auch vom mitteleuropäischen Haus reden könnte. Die Grenzlinie gegen das niederdeutsche ist im

Westen sehr scharf ausgeprägt. »Sie zieht sich von der Maas, ungefähr bei Venloo östlich bis zur Ruhrmündung und die Ruhr hinauf, bis zur westfälischen Grenze, geht mit letzterer bis auf die Wasserscheide des Rothaargebirges im Süden von Olpe, verfolgt sie in nördlicher Richtung genau auf der alten Volksgrenze zwischen Sachsen und Franken bis nach Astenberg, schreitet von hier wieder bis zu den alten Grenzfesten Sachsenburg und Sachsenhausen vor und zieht sich dann nördlich des Habichtswaldes über Zierenberg nach Münden an die Weser. Jenseit derselben geht sie nordwärts bis Hildesheim und läuft sodann südlich vom Lüneburger und altmärkischen Wendenland zur Elbe bei Tangermünde«. Östlich derselben, im Kolonialgebiet, ist sie verwischt. In diesem weiten Gebiete hat sich nur in den Gebirgsländern, im Schwarzwald und in den Alpen, eine eigenartige Spielart mit mehreren Varianten abgesondert, das süddeutsche Gebirgshaus. Während nämlich in ganz Mittel-, Ost- und Süddeutschland das sogenannte »fränkische Gehöft« herrscht, bei welchem Wohn- und Wirtschaftsbauten um einen Hof liegen, sind im rauheren Gebirge alle Teile unter ein Dach gebracht und wir finden dort ein Einheitshaus, das mit dem Sachsenhaus wenigstens äußerlich manche Ähnlichkeit hat. Betrachten wir aber den inneren Organismus und den Aufbau, so stellt das oberdeutsche Haus einen völlig entwickelten, geschlossenen, einheitlichen Typus dar, der im Lauf eines Jahrtausends und bei den verschiedensten Stämmen, unter anderen Klimaten und Lebensbedingungen nur ganz verschwindende Modifikationen erlitten hat.

Das entscheidende und durchgehende Merkmal des oberdeutschen Hauses ist die klare Trennung von Mensch und Vieh, von Herdstätte und Wohnstube. Die heizbare Wohnstube (mit einer abgetrennten Schlafkammer), der Hausehren mit dem Herd (welcher sich schon frühzeitig als Küche vom Flur loslöst) und der Viehstall mit besonderem Eingang, das sind die konstitutiven Elemente des oberdeutschen Hauses. Scheuer und Nebengebäude gliedern sich loser an und ein. Hierzu kommt noch ein tiefgewurzeltes Richtungsprinzip. Das Haus kehrt regelmäßig die Schmalseite mit der Wohnstube der Straße, dem Lichte oder der freien Aussicht zu. Die Eingänge liegen meist an der Langseite auf einer wie immer gearteten Bühne, Plattung, Heiste oder Laube. Man kann den Gegensatz des Volkscharakters deutlich erkennen. Haust der Sachse und Friese in der Tiefe seines Hauses, ganz nach innen gekehrt, den Blick auf das interne Leben seines Hauses gerichtet und von den vier Wänden umschlossen, so will der Franke und Schwabe mit einem Auge seinen Hof, mit dem anderen aber die Straße und den Dorfplatz überschauen. Und da die nachbarliche Neugier in manchen Gegenden krankhaft ausgebildet ist, so sucht man den eigenen Hof möglichst vor fremden zu schließen. Manche Eigenheiten der Hofanlage erklären sich aus diesem Zuge.

Um das Wesen der oberdeutschen Hausanlage in seinen allgemeinen Zügen kennen zu lernen, wählen wir einige Beispiele, welche den Typus in seiner uns erreichbar primitivsten Gestalt darstellen. Es sind zunächst drei Häuser aus Kürnbach und Haslach im württembergischen Donaukreis, Blockbauten aus dem 17. Jh. mit Strohdächern. Das Haus in Kürnbach (Abb. 161) besteht aus fünf anein-

andergereihten Fachen: Wohnstube mit Kammer, Flur (Hausehren) mit Kammer, Tenne, Stall und Schopf. Der interessanteste Teil ist der Ehren. Hier steht in der Mitte der Herd, der zugleich den Backofen enthält. Über ihm ist aus Holzbohlen ein »Däms« gewölbt, der den Rauch für Räucherzwecke zusammenhält und dann ohne Schornstein in das offene Dach entläßt. Vor dem Herd eine Kellergrube, seitlich ein Brüetkästchen, dahinter ein Aschenloch und ein kleiner Verschlag

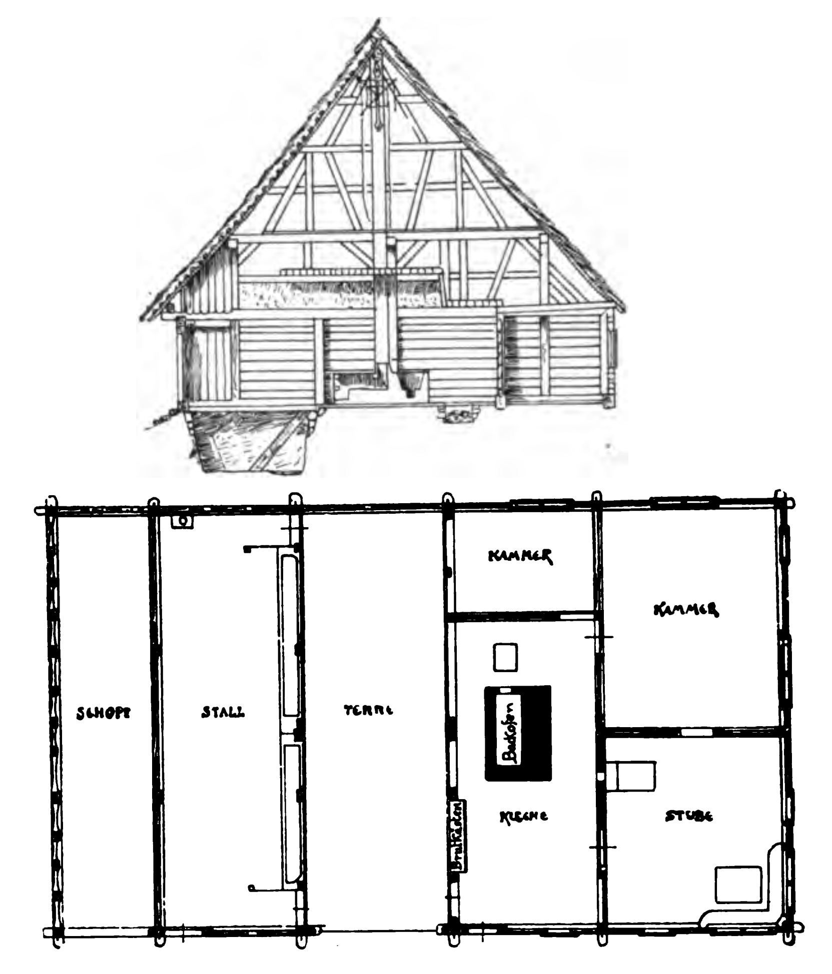


Abb. 161. Bauernhaus in Kürnbach. Grundriß und Längsschnitt.

(Milch- und Speisekammer). Rechts ein kleines Stück Brandmauer mit dem Feuerloch des Stubenofens. Die Tenne hat eine breite Torfahrt. Am Firstbalken hängt die Garbenhaspel. Stall und Schopf sind so niedrig, daß darüber breite Lager für Getreide bleiben. Ein zweites Haus in Kürnbach ist genau so eingerichtet, nur ist der Ehren noch ungeteilt, im Hintergrund findet sich in der Ecke ein kleines Brüetshäuschen, der Herd aber an die Tennenwand gerückt. Und ebenso ein Gehöft in Haslach von 1656, wo der Herd wieder in der Mitte steht, jenseit der Tenne aber ein Pferdestall und dann ein breiter Kuhstall liegen, die an der Rück-

seite durch einen Futtergang unter dem niedergezogenen Dach mit dem Wohnteil verbunden sind. Nur über diesem ein Halbgeschoß mit Kammern, der Schopf, ein Speicher und der Backofen liegen regellos dem Hausgarten gegenüber. Wir stellen noch einige Beispiele Hennings zusammen. Abb. 162 aus Ginheim bei Frankfurt a. M., renoviert 1656, also wesentlich älter. Hier ist die Stube noch ungeteilt, dagegen die Küche von der Flur getrennt. Ebenso eine Kammer vom Stall.

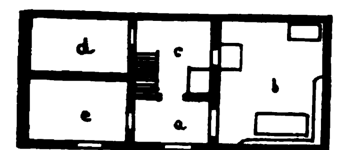


Abb. 162. Haus in Ginheim.

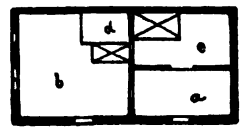


Abb. 163. Häuslerwohnung in Rechtenbach.

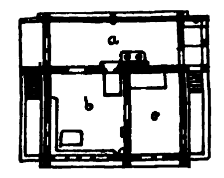


Abb. 164. Haus aus Schwyz.

Darüber ein Geschoß mit Schlaf- und Vorratskammern. Abb. 163 eine Häuslerwohnung aus Rechtenbach bei Wetzlar, wo in der einteiligen Wohnstube der Bettstatt hinter dem Ofen liegt, während der Stall und die Scheuer fehlen. Abb. 164 ein Alpenhaus aus Schwyz, wo umgekehrt der Hausgang ungeteilt zugleich als Flur und Küche dient. Und wir fügen eine der einfachsten Häuslerwohnungen aus Ebersbach-Georgswalde (Abb. 165) hinzu, wo einerseits in die ungeteilte Wohnstube neben dem Ofen der Backofen eingebaut, andererseits an Stelle der Stallung eine zweite Wohnung für den Auszügler eingelegt ist, während die Bett- und Vorratskammern unter dem Dach liegen. Dazu halte man die Beschreibung eines Eifelhauses aus Montjoie bei Aachen, das angeblich dem Ende des 15. Jh. entstammte:

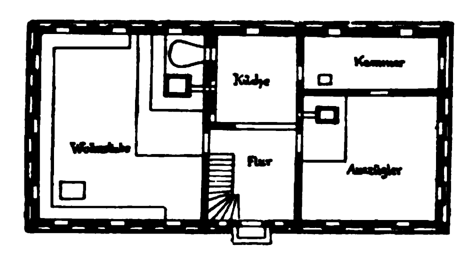


Abb. 165. Häuslerwohnung in Ebersbach.

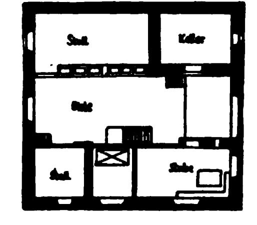


Abb. 166. Haus in Imecke.

»der Flur ist die größte von allen Räumlichkeiten. Auch der breite Herd hat sich noch in seiner Mitte behauptet. Das niedrig und freilodernde Feuer ist der Zentralpunkt für die mit dem Ur- und Großvater herumsitzenden und sich wärmenden Hausgenossen. Darüber hängt altertümlicherweise an einem Gestell der große Kessel. Auf der einen Seite des Flurs liegt die kleinere Wohnstube, auf der anderen der Stall, hinter ihm ist eine schmale Futterkammer abgetrennt.« Einen fast genau zutreffenden Beleg für diese Worte haben wir beispielsweise in einem Haus zu Imecke bei Meinerzhagen (Abb. 166), also an der Grenze des niederdeutschen Hauses, wo auf der Diele das freie Herdfeuer lodert, während einerseits Wohnstube, Schlafkammer und Kleinviehstall, andererseits Keller und Kuhstall untergebracht sind, im Obergeschoß eine Bett- und drei Streu-, Futter- und Vorratskammern.

Diese Beispiele aus den entlegensten Teilen des Vaterlandes, die sich leicht hundertfach vermehren lassen, gehen in der Hauptsache so zusammen, daß wir einen gemeinsamen, uralten Grundtypus annehmen dürfen, die Flurhalle mit dem Herde und dem Eingang, eine geschlossene Wärmstube einerseits, einen oder mehrere Stall- und Wirtschaftsräume andererseits, davor hinlaufend ein Hausgang. Und zwar ist die Flurhalle, der Hausehren, ursprünglich bei weitem der wichtigste und größte Teil, gewissermaßen die Urzelle, »ipsa domus«, wie es auf dem St. Gallener Riß heißt. Dies Verhältnis lebt noch heut in der Volkssprache fort. Die Flur heißt in Thüringen und in Vorarlberg »Haus, Hus« schlechthin, in Oberitalien la cà, in Frankreich la maison; in Franken Ehren, Oern, angelsächsisch aern, mittellateinisch area, welche Ausdrücke das ganze Haus nach dem familienkultischen Mittelpunkt desselben, dem Herdaltar (ara), bezeichnen. Dasselbe gilt von dem in Bayern gebräuchlichen Fletze, verwandt mit dem sächischen Flet, nhd. flazzi, flezzi, der »ebene«, festgestampfte Lehmböden des Hauptwohnraumes, der alten Herdstube. Von ihr hat sich die Wärmstube und der Wirtschaftsteil erst in jüngerer Zeit losgelöst. Der Riß von St. Gallen versetzt uns mitten hinein in diesen Prozeß. Nehmen wir z. B. das Gärtnerhaus, so liegt die Dreiteilung klar vor Augen, links vom Herdraum die Kammer für Geräte und Sämereien, rechts die heizbare Stube des Gärtners. Die Vorteile der Ofenheizung waren für den Oberdeutschen so anziehend, »daß der alte Herdraum immer mehr eingeschränkt wurde, bis er endlich zu einem schmalen Flur mit der Küche herabsank, während das Ofengemach immer mehr sich ausdehnte und schließlich zur eigentlichen Wohnstube wurde«. Andererseits sehen wir in St. Gallen auch schon das Prinzip der Reihung wirksam. Im Handwerkerhaus sind zwei gleichartige Herdräume Wand an Wand gerückt. Diese Tradition lebt z. B. in der Schweiz, im Berner Oberland in den Zweifamilienhäusern fort, die unter breitem Giebel eine gemeinsame Küche oder doch gemeinsamen Rauchfang haben, aber auch in den Häuslerwohnungen der mitteldeutschen Berge, wo die Kammer jenseits des Herdflurs zu einer zweiten Wohnung ausgestaltet ist, und es entfaltet sich ganz unbeschränkt beim Bauerngut, wo Tennen und Ställe manchmal in langer Front aneinander gereiht werden.

Auch die Vorlaube des St. Galler Hauses ist keineswegs so ganz spurlos abgestoßen worden. Wir begegnen ihr überall auf oberdeutschem Gebiet in dem gepflasterten Hausgang, der sich an der inneren Front meist von einem Ende bis zum anderen hinzieht, manchmal noch vom vorgezogenen Dach oder Obergeschoß gedeckt, selbst mit Säulenstellungen, deutlicher aber in der Vorlaube des Hausflures, die im fränkischen Gehöft so häufig den Treppenaufgang schützt, auch mit Bänken ausgestattet, mit Blumenbrettern verziert einen reizenden Sitzplatz bietet. Daß sie sich nur vor dem Ehren halten konnte, ist leicht begreiflich aus dem Wechsel der Beleuchtung. Sobald man der Stube Seitenlicht gab, mußte die ursprünglich (wie beim nordischen Haus S. 15) geschlossene Halle hinderlich sein und einschrumpfen.

Haben wir hiermit die Hauptlinien der rückwärtigen Verbindung ganz klar vor Augen, so ergibt sich eine tiefere Einsicht in die Entwickelung und Differenzierung des Hauses, wenn wir nun im einzelnen auf die drei charakteristischen Elemente, den Hausehren, die Wohnstube und den Geschoßbau eingehen.

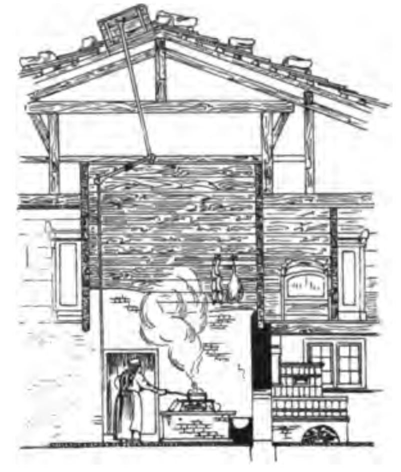


Abb. 167. Küche mit Hurrloch im Rothmesmerhaus in Schliersee.

a) Der Ehren ist ursprünglich ungeteilt und offen bis zum Dach. Zur Erleuchtung dient wie im nordischen Haus die Dachluke (Windauge, in Bayern Hurrloch), die zugleich als Rauchloch dient und mit einer Klappe verschließbar ist. Diese primitive Einrichtung finden wir noch in oberbayrischen Küchen, z. B. beim Erhardbauern in Fischhausen und im Rothmesmerhaus in Schliersee (Abb. 167). Auch die quergeteilte, oben geöffnete Tür gibt Licht und ein kleines Fenster in der Rückwand kommt hinzu, sobald das Oberlicht verschwindet. Hierzu gab den Anstoß die Bedeckung oder Überwölbung der Herdstätte durch das Däms wie in Kürnbach (Abb. 161) oder eine pyramidisch, auch hutförmig aus Lehmstakung aufgesetzte Kappe (Kogel, Feuerhut), oft von ganzer Breite des Raumes und zugleich Räucherkammer. Sie mündet zunächst noch ins offene Dach; die Esse, vielfach aus Holz, Bohlen oder Balken mit Lehmstakung, die den Rauch vollends durch das Dach leitet, ist eine neuere Errungenschaft. Gleichzeitig rückt der Herd aus der Mitte an die Stubenwand und aus leichtbegreiflichen praktischen Gründen wird der Herdraum als Küche durch eine Schiedwand vom Ehren abgetrennt. Zur inneren Ausstattung tritt ein Kesselofen zum Kochen des Viehfutters, und der Backofen, der sich merkwürdig lange, im Hennebergischen z. B. bis heut draußen im Hof gehalten hat. Er wird übrigens nur dann nach Seite der Stube oder der Stallung zu eingebaut, wenn das Haus hart an der Nachbargrenze steht. Sonst ist er unter besonderem Dächlein und manchmal auch auf hohen Stelzpfosten nach außen senkrecht zur Mauer vorgeschoben. Der Ehren selbst lebt dann als Hausflur ziemlich dürftig fort. Er ist mit Schränken ausgestellt, birgt die Treppen zum Boden und Keller, seltener den sommerlichen Eßtisch.

b) Die Stube (stuba, stofa) als Wärm- und Wohnstube ist den Germanen wohl erst durch das römische Hypokaustenzimmer nahe gebracht, doch ist die Ofenheizung eine spezifisch germanische Erfindung. Dem Romanen ist sie bis heut fremd geblieben. Er kannte den Ofen nur als Muffel zu technischen Zwecken, zum Glas- und Metallschmelzen, als Brennofen für Töpferwaren, auch zum Brotbacken, eine aus Steinen, Flechtwerk und Lehm gewölbte Haube, deren primitive Herstellung Theophilus beschreibt. Ähnliche Stieböfen hatten Slaven und Nordgermanen in ihren Badhäusern. In den St. Gallener Häusern sind sie überall als Heizöfen von Privatzimmern verwandt und die klösterlichen Vorbilder haben fraglos viel zur Einbürgerung der Wärmstube getan. Der bäuerliche Ofen ist anfänglich durchaus ein rohes Produkt der eigenen Hände, aus Stein- oder Schieferplatten mit Lehm zusammengekleibt; erst seit dem 15. Jh. scheinen die bürgerlichen Ofenkacheln einzudringen. Eine gewisse Verehrung des Bauwerks liegt in dem alemannischen Ausdruck »die Kunst«. Die Heizung geschieht stets von außen, vom Flur oder der Küche aus, und mit großer Geschicklichkeit verstehen fränkische und thüringische Bauerfrauen mit langen Ofengabeln zahlreiche Kochtöpfe um das Feuer zu stellen, das zugleich das Viehwasser in den eingebauten, kupferblanken »Blasen« zu erwärmen und in den »Röhren« aus Eisenblech die dünnen Kartoffelkuchen zu backen vermag. Die Stelle des Ofens ist stets in der inneren Stubenecke, doch etwas von der Wand abgerückt. Der Zwischenraum ist bis zu halber Höhe massiv aufgefüllt und mit einer Steinplatte gedeckt. Das ist die Helle, eine wahrhaft geniale Erfindung für das rauhe Klima, das Paradies der Kinder, das Lotterbett des Mannes, der stille Hafen der Alten, besonders der Großmütter, die ganze Jahre stillvergnügt auf ihrem warmen Höllestein ohne ein anderes Bedürfnis als nach dünnem Kaffee hier verbringen können. Für weniger Glückliche dient die ringsumlaufende Ofenbank als Gelegenheit, den Rücken zu wärmen, und unter dem Ofen nehmen Kücken, Gänse,

selbst kleine Schweinchen an der seligen Wärme teil. Über ihm hängt die Käseritsche und ein Lattengestell (Ofenrück, Röhten) zum Wäsche- und Kleidertrocknen. In Wandnischen und auf Borten findet alles Platz, was Trockenheit verlangt, und eine Deckenluke gibt die überschüssige Wärmekraft an das obere Schlafgemach ab. Der Stubenofen ist die Zentrale, das Rückgrat und Symbol des oberdeutschen Hauses.

Auch das Mobiliar hat auf dem ganzen Gebiet seinen festen Platz. In der dem Ofen gegenüberliegenden Ecke steht der Eßtisch, dahinter im »Herrgottswinkel« baut der katholische Bauer sein »Altarl« auf. Von der Decke hängt ein Spanhalter oder an einem Dreharm die Öllampe, wo nicht eine Wandnische als Leuchtkamin eingerichtet ist. Rings an den Wänden feste Bänke (Kästen, Schlafkisten), darüber eine Borte, die »Kannrücke« mit den blitzenden Reihen der Zinnteller und Kannen, erst in jüngerer Zeit durch das Schüsselbrett neben der Tür verdrängt. Hier auch ein kleiner Arbeitstisch (als Anrichte, Spültisch usw.), die Kastenuhr, die Zundernische, der Lederriemen für das Besteck, alles gegendweise so typisch, daß man sich in einem fremden Haus im Stockdunkel zurecht finden kann. Im allgemeinen ist die Haltung der Bauernstube früher besser, vornehmer



Abb. 168. Bauernhaus in Kürnbach. Schnitt und Ansicht.
Nach dem »Bauernhaus im Deutschen Reiche«.

gewesen. Geweißte und farbig bemusterte oder gebohlte Wände mit hübschen Fensterrahmen, in den Butzenscheiben selbst einzelne Stücke mit Glasmalerei (nicht nur in der Schweiz, wo damit ein gewisser Luxus getrieben wurde), die Bohlendecke mit den Balken und Unterzügen gekehlt und manchmal reich geschnitzt, die Türen mit Renaissancerahmen (Pilastern und Giebeln) eingefaßt, der Fußboden etwa zur Hälfte gedielt, darauf weißer, täglich erneuerter Streusand, zur anderen (vorderen) Hälfte geplattet, vor den Fenstern das Blumenbrett und das schattige Weinlaub, so sehen wir nach vielen Merkmalen die Bauernstube bis Ende 18. Jh. Der Verfall, von dem nur einzelne Gegenden, wie der Altenburger Ostkreis und überall die Gebirgsdörfer ausgenommen sind, äußert sich seitdem gerade in den Kernlanden, Hessen, Thüringen, Franken, Schwaben, in Unsauberkeit, Gleichgültigkeit, Geringschätzung des Alten, Einfachen und Tüchtigen, und die moderne Ramsch- und Fabrikware nimmt sich zwischen den Resten früherer Gediegenheit doppelt geschmacklos aus.

Auch von der Stube ist fast allgemein eine rückwärtige Kammer abgetrennt. An dieser Seite stand ursprünglich das Ehebett, so noch heut in einfachen Verhältnissen. Aber schon im 14. Jh. ist im bessern Haus eine leichte Wand davorgezogen und die Bettkammer, die Schlafstube als unverlierbarer Bestandteil einer höheren Gesittung dem Hause eingefügt. Der Geschoßbau hat dann die Lage verschoben. Er bot reichliche und getrennte Räume für die engere Familie, die erwachsenen Kinder und das Gesinde. Die untere »Beistube« wurde für andere Zwecke frei und bewährte sich, mit der Küche verbunden, als Speise- oder Gesindestube.

c) Der Geschoßbau ist der anerkannt stärkste Vorzug des oberdeutschen vor dem sächsischen Hause. Er gibt dem oberdeutschen Dorfe den eigenartigen,

freundlichen, fenster- und giebelreichen Charakter. Geschichtlich erklärt er sich teilweise aus der geschlossenen Dorfanlage. Die abgesteckte Hofstätte konnte sich bei wachsender Volksdichte nicht in die Breite dehnen, das Haus mußte in die Höhe schießen. Auch der Einfluß der zahlreichen kleinen Ackerstädtchen ist nicht gering anzuschlagen. Der Zusammenhang zwischen städtischer und ländlicher Bauweise blieb hier viel enger und lebendiger als im Norden und die Grenze zwischen Kleinstadt und Dorf ist z. B. am Rhein durchaus fließend. Technisch läßt sich der Fortschritt an den Häusern Kürnbach und Haslach sehr gut verfolgen. Sobald die Ständer des Dachstuhls (Abb. 168) senkrecht auf die Wände des Erdgeschosses vorgerückt werden, ist das Obergeschoß gegeben. Die äußere Entfaltung ist glänzend, der Fachwerkbau hat hieran alle Reize gezeigt; die innere ist unbedeutend. Man ist meist sehr enttäuscht, wenn man hinaufsteigt. Schmucklose Schlafkammern, allerdings hell und luftig, auch Korn-, Hopfen- Siedekammern und dergl. Nur vorn über der Wohnstube ein (heizbares) Staatszimmer, voll von besseren Möbeln, Betten und Geschirren, aber unbewohnt. Am weitesten sind Schwaben und Rheinländer fortgeschritten. Sie haben das (massive) Untergeschoß verlassen, die Wohnung überhaupt in das Obergeschoß verlegt, oft noch ein drittes aufgesetzt. Im Erdgeschoß befinden sich die Ställe, Keller und Kelter, ganz ähnlich wie bei der Burg. Auch das Alpenhaus zeigt verwandte Neigungen.

Wir wenden uns der Betrachtung der Untertypen zu.

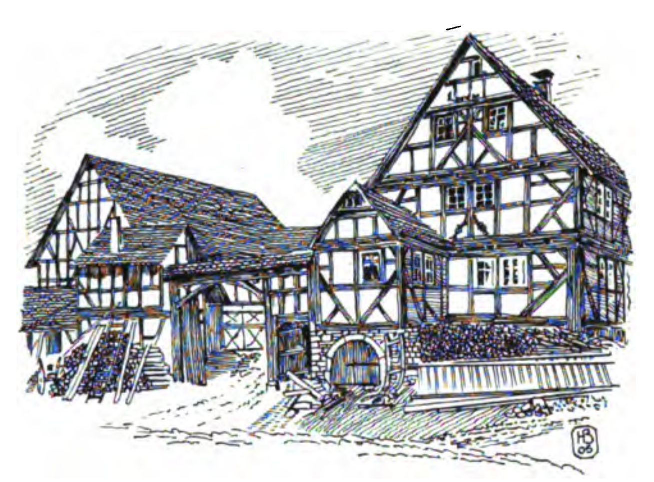


Abb. 169. Fränkisches Gehöft in Fronhausen.

1. Das fränkische Bauernhaus.

1. Die fränkische Hofanlage hat noch am treuesten die altgermanische Gruppierung verschiedener Gebäude zu einem Gehöft bewahrt; nur ist es auch darin offenbar unter dem Druck der geschlossenen Wohnweise zu ganz festen Regeln und Gewohnheiten gekommen, die sich am Rhein, in Süddeutschland und im ganzen kolonialen Osten bis in die höheren Gebirgstäler verfolgen läßt, wo sich dann das Einheitshaus in mancherlei Varianten ausbreitet. Das fränkische Anwesen ist durchschnittlich nur von mittlerer Größe und hat sich selten durch Zusammenkäufe zum stattlichen Gut erweitert, viel häufiger durch Erbteilung zu winzigen Gewesen verkleinert. Hiernach sind wesentlich die Unterschiede auch der Hofanlage zu beurteilen.

Allgemein gruppieren sich die Bauten um einen quadratischen oder rechteckigen Hof mit der Dungstätte (und dem Taubenhaus), so daß das Wohnhaus giebelseitig auf der Straßenflucht steht, aber noch einen kleinen Vorplatz für den

Kretz- (Küchen)garten vor sich hat. Den vorderen Abschluß des Hofes bildet eine Wand aus Brettern, Lehmfachwerk oder Steinen mit zwei Toren, einem kleineren neben dem Wohnhaus für Fußgänger und einem breiteren für Fuhrwerke und Vieh. Bei mittleren Gütern ist der Rinderstall bis in neuere Zeit als hinterer Teil des Wohnhauses beibehalten und oft stehen hier auch die Pferde. Sonst finden wir (besonders in Sachsen) den Pferdestall auch in das der Wohnstube gegenüberliegende Auszügler- oder Hofmeisterhaus verlegt, das gleichfalls giebelseitig zur Straße steht. Andernfalls wird diese Flucht durch Schuppen, Schweineställe, Holzgelasse, Wagen- und Streuremisen, Wasch- und Brauhaus und andere kleine, baulich meist unbedeutende Anlagen eingenommen. Den hinteren Abschluß nach dem Obstgarten zu bildete die stattliche Scheune. Bei kleineren Anwesen schrumpfen die Hofgebäude oft zu schmalen Holzställen zusammen, um wenigstens dem Nachbar den

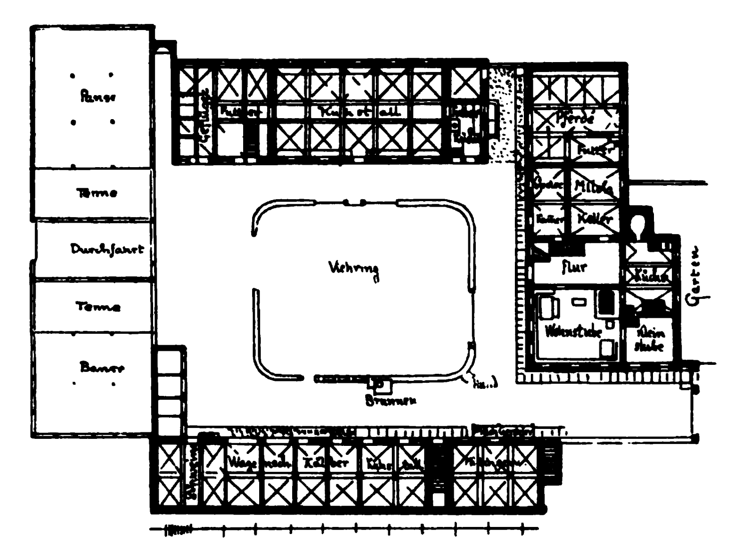


Abb. 170. Bauernhof in Kauerndorf bei Altenburg.

Einblick zu wehren, oder verschwinden auch ganz wie in gewissen Straßendörfern Hennebergs (Abb. 143). Die Scheune rückt dann, um einen Hofplatz zu gewinnen, weiter in den Garten zurück oder gliedert sich auch dem Stallgebäude an. So auch bei den Kuhbauern- und Häuslerwohnungen der Mittelgebirge, wo es zu eigener Gehöftbildung selten kommt. Anders bei den reichen und stolzen Bauern des Thüringer Beckens, des Oster- und Meißnerlandes. Hier ist der fränkische Hof zu einem regelmäßigen, geschlossenen Quadrat ausgereift (Abb. 170). Im Hof die breite Dungstätte, als »Kuhring« ummauert. Herum vier ziemlich gleichartig hohe und breite Gebäude, das Wohnhaus, aus welchem die Ställe bis auf geringe Reste verdrängt sind, der Rinderstall, der Jungvieh- und Pferdestall und die mehrteilige Scheune, sämtlich zweigeschossig mit Laubengängen innen an der Flucht der mancherlei Kammern vorbei. Die Höfe haben vier Ausgänge in den Ecken, meist erweitern sich zwei davon, nach der Straße und nach dem Felde, zu ansehnlichen Toren. Die kleineren führen in den Obst- und den hier sehr liebevoll gepflegten Ziergarten.

Über dem Haupttor sind aus der Blütezeit des altenburger Bauernstandes noch einzelne »Porstuben« erhalten, Tanzsäle mit einer Musikantenbühne (Abb. 171). Dieselbe Neigung zum geschlossenen Geviertbau treffen wir nun auch in Niederbayern, Salzburg, Ober- und Niederösterreich, auf dem Wege der bajuvarischen Kolonisation. In Oberpfalz und Regensburg, an der unteren Isar und am Erdingerboden wird die breite Torseite durch eine Bretterwand geschlossen, auf welcher eine überdachte Heulage. Die drei Flügel — Wohnhaus mit Pferdestall, Rinderstall und Scheuer — lassen ebenfalls Tore und Pforten zwischen sich. Aber die Heulage wächst sich leicht zu Schuppen und Remisen (Stadt) aus und bildet einen vierten Flügel. Und je weiter nach Osten, wo die Gehöfte einschichtig, als Einödhöfe auf den Hügeln der fetten Flußtäler inmitten dichter Obstbäume liegen, wachsen



Abb. 171. Bauernhof in Breesen, Sa.-Altenb.
Nach dem »Bauernhaus im Deutschen Reiche«.

die Flügel immer enger zum geschlossenen Vierkant zusammen. Bei eingeschossigen Anlagen streifen die tiefhängenden Strohdächer fast den Boden. Auf den Firsten sitzen wie in Niedersachsen Pferdeköpfe oder Wetterkreuze. In ihrer trotzigen Geschlossenheit gleichen sie Kastellen und Bauernburgen.

2. Was den Aufbau anlangt, so ist dem Oberdeutschen die Loslösung vom Boden, das Aufstreben, der Geschoßbau ureigen. Dies äußert sich schon in der durchgehenden Unterkellerung der Wohnstube, die zur Ausgleichung des vielfach abfallenden Geländes der Talränder nötig war. Der Keller ist ursprünglich wie Abb. 169 zeigt, einfach ein Erdloch mit Balken überlegt. Indes tritt hier seit dem 16. Jh. die Mauer aus Bruchsteinen und die Wölbung ein, und der Keller wird sehr gern so gehoben, daß er als Souterrain erscheint und gleich vom Hof aus zugänglich ist, während eine zweite Treppe vom Flur aus herabführt. In der schwäbisch-alemannischen Gruppe, im ganzen Stromgebiet des Neckar, im Odenwald, teilweis auch am Rhein hat sich hieraus ein volles Erdgeschoß entwickelt, meist massiv, oft aber auch bloß Fachwerk, in welchem die Kelter, der Keller und die Ställe liegen, während man zu den Wohnräumen auf einem Stufengang außen an der Langseite, oft mit Laubendach, emporsteigt (Abb. 173). Offenbar macht

sich hierin der Einfluß des Weinbaues geltend. Denn die Unbequemlichkeit des stündlichen Treppensteigens ist doch für den wirtschaftlichen Betrieb nicht gering.

Die Konstruktion der oberen Geschosse ist durch Holz und Lehm bestimmt. Massive Mauern sind Ausnahmen, teils erst unter dem Druck neuerer Polizeimaßnahmen, teils unter der Gunst billigen und guten Steinmaterials entstanden. So fallen in Mainfranken, in der fränkischen Schweiz, um Würzburg, Nürnberg, Bamberg die guten, unverputzten Quaderwände, selbst an den kleinsten Häusern auf. In Gegenden mit reichen Lehmvorräten, an der Unstrut und Nab, sind die Umfassungswände aus Lehm mit Stroh und Siede in Kästen gestampft, billig, trocken und haltbar. Aber weit überwiegend ist doch der Holzbau als Block-, Schrot- oder Fachwerk.



Abb. 172. Bauernhaus in Heilingen, S.-A.



Abb. 173. Bauernhaus in Helmstatt.

Über die beiden ersten Arten ist wenig zu sagen. Sie stehen und fallen mit dem Holzreichtum der Landschaft. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß sie bis zum 16. Jh. die Bauart selbst in den Städten beherrschten. Seitdem sind sie mehr und mehr auf die reinen Walddörfer zurückgedrängt. Beim Blockbau finden wir Wände aus Balken von ca. 20 cm Stärke, die an den Ecken übereinandergekämmt, verzapft werden; beim Schrotbau sind etwa 12 cm starke Bohlen in Ständersäulen eingefalzt. Kunstformen treten daran so gut wie gar nicht auf. Nur gibt eine Begleiterscheinung, das Umgebinde, sehr zu denken (Abb. 178); es sind das Ständer, die unmittelbar auf dem Unterschlag fußen, ohne Verband und Zusammenhang mit der Wand auf die Ecken und gemessene Zwischenabstände verteilt die Rähme tragen, gewissermaßen ein stehengebliebenes Lehrgerüst, durch Kopfbänder (Bügen), Spannriegel, später durch Korbbögen mit den oberen Balken verbunden. Das Umgebinde ist eine so tiefgewurzelte Konstruktionsweise, daß es gewohnheitsmäßig, wie ein heiliges Erbteil selbst um Steinmauern herumgelegt wird. Gruner plädiert mit großer Energie dafür, daß es wie der Blockbau überhaupt von den Slaven den Germanen übermittelt und ein Nachklang der eingegrabenen Stützen sei, die das

Dach eines primitiven Pferchs trugen. Jessen errinnert an die Stützen der Vorlaube, die hier an die Wand zurückgetreten seien. Aber einerseits findet sich das Umgebinde weit im fränkischen Kernland, wo die Berührung mit den Slaven ausgeschlossen ist, andererseits erhält sich die Vorlaube neben dem Umgebinde. Man kann nur annehmen, daß dieser Rahmen aus technischen Gründen, als Verstärkungsmittel des Verbands und der Statik sich mit dem Blockbau verschwisterte ähnlich wie die Lisenenumrahmung der romanischen und die Strebepfeiler der gotischen Kirche.

3. Das Fachwerk (Abb. 174) ist in jedem Geschoß selbständig und bildet einen rechteckigen Rahmen aus Schwelle, Eckstiel und Rähm, in welchen die Mittelpfosten, Streben und Riegel eingefügt sind. Unterzug und Träger laufen meist unabhängig von den Pfosten. Riegel und Streben werden mit den Pfosten und miteinander durch Überblattung verbunden und an den Schnittpunkten mit Pflöcken vernagelt, deren Köpfe oft herausstehen. Bis Mitte 16. Jh. bleibt das Fachwerk bei der Bedürfnisform stehen. Man kann sich nur an der lebhaften Verwendung der Strebe erfreuen, die das quadratische Liniennetz, manchmal mit kleinen Unsymmetrien, auch in gebogenen Formen, angenehm unterbricht. In der zweiten Hälfte des 16. Jh. dringen allmählich die feineren Kunstformen vom Bürgerhaus her auf dem ländlichen Zimmerplatz ein, entwickeln sich dann aber ziemlich selbständig. Die Hochblüte liegt im 17. Jh., der unheilvolle Krieg hat die Fäden der vornehmen Überlieferung nicht zu durchreißen vermocht. Künstlerisch stehen die Kernlande, Mainfranken und das alte Henneberg obenan. Die Nachbargaue, Hessen, Thüringen, Schwaben und Rheinlande gehen von Stufe zu Stufe mit, ohne den ganzen Formenreichtum aufzunehmen, und fallen viel eher ab. Nach Osten, über die Elbe, hat die Bewegung überhaupt nur schwache Wellen geworfen[1]).

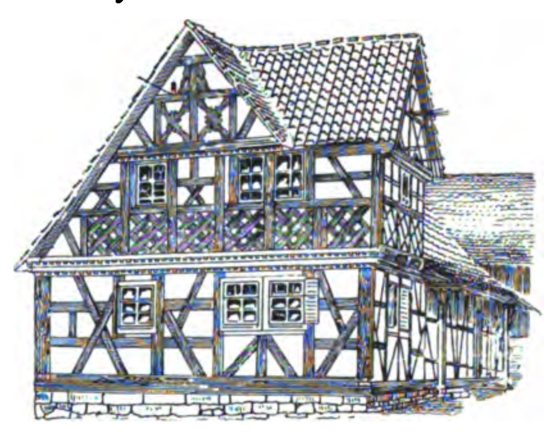


Abb. 174. Wohnhaus in Simmershausen.

Überall, so weit wir sehen, entzieht sich das Untergeschoß den Kunstformen. Oberbau und Giebel bilden ihr Arbeitsfeld. Die Saumschwelle bezeichnet die Anfangslinie, auch zeitlich. Als man sie seit Mitte 16. Jh. gegen das Untergeschoß etwas vorlegte, setzten hier die ersten Zierformen, Rundstäbe, Taubänder, ⌒⌒-förmige Kehlungen und Zahnschnittgesimse an. Gleichzeitig werden die Trägerköpfe vorgezogen und mit Rundstab und Kehlen profiliert und zwischen diese besondere Füllhölzer eingelegt, so daß der Balkenschluß ungemein dick und wuchtig erscheint. Im Anfang des 17. Jh. wird der Eckpfosten mit einem aus-

[1]) Sehr bezeichnend ist die Holzordnung in Kursachsen von 1560, welche durch Beschränkung der freien Holzabgabe den Bauern zum Massivbau nötigte, weil »Mauern fast ebenso nahe (billig) als Holzwerk zu erzeugen, auch beständiger und wehrhafter sind«.

geschnittenen Rund- oder Vierecksäulchen besetzt, welches meist die Balusterform der Renaissance, später die gewundene des Barock zeigt und oben wie unten in Spiralen verläuft. Mitte 17. Jh. setzt hier statt der Spirale das menschliche Gesicht, die Maske, der Neidkopf ein. Hier findet man auch das Baudatum. Die Zwischenpfosten sind nur vereinzelt mit Schuppen- oder Flechtmustern geschmückt. Auch der Riegel tritt wider alle Erwartung etwas über sein unteres Brüstungsfeld vor

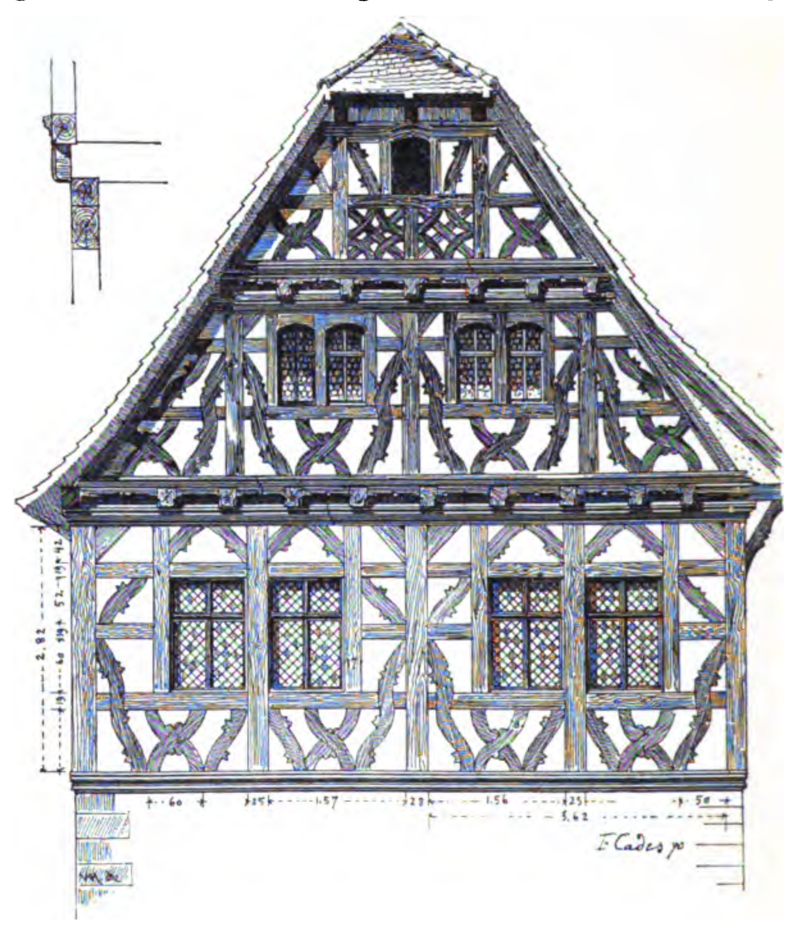


Abb. 175. Hausgiebel in Steinheim (Schwaben).

und wird an der unteren Kante mit einem Rundstab besetzt, welcher sich, rechteckig oder halbrund nach unten gebrochen, über die Pfosten fortsetzt und Anlaß zu neuen Ziergliedern gibt. Darüber sehen wir Muscheln, Rosetten, Köpfe sich entfalten, darunter eine strähnige Perücke, die in Kugelreihen endet. — Die Strebe erleidet eine merkwürdige Verkümmerung. Wie bemerkt, beherrscht sie ursprünglich, meist mit Überkreuzung, das ganze Feld. Aber die Kreuzung wird schon Anfang 16. Jh. aufgegeben, die obere Strebe rückt höher und höher hinauf und endet als Kopfband, die untere sinkt entsprechend bis zum Fußband oder wird ganz aus dem Brüstungsfeld verdrängt und setzt dann erst auf dem Riegel auf. So zum

bloßen Zierglied geworden, nimmt sie im 17. Jh. allgemein eine geschwungene Linie an, wird im Kontur mit Nasen, Kreisen, Herzen und Spiralen beschnitten oder flach mit einer ausgesprochenen Blattranke belegt, die im Putz lebhaft, aber schmächtig hervortritt. Gerade in den besten Werken ist sie schon Anfang 17. Jh. ausschließlich auf das Giebelfeld verdrängt, wo sie im obersten Dreieck als Doppelkreuzstrebe, aber auch sonst als Kreis-, Halbkreis-, Viertelkreisstrebe und in anderen Formen fortlebt.

Die eigentliche Zierstätte bildet jedoch das Brüstungsfeld unter der Fensterreihe. Hier setzt in den freien quadratischen Feldern das Andreaskreuz ein und beginnt die Strebe zu verdrängen. Anfang 17. Jh. ist die Brüstung schon ganz gewonnen. Zugleich wird das Kreuz verkünstelt. Es nimmt die Halbkreisform nach oben und unten an und wird zum Bogenkreuz, an den Schenkeln mit Nasen und in der Mitte mit einer Rosette besetzt. Oder die Schenkel werden so breit, daß sie an den Rändern oder in der Mitte Raum zu mannigfachen Ausschneidungen, Herz-, Lilien- und Rautenmustern gewähren, die ebenfalls erst durch Überputzung ihren eigenen Nachdruck gewinnen. Alternierend hiermit tritt eine Rautenfüllung auf, welche ganz ähnlich wie die Strebe und das Kreuz umrandet und überputzt wird. Die höchste Fülle und Eleganz ist schließlich erreicht, wenn beide, Kreuz und Raute, verbunden, ineinander geschoben und nun in der erwähnten Weise aufs zierlichste umrandet werden. Der Reiz eines Bauwerkes, dessen ganze Front diese gleichartig-wechselvollen Brüstungsfelder, gehoben durch den weißen Putz, aufweist, kann schlechterdings nicht übertroffen werden. Ohne Frage hat hierin ein viel älteres Motiv seinen stilistischen Abschluß im Holzwerk gefunden: die Maßwerkfüllung der Gotik, welche ja in der Renaissance noch sehr lange mitgeführt wurde. Schon im Anfang 18. Jh. wird diese Füllung langsam aufgegeben. Es treten Zwischenpfosten in Form von Docken auf. Den Weg hierzu scheint die seit ca. 1690 beobachtete Ansetzung eines zweiten und dritten Balkenstücks an die Eck- und Mittelpfosten gebahnt zu haben, durch welche zwar ein breites Zierfeld für Masken, Wappen und Muscheln gewonnen, das Brüstungsfeld aber entsprechend verengt wurde. In einzelnen Beispielen ist der ganze Apparat noch Mitte 18. Jh. lebendig, allerdings nur mehr aus Brettern geschnitten, die mit dem unvermeidlichen Akanth belegt sind, aber dann stirbt in schneller Folge ein Stück nach dem anderen ab und um 1800 ist dieser kraftvolle und reiche Formenkreis wieder zu der nackten, aber sehr viel schwächlicheren Bedürfnisform zurückgekehrt, die wir Anfang 16. Jh. finden. Jedenfalls ein Kreislauf, der sich sehr gegen das Schema der landläufigen Kunst- und Kulturgeschichte bewegt.

Zur Füllung der Fache bedient man sich überwiegend der Lehmstakung, die schon Tacitus unter den »Wänden mit Flechtwerk« erwähnt. Die Arbeit der Klaiber und Lehmer war schon in alter Zeit fest geregelt und wurde im 16. Jh. akkordmäßig nach laufendem Maß bezahlt. Die »Klaiber« bildeten eine Art Zunft. Feingetretener Lehm wird mit Stroh vermischt, um die »Staken«, gespaltene Holzprügel, gewickelt und diese Bälger oder Welcher werden noch feucht zwischen den Buntwerkhölzern der Fachwand oder die Balken der Decke in ausgehauene Nuten eingesetzt und dicht aneinandergetrieben, die Fläche geebnet und geglättet. Dann werden mit einer fünfzinkigen Holzgabel allerhand Band- und Kreuzmuster in die Felder eingekratzt. Mit diesem primitiven Schmuck steht die Wand innen wie außen, ganz unberührt bei den oberen Kammern und Nebengebäuden und bildet mit

dem gebräunten Holz einen ruhig gedämpften Ton. Das Wohnhaus wird dagegen, wenn irgend möglich, geputzt, die weißen Felder mit Linien umrahmt, teilweis auch mit Ornamenten oder Sprüchen bemalt. In manchen Gegenden sind die Giebel mit Brettern, in anderen mit Schiefer oder Schindeln, ja auch mit Dachziegeln beschlagen.

Eine besondere Betrachtung erfordert noch die Vorlaube. Die typische und ursprüngliche Form ist wohl ein Pultdach auf Ständern vor dem Hausehren, so noch vielfach bei den Kleinhäusern und im Gebirge. Ist das Kellergeschoß ausgebildet, so wird eine Treppe mit Podest (oft als Gänsestall unterkellert) notwendig und entsprechend ansteigend überdacht (Abb. 172). Wir finden dann Brüstungen mit Docken oder ausgesägten Brettern, die Ständer durch Kopfbänder arkadenartig verbunden. Einfacher wird die Sache, wenn die Laube durch Vorkragung des Obergeschosses entweder auf Ständern oder frei, balkonartig auf den herausstehenden Trägern ruht. So finden wir es namentlich bei besseren Bauernhöfen und die Einrichtung empfahl sich als trockener Verbindungsgang vor den Ställen hin. An den Mauern pflegen die Spanngeschirre zu hängen, die im Stalldunst zu sehr leiden würden.



Abb. 176. Laube aus Istein.



Abb. 177. Giebel aus Kippenheim.

Nach dem »Bauernhaus im Deutschen Reiche«.

Aber die Vorkragung war wohl zugleich Anlaß, auch im Obergeschoß einen Laubengang anzulegen, meist nur im hinteren Abschnitt des Hauses als Korridor vor den Kammern, und der letzte Schritt ist die Einziehung des Ganges in die Umfassungsmauer, so noch heut in den Altenburger Höfen. Hier wird alles aufbewahrt und ausgebreitet, was frischer Luft bedarf. Hier findet sich der Käsekorb und der Taubenschlag, Girlanden von Apfelschnitzchen, Sämereien, Bündel von Arzneikräutern, Trockenstangen und dergl. Und zum Schutz vor Vögeln werden die Arkaden mit feinen Holzgittern verwahrt oder selbst auf Fenster mit ähnlichen Vergitterungen reduziert. Im Hennebergischen ist der Gang als »Trücke« am hinteren Giebel fortgeführt, im Elsaß tritt ein ähnlicher Balkon mit Dockenbrüstung im vorderen Giebel auf. Schließlich finden wir ihn auch über Nebengebäuden, Ställen und Schuppen, sowohl im kolonialen Osten, wie im schwäbischen und niederbayrischen Gebiet — Gruner leitet den oberen Laubengang von dem Arkadengang des romanischen Palas ab. Die Analogie ist überraschend, aber wohl nur zufällig. Wenigstens fehlen die Verbindungsglieder über Jahrhunderte hin.

Eine eigenartig rätselhafte Erscheinung bilden die einhüftigen Häuser im Erzgebirge. Das charakteristische ist dabei, daß das Dach eines zweigeschossigen Hauses, meist mit ganz verschiedener Neigung der Sparren, auf einer Seite bis zum Rahm des Erdgeschosses heruntergezogen wird. Hiermit verbindet sich die Neigung, alle Nebengebäude an das Haupthaus anzulehnen und ebenfalls durch das »Schleppdach« oder bei Giebelanbauten durch Pultdächer zu decken. Möglich ist, daß Harzer Bergleute, seit 1480 dort oben nachweisbar, ihr dehnbares, niederdeutsches Dach einbürgerten.

4. Von den Nebengebäuden ist für die mitteldeutsche Landwirtschaft mit vorzugsweisem Getreidebau am wichtigsten die Scheune, bei kleineren Betrieben wohl an die Ställe angefluchtet, in der Regel aber als hinterer Riegel des Gehöfts quer zwischen Hof und Garten gestellt. Den Kern bildet immer die Tenne und zwar als Quertenne so gestellt, daß sie als Einfahrt, sowohl von der Hof- als von der Gartenseite dient. Ist die Hinterwand geschlossen, so finden wir doch ein Loch zum Durchstecken der Wagendeichsel, das nach dem »Deichselrecht« selbst auf Nachbargebiet gehen darf. Der Fußboden ist Lehm, von den Klaibern kunstgerecht gestampft, doch kommt auch Bohlendielung vor, die sich durch dröhnenden Klang der Dreschflegel verkündigt. Die Scheuntore, nach außen aufschlagend und gern auch mit dem Abgebinde an der Außenseite, werden mit Bälgen von Eulen



Abb. 178. Bauernhaus in Kotten bei Wittichenau.
Nach dem »Bauernhaus im Deutschen Reiche«.

und Bussarden benagelt, ein alter Mäusezauber. Neben der Tenne die Banse, auch verdoppelt, ähnlich dem friesischen Gulf der Stapelplatz für Getreide und Stroh mit »Kornkästen« an der Tennenseite für die vorläufig ausgedroschene Frucht. Es schließen sich immer noch unter demselben Dach ein oder mehrere Schuppen an, Wagenremisen, Streukammern, gelegentlich auch der Pferdestall, kurz alles, was bei verbessertem Betrieb und wachsender Wirtschaft außerhalb des Hauses Unterkunft suchen mußte, so auch der Kartoffelkeller. Der Boden ist ungeteilt, meist dürftig mit Latten oder Brettern gedielt, bis an die Hahnebänder mit Heu und Stroh gefüllt, über der Tenne das gefährliche Wurfloch. Als typisch kann die Lehmwellerwand gelten, in Waldgegenden die Blockwand, als beste Deckung das Strohdach. Doch haben kurzsichtige Polizeimaßnahmen damit überall stark aufgeräumt.

Die kleineren Nebengebäude an der dritten Hofseite sind es, die dem Einzelhof meist seinen Charakter und seine Eigenheit verleihen, im einzelnen ungemein

vielgestaltig. In der Regel darf man hier Holz- und Schweineställe suchen, letztere immer ungemein primitiv, daneben wohl ein wackliges Aborthäuschen und die Hundehütte. Rückwärts gegen den Garten finden wir den (vielfach leeren) Bienenstand. Starkästen hängen fast an allen Giebeln. Die Hausschwalbe hat sich in langen Nestreihen unter den Pfetten oder Dachrähmen angesiedelt. Der Eigenbrunnen ist für den Mitteldeutschen nicht die Regel, man findet ihn nur bei den reicheren Bauern oder in Streudörfern. Vielmehr gehört der Dorfbrunnen unter schattiger Linde, eine überwölbte Quelle, ein Laufbrunnen mit Stein- oder Holzsäule und großem Trog als Viehtränke, oder eine Zisterne mit langer Schwungrute zum üblichen Dorfbild (Abb. 143).

Die Torfahrt ist ursprünglich auch nur ein Holzgerüst von Pfosten, welche einen kräftigen Balken (Oberschweif) tragen, durch ein Strebesystem von Bügen mit ihm verzapft, darüber ein schmales Satteldach von Brettern, Schindeln oder Ziegeln (Abb. 169). Aber schon seit dem 16. Jh. finden wir Steinmauern und Steintore mit großem und kleinem Portal, wie es vorbildlich zuerst an Klostertoren ausgeprägt war. Die Einfassungen sind in Formen der Renaissance oft reich, Sitznischen mit Konsolen, Bossenquadern, Kämpfersteine und Schlußsteine mit hübschen Profilen, im letzteren Monogramm und Jahreszahl, seitlich auf Schriftsteinen ein Haussegen, ein selbstgewähltes Wappen, die Abdeckung mit Hauswurz überwachsen. So steht der »Triumphbogen des Landmanns« oft noch als letztes Zeugnis alten Bauernstolzes, davor wohl eine Hauslinde mit Steinbänken, dahinter ein majestätischer Nußbaum, dessen Anpflanzung im 18. Jh. als Feuerschutz von oben empfohlen wurde.

Der mitteldeutsche Hof ist, kulturgeschichtlich angesehen, eine der glücklichsten und gehobensten Wohnformen, bequemer als manche Burg, feiner und beweglicher als die meisten Bürgerhäuser. Die weitgehende Scheidung und Differenzierung aller Wohn- und Wirtschaftsräume zeugen von einer wirtschaftlich und sittlich hoch entwickelten Lebensführung, die wesentlich auf »Gemütlichkeit«, Mäßigkeit in Arbeit und Aufwand, Geselligkeit und äußerste Sauberkeit gegründet ist. Wo diese Tugenden abhanden gekommen sind, treten die Schattenseiten der geschlossenen Dorfanlage wie des Hauswesens sogleich stark hervor und man durchwandert gesegnete Gaue, wo die Kultur des Viehes im üblen Sinn die des Menschen bedroht und verdrängt, und eine gewisse Allgegenwart von Stalldunst, Jauche und Mist Haus, Hof und Dorf beherrscht.

2. Das Schwarzwaldhaus.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß das fränkisch-oberdeutsche Gehöft im Norden wie im Süden von einer Zone des Einheitshauses umrahmt wird; nur daß wir das süddeutsche Gebirgshaus mit seinen Eigenheiten viel leichter aus den Lebensbedingungen in einer rauhen Natur verstehen können. Wir sehen leicht ein, daß sich der Bewohner des Hochgebirges ganz anders gegen die Unbilden der Witterung verwahren mußte, als der Bauer in dem milden Klima des mitteldeutschen Hügellandes. Ein langer, schneereicher Winter erschwert oder unterbindet alle Kommunikation außerhalb des schützenden Daches oft wochenlang und

nötigt zur äußersten Konzentration. Das Einheitshaus mit Wohnung, Stall und Scheuer unter demselben Dach erscheint hier wie ein Naturprodukt.

Es hat sich schon im südlichen Teil des Schwarzwaldes zu kräftiger Eigenart entwickelt. Wir treffen es hier vielfach als ungesellige Einzelsiedelung, in weitverzettelten Streudörfern. In dieser Freiheit des Geländes schwingt es sich wie ein Gewächs des Bodens an die grünen Hänge und in den Rahmen von Wiesen und Bäumen, auch im Ton der braunen Holzwände und des von Sonne und Regen gebleichten Strohdaches vortrefflich zur Umgebung stimmend.

Das Bauen am Berghang ist dem Alemannen scheinbar von alters her so sehr Gewohnheit und Bedürfnis gewesen, daß Grund- und Aufriß des Hauses wesentlich dadurch bestimmt wurden. Als erste Eigenheit empfinden wir den massiven, sockelartigen Unterbau, der zum Ausgleich des fallenden Geländes notwendig ist. Hier findet der Keller Platz, bei größerem Gewese auch das Vieh. Es bildet sich wie auch im Schwäbischen ein volles Erdgeschoß mit Ställen, Eingang von der



Abb. 179. Bauernhäuser aus dem Gutachtal.
Nach dem »Bauernhaus im Deutschen Reiche«.

Giebelseite, rings davor ein Viehgang von Platten oder Bohlen, die Bruck. Darüber erhebt sich das Wohngeschoß, in der inneren Einteilung dem oberdeutschen Typ entsprechend und auch so orientiert, daß Wohnstube und Kammer dem Tal, dem Licht und der weiten Aussicht zugewandt sind. Der Eingang ist immer an der Mitte der Langseite mittels einer Laube oder mehr nur einer vorgekragten Brüstung, die ein- oder zweiseitig auf Holztreppen (»Stiege, Leiter«) ersteigbar ist und in den Hausehren führt. Dessen hinteren Teil bildet die Küche, doch so, daß ein Durchgang zu einer rückwärtigen Tür freibleibt, an die sich ein wenig entwickelter Hof mit dem Brunnen, der Milchkammer, Schweineställen, Dungstatt usw. anschließt. Erfordert es das Gelände, so haben wir hier auch eine zweite Treppenlaube. Die Küche hat vielfach noch die alte Herdeinrichtung mit der Rauchkappe, wie wir sie in Kürnbach fanden, und hebt sich ins Dach- oder Obergeschoß, ohne Schornstein den Rauch in das Gespärr entsendend.

Die Beispiele sind keineswegs selten, wo sich an den Ehren der Kuhstall, die Futtertenne und ein offener Schopf quergereiht anschließen, letzterer schon in den Berg eingegraben als Durchfahrt und Remise, also eine Disposition ganz wie in

Kürnbach und selbst in der jüngeren Form, wo Schlaf- und Vorratskammern den Stallraum eingenommen haben, hat sich die querstehende Futtertenne gehalten.

Ganz originell ist die Benutzung des Dachraumes. Er dient als Scheuer und zwar nicht nur als Stapelplatz für Getreide und Heu, sondern auch als Tenne. Um sie auch befahren zu können, wird der bergseitige Giebel geöffnet und ein breiter Bohlenweg, »das Brückl«, zum Hang hinübergeschlagen, so daß die Erntewagen geradewegs hereinrollen. Im Simonswalder Tal fand Hennig einen Boden, »in dem wohl sieben vollgeladene Erntewagen hintereinander aufgefahren werden konnten.« Wir haben somit in jedem Geschoß eine andere Orientierung, im Erdgeschoß von vorn nach hinten, den Eingang an der Stirnseite, im Hauptgeschoß von rechts nach links, den Eingang an der Langseite, im Dach von hinten nach vorn, die Einfahrt an der Rückseite. Und ebenso zeigt uns der Längsschnitt eines Hauses, wie es sich je höher, je weiter gegen den Berghang ausdehnt (Abb. 180).

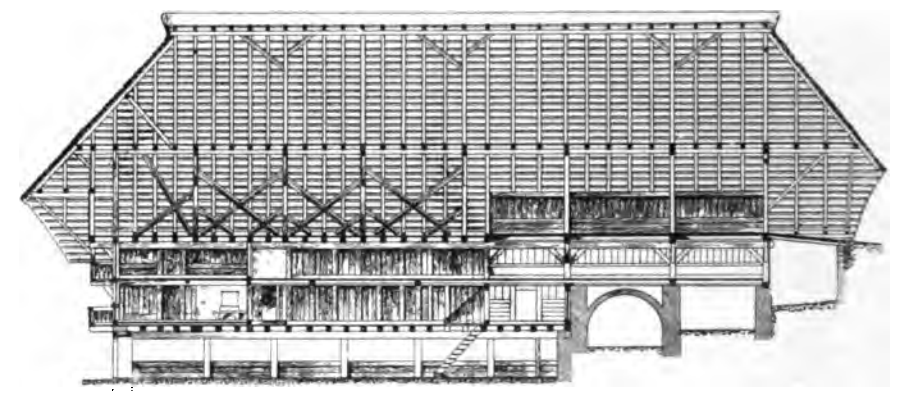


Abb. 180. Bauernhaus in Eimbach.
Nach dem »Bauernhaus im Deutschen Reiche«.

Es wird dies noch deutlicher da, wo über dem ersten ein zweites Wohngeschoß eingeschoben ist und auch mehrere Schopfe über- und hintereinander auftreten. Der scheinbare Nachteil des Geländes ist mit praktischem Instinkt zum höchsten Vorteil gewandt, um jedes Geschoß ebenerdig begehen und befahren zu können. Diese Anpassungsfähigkeit bewährt der Schwarzwaldbauer auch, wo das wirtschaftliche Bedürfnis oder die Eigenart der Baustelle Abweichungen von der Regel gebot.

Das Haus wird durch ein riesiges Strohdach bedeckt, welches auf beiden Langseiten so tief überspringt, daß es die Bühnen und den Hausgang schützt. Ganz eigen schwarzwäldlerisch ist dessen Gestaltung am Giebel. Ursprünglich reichte der Giebelwalm auch an dieser Seite bis über die Fenster. Aber er wurde der Beleuchtung des Obergeschosses und des Bodens zuliebe höher gerückt, dabei aber mit Hilfe eines Strebesystems weit über die Front vorgezogen, so daß der Eindruck einer mächtigen, breitkrämpigen Sturmhaube entsteht, zumal auch der First gern wie ein Sporn nach vorn spitz ausläuft. Das Rauchloch zwischen Walm und First erinnert sehr an das sächsische Uhlenluck. Das Dach wird ohne ängstliche Rücksicht auf die Symmetrie, wo irgend das Bedürfnis vorliegt, einseitig über kleine Anbauten herabgezogen. Denn wie Jessen richtig bemerkt entsteht das

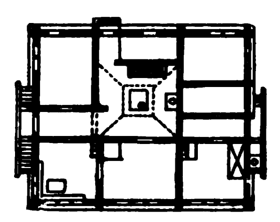
Bauernhaus nicht auf dem Reißbrett, sondern in der freien Luft, und der Umriß des Schwarzwalddaches mit den tiefen breiten Schatten, die dem Giebel ins Gesicht fallen, ist ein Schönheitswert, wie er auf dem Reißbrett, unter der Hand des phantasievollsten Architekten niemals entstanden wäre (Abb. 179).

Die Konstruktion des Schwarzwaldhauses ist im übrigen eintönig und kunstarm. Die Wände sind wohl meist im Schrotverband aufgeführt, die dicken Pfosten weitgestellt, durch Kopf- und Fußbänder mit den Schwellen und Rahmhölzern verbunden, die Felder dazwischen mit eingenuteten Riegelhölzern senkrecht oder wagrecht gefüllt. An dieser schlichten Konstruktion ist jeder Stilwandel spurlos vorübergegangen. Für den äußeren Eindruck kommen aber noch zwei belebende Elemente hinzu, die Fenster und die Balkone. Es hängt offenbar mit der alten Pflege der Hausindustrie zusammen, daß das Schwarzwaldhaus fensterreicher ist, als irgend ein anderes im deutschen Sprachgebiet. Der karge Ertrag des Bodens hätte niemals die zahlreiche Bevölkerung genährt. Im Mittelalter finden wir eine blühende Holzschnitzerei. Daraus entfaltet sich seit Ende 17. Jh. die weltbeherrschende Uhrenindustrie. Hierzu gesellt sich die Glasbläserei und durch die Glashändler eingebürgert die feine Strohflechterei. Man begreift, daß das Hausgewerbe mehr Licht bedarf, als das urtümliche Rauchhaus bot, und so finden wir am Giebel des Schwarzwaldhauses die breiten Fensterreihen, bis zu vier und sechs nur durch Pfosten getrennt, ein Motiv, welches in der wuchtigen Silhouette doppelt freundlich und anziehend wirkt. Die Balkone aber sind dem süddeutschen Gebirgshaus überhaupt eigen. Denn in langen Nebel- und Regenwochen gibt es so vieles zu trocknen und luftig zu hängen. Und so finden wir diese ebenso praktischen wie billigen Gänge teils als äußere Verbindungswege von einer Stiege zur anderen, teils als kürzere Aus- und Auftritte vor einem Abschnitt der Giebelfront, auch zweifach übereinander. Es ist merkwürdig, aber psychologisch sehr wohl begreiflich, daß der kunstreiche Schwarzwäldler nicht einmal an diese leichte Architektur die bildende Meisterhand gelegt hat. Wir sehen oft nur eine Brüstung von Balken und Bohlen, wenn es hoch kommt schematisch ausgesägte Bretterfüllung. Man kann es recht wohl verstehen: der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

3. Das Schweizerhaus.

Das Schweizerhaus hat zuerst die Bewunderung der Welt erregt. Es hat lange als Blüte ländlicher Baukunst gegolten und als »Schweizerstil« einen nicht gerade segensreichen Einfluß auf die neuere bürgerliche Baukunst ausgeübt. In der Tat ist hier dem Holz eine ebenso reiche wie originelle Formensprache aufgeprägt, die den Vergleich mit den feinsten Produkten des Harzer Fachwerkstils aushält, und gerade die selbständige Eigenart des Schweizerstils wird der Nachwelt immer die höchste Achtung einflößen. Nur ist durch die schulmäßige Neubelebung, wie sie seit Mitte 19. Jh. von Architekten und Zimmermeistern ganz Deutschlands gepflegt wurde, wieder einmal offenbar worden, daß sich eine bodenständig erwachsene Kunst nicht mit Hilfe einiger äußeren Motive und Zierformen verpflanzen läßt. Denn schließlich ist das Schweizerhaus mit Natur und Leben seiner Heimat so eng verwachsen, wie irgend ein anderes. In üppigen Villenvierteln erscheint

es leicht als Spielerei, im Rahmen der großen Alpenwelt als Exempel bescheidener und demütiger Gesinnung. Hier ist kein Wettkampf mit der himmelstrebenden Umgebung versucht. Im Gegenteil, »die breiten niedrigen Verhältnisse, das flache Dach, das gemütlich enge Familiengehäuse,« der feste, wettergebräunte Blockverband, sie zeigen, daß der Schweizer mehr mit den Unbilden und Schrecken als mit den stolzen Linien seiner erhabenen Bergwelt rechnete. Andererseits ist die Freude an reichen Zierformen, an künstlerischer Durchbildung des Ganzen und Einzelnen doch nur aus der ungestörten Blüte des Bauernstandes zu erklären, der in der »freien Schweiz« nicht nur vom Druck der Knechtschaft sondern auch von der verheerenden Wirkung der großen deutschen Kriege des 17. und 18. Jh. verschont blieb. Grimmelshausen schildert im Simplicissimus (V. 1.) den vollen, befremdlichen Gegensatz: »da sah ich die Leute im Frieden handeln und wandeln; die Ställe standen voll Vieh, die Bauernhöfe liefen voll Hühner, Gänse und Enten; die Straßen wurden sicher von den Reisenden gebraucht, die Wirtshäuser saßen voll Leute, die sich lustig machten. Ein jeder lebte sicher unter seinem Weinstocke und Feigenbaume, also daß ich dieses Land für ein irdisches Paradies hielt, wiewohl es von Natur rauh genug zu sein schien.« Das war gerade die Zeit, in welcher wie überall das Bauernhaus aus seinen schlichten Bedürfnisformen in die glänzende Formenwelt der Renaissance hineingewachsen war und wir können den Vorteil ermessen, den die Entwickelung dieser Keime auf dem Fundament des ungetrübten Landfriedens und des wachsenden bäuerlichen Wohlstandes erfuhr.


Abb. 181. Burgundischer Haustyp, Berner Oberland.

Das Völkergemisch des Landes bedingt auch die Vielheit und Mischung der Haustypen, die durch den Wechsel der Natur und Beschäftigung noch weiter spezialisiert werden. Wie sich Deutsche, Franzosen, Italiener und Ladiner in dem kleinen Freistaate begegnen, so finden wir »viele Variationen des alemannischen Fachwerkhauses in den nördlichen Vorlanden, burgundische Typen im französischen Südwesten und stattliche Steinhäuser in den rhätoromanischen Tälern.« Die eigentlichste schweizer Art des Hauses, die uns hier allein interessiert, hat das deutsche Hochgebirge hervorgebracht, das Berner Oberland, die Urkantone, der Graubündner Prättigau. In der Anlage begegnen uns die allgemeinen oberdeutschen Züge, wovon schon oben S. 159 ein Beispiel mitgeteilt wurde. Gladbach hat aber im Berner Oberland, in den Simmen- und Saanentälern noch zahlreiche Häuser festgestellt, bei denen das altgermanische (burgundische) Urbild noch treuer festgehalten ist (Abb. 181). Hier bildet die Küche den Mittelpunkt, in deren Mitte unter dem weiten, pyramidenförmigen, aus starken Bohlen vernuteten Rauchfang der Herd steht, seitwärts ein besonderer Ofen für die Käserei. Die Mündung des Schornsteins, zugleich als Rauch- und Lichtloch dienend, kann durch eine bewegliche Holzklappe geschlossen werden. Mit der Küche in Verbindung steht der quer durchs Haus gehende Ehren, der ähnlich wie im Schwarzwaldhaus beiderseits auf Treppenlauben mündet. Die Giebelfront, der Sonne zugekehrt, nehmen die Wohnstuben ein, meist wie hier dreiteilig, da das Gebirgshaus überhaupt viel größere Giebelbreiten annimmt. Die

hinteren Kammern sind regellos, nach persönlichem Bedarf angelegt, weitere Kammern (Gaden) im Oberstock, zu denen ein zweiter Treppenlauf emporführt. Reichere Kombinationen entstehen, wenn das Haus für zwei oder drei Familien gebaut ist.

Nur der Keller ist Steinbau, kunstlos aus dem nächst erreichbaren Material gemauert und mit weißem Kalk verputzt. Sonst herrscht der Blockverband aus dem Holz der schlanken Rottanne, »das mit der Zeit vom leuchtenden Gelb zum tiefen warmen Braunrot altert«. Die Stämme lieferte die Gemeinde aus dem Hochwald, die Arbeit führte der Bauer mit einem Zimmermeister und einigen Gesellen »handwerksgerecht nach Väter Brauch« aus. Also auch darin die primitive Technik der Urzeit. Denn über dem glänzenden Dekor darf man nicht vergessen, daß der Kern des Hauses viel rückständiger ist, als das sinnreiche Gerüst des fränkischen Fachwerks. Keine Unterscheidung der struktiven und füllenden Glieder, der Umfassungs- und Schied-

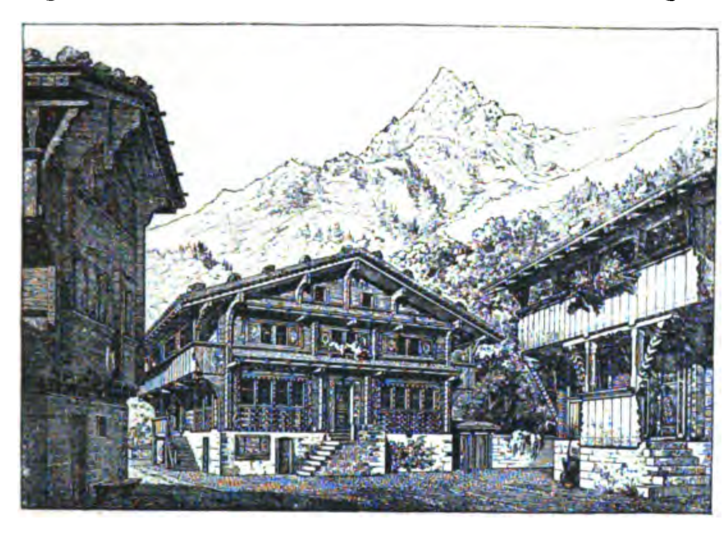


Abb. 182. Blockbau der Urkantone. (Nach Gladbach.)

wände, keine Spur von Verstrebungen. Vielmehr wird die Stand- und Sturmfestigkeit durch die gleichmäßige Schichtung und die Verzapfung der Balkenköpfe erreicht. Daran nehmen auch die inneren Wände teil. Sie gehören wesentlich zur Konstruktion und können später nicht verschoben werden. Aber so echt und wahr ist diese Kunst, daß sie ihr einfaches System in den weit vorstehenden Balkenköpfen, auch bei den Zwischenwänden, offen darlegt und zur Grundlage der äußeren Gliederung macht. Sie bilden eine Art Lisenen, die dem Auge schon von fern die innere Einteilung verraten, werden aber weiterhin als Funktionsglieder fortgebildet, indem sie als Stützen der Flugdächer, der Balkone und des Hauptdaches stark vorgezogen und konsolartig unterschnitten werden. Dieser »Trik« ist ganz eigen schweizerisch. Wenn die Balken nach außen nicht abgeschlichtet sind, sondern Rundholz zeigen, pflegt man die Fugen nach alter Weise mit Moos zu verstopfen, auch an den Wetterseiten mit einer Schindelbekleidung auf einem Lattengerüst zu übernageln. Zum Charakter des Schweizerhauses gehört auch das breite, flachgeneigte Schindeldach, mit moosigen Steinen belegt; es hängt nicht so tief, auch

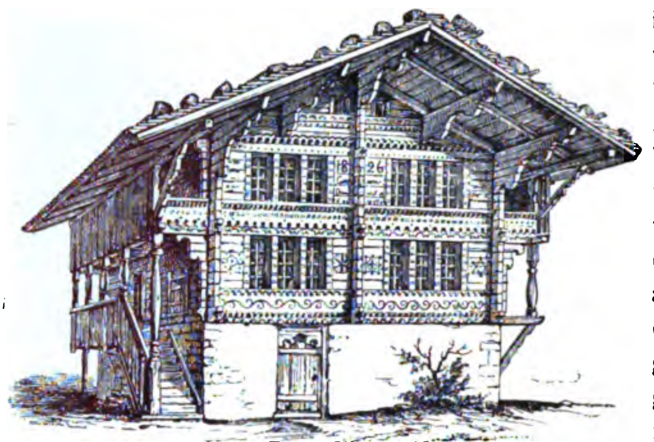


Abb. 183. Blockbau im Berner Oberland. Nach Gladbach.

im Giebel nicht so breit über, wie das schwarzwälder Strohdach, mehr Schirm als Haube; aber es hat den Vorzug, im Winter die wärmende Schneedecke tragen und den Schlagregen von der Wand und den Lauben abhalten zu können. Wenn es bei den älteren Häusern giebelseitig nicht so energisch vorspringt, so suchte man die Fensterreihen durch Flugdächer, ähnlich wie im Hennebergischen zu schützen. Bezeichnend dafür ist das »hohe Haus« zu Wolfenschießen von 1586.

Die Fenster sind wie im Schwarzwald gruppiert, manchmal bis zu sechs, nach der Breite der Stuben. Noch sehen wir vielfach die kleinen Rauten- und Butzenscheiben, in den Staatszimmern durch einzelne gemalte Wappenscheiben belebt.



Abb. 184. Ständerbau mit Blockwand. Kanton Aargau. Nach Gladbach.

Die Trennungspfosten tragen zum Teil reizende Säulchen oder sie sind mit Kerbschnitt verziert, im Barock mit ausgeschnittenen Bretterrahmen oder Schieblatten für senkrecht oder wagrecht bewegliche Läden eingefaßt.

Der Dekor ist in kluger Berechnung auf die Giebelfront beschränkt oder gehäuft, und das Prinzip desselben liegt in der Schichtung von Zierbalken, die unter

und über den Fensterreihen durchlaufen. Die Elemente sind durchweg dem Steinstil der Renaissance entnommen, aber holzmäßig umgebildet. Flachschnitzereien, Laubstäbe, Lilienfriese und Blattranken gotischer Art scheinen frühzeitig abgestorben zu sein. Die Hauptrolle spielt der Konsolfries in allen möglichen Variationen, daneben der Sägefries, das Tauband, das Zopfgeflecht, der Eierstab und ein verkürzter Ochsenaugenfries. Um diese Glieder anbringen zu können, sind die Balken vorspringend gesimsartig profiliert, wodurch die Wand ein sehr lebhaftes Relief gewinnt. Hierzu treten noch die Lauben und Balkone, deren Brüstungen mit ausgeschnittenen Brettern von endlosem Reichtum der Muster gefüllt sind. Die stützenden Knaggen werden gern als Säulchen behandelt und ebenso die Pfosten als Säulchen gegen das Dach oder die obere Laube weitergeführt. Einen sinnigen Schmuck des Giebels bilden die eingeschnittenen oder aufgemalten, oft recht umfänglichen Inschriften, die durch Schriftgröße und Farbe sehr wirkungsvoll in die Dekoration einstimmen. Auch ist häufig die Bemalung einzelner Teile, der glatten Felder und der Schalbretter unter den Dachüberständen mit Rosetten in lebhaften Farben, weiß, schwarz und grün, recht glücklich durchgeführt.



Abb. 185. Scheuer in Zerner. Nach Gladbach.

Eine besondere Beachtung verdienen die Scheuern und Speicher. Es treten Käsespeicher aus Blockholz auf Füßen auf, die denen im nordischen Holzbau genau gleichen und eine uralte Verwandtschaft des germanischen Holzstils bezeugen. Dagegen sind wieder echt schweizerisch die Giebelfelder der Scheuern, in denen sich die Zimmererkunst ganz frei und formfreudig erging. Fast überreich sind die Saumschwellen mit den Sparren verstrebt, als Stütze des Dachüberhangs ist aber noch ein völliges Strebesystem auf Knaggen vorgelegt, welche unter sich und mit den Säulchen und Pfetten die reiz- und wechselvollsten Verbindungen eingehen und oft noch durch freie Endigungen, Drachenköpfe, Hängezapfen usw. bereichert werden. Gerade diese nebengeordneten Motive haben durch ihre gedankenvollen Erfindungen und ihre zierlichen Formen die modernen Architekten nicht wenig bezaubert.

4. Das oberbayerische Haus.

Der Oberbayer ist viel einseitiger Viehbauer als der Schweizer und Schwarzwälder. Die Sorge für die Unterkunft seiner Rinder und ihrer Winternahrung beherrscht den Hausbau entschiedener. Schon die Lage. Statt des terrassierten Bauplatzes am Berghang sucht er mehr die breite Talebene oder doch eine plane Baustätte, die dem täglichen Ein- und Austreiben des Weideviehes bequem ist.

Über die Hälfte des breiten und tiefen Hauses räumt er den Ställen ein, die mit der Wohnung unter demselben First, Wand an Wand liegen, und die Hälfte des Oberstocks dem Heuboden, damit im harten Winter die ganze Wirtschaft in sich beschlossen und unabhängig bleibt, wenn der Schnee das Haus bis an das Obergeschoß begräbt. »Selbst den Brunnenauslauf, bemerkt Bancalari, muß man da im Hause haben. Das ganze Anwesen liegt breit und nach allen Seiten geschlossen im Schnee, der es schützend und warmhaltend umgibt. Selbst wenn man einmal den Zugang verwehen ließe, wäre es eben kein Unglück, denn Vieh, Menschen, Futter, Speisekammer, Milchgaden und Wasserlauf liegen wie eingekapselt beisammen. Jede andere Hausform könnte für die Bewohner in ähnlichen Nöten große Gefahr, sie würde eine unaufhörliche harte Arbeit bringen, weil mehrere Verbindungswege offen gehalten werden müßten. So stellt sich uns das Einheitshaus mit innerer Längsverbindung als eine klimatische Erfahrungseinrichtung dar.«



Abb. 186. Wörnsmühle im Loizachtal.

Die Anlage weicht vom oberdeutschen Gemeintyp dadurch wesentlich ab, daß die Tür ebenerdig in der Mitte der Giebelseite liegt und auf einen langen, schmalen Ehren, Flets oder Flötz, führt, der bis an die starke Scheidemauer des Stalles reicht, und diese Längsteilung setzt sich meist auch in den Viehställen und den Verbindungstüren der einzelnen Ställe fort, so daß man das Haus in ganzer Länge durchschreiten kann. Neben dem Fletz liegen einerseits Wohnstube, Küche, Speisekammer, andererseits, Schlafstube, Milch- und Vorratskammern. Die Längsrichtung ist offenbar eine jüngere Erscheinung. Denn die Querreihung der Ställe, bei denen Spannvieh (Ochsen, Pferde), Rinder, Kleinvieh, Hühner, Streukammer, Futtergang gesondert werden, ist noch deutlich zu erkennen, zumal bei den Beispielen (Kiefersfelden), wo der Stallteil viel breiter ist. Aber es gibt auch genug ältere Häuser, die den Gang der Umrichtung verraten. So liegt beim Erhardtbauern (Schliersee) die Küche im Hintergrund des Flets mit Durchgang zum Stall; beim Rothmesmer-

haus (ebenda), beim Saliterer, in Bernlohe u. a. ist das Fletz aber bei gleicher Lage der Küche noch auf der Längsseite vor jener, während in der Giebelseite Stube und Kammer nebeneinander liegen. Und noch energischer ist die Querreihung beim Waldl Bartl in Krün (Abb. 188) ausgesprochen, wo das Flet, zugleich Tenne und Durchgang, den Wohnteil mit Stube, Küche und Kammer vom Stall scheidet. Ähnliche Grundrisse begegnen häufiger im Allgäu, so Haus Huber (1675) in Oberstdorf, wo das Flet in der Mitte der Giebelseite senkrecht auf der Quertenne steht, oder Haus Brutscher ebenda, wo senkrecht auf der Tenne der Stall zwischen Schuppen und Futterkammer längsseitig steht, während andererseits die Wohnräume (Flur, Küche, Wohn- und Schlafstube) ganz fränkisch zusammengestellt sind. Das Obergeschoß ist überall zu sehr geräumigen Schlafstuben und wirtschaftlichen Kammern aufgeteilt, über den Ställen zu Heuböden und Speichern, die gern ebenso wie im Schwarzwald auf einer Rampe und durch ein Tor im Hintergiebel befahren werden.

Abb. 187. Haus in Aurach, O.-Bayern.

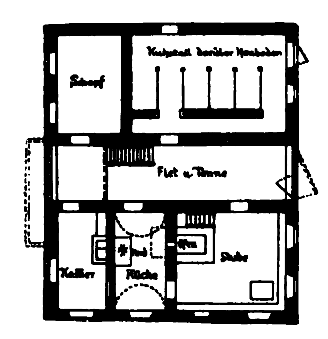


Abb. 188. Haus zum Waldl Bartl in Krün.

Im Aufbau wiegt die Steinmauer weit mehr vor als sonst in deutschen Gauen, obwohl das Material überall nur Bruchsteinbau mit Verputzung erlaubt. Jedenfalls ist die Umfassung des Erdgeschosses und die Scheidewände massiv. Das Obergeschoß ist in Blockverband ausgeführt, das Giebelfeld in Ständerwerk mit Schrotfüllung. Das niedrige, breite Schindeldach mit weitem Überhang gleicht dem des Schweizerhauses, auch in der Konstruktion der Sparrenstützen, Pfettenträger und Hängezapfen. Eigenartig sind die weit vorspringenden, hölzernen Dachtraufen. Die Laube gehört hier noch mehr als anderswo zum festen Bestand des Hauses. Sie umzieht regelmäßig das Haus an drei Seiten, im Oberstock wenigstens an der Giebelseite (Oberlaube). Die Füllungen sind wie anderwärts einfache oder ausgesägte Bretter, mit Vorliebe aber gedrehte Säulchen und Docken.

Die oberbayrische Kunst hat im Barock einen breiten, volkstümlichen Zug gehabt, der von den großen Klöstern Wessobrunn, Benediktbeuern, Tegernsee, Ettal usw. getragen wurde, und so werden wir uns nicht wundern, wenn Elemente in die Dorfkunst eindrangen, die den bäuerlichen Geschmack eigentlich übersteigen. Es sind dies gewölbte und stuckierte Decken, Erker, Nischen mit Standheiligen, vor allem aber die eigenartige Fassadenmalerei in großen und reichen Dörfern wie Garmisch, Mittenwald, Partenkirchen, Oberammergau. Die grünen Läden und die braungelben Fenster- und Türrahmen auf dem weißen Putz geben mit dem braunen Holzwerke und den bemoosten Dächern diesen Dörfern einen ganz ungewohnten, farbenreichen, bürgerlichen Charakter, der durch die Figurmalereien von biblischen und legendären Szenen und Personen in verschnörkelten Rahmen in

flotter Faustpinselei bis zum Lustigen gesteigert wird. Das ist nur aus jener eigenen Zeit zu verstehen, wo Kirche und Haus, Geistliches und Weltliches wieder einmal innigst verknüpft waren.

Tiefer drin in den Alpenländern, im salzburgischen Pinzgau besonders, haben sich altgermanische Baugewohnheiten viel treuer erhalten. Wir finden die Spuren jenes oben S. 12 beschriebenen lockeren Gruppengehöftes mit Einhäusern für die einzelnen Wirtschaftszwecke. Mangels eigener Anschauung lasse ich Jessen das Wort. »Die »Zuhäusln«, das steinerne Getreidehäuschen, der »Troadkasten« für das kostbare Korn, die Ställe, die Waschhütte, der Backofen, liegen getrennt. Schon aus der Ferne erblicken wir das Wohnhaus aus der Gruppe der umgebenden Hofgebäude, charakterisiert durch das Glockentürmchen und die reich dekorierte vordere Giebelfassade. Aus dem Grün der Landschaft leuchtet schon aus der Ferne der weißgetünchte Unterbau mit seinen bunten Malereien hervor und auf demselben lagert der breite, in saftigstem Sienabraun bis ins Sepiabraun des Naturholzes abgetönte Aufbau der Wände, durch die Hausgänge und die Altane reich gegliedert und geziert, überdacht durch das mächtig ausladende, flache Legschindeldach, endlich das Ganze bekrönt durch das in bunten Farben glitzernde, zierliche Glockentürmchen. Die Glocke, die von dort oben her die Hausgenossen aus der weitverzweigten Arbeit zum gemeinsamen Mahle in die freundliche, besonnte und geheizte Wohnstube, die »Ehhaltenstube« ruft, hängt in einem zierlichen Gerüst aus Schmiedeeisen oder Holzwerk mit geschnitzten Pfosten, geschweiften Brettchen oder gebogenen Bügeln, in allen möglichen launigen Gestalten«.

Diese freudige Zierlust verliert sich, je mehr wir nach Osten in das erst jung eroberte Kolonialgebiet vordringen. »In Kärnten und Steiermark sind die Bauernhäuser meist ohne den fröhlichen Schmuck, der den Bauten der westlicheren Alpentäler so gut steht. Das weit verbreitete steirische Haus ist in schlichtem Blockverband gefügt. Wohl hat man einzelne behaglich getäfelte Stuben aus den steirischen Tälern gerettet; wohl sind die Balken gut gefügt und die Balkone und Giebel bisweilen zimmergerecht geschmückt; aber zu der übersprudelnden Zierfreude des Schweizers, der robusteren Formenlust des Tirolers scheint es wenig Seitenstücke zu geben. Dagegen kann man, namentlich in den slovenischen Tälern Südsteiermarks, noch viele altertümliche Gestalten finden. Heu- und Sennhütten gibt es, die an altnordisches Gefüge erinnern. Unter den Kleinhäusern, den »Kauschen«, stehen noch viele Rauchhäuser. In seltsamer Weise hat sich bei manchen ansehnlichen Bauern noch die »Rauchstube« erhalten, in welcher Küche und Wohnraum noch eins sind: im inneren Winkel der offene Herd, noch ohne Schornstein, daneben wohl gar der Backofen und doch in der Ecke gegenüber die Bänke und der Tisch, als sei hier noch die uralte Sitte bewahrt, um die Feuerstätte her zu wohnen, wie es vor Urzeiten auch die Oberdeutschen getan hatten, ehe sie Küche und Wohnstube schieden. Allerdings ist diese Rauchstube heute oft zur Gesindestube herabgesunken und der Bauer selbst benutzt zum Wohnen oder wenigstens zur Nachtruhe die Kachelofenstube im Erdgeschoß oder im Oberstock. Vor allem aber nimmt es wunder, daß man in Kärnten hoch oben nicht das flache Dach des westlichen Alpenhauses, sondern ein Steildach findet, im Getreideland mit Stroh

gedeckt, im Bergland mit Schindeln, meist vorn und hinten halb abgewalmt als »Schopfdach«; unter dem weit vorspringenden Schopf hoch oben ein offener Balkon, zum Trocknen benutzt; sonst selten eine Laube. Das Ganze weit mehr dem fernen Schwarzwaldhause, als dem nahen Bayernhause gleich. Weil unter dem steilen Giebel das Haus nicht breit sein kann und man an der schmalen Giebelfront alle Besonnung für die Stubenfenster braucht, liegt auch die Haustür nicht an der Vorderfront, sondern seitwärts und läuft der Flur, der Hausgang, nicht von vorn ins Haus hinein, sondern quer von Traufseite zu Traufseite. Oft grenzen wie im Salzburgischen jener bayrisch-tiroler und dieser österreichische Typus hart aneinander«. Abseits der eigentlichen Alpengegend treffen wir den niederbayrischen Vierkant, dessen schon oben S. 165 gedacht ist.



Abb. 189. Österreichisches Alpenhaus. Studie von R. Alt.

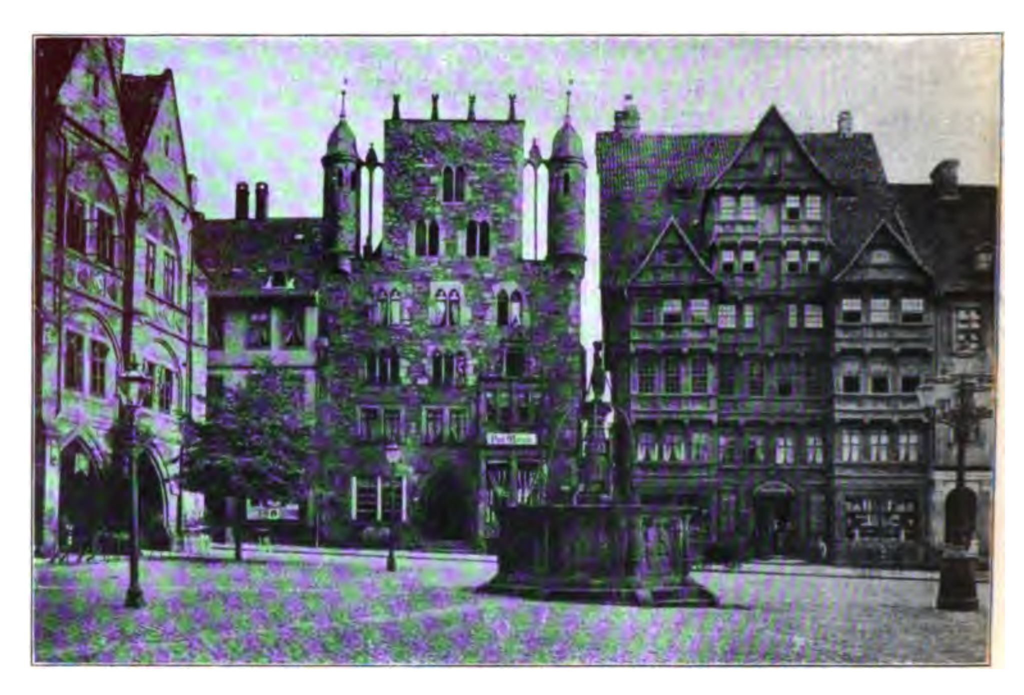


Abb. 190. Marktplatz in Hildesheim.

SIEBENTES KAPITEL

DIE STADT

Städtewesen und Bürgertum. BARTHOLD, Gesch. d. deutsch. Städte u. d. deutsch. Bürgertums. Lpz. 1850. — MAURER, Gesch. d. Städteverf. i. Deutschl. Erl. 1869—71. — v. BELOW, Gesch. d. deutsch. Stadtgemeinde. 1899. — DERS., D. ält. deutsche Städtewesen u. Bürgert. 1898. — BOOS, Gesch. d. rhein. Städtekultur. Berl. 1897. — RIETSCHEL, D. Civitas auf deutsch. Boden. 1894. — DERS., Markt u. Stadt. 1897. — KALLSEN, Die deutsch. Städte im Ma. 1891. — KRETZSCHMAR, Die Entstehung v. Stadt u. Stadtrecht. 1905. — FRITZ, Deutsche Stadtanlagen. Straßb. 1894. — SCHWARZ, Anfänge d. Städtewesens i. d. Elb- u. Saalegegenden. 1892. — BRINKMANN, D. Größe v. Quedlinb. u. Merseb. z. Zt. König Heinrichs. Cbl. d. Bvw. 1900. 545. — ERMISCH, Die Anfänge des sächs. Städtewesens i. Wuttke, sächs. Volkskunde. Dresden 1900. — W. SCHULTE, Deutsche Städtegründungen u. Stadtanlagen i. Schlesien. Glatz 1904. — O. SCHWEBEL, Deutsches Bürgertum. Berl. 1883. — R. BAUMEISTER, Stadtbaupläne i. alt. u. neuer Zeit. Stuttg. 1902. — C. SITTE, Der Städtebau nach s. künstler. Grundsätzen. Wien 1889. — C. STEINBRECHT, Streifereien durch alte Städte. Dpfl. I. 1899, 7, 13, 29, 46. — J. ZEITLER, Über künstl. Städtebau. Kgwbl. N. F. XVII. 71. — GENGLER, Deutsche Stadtrechtsaltertümer. Erl. 1882. — ZÖPFL, Altertümer d. deutschen Reichs und Rechts. 3. A. Lpz. 1860.

Monographien. J. B. FISCHER, Gesch. u. Beschr. *Ansbachs*. 1786. — BUFF, *Augsburg* i. d. Ren. Bamb. 1893. — KEMPF, *Alt-Augsburg*. Berl. 1898. — F. RAUDA, Die ma. Baukunst *Bautzens*. Görlitz 1905. — H. KASTNER, *Bayreuth*. 1872. — *Berlin* u. s. Bauten. Hg. v. Archit.-Ver. Berlin 1877. — C. UHDE, *Braunschweigs* Baudenkmäler. B. 1895. — SCHILLER,

Die ma. Archit. *Braunschweigs*. 1852. — Denkm. d. Gesch. u. Kunst in *Bremen*. Br. 1864. — *Bremen* u. s. Bauten. Hg. v. Archit.- u. Ing.-Ver. Br. 1900. — A. SCHULTZ, Topographie *Breslaus* i. 14. u. 15. Jh. Zs. Schlesien X. 289. — BECKER, *Alt-Breslau*. Br. 1900. — J. C. SCHULTZ, *Danzig* u. s. Bauwerke. Berl. 1872. — E. BLECH, D. älteste *Danzig*. 1902. — *Alt-Danzig*, charakt. Giebelbauten u. Portale. Hg. v. Westpr. Archit.-Ver. D. 1901. — R. STECHE, Die Bauten von *Dresden*. Dr. 1878. — v. TETTAU, Topographie *Erfurts*. Mitt. Erf. XII. 1. — BEISBARTH, Kunst d. d. Ma. in *Eßlingen*. Stuttg. 1855. — *Frankfurt* u. s. Bauten. Hg. v. Arch.- u. Ing.-Ver. Frankf. 1886. — GWINNER, Kunst u. Künstler i. *Frankfurt*. 1862—67. — K. SCHÄFER, Das alte *Freiburg i. B.* Freib. 1895. — RUHL, Gebäude des Ma. zu *Gelnhausen*. — SIXT, *Geroldshofen*. Arch. Unterfr. u. Aschaffenb. XXXV. 1892. — GAEDECHENS, Hist. Topographie *Hamburgs*. — *Köln* u. s. Bauten. Hg. v. Arch.- u. Ing.-Ver. Köln 1888. — RUPERT, Das alte *Konstanz*. K. 1891. — HAACK, Die got. Arch. u. Plastik in *Landshut*. 1894. — *Leipzig* u. s. Bauten. Hg. v. Arch.- u. Ing.-Ver. Lpz. 1892. — O. PETERS, *Magdeburg* u. s. Baudenkm. M. 1902. — *Magdeburgs* Baudenkm. Hg. v. Arch.- u. Ing.-Ver. M. 1890. — NEEB, Kunstdenkm. d. Stadt *Mainz*. — J. G. RIEGER, Beschr. v. *Mannheim*. 1824. — L. BICKELL, D. alte *Marburg*. 1878. — W. LOOSE, Topographie der Stadt *Meißen*. Mitt. Meißen III, 76. V, 248. — AUFLEGER-TRAUTMANN, *Alt-München*. 1895. — v. RETTBERG, *Nürnbergs* Kunstleben. Nördl. 1860—62. — WOLFF u. LOCHNER, Vollst. Sammlung usw. N. 1875. — RITTER, Mal. Ansichten v. *Nürnberg*. Berl. 1882. — RÉE, Wanderungen d. d. alte *Nürnberg*. 1889. — BARBECK, *Alt-Nürnberg*. 1902. — W. BIEDE, *Nürnberger* Motive. 1894. — GERLACH, *Nürnbergs* Erker, Giebel u. Höfe. Wien o. J. — A. WURM, *Osnabrück*. 1901. — H. L. MANGER, Baugesch. v. *Potsdam*. Berlin 1789. — G. ASTER, Baudenkm. d. Stadt *Prag* a. d. 15.—18. Jh. Prag 1902. — *Alt-Prag*. Aquarelle. P. 1901/02. — AUFLEGER-HAGER, Die ma. Bauten *Regensburgs*. München 1897. — POHLIG, Die roman. Baukunst in *Regensburg*. Progr. 1895. — R. KEMPF, *Alt-Rothenburg*. Frankf. — RÜCKWARDT, Mal. Archit.-Studien v. *Rothenburg*. Lpz. 1894. — *Straßburg* u. s. Bauten. Hg. v. Arch.-Ver. Straßbg. 1894. — FR. KUTZBACH, Alte Häuser in *Trier*. Trier. Archiv 1898, 24—71. — C. W. SCHMIDT, Baudenkmale in *Trier*. 1836-45. — GRÜNEISEN u. MAUCH, *Ulms* Kunstleben im Ma. Ulm 1854. — HASSLER, *Ulms* Kunstgesch. i. Ma. Stuttg. 1864. — REINHARD u. SEUBERT, Architekt. Reisestudien aus *Würzburg*. Berlin 1881. — NIEDERMEYER, Kunstgesch. d. St. *Würzburg*. Freib. 1864.

Berühmte Kunststätten. Leipzig, E. A. Seemann. 5. *Nürnberg* v. P. J. RÉE. 1900. — 8. *Prag* v. J. NEUWIRTH. 1901. — 18. *Straßburg* v. F. F. LEITSCHUH. 1903. — 19. *Danzig* v. A. LINDNER. 1903. — 22. *Augsburg* v. B. RIEHL. 1903. — 28. *Hildesheim u. Goslar* v. O. GERLAND. 1904. — 31. *Braunschweig* v. O. DÖRING. 1905.

Historische Städtebilder hg. v. C. GURLITT. Berlin, Wasmuth. 1. Erfurt 1902. 2. Würzburg 1903. 3. Tangermünde 1904. 4. Bern-Zürich 1903. 6. Ulm 1904. 8. Breslau 1906.


ie Entstehung des deutschen Städtewesens ist eine der interessantesten kulturgeschichtlichen Erscheinungen. Die germanischen Stämme der Völkerwanderungszeit stießen in den Rhein- und Donaugegenden auf ein dichtes Netz römischer Militär- und Provinzstädte. Aber diese wohlverwalteten und gesicherten, mit allem Luxus erfüllten Siedelungen erschienen ihnen so fremd und wertlos, daß sie mit barbarischem Behagen an ihre Zerstörung gingen. Wir sahen oben (S. 111), wie sich die verödeten Mauern langsam wieder füllten, wie unter dem Druck der Normannen- und Ungarnstürme die letzten karlingischen und die sächsischen Kaiser zu städtischen Neugründungen schritten und wie sich das städtische Wesen und Leben in den folgenden Jahrhunderten als wesentliches Kulturelement bei der Kolonisation des Ostens bewährte. Die Merkmale, welche die Stadt vom Dorf unterscheiden, hat v. Below in diese Schlagworte zusammen-

gefaßt: Markt, Befestigung, eigener Gerichtsbezirk (Stadtgericht), Unabhängigkeit und Reichtum der Gemeindeeinrichtungen und -Organe, besondere Privilegien. Das ist für die rechtliche und soziale Entwickelung vollkommen bezeichnend. Will man aber die Stadt als baulichen Organismus verfolgen, so finden wir diese drei Faktoren wirksam: Markt, Burg und Kirche.

a) Über die Bedeutung der Burg ist schon oben S. 112 gehandelt. Sie spricht sich auch in den Bezeichnungen oppidum, urbs civitas für castrum und castellum, in den zahlreichen Städtenamen auf —burg und dem Namen »Bürger« für Städter aus. Wie die Stadt in die Befestigung einbezogen, sich im Mittelalter wesentlich als Festung weiter entwickelte, ist gleichfalls oben dargestellt. Offene Städte finden wir erst in den wenigen Neugründungen des 17. und 18. Jh.

b) Das wichtigste Lebenszentrum der Stadt ist der Markt im Schutz der Burg. Ist es schon eine alte Erfahrung, daß der Kaufmann dem Soldaten nachzieht, so ergab sich für deutsche Verhältnisse eine innige Verbindung beider dadurch, daß die Königsburgen an bedeutenden Straßen, Grenzplätzen, Flußübergängen, als Etappenpunkte an den Königswegen oder an alten und natürlichen Handelsplätzen angelegt wurden und so den friedlichen Verkehr an sich zogen und belebten. Hierzu kommt aber ein rechtliches Motiv von großer Tragweite, der Burgfrieden, der den Burgen als öffentlichen Schutzorten innewohnt und als Königsfrieden der Stadt und deren Bannmeile mitgeteilt, dessen Bruch mit dem Königsbann gebüßt wird. Dies ändert sich auch nicht, wenn ein anderer Grundherr als Stadtgründer auftritt. Wie die Sicherheit der öffentlichen Straße, der via regia, aus dem Königsfrieden fließt, so ist auch der Stadtfrieden der höheren nationalen, der Reichsgewalt geblieben. Wie sich nun die umwohnende, ackerbautreibende Bevölkerung (als Ackerbürger) in die Stadt zog, so entfaltete sich auch der Gewerbfleiß, der Handel machte sich dauernd oder doch zeitweiß ansässig und die Grundlage für den Güteraustausch, den Markt, war gegeben. Ursprünglich war auch das Marktprivileg ausschließlich Königsrecht wie Zoll und Münze, und ist es für die größeren Märkte, Jahrmärkte und Messen geblieben, aber jeder Stadtherr suchte es für seine alten und neuen Grundlagen zu erwerben. Wochenmärkte erwuchsen ohnehin aus dem Bedürfnis, ländliche und städtische Produkte auszutauschen. Der wichtigste Faktor für das Aufblühen eines städtischen Gemeinwesens war doch immer eine gewerbfleißige, handeltreibende, ansässige Bevölkerung, die den Markt zu einem immerwährenden machte. In den Städtenamen auf »—markt« und der Bezeichnung mercatores für alle Bürger kündigt sich der Umschwung an. In manchen stadtbaulichen Einrichtungen, den Marktbuden und Lauben, dem »Kaufhaus«, der Stadtwage, im Zusammenwohnen von Berufsgenossen macht er sich geltend. Schon früh tauchen Straßennamen dieser Art auf: Fleisch-, Brot-, Münz-, Woll-, Gerber-, Färber-, Kalkbrenner-, Schwertfeger-, Goldschmiedegasse. Nebenmärkte trennen sich vom Hauptmarkt oder werden bei Stadterweiterungen angelegt, Holz-, Topf-, Heu-, Woll-, Roßmärkte.

c) Die Kirche als dritter sammelnder und belebender Faktor ist in mannigfach abgestufter Weise bei der Bildung des Städtewesens wirksam. Zunächst haben die Bischöfe dessen Bedeutung früher erkannt als die Könige. Es konnte nicht

anders sein. Denn der Kultus mit seinem großen dinglichen Apparat ließ sich nicht im Umherziehen ausüben wie die Königsgewalt. Schon in merowingischer Zeit finden wir den Episkopat in festen Amtssitzen, wozu fast ausnahmslos alte Römerstädte gewählt wurden. Köln, Trier, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Augsburg, Regensburg sind auf diesem Boden wieder groß geworden. Im inneren Deutschland können Paderborn, Münster, Bremen, Hildesheim, Halberstadt, Magdeburg, Merseburg, Naumburg, Bamberg, Meißen, Brandenburg usw. als Bischofsstädte angesehen werden. Weniger fruchtbar sind in dieser Hinsicht die Klöster

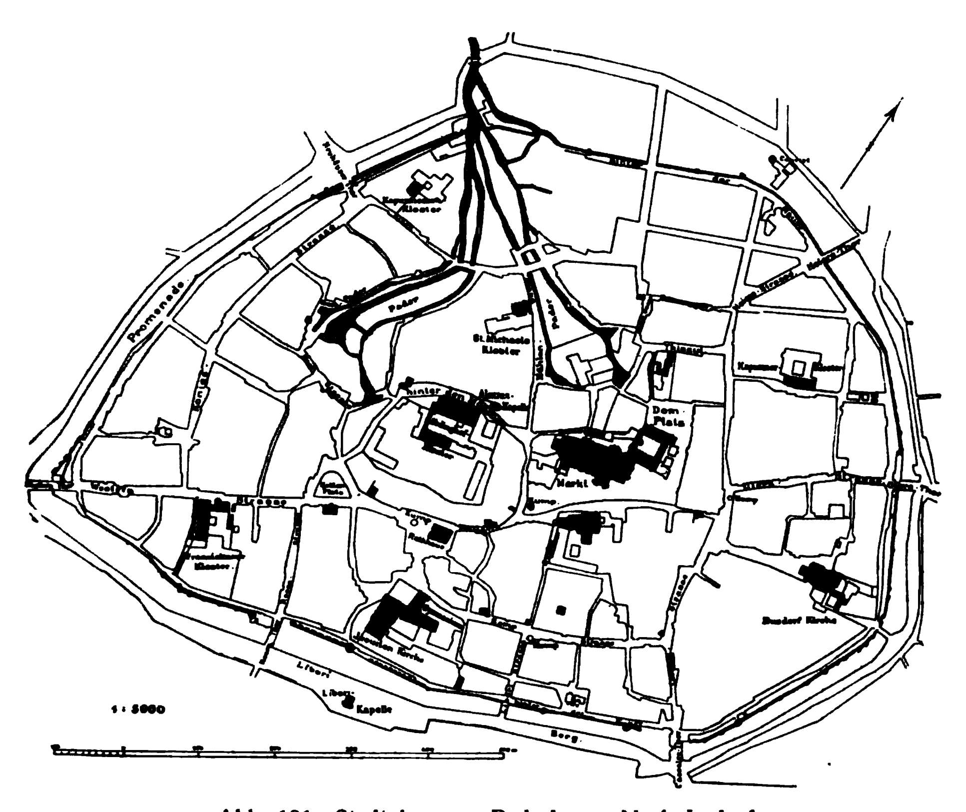


Abb. 191. Stadtplan von Paderborn. Nach Ludorf.

aus den S. 19 angedeuteten Ursachen. Doch haben sich im Schatten einiger alten Benediktinerstifter (Fulda, Hersfeld, St. Gallen, Essen, Werden) ansehnliche Städte entwickelt. Außer der oben S. 111 berührten Bautätigkeit der geistlichen Fürsten macht sich die Kathedral- oder Stiftskirche im Stadtbild noch dadurch kenntlich, daß sich um die Kirche ein besonderes Viertel, die Domfreiheit, mit den Wohnungen der Kanoniker und der hörigen Bischofsleute bildete. Auch ursprüngliche Vorstadtklöster gaben leicht Veranlassung zur Entstehung neuer Viertel, die nach und nach in den Stadtring einbezogen wurden. Lehrreich ist in dieser Hinsicht Naumburg, wo neben der bürgerlichen Wenzelsstadt die Domfreiheit und die Vorstädte St. Georg und St. Moritz noch heut deutlich erkennbar sind. Die richtige Pfaffenstadt ist Paderborn, wo die Kirchspiele — Dom, Abdinghof, St. Michael, Franzis-

kaner, Kapuziner usw. — sich deutlich gegeneinander abgrenzen (Abb. 191). Aber auch in anderen Städten mit gewöhnlichen Pfarrkirchen war das Gotteshaus von sozialer und wirtschaftlicher Bedeutung. Von hier geht immer die erste Gliederung der Gemeinde aus, man denke an St. Sebald und St. Lorenz in Nürnberg; die Kirchenfeste und Wallfahrten mit ihrer bunten Volksbewegung sind die Grundlage der Jahrmärkte (Messen) gewesen; und unter den ältesten monumentalen Häusern treffen wir stattliche Pfarrhöfe, wie ja auch Bischöfe und Klöster in Nachbarstädten ihre Absteigequartiere unterhielten. So konnte es kommen, daß ein Briefschreiber in Regensburg um 1025 einen ganzen Stadtteil als Pfaffengau, pagus cleri, bezeichnete. Andererorts erinnert noch die »Pfaffengasse« an diese Verhältnisse.

Zu diesen allgemeinen kommen überall besondere Züge, die im Gelände, in natürlichen Hilfsquellen, Bodenschätzen, Wasserläufen usw. ihre Ursache haben. Man kann sich leicht überzeugen, daß alle größeren Flüsse nur einseitig besiedelt wurden, doch mit einem Brückenkopf am anderen Ufer, Alt- und Neustadt in Prag und Dresden, kleinere dagegen zweiseitig (Nürnberg, Bamberg, Meiningen), daß Zusammenflüsse von größeren (Bingen, Koblenz, Minden) oder kleineren Wasserarmen (Braunschweig, Leipzig) oder doch ein munterer, reinigender Stadtbach die Anlage bestimmte. Aber fast ebenso sehr als es gesucht wird, wird das Wasser wenigstens in zu großer Nähe, wegen der Überschwemmungsgefahr, gemieden. Vorspringendes Hügelgelände wie in Saalfeld, Merseburg, Halle genießt den Vorzug. Seestädte haben sich landeinwärts, am Endpunkt der Flut aufgetan. Als Garten- und Gemüsestädte haben fast seit ihrer Gründung Würzburg (Herbipolis) und Erfurt floriert. Auf mineralischen Bodenschätzen sind Salzstädte wie Halle, Lüneburg, Hallein, Silberstädte wie Goslar, Freiberg, Annaberg, Kuttenberg, Eisenstädte wie die Waffenstadt Suhl und die Messerstadt Solingen emporgekommen. Andere haben durch Flachs-, Hopfen-, Waid- und Weinkultur einen gewissen Weltruhm und ihr eigenes Gepräge erlangt.

2. Suchen wir nun zu ermitteln, wie sich auf diesen Grundlagen die Stadtpläne entfalteten, so finden wir einen markanten Gegensatz zwischen dem alten Kernland und dem Kolonialgebiet, in den Städten Altdeutschlands die wildgewachsene Regellosigkeit, im Neuland das planvolle, regelmäßige Schema.

a) Die älteren Städte haben ihren eigenen Reiz und Charakter durch das regellose Labyrinth der Gassen und Gäßchen, durch das Auf und Ab der gebrochenen Straßen, die sich bald platzartig erweitern, bald schluchtartig verengen, jeden Augenblick neue, malerische Perspektiven eröffnend. Ein anderes Leitmotiv als das möglichster Raumbenützung ist überall nicht zu erkennen. Hiervon machen auch die Städte auf römischer Grundlage keine Ausnahme. Wohl klingt die alte Umwallung mit den vier Toren, die Kreuzung der beiden Hauptstraßen in den Plänen von Köln, Trier, Mainz, Regensburg[1]) noch heute nach, aber das regelmäßige, rechtwinklige Straßennetz ist verlassen und durch ein winkliges Durcheinander verwischt. Der Deutsche hat die ungeregelte Gruppierung seines Haufendorfes auf die städtische Bauweise übertragen. »Man bebaue, sagt J. Fritz, doch nur in Gedanken die krummen Straßenzüge irgend eines süd- oder westdeutschen Dorfes mit den geschlossenen Reihen hoher städtischer Gebäude und man hat das getreue

1) H. Graeven, Der Stadtplan des römischen Trier. Dpfl. VI. 125. — v. Walderdorff, Regensburg. 4. A. 1896. S. 73.

Abbild irgend eines kleinen Reichsstädtchens, oder umgekehrt, man umsäume die gewundenen Gäßchen eines solchen Städtchens mit locker stehenden, niedrigen bäuerlichen Behausungen und ihren Nebengebäuden und nichts bleibt übrig, was städtische Anlage, städtischen Grundplan verrät«. Es erklärt sich dies auch vollkommen dadurch, daß der Bürger ursprünglich seinen Haushalt auf Landwirtschaft aufbaute. Dafür haben wir hinreichende Zeugnisse. Der arabische Reisende Ibrahim ibn Jakub schildert das Mainz des 10. Jh. als »eine sehr große Stadt, von der ein Teil bewohnt und der Rest besät ist und ist reich an Weizen, Gerste, Roggen, Weinbergen und Obst«. Die Felder wichen allmählich vor der dichteren Besiedelung, aber die Wein-, Obst- und Gemüsegärten im Rücken der Häuser und inmitten der Baublöcke wurden mit Zähigkeit festgehalten. Denn in unsicheren Zeiten erwies sich ein kleiner Garten hinterm Haus oft wertvoller als ein großes Feld

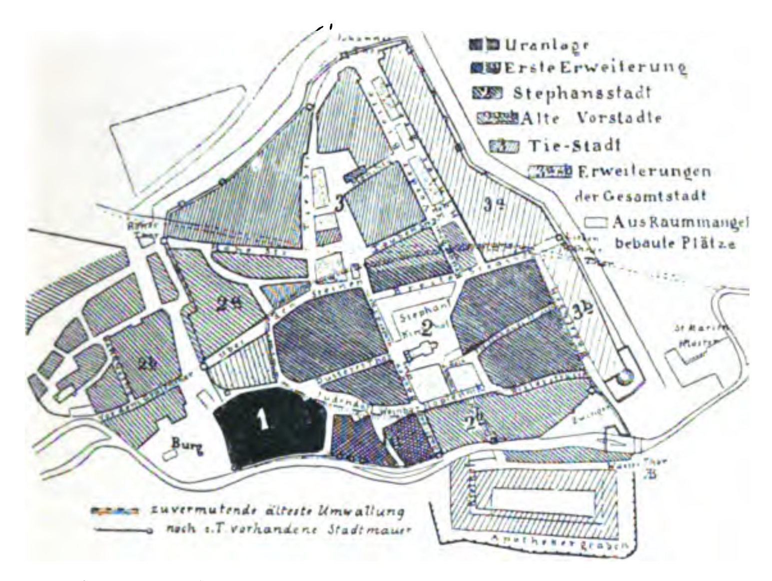


Abb. 192. Stadtplan von Aschersleben. Nach Brinkmann.

vor den Toren. Immerhin sind von Ackerbürgern noch große Stadtfluren bewirtschaftet worden und die stattlichen Ackerhöfe, »Stadtgüter« beginnen erst in der Neuzeit zu verschwinden wie auch die Scheunenviertel an oder vor den Toren. Der Prozeß allmählicher Verbürgerung ist recht klar in Osnabrück herausgestellt[1]). In der breitspurigen Weise des platten Landes bewohnten die Bürger in unregelmäßig gruppierten Höfen das alte Bauernhaus. Das engere Zusammenleben und die wachsende Volksdichte verdrängte die Weidegründe, die Hofbreiten, die Viehwirtschaft. Der Gewerbebetrieb stellte sich ein. Die alten, regellosen Verbindungswege wurden zu Straßen, an welche die Häuser aus der Tiefe des Hofes vorgezogen wurden und sich in geschlossene Giebelfronten stellten. Hieraus erklären sich auch die vielen Sackgassen, die Quergäßchen von kaum Meterbreite, die Gänge durch Torwege und Höfe, die zwischen langlaufenden Parallelstraßen eine dürftige

1) PHILIPPI, Zur Gesch. d. Osnabrücker Stadtverfassung. Hans. Geschichtsbl. XVIII, 155.

Verbindung herstellen. Bei manchen Städten liegt das Zusammenwachsen aus mehreren Dörfern, bei manchen die einseitige Angliederung (Abb. 192), bei anderen die konzentrische Erweiterung nach dem Muster der Jahresringe eines Baumes klar vor Augen. Meist wird man auch den Verlauf der alten Handelsstraßen und ihrer Kreuzungen (auf dem Markt) im Stadtplan verfolgen können. Sie machen sich noch heut unter dem Namen »Steinweg, breite, hohe, Königsstraße« als Verkehrs- und Geschäftsstraßen, als Verbindungswege der Haupttore geltend. An ihnen haben sich die vornehmsten Gebäude zusammengedrängt und gerade das urwüchsige, unbeschnittene, kontrast- und schattenreiche Bild dieser belebenden Stadtseelen wirkt mit zauberhaften Reizen auf ein empfängliches Auge[1]). Ob wir nun die Schlagader Augsburgs verfolgen von St. Ulrich am Fuggerhaus, Rathaus, Perlach vorbei bis zum Dom, oder den klassischen Weg Altnürnbergs vom Frauentor über die Königsbrücke und den Markt bis zur Burg, oder in München den Weg vom Karlstor bis zum Isartor, überall begegnen uns unbewußte, selbstgewachsene, unverwüstliche Schönheitswerte, die dem gesunden Mutterwitz unserer Altvorderen ein höheres Zeugnis ausstellen als dem tristen Reißbrettstil der Landmesser, welcher uns draußen in den Vorstädten umfängt. Nicht weniger kann man die Disposition der Uferstädte bewundern, die wie Mainz, Köln, Dresden, Prag ihre Schauseite dem Strome zukehren und innen ein praktisch-natürliches Parallel- und Querstraßensystem verfolgen[2]).

b) Als ob sich die inzwischen gesammelten Erfahrungen zu einem Lehrbeispiel, einem Normalschema verdichtet hätten, so finden wir die überaus zahlreichen städtischen Gründungen auf ostelbischem Kolonialboden, die besonders im 13. Jh. wie Pilze erwuchsen, nach einen ganz festen, immer wiederkehrenden Plan entworfen, den man füglich den nordostdeutschen nennen kann. Hier ist die Baustätte ein Kreis oder Oval von 400—600 m Durchmesser, in dessen Mitte der quadratische, sehr große Markt oder Ring liegt. Auf ihn stoßen rechtwinklig die meist streng nach der Windrose orientierten Hauptstraßen, die den vier Haupttoren zustreben und durch rechtwinklig angelegte Parallel- und Querstraßen begleitet und verbunden sind. Der Stadtplan zerfällt in Blöcke von etwa zehn zu vier Häuserbreiten. Nur nach dem Rande zu, an der Ringstraße, welche der Mauer folgt, werden die Blöcke unregelmäßiger, der Rundung angepaßt. Diese Stadtform kommt zwar der römischen Kastralanlage so nahe wie möglich, gewiß ohne allen historischen Zusammenhang. Es ist ein neckisches Spiel der Geschichte.

Die sichere und selbstbewußte Art der Neugründung wird recht deutlich bei der Berührung mit einem alten (wendischen) Dorfe, dessen günstige Lage man benutzte und dessen Namen oft der neuen Stadt zufiel. Aber die Dorflage blieb unberührt beiseite liegen, oft überhaupt außerhalb der Mauer oder wenn (später) darin einbezogen, von städtischen Fortschritten und Einrichtungen wenig berührt, als Wendenplan (Entenplan) bis in die Neuzeit von ärmlichem, halbbäuerlichen Volk bewohnt. Ebenso eigenartig ist das Verfahren bei Erweiterungen. Hier

1) H. PFEIFER, Kontrast u. Rhythmus i. Städtebau. Der Städtebau I, 97.

2) FORBAT-FISCHER, Bau der Städte an Flüssen i. alter u. neuer Zeit. Der Städtebau I, 49, 70, 89.

gliederte man nicht organisch an, sondern setzte nach demselben Schema eine neue Stadt mit eigenem Markt, Rathaus, Kirche neben die alte, der Zeit das Zusammenwachsen überlassend. Unter diesen Gesichtspunkten die alten Stadtpläne historisch zu entwickeln, ist eine der interessantesten Aufgaben. Nur darf man dabei die oft schon sehr früh eingetretenen Störungen des Grundplanes nicht übersehen. Hierzu gehört es, daß der übergroße Markt oder sonst freie Plätze durch eingelegte Häuserreihen verkleinert, daß die Mauer einseitig oder selbst einförmig über wenige regelmäßige Vorstädte hinausgeschoben wurde, wobei natürlich der alte Wall der Bebauung anheimfiel.

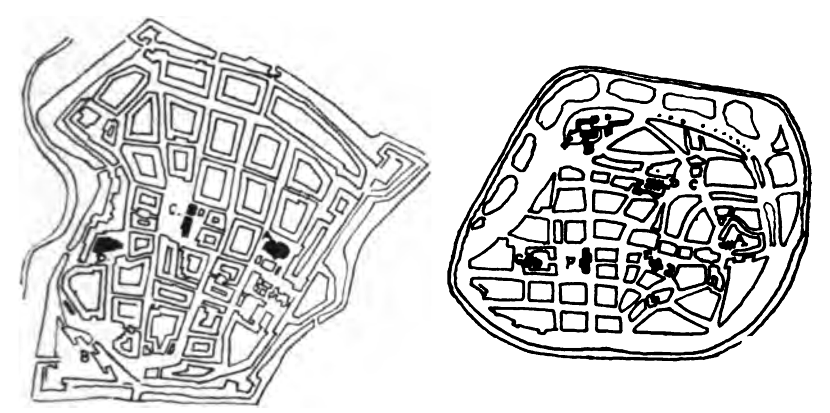


Abb. 193. Stadtplan von Leipzig. Abb. 194. Stadtplan von Freiberg.

Ein belehrendes Beispiel bietet die Entwickelung von Leipzig (Abb. 193), dem Namen nach ein wendisches Fischerdorf, wo im 10. Jh. eine deutsche Burg (1015 urbs Lipzi), wohl die Pleißenburg, entstand (B). Als suburbium schloß sich Anfang 11. Jh. eine Stadt an mit Markt und Kirche (St. Nicolai A) und regelmäßigen Straßen, wahrscheinlich vom damaligen Stadtherrn, dem Bischof von Merseburg, angelegt. Aber diese war noch nicht völlig ausgebaut, als Markgraf Otto von Meißen zwischen 1156 und 1170 eine zweite Stadt absteckte (Lipcz edificandum distribuit sub Hallensi et Magdeburgensi iure) mit dem Markt C und der Kirche (St. Thomas) D. — Eine mehrmalige Anwendung des Normalschemas bietet Freiberg i. S. (Abb. 194). Als hier die Silberschätze um 1160 entdeckt wurden, siedelte der Markgraf in einem älteren Dorfe, Christiansdorf, Harzer Bergleute an, nach denen der Ort civitas Saxonum, Sächsstadt, genannt wurde, in seiner Rundlingsform A mit der Jakobikirche noch heut erkenntlich. Der immer wachsende Zustrom von Siedlern veranlaßte die Gründung der Altstadt mit dem (Unter-) Markt C, der Frauen(Dom)kirche D und der landesherrlichen Burg B. Als diese zu eng geworden, erstand eine zweite, kleinere Stadt um die Nikolaikirche E und endlich eine dritte besonders groß und regelmäßig gebaute mit dem Obermarkt F, der auf der einen Seite das Rathaus, auf der anderen, später durch Häuserblöcke getrennt, die Petrikirche trägt. Und das im Lauf weniger Jahrzehnte, eine Entwickelung, »die lebhaft an das rasche Wachstum amerikanischer Bergstädte unserer Zeit erinnert«. — Eine »auf Zuwachs« berechnete Ackerbürgerstadt repräsentiert Bernau i. d. Mark (Abb. 195). Wir sehen hier links neben dem riesigen Marktplatz die ganzen, rechts die halben Hausstellen, Rathaus und Kirche frei, die Mauer weit hinausgerückt, so daß für spätere Zuzügler reichlich Raum blieb, bis schließlich auch der Markt mit Häuserblöcken besetzt wurde.

Wie in diesen Fällen so ist in hundert ähnlichen die feste Hand des Gründers zu spüren. Es ist wenigstens für Schlesien und Posen ein gewisses Stadtgrün-

dungsrecht urkundlich nachweisbar. Das Neuland, kraft der Eroberung eigentlich Königsland, war von großen und kleinen »Grundherren« usurpiert und diese bedienten sich bei Stadtgründungen als Mittelspersonen der Lokatoren, die für ihre Mühe mit Grundbesitz und Stadtämtern, als Vögte (advocati) oder Schultheißen (sculteti) belohnt wurden. Der Lokator steckte den Plan ab und verteilte die Hofstätten (areae) an die einzelnen Siedler, die sie dann vollkommen frei gegen einen geringen Zins (census arearum, Worfzins) an den Grundherrn besaßen. Für die Baustellen sind verschiedene Maße überliefert. In Freiburg i. B. wurden unter Konrad v. Zähringen 1120 100×50 Fuß zubemessen, bei Gründung der Dammvorstadt in Hildesheim 1096 12×6 Ruten. Außerdem erleichterte ein Maß freien Holzes den Hausbau. Dies in Verbindung mit rechtlichen Vorzügen, die sich bald im Stadtrecht (Weichbild, jus quod wicbilede dicitur) verdichteten, ebnete auch dem Ärmeren das Fortkommen, verschmolz die aus Freien, Ministerialen und wenigen Adligen zusammengesetzte Bevölkerung zur »Bürgerschaft« und bewährte den Satz »Stadtluft macht frei«.

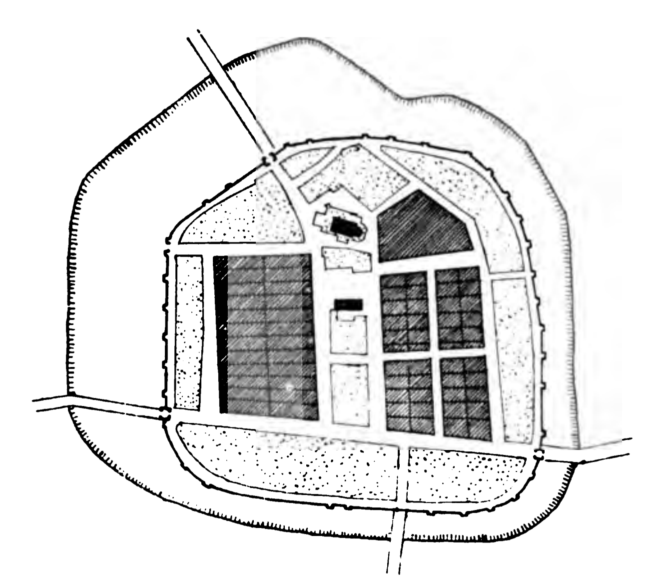


Abb. 195. Stadtplan von Bernau. Aus Stiehl, Das deutsche Rathaus.

3. Wir haben uns nun der baulichen Organisation, dem Stadtbild, zuzuwenden. Da die Befestigung schon oben geschildert ist, gilt es hier nur die beiden anderen Elemente der Stadtbaukunst in ihrer allgemeinen Erscheinung, den Markt und die Straße und die Stellung öffentlicher und privater Gebäude darin, kurz zu beschreiben. Die bauarchäologische Erforschung dieser Dinge ist leider so im Rückstand geblieben, daß wir uns vorläufig mit dürftigen und vielleicht sehr einseitigen Andeutungen begnügen müssen.

a) Der Markt als Mittelpunkt des sozialen, gewerblichen und rechtlichen Lebens ist wohl in jeder alten Stadt der genaue Spiegel ihrer Geschichte und Kultur. Hier laufen alle Fäden der bürgerlichen Arbeit, des Handels und Verkehrs, der wirtschaftlichen und geistigen Interessen zusammen und von hier empfängt der Gemeingeist, der Bürgersinn, die Energie des Einzelnen die lebhafteste Anregung und Befruchtung. Das moderne Schreibstubengeschlecht vermag sich überhaupt nicht mehr in die Stimmung einer Zeit hineinzudenken, in welcher so ziemlich alle Akte des staatlichen und bürgerlichen Lebens in breiter Öffentlichkeit, unter freiem Himmel spielten.



Abb. 196. Der Hauptmarkt in Nürnberg.

Der Markt ist in erster Linie der Handelsplatz; als solcher steht er unter Königs- oder Stadtfrieden. Das Wahrzeichen desselben ist der Pfahl, das Marktkreuz, der Roland. Ein strenger Marktzwang liegt auf Käufern und Verkäufern. Um den Vor- und Zwischenhandel, das Aufkäuferwesen auszuschalten, wird der Beginn der Marktfreiheit durch einen aufgesteckten Wisch bezeichnet, anderwärts werden die Marktstunden ein- und ausgeläutet. Andererseits sind aber auch die städtischen Handwerker gezwungen, ihre Waren öffentlich oder in ihren Buden zum Kauf auszustellen. Die Kaufstände, leichte Latten- und Bretterbuden, werden in Reihen, gesondert nach Produkten und Waren, von den Stadtknechten aufgeschlagen. Daneben bilden sich die Lauben aus, Arkadengänge, die sich vor oder unter den öffentlichen und privaten Häusern rings um den Platz ziehen und bei böser Witterung Schutz und Unterstand gewähren. Zur streitlosen Regelung des Umsatzes dient die öffentliche Wage, die Ratswage; in einigen Städten am Unterrhein geht noch heut der Kleinhandel über die städtische Butterwage. Die gültigen Hohlmaße sind in Steinen ausgehauen am Rathaus oder an der Kirche aufgestellt, ebenda findet man Eisenstäbe mit Längenmaßen, den verschiedenen Ellen. Bei größeren Märkten finden wir eine Bank des vereidigten Wechslers. Auch die Anfänge einer Börse sind als »Herrenmarkt«[1]) in Nürnberg nachweisbar. Der Marktbrunnen zur

1) R. EHRENBERG, Die alte Nürnberger Börse. Mitt. Nürnberg VIII, 69.

Tränkung von Mensch und Tier fehlt nicht in der kleinsten Stadt. Daneben ist der Markt zugleich Gerichtsort, Dingstätte, wo die Schöffen auf »geheg[t]er Bank« sub divo oder unter einer Laubhütte zu Gericht saßen[1]). Daneben auch die Richtstätte; der Galgen findet sich hier zuweilen noch im 18. Jh., jedenfalls aber der Pranger, die Schandsäule und der Stock oder das Büttelhaus zu vorläufiger Haftung[2]). Daß Hinrichtungen mit dem Schwert, Vierteilung und Räderung, selbst Verbrennungen auf dem Markt ausgeführt worden sind, ist zahlreich überliefert.



Abb. 197. Marktplatz. Handzeichnung im Germanischen Museum.

Schließlich diente der Markt auch als allgemeiner Fest- und Versammlungsort. Hier wurden Kaiser, Könige und Potentaten aller Größen stattlich empfangen, hier die mittelalterlichen Mysterien auf breiter Holzbühne agiert, hier entfaltete sich der Glanz ritterlicher Turniere und bürgerlicher Volksspiele, hier schlugen wandernde Komödianten, Rachenreißer und Quacksalber ihre Bühnen auf. Wie in Frankfurt auf dem Römer der Ochse am Spieß gebraten, in Nürnberg die endlose Wurst umhergetragen wurde, das ist aus gleichzeitigen Kupfern anschaulich genug. Dauernde Architekturen sind daraus nicht hervorgegangen, wohl aber haben sich

---

1) Grimm, Rechtsaltertümer II, 806. Lommer, Mitt. Kahla u. Roda I, 301.

2) Der Meißner Markt als Richtstätte. Mitt. Meißen VI, 317. — Seehausen, Der Marktplatz z. Eisleben. Mansf. Bl. VI,87. — E. Müsebeck, Zoll u. Markt i. Metz. Jb. Lothr. XV.

die Mehrzahl der Markthändel in die umstehenden Häuser zurückgezogen und viel zur Hebung der eigenartigen Marktarchitektur beigetragen.

Die eine Seite des Markts nimmt typischer Weise das Rathaus ein, zugleich Verwaltungs- und Gerichtsgebäude, Kaufhaus, Tanzhaus, Trinkstube und Gefängnis. Nach Gelegenheit schließt sich daran die Stadtwage, der Bauhof, das Zeughaus. Die Gegenseite behauptet herkömmlicherweise die Kirche, ringsum vom Gottesacker umgeben, in deren Nähe wieder die Pfarrhöfe, die Küsterei, die Schulen sich



Abb. 198. Altstädter Markt in Prag.

ansiedeln. Dazwischen hinein drängen sich Kleinleuthäuser, Werkstätten, Läden, Buden, Niederlagen aller Art, so daß in vielen Fällen das Gotteshaus rings umbaut wie eine Henne über ihren Küchlein sich erhebt (noch jetzt beim Dom in Mainz, bei der Teynkirche in Prag u. a.). Auch dies ist ein selbstgewachsenes Stück deutscher Schönheit. Denn wo den gotischen Puristen des 19. Jh. eine »Freilegung« gelang, wie beim Dom in Köln, waren sie über den Mißerfolg sehr betreten. Die übrigen Marktseiten sind mit Bürgerhäusern besetzt, und naturgemäß drängten sich hierher die Patrizier, die reicheren Handelsherren, die tüchtigsten Gewerbsleute. Neben der Gunst der Lage reizte die Aussicht auf mancherlei Ehren. Pflegte doch der Rat jedweden hohen Besuch in den ersten und vornehmsten Häusern unter-



Abb. 199. Markt in Augsburg mit dem Augustusbrunnen.

zubringen. Denn die alten Gasthöfe am Markt sind viel seltener als man erwarten sollte. In Bauart, Höhe und Anstrich von buntester Verschiedenheit, bald die hohen wechselvollen Giebel, bald die Dächer mit den vielen Luken dem Markte zugewandt, ergeben diese Häuserreihen die reizvollsten Bilder, zumal wenn sich noch der Blick auf die engen Seitenstraßen und einen fernen hohen Kirchturm öffnet. Vergleicht man damit einen hochmodernen von allerhand Palästen eingefaßten Platz, so wird man recht inne, wie wenig die wahre Schönheit an einen Stil, an Putz und Reichtum, an Regel und Symmetrie geknüpft ist. Denn in diesem Wohllaut von Formen und Linien gibt gerade das Einfache, scheinbar Stillose den Grundton ab, und das Ganze ist eben nach der Regel erwachsen, daß jedes Genre außer dem Langweiligen erlaubt ist. Wie prachtvoll kontrastreich stehen z. B. in Hildesheim die spätromanischen, gotischen und Renaissancearchitekturen, Stein und Holz, nebeneinander (Abb. 190).

Außer den Nebenmärkten (S. 186) hatten die alten Städte zuerst wenig eigentliche »Plätze«. Sie sind erst dazu gelangt, seit man im Zeitalter der Reformation die Kirchhöfe allgemein vor die Tore legte. Später haben die Fürsten in ihren Residenzen und die Militärarchitekten in den Festungen bewußt, oft rücksichtslos gegen ältere Bauten und Denkmäler »Paradeplätze« geschaffen, die mit der engen

Traulichkeit der alten Stadtplätze nicht zu vergleichen sind. Meist haben sie erst durch neuere Bepflanzung, Brunnen- und Denkmälerschmuck einige Anmut gewonnen (Abb. 200).

b) Die Straßen bilden ein vielgliedriges und abgestuftes Netz von Verbindungswegen der Märkte und Plätze unter sich und mit den Toren und weisen im einzelnen alle Regellosigkeit und Vielgestaltigkeit auf, deren der deutsche Geist fähig ist. Regelnd und meisternd in den Straßenbau einzugreifen, ist den Behörden des Mittelalters anscheinend selten beigekommen. Die einzige, immer wiederholte baupolizeiliche Anordnung ist »die mâzze des ueberhangs«, um zu verhindern, daß die vorgekragten Obergeschosse der Straße Licht und Luft nahmen. Auch scharfe Bestimmungen über Feuer und Licht, seit dem 14. Jh. das Verbot von Strohdächern, waren nur aus der harten Not der verheerenden Brände diktiert. Im übrigen muß man staunen, wie wenig das vielgeschäftige Stadtregiment trotz aller Klagen, Unglücksfälle, Seuchen usw. im Tiefbaufach leistete. Ist es doch in vielen Fällen zweifelhaft, ob sich der Rat zu einer Straßenunterhaltungspflicht bekannte. Die Pflasterung der Hauptwege ist seit dem 11. Jh. vereinzelt bezeugt. Aber bis ins 16. und 17. Jh. sind die Klagen über den unergründlichen Schmutz, die lebensgefährlichen Löcher, die Gräben, Bäche und Brücken ohne Geländer zu vernehmen. Der Gedanke einer einheitlichen Entwässerung (Kanalisation) und Beleuchtung ist unseren Altvorderen überhaupt fremd. Dies alles blieb dem einzelnen Bürger nach



Abb. 200. Kleberplatz in Straßburg.

Belieben und Vermögen überlassen. Auch die Reinlichkeit. Es war nach alter Gewohnheit unbenommen, häusliche Abfälle, Unrat, selbst den Mist vor dem Abfahren auf die Straße zu werfen, worin mit Vergnügen die Schweine wühlten. Vor hohen Festen, Fürstenbesuchen und dergl. wurde dann eine Generalreinigung befohlen. Man deckte auch wohl den unsauberen Boden mit Stroh oder Reisig. Ein großer Vorzug war es, wenn ein Bach oder Flußarm offen die Gasse durchströmte und ein hoher Fortschritt die Einführung eines Bürgerstegs, eines Plattenganges auf der erhöhten Straßenmitte. Es ist der im Studentenlied fortlebende »breite Stein«, den man noch hie und da in kleinen Städten antrifft. Ein Trottoir zu beiden Seiten an den Häusern entlang zu führen, verbot sich, weil hier die Treppen und Kellerhälse auf die Straße vorsprangen. In den nordischen Seestädten hat sich dieses Privatrecht noch breiter geltend gemacht. Hier finden wir die Beischläge, erhöhte und umfriedete Auftritte mit Treppenläufen, deren praktischer Wert ohne weiteres in die Augen springt. Ein anderes Hindernis bildeten die zahlreichen Prellsteine vor den Torfahrten und an den Ecken und die Kettenstöcke[1]), mit welchen einzelne Stadträte (Nürnberg, Regensburg, Aachen, Frankfurt, Lübeck) kleine Gassen, Plätze auf dem Markt, um Kirchen und Rathäuser versperrten, teils um feindlichen Unternehmungen, Bürgerunruhen, dem Gedränge bei Festlichkeiten zu begegnen, teils um Gottesdienste und Ratssitzungen vor Wagenlärm zu schützen. Im 16. Jh. hatte Nürnberg z. B. nicht weniger als 420 Ketten mit 424 Schlössern.

Den Aufriß der Straßen dürfen wir uns in älterer Zeit nicht zu majestätisch vorstellen. Gewiß gab es in den alten Reichstädten wie Regensburg, Köln, Trier schon seit romanischer Zeit Stadtviertel und Straßen mit hohen Wohnhäusern, stattliche Herrenhöfe und Burgen, aber im Durchschnitt waren die Häuser niedrig, klein, höchstens zweistöckig, aus Fachwerk mit Strohdächern. Wir dürfen nicht vergessen, daß die heutigen Stadt- und Straßenbilder meist erst der Spätgotik und Renaissance entstammen. Als in Leipzig im 18. Jh. die hohen, hellen Patrizierhäuser nach holländischer Art zunahmen, erregten auf einmal die zwerghaft kleinen dazwischenstehenden Häuschen der Alten Spott und Mitleid[2]). Noch heut stoßen wir wohl vor den Toren auf solch komischen Gegensatz. Die Erhöhung der Häuser zeitigte aber bei der ursprünglichen Straßenenge einen neuen Notstand, eine geradezu unbegreifliche Lichtlosigkeit, die durch die vorspringenden Obergeschosse und Dächer vermehrt wurde (Abb. 201). Manchmal kommen sich die Fassaden zum Greifen nahe und lassen nur einen schmalen Streif des freien Himmels, jedenfalls aber keinen Sonnenstrahl in die finsteren Schluchten fallen. Daß die Häuserreihen dieser Gäßchen durch Schwibbogen verstrebt werden, ist eine Sitte, die sich z. B. in Wien noch häufig beobachten läßt. Wie tief die städtische Wohnkultur in solchem Gewinkel sinken kann, das kann man in der Mordiogasse in Tübingen, der »alten Ohle« in Breslau studieren.

Sehr viel freier dagegen sind die Straßen am Wasser. Hier finden wir teilweise noch heut Bilder von echtester Städteromantik. Am bekanntesten ist die

1) E. Mummenhoff, Die Kettenstöcke u. a. Sicherheitsmaßnahmen im a. Nürnberg. Mitt. Nürnb. XIII, 1899.

2) Wustmann, Aus der Baugesch. Leipzigs. Schr. d. Ver. f. d. Gesch. Ls. III. 1885. 31.

Bebauung der Pegnitzarme in Nürnberg (Abb. 202), wo die Wasserkraft früher noch mehr als heut für die zahlreichen Schleifmühlen ausgenutzt wurde. Hier stoßen die Hinterhäuser direkt auf den Fluß, aber mit ihren Lauben, Balkonen,



Abb. 201. Der Rabenhof in Straßburg.

Giebeln und Dacherkern geben sie ein venezianisch angehauchtes Bild. Verwandte Perspektiven bieten Breslau (am Ohlaukanal), Königsberg, Danzig, früher auch Berlin (Schloßfreiheit) und vor allem Hamburg. Auch Straßburg hat reizende Uferpartien,

am Pflanzhof, Gerbergraben, im kleinen Frankreich mit den kleinen Waschhäuschen der Gerber und den langen Luken in den Dächern der Trockenböden (Abb. 203).

Eigene Straßen oder Viertel bildeten (neben den Wenden s. o. S. 190) nur die Juden[1]). Sie hatten sich frühzeitig in süd- und westdeutschen Städten mitten unter Christen seßhaft gemacht, galten als Bürger, durften Grundbesitz und Häuser erwerben und waren z. B. in Köln mit Patriziern versippt. Auch sie standen direkt unter Königsrecht und -frieden und zahlten dafür als »des Reiches Kammerknechte«



Abb. 202. Häuser an der Pegnitz in Nürnberg.
Nach einer Photographie von F. Schmidt.

einen Zins an den König, den »güldenen Opferpfennig«. Aber die seit den Kreuzzügen immer mächtiger und gewaltsamer hervorbrechenden Judenverfolgungen raubten ihnen diese Vorzüge. Die Stadtherren suchten sie in bestimmte Viertel zusammenzudrängen, »um sie besser schützen« (oder auch schlachten) zu können. Und so entstanden überall in den belebten Handelsplätzen eigene Judenstädte mit Synagogen, Rat- und Tanzhäusern, Schulen, Kirchhöfen, Spitälern und Bädern. Die »Judengasse« war durch Tore abgesperrt, welche beim Läuten der Torglocke

1) MIBLING, Judengemeinden des Ma. — BOOS, Städtekultur III, 159. — A. LEICHT, Die Judengemeinde in Meißen. Mitt. Meißen II, 421. — STOBBE, Die Juden in Deutschl. während des Ma. Braunschw. 1866.

morgens geöffnet und abends geschlossen wurden. Daß die Juden in ihrer Blütezeit geneigt und befähigt waren, an der baulichen Kultur der Stadt teilzunehmen, beweisen einzelne wenige Monumente, die romanische Synagoge in Worms mit dem Steinsitz des berühmten Rabbi Raschi, die frühgotische Altneusynagoge in Prag (Abb. 204) und das Judenbad in Speier und in Friedberg. Aber die zunehmende Rechtlosigkeit benahm ihnen offenbar die Baufreude, selbst am eigenen Haus. Schon 1348 wurden die meisten Judenstädte funditus zerstört und mit den be-



Abb. 203. Partie im »Kleinen Frankreich« zu Straßburg.

kannten Sühnekirchen (»U. L. Frauen« zu Nürnberg) bebaut, andere folgten später, Regensburg z. B. 1519 nach dem Tode Maximilians, wonach die Neupfarrkirche »Zur schönen Maria« erstand. So ist das Beste jüdischer Kunst und Kultur spurlos untergegangen. Und was sich an Judenvierteln bis in neueste Zeit erhalten hatte, zeigte eine fatale Gleichgültigkeit gegen Schmuck und Reinlichkeit. Man wird sich des engen, finsteren, völlig verwahrlosten Ghettos von Frankfurt[1]) mit der stinkenden Atmosphäre künftig kaum noch erinnern, ebenso ist die letzte Judenstadt, in Prag, mit ihrer bis dahin unberührten »Patina« dem Abbruch verfallen.

Die Vorstädte können nur Gegenstand historischen Interesses sein. Denn einmal baute sich vor den Toren, an den Hauptstraßen oder entlang der Flüsse

---

1) J. KRACAUER, Gesch. d. Judengasse in Frankfurt. Festschr. d. Philanthropins 1904, II.

nur armes Volk an, das nicht viel zu verlieren hatte, Fischer, Schiffer, Fährleute, Kretschmer, Hauderer, Gärtner, Hopfen- und Weinbauern, Töpfer, Ziegler, in Meißen auch die Juden, andere waren bloße Scheunenstraßen. Und dann brannte sie der Feind bei jeder Belagerung zuerst nieder. Denn die vielfach erwähnte Umwallung mit Plankenzäunen konnte doch nur gegen leichtes Gesindel schützen. Hieraus ist es zu erklären, daß selbst Vorstädte, die etwa im 16. Jh. schon in den eigent-



Abb. 204. Alt-Neusynagoge und Rathaus der Judenstadt in Prag.

lichen Mauerring einbezogen sind, sehr nüchtern ausschauen, andernfalls aber ihren baulichen Habitus erst Ende 18. oder Anfang 19. Jh. erhalten haben.

Von der nächsten Stadtumgebung, wie sie sich in der Blütezeit des Bürgertums darstellte, haben wir einen vorzüglichen Begriff durch einen Nürnberger (Glockentonschen?) Holzschnitt von 1560 (Abb. 205)[1]. Wir finden da eine Fülle von Anlagen, welche man innerhalb der Mauern nicht haben konnte oder wollte. Zunächst

1) Katalog der Holzstöcke d. Germ. Museums. Atlas. Nürnb. 1892.

die Landgüter und Höfe (Tafelhöfe) der Patrizier, die vergnüglichen Weiherhäuschen an Bächen oder Teichen, die Wäscherhäuslein und Bleichgärten; vornehmlich aber mit Feuer arbeitende Betriebe, wie Glockengießereien, Schmelz-, Glas- und Ziegelhütten, auch Holzplätze, auch gewisse der Absonderung bedürftige Anstalten, den Galgen, Rabenstein (Galgenhof), die Friedhöfe, das Siechenhaus, einzelne Hospitäler, den Schinder (Hundsschlaher) und die »Säuställ«. Jedenfalls ein sehr gemischtes und belebtes Bild, das kulturhistorisch nicht minder interessant ist als das Stadtinnere. Aber leider ist infolge der hier zuerst aufräumenden Belagerungen so gut wie nichts auf unsere Zeit gekommen.

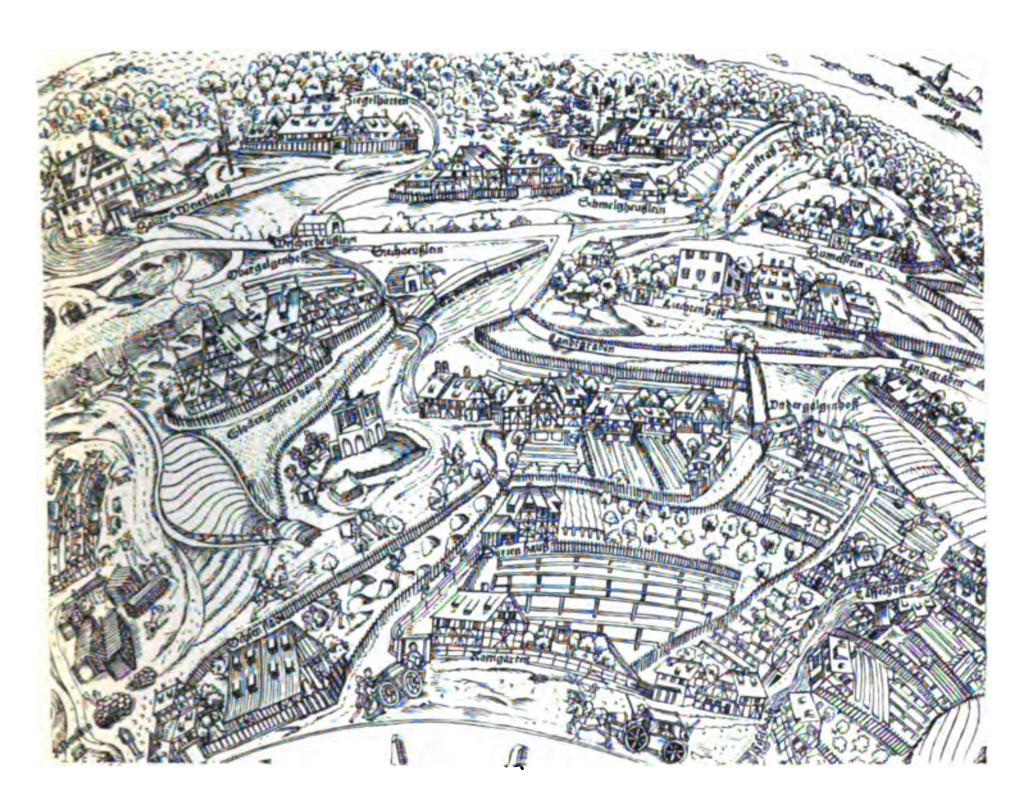


Abb. 205. Umgebung Nürnbergs. Teilstück eines Holzschnittes.



Abb. 206. Hof Theresienstraße 7 in Nürnberg.
Nach einer Photographie von F. Schmidt.

ACHTES KAPITEL

DAS BÜRGERHAUS

v. EYE, Das bürgerl. Wohnhaus. Raumers hist. Taschenbuch 1868. 258. — O. STIEHL, Die Anfänge des deutschen Wohnhausbaues. Umschau 1903. — (SPEMANN), Das goldne Buch vom eignen Heim. Berl. 1905. — M. GEISBERG, Profanbauten in Münster um 1500. Festgabe f. H. Finke. Münster 1904. S. 539. — K. BRANDI, Das osnabrückische Bauern- u. Bürgerhaus. Mitt. Osnabrück XVI. 1891. 265. — F. SCHULTZE, Bürgerhäuser in Osnabrück. Berl. 1894. — J. P. MEIER, Wolfenbütteler Häuser. Jb. Braunschweig 1902. 15. — TH. ROGGE, Rostocks Profanbau i. Ma. Zs. b. K. XXII. 260. — K. STEINACKER, D. Holzbaukunst Gos-

lars. G. 1899. — BUHLERS, Die Entw. d. Hildesheimer Profanbaues. H. 1882 — A. KORTÜM, Erfurter Wohnhäuser. Mitt. Erfurt XIX, 115. XX, 127. XXI, 149. — W. DIETRICH, Beitr. zur Entwicklung d. bürgerl. Wohnhäuser in Sachsen i. 17. u. 18. Jh. Lpz. 1904. — H. SCHMERBER, Studien über d. d. Schloß u. Bürgerhaus i. 17. u. 18. Jh. Straßb. 1902. — Das Haus des Baumeisters i. Rothenburg. Dt. Bauztg. XXXVI. 433. — M. SCHMID, Ein Aachener Patrizierhaus d. 18. Jh. Stuttg. 1900. — H. BÖSCH, Ein südd. bürgerl. Wohnhaus v. Beginn d. 18. Jh. Mitt. Germ. Mus. 1897. 17 ff. — Altwiener Häuser und Höfe. Architekt. VIII. 29. —

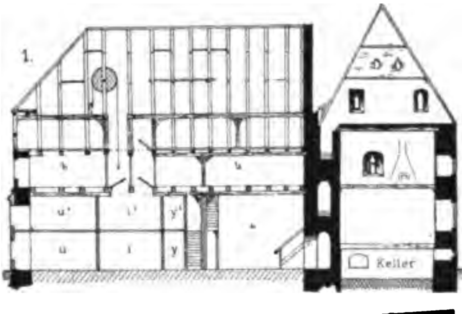


as Einfachste, Naheliegendste, Alltäglichste pflegt der wissenschaftlichen Forschung manchmal am gleichgültigsten zu sein. So steht es mit dem Bürgerhaus. Einige seltene, auserlesene Beispiele werden in den Kunstgeschichten mit Ehrfurcht genannt, eine große Reihe von prächtigen Fassaden ist auch einem größeren Publikum bekannt, aber was sich hinter dieser Haut verbirgt, der innere Organismus des deutschen Stadthauses und seine kleinsten und bescheidensten Varianten mit ihrer historischen Entwickelung, das ist noch nie im Zusammenhang untersucht worden, eine hinreichende Entschuldigung, wenn im folgenden nur eine mosaikartig aus kleinsten Steinchen zusammengefügte Darstellung geboten werden kann.

Wie die städtische Gesellschaft sich in älterer Zeit als ein Gemisch von bäuerlichen, geistlichen und adlig-ritterlichen Elementen darstellt, so erscheint auch der städtische Wohnbau als eine lose Gruppierung von Bauernhöfen, Burgen und Klöstern. Die Stellung und Bedeutung des Stadtklosters ist schon oben erörtert worden. Die Stadtburg und ihre Entwickelung zum festen Adelshaus dürfen wir vorläufig zurückstellen. Denn obwohl sie allein durch romanische und gotische Beispiele in leidlich guter Reihe zu belegen ist, bleibt sie doch auf Südwestdeutschland beschränkt und stirbt im 15. Jh. überall ab. Jedenfalls hat sie die Physiognomie der Stadt nur vereinzelt wie z. B. in Köln und Regensburg bestimmt. Vielmehr bleibt als Urbild des schlichten mittleren und kleineren Bürgerhauses nur der Bauernhof. An dieser Tatsache kann die feinste Kunstphilosophie nicht rütteln. Denn es ist ausgemacht, daß das römische Stadthaus keinerlei Spuren im deutschen Bauwesen hinterlassen hat. Sehen wir also von ritterlichen und klösterlichen Anlagen ab, so kann der Bürger lediglich nach ländlicher Manier gebaut haben; ein anderes Vorbild lag gänzlich außerhalb seiner Bedürfnisse und seines Gesichtskreises. Hierüber ist kein Wort weiter zu verlieren. Die Frage ist vielmehr nur die, in welchen Grenzen sich die Bauernhaustypen im Stadthaus geltend machen und welche Umbildungen sie unter den veränderten Lebens- und Wirtschaftsverhältnissen erfuhren. Denn abgesehen davon, daß sich der landwirtschaftliche Betrieb auch der reinen Ackerbürger immer mehr verengerte und einschränkte, mußte das Haus andere Formen in der geschlossenen Straßenfront annehmen und sich anders strecken nach den Bedürfnissen des Kaufmannes, anders nach denen des Handwerkers oder des Tagelöhners. Die Entwickelung der Fassade wird uns erst in zweiter Linie beschäftigen und eine getrennte Behandlung nach den bestimmenden Materialen, Haustein, Backstein und Holz, erfordern.

I. Grundriß und innerer Organismus.

1. Beginnen wir auch hier mit dem niederdeutschen Baugebiet, so scheint sich der Einfluß des sächsischen Hauses viel weiter nach Mitteldeutschland herein zu erstrecken, als man nach der oben S. 157 bezeichneten Grenze annehmen sollte. Die beste, geradezu grundlegende Einsicht in die allmähliche Verbürgerung des sächsischen Bauernhauses gewähren die Häuser in Osnabrück, von denen einige mit ihren »Steinwerken« bis ins 13. Jh. zurückreichen (Abb. 207). Hier haben wir den Umbildungsprozeß in allen Stadien vor Augen. Die ländliche Grundlage kommt deutlich in der allgemeinen Disposition zum Ausdruck: die Einfahrt in der Mitte der Giebelseite führt auf die Diele d, zu deren Seiten die Ställe liegen. Als Querschiff tritt wie beim Bauernhaus das Flet c mit dem Herd h und dem Waschort w auf. Die Wohnung liegt auch hier rückwärts im Kammerfach, das aber als massives, turmartiges »Steinwerk« über dem Keller entwickelt ist. Die Vorräte werden in dem hohen und ungeteilten Boden geborgen und durch Luken mit einer Haspel hinaufgewunden. Doch ruhen die Sparren nicht mehr auf den Ständern der Kübbung, sondern auf den starken Brandmauern, die die einzelnen Höfe scheiden. Was das Stadthaus an Breite verlor, suchte es an Höhe zu gewinnen. Daher das Obergeschoß b b, das ursprünglich durchaus als Schüttboden dient und erst neuerdings zu Wohnungen aufgeteilt ist. Die notwendigen Gesindestuben und -kammern liegen vielmehr in dem Zwischengeschoß u^1 i^1 y^1; dessen Herkunft aus den bäuerlichen Hilgen (S. 146) sofort klar ist. Der Aufgang zu ihnen geschieht noch durch Stiegen oder Treppen. So ist der Zustand teilweis noch heut in zurückgebliebenen Landstädtchen Westfalens. Die Diele dient zur Einfahrt und zum Dreschen. In geschlossenen Ställen quer dazu steht das Vieh. Futter und Geschirr ist mit in diese Ställe verlegt, so daß man auf der reinlichen Diele keine Spur von Viehwirtschaft bemerkt.



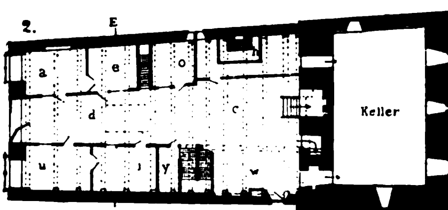


Abb. 207. Hillebrandsches Haus in Osnabrück.

Abb. 208. Haus Tepe in Osnabrück.

Bei beschränkter Viehwirtschaft gab man die eine Stallreihe auf, die Diele gewann dadurch ihre ursprüngliche Breite und Bequemlichkeit zurück. Es sind die kleineren Ackerwirte und Hauderer, die diese Reduktion des Grundrisses durchführten und noch heut behaupten. Eine andere Umbildung vollzog sich überall

da, wo die Viehhaltung aufgegeben wurde. Beim Kaufmann eignete sich der vordere Stall als Laden. Man trennte ihn von der Diele durch eine große Holzklappe, welche niedergelegt als Ladentisch diente. Die Käufer stehen auf der Diele, eine Einrichtung, die noch vor kurzem bestand. Im anderen Fall wird die Stalltiefe zu Stuben und Kammern durchgebaut und es vollzieht sich allmählich die Übersiedelung der Familie aus dem Kammerfach oder dem Steinwerk in das Vorderhaus, das mit Hinzunahme des Zwischengeschosses eine wahre Unmenge von Wohngelassen gewinnt. Freilich stand man sogleich vor der neuen Aufgabe, die oberen Geschosse bequemer gangbar zu machen. Quer durch den oberen Dielen- und Fletraum legte man Galerien zwischen und vor die Stuben und Kammern und verband sie mit dem Treppenaufgang. Der ursprüngliche Herdraum geht langsam in das Treppenhaus über. Der letzte Schritt ist dann die Überbauung der Diele bis zur Galerie, wodurch breitere Wohnzimmer gegen die Straße gewonnen werden, dies erst ein Ergebnis der neuesten Zeit. Hiermit ist die Annäherung an die süddeutsche Bauweise so weit vollzogen, daß man, ohne die Entwickelungsreihe zu kennen auf die nächste Verwandtschaft schließen würde.

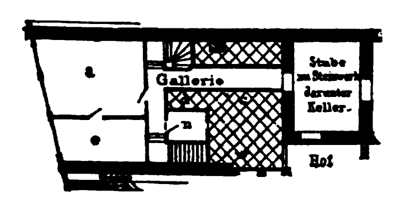


Abb. 209. Haus Heilmann in Osnabrück.

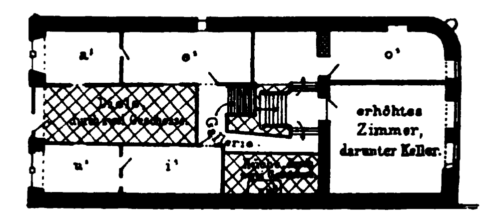


Abb. 210. Haus Setzer in Osnabrück.

Ganz eigentümlich sind den Osnabrücker Häusern die Steinwerke, die den hinteren Teil des Hauses über dem Keller, die Stelle des Kammerfachs, einnehmen und durch eine Brandmauer vom vorderen Holzhaus getrennt sind. In ihren älteren Beispielen bis in romanische Zeit zurückreichend bilden sie die eigentliche Familienwohnung und wachsen sich zu förmlichen Wohntürmen aus, die in den unsicheren Zeiten den besten Schutz vor Raub und Brand gewährten. »Man findet daher an den zumeist gefährdeten Stellen der Stadt Haus bei Haus mächtige Steinwerke«, bei denen der höchste Nachdruck auf Feuersicherheit gelegt war. Deswegen ist das hohe, hallenartige, doch auch zweigeschossige Wohngelaß unter Dach in der Tonne überwölbt. In der dicken Brandmauer liegen die überwölbten Gänge und Treppen. Die Türen sind mit Eisen beschlagen oder ganz aus dickem Eisenblech. Man würde also eher an Schatzhäuser denken, wenn nicht hohe steinerne Kamine und regelmäßige Reihen gekuppelter Fenster mit Steinsitzen in den Nischen die völlige Wohnbarkeit bezeugten. Später wurde es mehr als Festsaal eingerichtet, heut liegt es vielfach unbenutzt und verödet.

Gegen Ende des Ma. geriet das Steinwerk auch auf das Land und wurde den Bauernhöfen angehängt, vereinzelt (in Pye und Ankum) durch unterirdische Gänge mit dem Haus verbunden. Fenster und Türen konnten leicht verrammelt werden. Wenn besondere Verteidigungsanstalten fehlen, so muß man annehmen, daß die Lichtspalten als Schießscharten dienen konnten. Es ist also die Idee der Berchfrite, die hier verkörpert wird, und wir werden uns der Erscheinung unten bei Besprechung der Trierer Propugnacula zu erinnern haben.

2. Ganz ähnlich scheint die Entwickelung in den Harzstädten verlaufen zu sein, nur daß hier die alten primitiven Beispiele fehlen und die Viehhaltung durch Handel und Gewerbe verdrängt, auf den Hinterhof verlegt wurde. Hier machen sich stärker als anderswo die dinglichen, dem Hause anhaftenden Rechte geltend, das Brau- und Backrecht, wonach man auch die vornehmeren »Brau- und Backhäuser« von den gewöhnlichen »Buden« unterschied. Typisch für alle besseren Häuser ist indes auch hier

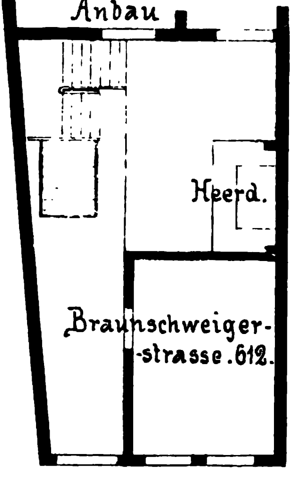


Abb. 211. Haus in Hildesheim.

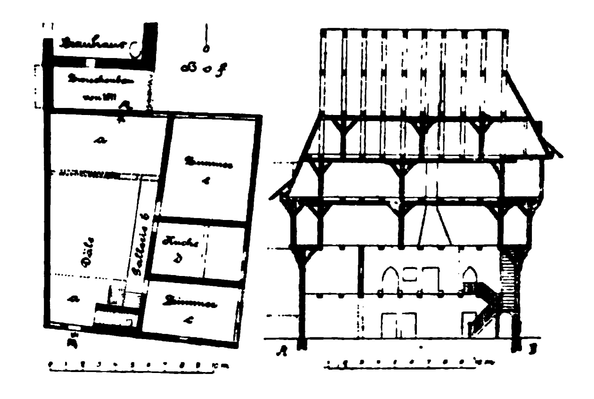


Abb. 212. Mönchehaus in Goslar.

die große, durch zwei Geschosse gehende Däle mit den Treppen und Galerien, das niedrige Zwischengeschoß und der hohe, ungeteilte Bodenraum, der immer die Hauptvorrats- und Speicherkammer des Hauses bleibt. In alten Häusern finden wir den Herd noch auf der offenen Däle, mit dem breiten Kamin überbaut, an eine Seitenmauer angelehnt und somit als Mittelpunkt des fast einräumigen Hauses, von dem nur ein auf die Straße gehendes Wohnzimmer getrennt ist (Abb. 211). In jüngeren Beispielen, seit Ende 15. Jh. (Abb. 212), ist der Herdraum dagegen zur umschlossenen Küche geworden, hinter ihm ein zweites Wohnzimmer e angelegt und über diesem nach dem Hofe zu ein Staatszimmer, das z. B. in dem Goslarer Mönchehaus von 1528 (Abb. 212) eine wahrhaft glänzende Dekoration aufweist. Daneben über der Küche liegt die sog. »Butze«, ein kleiner, völlig dunkler Vorratsraum, durch welchen der Rauchfang geht. Getrennt vom Wohnhaus im Hof finden wir das massive Brauhaus. Diese Disposition ist nun typisch für die mittleren Kauf- und Gewerbshäuser. Die Däle auf der einen Seite, Stube, Küche, Stube auf der anderen, im Zwischengeschoß nach vorn zwei Kammern, Butze und Prunkzimmer. Wir finden sie selbst in so verschobenen Lagen wie beim Brusttuch zu Goslar von 1526 (Abb. 213 u. 214), das an einer Straßenspitze gelegen den

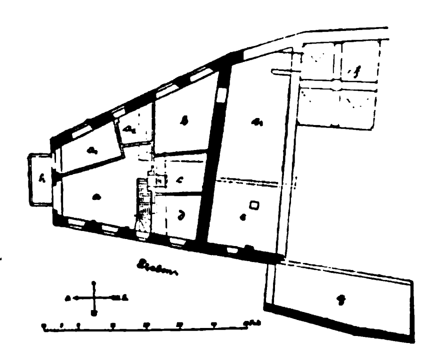


Abb. 213. Brusttuch in Goslar.

Eingang und die ursprünglich ungeteilte Däle a a^1 a^2 an der schmalen Stirnseite hat, dahinter die Küche c zwischen den heizbaren Stuben b und d. Hieran schloß sich einst das Brauhaus e, e^1 mit dem Keller f unter dem Nachbargrundstück, seitlich der Stall g. Das Obergeschoß ist wie in Osnabrück nur eine Erweiterung des Bodens, ein ungeteilter Lagerraum, worüber die reiche dekorative Behandlung des Äußeren leicht täuschen könnte. Die Windeluken erinnern an diese Bestimmung.



Abb. 214. Das Brusttuch in Goslar.

Eigentliche Wohngeschosse für Mietsleute werden seit dem 16. Jh. über dem Zwischengeschoß eingefügt, auch doppelte; aber zahlreiche Beispiele in Braunschweig, Hildesheim, Halberstadt belegen noch die alte Verbindung des ursprünglichen Obergeschosses mit dem Dachboden. — Für reichere und größere Wirtschaften hat sich ein dem Sachsenhaus näherstehendes Schema mit der Däle in der Mitte gehalten, offenbar auf Grund von Acker- und Viehwirtschaft. Bezeichnend hierfür ist ein Haus in Goslar (Bäckerstr. 3) von 1592 (Abb. 215). Links von der Däle finden wir Stube, Kammer, Küche und Brauhaus, rechts Stall, Herdraum, Kellerhals, rückwärts eine zweite Stube mit Kammern und Herd, wohl für

den verheirateten Sohn oder die Altleute berechnet, darüber wieder den Prunkraum. Bei fehlender Viehhaltung wird der Stallraum als Laden, Werkstatt oder Kontor eingerichtet. Die beiden Vorderzimmer treten dann gern in erkerartigen Vorbauten auf die Straße vor. Auch dies ist eine Anleihe beim Bauernhaus, wie schon der Name »Utlucht« beweist (S. 147). Sie werden auch mit Vorkragungen durch alle Geschosse hochgeführt und tragen wesentlich zur malerischen, schattenreichen Belebung des Straßenbildes bei. (Vergl. das Wedekindsche Haus in Hildesheim Abb. 190).

Die Kleinleuthäuser — Buden — befolgen ein durch Abb. 216 bezeichnetes Schema, ein Goslarer Haus Beekstraße 13. Die Däle nimmt immer noch einen verhältnismäßig großen Raum ein, daneben die typischen beiden Stuben, die von der zwischenliegenden Küche geheizt werden. Eine Neuerung ist, daß die Däle nicht durchs Obergeschoß geht, sondern mit einem ebenso breiten Flur überbaut ist. Um diesen liegen unheizbare Kammern. Für das norddeutsche Stadthaus ist es recht bezeichnend, wie zäh man an der unwirtschaftlich großen Däle festhielt und wie spät erst das Obergeschoß bewohnbar wird. Das Einfamilienhaus und das ebenerdige Wohnen ist offenbar in der Volksgewohnheit untilgbar festgewurzelt.

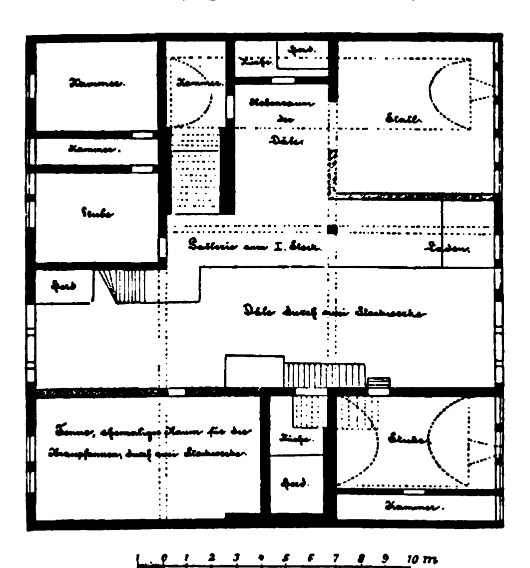


Abb. 215. Haus Bäckerstraße 3 in Goslar.

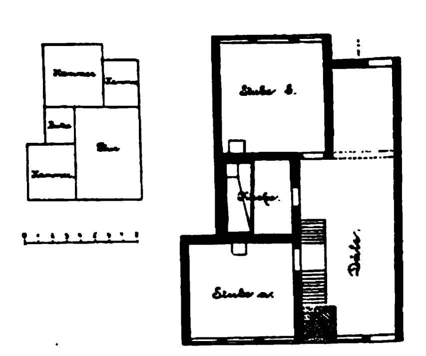


Abb. 216. Haus Beekstraße 13 in Goslar.

Im Kaufmannshaus der Küstenstädte sind die holländischen Einflüsse frühzeitig durchgedrungen und haben ein schmales, hohes Etagenhaus gezeitigt, dessen wirtschaftliche Räume sich weit zurückdehnen. So in Hamburg: »Als schmale Giebelhäuser wenden sie die Wohnräume mit dem Portal der Straße zu. Daran schließt sich im Inneren eine geräumige Diele, von der ein Teil mit der Treppe bis zu den obersten Stockwerken hinaufreicht und den Verkehr zwischen Vorderhaus und den hinteren Flügeln vermittelt. Den Abschluß bilden Seiten- und Querflügel, die bis an das die Rückseite der Grundstücke benetzende Flet, den Hafenkanal (die holländische Gracht) reichen. Hier ist außer den Speichern wohl noch ein besonderes, unmittelbar an die Diele grenzendes Staatszimmer, ‚der Saal‘, untergebracht.

Das Schema eines reicheren, aus zwei kleinen Häusern entstandenen Patrizierhauses aus Lübeck teilen wir nach Stiehl mit (Abb. 217). Auch hier liegen nach vorn Stuben und Kontore. Die Diele ist wieder sehr breit geworden und das Treppenhaus aus ihr weg an die Seite verlegt. Den älteren Typus dieser Geschäftshäuser dürfte ein Kaufmannshaus in Lüneburg darstellen (Abb. 218 und 219), wo die Diele in auffallender Breite bis zum Dach durchgeht und zur Seite nur sehr enge Wohnräume übrig bleiben. Dieser Typus scheint mit dem deutschen Kaufmann weit nach dem Osten gewandert zu sein. Von ähnlichen Dispositionen wird z. B. aus Thorn berichtet[1]). In Danzig hat sich dagegen die Diele in voller Hausbreite

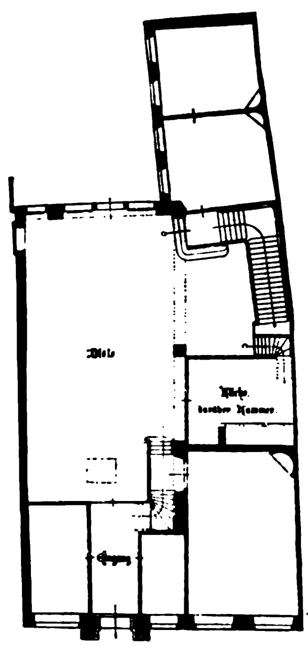


Abb. 217.
Grundriß eines Patrizierhauses
in Lübeck.



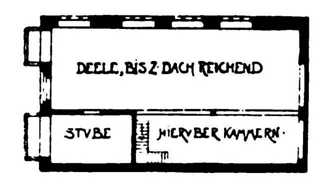


Abb. 218 u. 219. Kaufmannshaus in Lüneburg.

zu einem stattlichen Entree entwickelt (Abb. 220). Die Wände sind mit holländischen Fliesen dekoriert, die Decke getäfelt, eine zierliche Spindeltreppe führt zu den Galerien des Zwischengeschosses und dem Oberstock empor. »Ein Kamin, riesige Schränke, Wandbänke, Armstühle, alte Ölgemälde, geschnitzte Wappentafeln, blauweiße Delfter Vasen und blanke Messingblaker erhöhen die trauliche Stimmung solcher in echt holländischer Sauberkeit blitzenden Hallen«. Später fügte man, um Raum zu gewinnen, ein seitliches Parterrezimmer und darüber ein niedriges Zwischengeschoß, die »Hangeetage« ein, welche nach der Flur zu ihre eigene, stuckverzierte Fassade mit reicher Befensterung erhielt. Dahinter liegt ein festliches, oft hausbreites Familienzimmer, ein kleiner Hof und ein größeres Hinterhaus, das sich

1) Bode, Die Wiederherstellung eines gotischen Hauses in Thorn. Dpfl. II. 78.



Abb. 220. Danziger Hausflur. (Phot. von Große, Danzig.)

auf ein schmales, der Hauptstraße paralell laufendes Fahrgäßchen öffnet. Denn die Beischläge vor der Fassade hinderten das Anfahren der Wagen und der laute Verkehr spielte sich im Rücken der Wohnung ab. Echt holländische Häuser treffen wir dagegen in dem 1621 für flüchtige Reformierte gegründeten Friedrichstadt a. d. Eider[1]).

3. Wenden wir uns nun zum mittel- und süddeutschen Bürgerhaus, so liegt es nahe, auch hier den Grundriß und die innere Einteilung vom Bauernhaus abzuleiten. Gewiß findet sich der fränkische Hof in seiner vollen quadratischen Ausbildung auch in Städten, aber von ihm bis zu dem engen, zusammengeschnürten Zeilenhaus des typischen Straßenbildes ist doch ein großer Schritt. Lachner sucht ihn durch folgende Überlegung verständlich zu machen. Das fränkische Haus mit der oben (S. 160) bezeichneten Planbildung hatte drei Räume, Stube, Flur (und Küche), Stall, zwei Türen an der Längsseite, den Giebel straßenseitig. Dies Schema wurde beim Stadthaus dadurch gewahrt, daß man die einzelnen durch Tropfenfallgänge schied. Als aber die Häuser dicht aneinander rückten und die Gänge schwanden, mußte man die Eingänge der Langseite aufgeben. Man legte sie notgedrungen in die Giebelseite und verband sie auf Kosten der Wohnstube mit dem Flur und Stall durch einen Gang, der gegebenenfalls als Einfahrt dient. Indes störte nun der lichtlose Flur und man entledigte sich seiner, indem man die Verdachung abwarf und ihn zum offenen Hof verwandelte. »Dem Herd wies man einen eigenen Raum in der Nähe der Wohnräume im Vordergebäude an und fügte die Treppe der Hofanlage ein, sei es, daß man sie einem besonderen Treppenturme einzwängte, sei es, daß man sie in alter Lage und Form als einarmigen Lauf den oberen Räumen zuführte«. Die bequeme Verbindung des Vorder- und Hinter-

1) P. KRAUSE, Eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein. Dpfl. V. 41.

hauses wurde durch gedeckte Galeriegänge hergestellt. Jedenfalls gehören zum süddeutschen Schema diese beiden getrennten Häuser, das Vorder- und Hinterhaus, die durch Gänge verbunden sind, mag nun das Hinterhaus sich als zweite Wohnung, Stall, Werkstatt oder Lagerhaus weiterentwickeln.

Erinnern wir uns, daß gerade beim fränkischen Haus der geschlossene Hof zum eisernen Bestande gehört, so können wir in Wahrheit sagen, daß mit dieser Theorie die Kirche um das Dorf getragen ist. Denn naturgemäß kann man als Ausgangspunkt nicht, wie Lachner tut, einen Ausschnitt der Hofraite, das Wohnhaus, nehmen, sondern man muß den ganzen Komplex verfolgen. Und da ist es leicht begreiflich, daß sich der fränkische Hof in der geschlossenen Bauweise der Stadt zusammendrückte, die alte Einfahrt vom Wohnhaus mit überdacht, das Stallgebäude aber von der Seite mehr nach rückwärts an Stelle der Scheune gerückt wurde. Diese naheliegende Entwickelungsreihe ließe sich zeichnerisch sehr leicht mit Beispielen belegen. Es sind namentlich die Gasthäuser und Herbergen, welche noch heut die Ställe durchaus an der einen Hofseite haben. Aber vor solch doktrinären Versuchen muß immer die Erkenntnis warnen, daß wir beide Typen erst in einem sehr jungen Stadium kennen lernen und daß sie sich sehr viel früher voneinander gelöst und unabhängig entfaltet haben müssen.

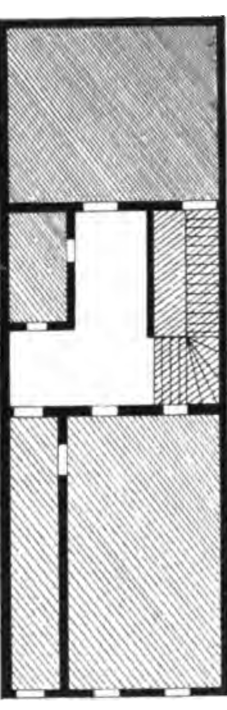


Abb. 221. Bürgerhaus in Frankfurt a. M. Markt 30.

Umgekehrt spricht Stiehl den Gedanken aus, daß das fränkische Bauernhaus »nur selten und sehr spät« Einfluß auf das Stadthaus gewonnen habe, daß vielmehr bei den vornehmsten und kleinsten Bauten »im Norden wie im Süden unseres Vaterlandes der alte große Gedanke des einheitlichen Raumes wenigstens im Erdgeschoß und an der Straßenseite« beibehalten sei. »Was wir an engen Fluren, kleinlichen Kammern usw. in diese Häuser hineingebaut finden, ist durchweg kümmerliche Zutat der letzten Jahrhunderte.« Gewiß ist die innere Aufteilung vielfach gestört. Aber will man diese Tatsache derart verallgemeinern, so stehen wir vor dem Verzicht der Wissenschaft. Und was den »alten großen Gedanken des einheitlichen Raumes« anlangt, das Flet im Erdgeschoß, so muß man bedenken, daß der Süddeutsche, auch der Bauer (S. 165), viel leichter als der Norddeutsche das ebenerdige Wohnen aufgegeben und sich in das obere Geschoß zurückgezogen hat. Dies war eine wirtschaftliche Notwendigkeit, sobald er handel- oder gewerbetreibend die geringe Hausbreite ausnutzen wollte. Wir sehen in Kleinstädten den Vorgang oft noch mit eigenen Augen, wie die kleine bürgerliche Wohnstube zur Werkstatt oder zum Laden eingerichtet wird und die Wohnung ins Obergeschoß steigt. Denn andererseits lehren uns tausend immer wiederkehrende, ganz typische Beispiele, daß das Schema Stube, Küche, Hausgang, Flur (Ehren) mit Treppe, Hof und Hinterhaus den Grundplan des schlichten Bürgerhauses ausmacht. Selbst wenn man — gewaltsam und ohne jedes historische Recht — die

engen Flure und kleinlichen Kammern »als kümmerliche Zutaten der letzten Jahrhunderte« hinausstreicht, hat man noch immer kein Recht, das so gewonnene »Flet« mit der norddeutschen Diele gleichzustellen. Denn abgesehen davon, daß auch mit der Diele der Herd- und Wohnraum eng verbunden ist, fehlt dem süddeutschen Flur das entscheidende Merkmal, die doppelte Geschoßhöhe und als Begleiterscheinung die Kammern des Zwischengeschosses (Hilgen).

Die Probleme dürften durch diese kurze Kontroverse klar stehen. Einige Beispiele werden noch tiefer hineinführen.

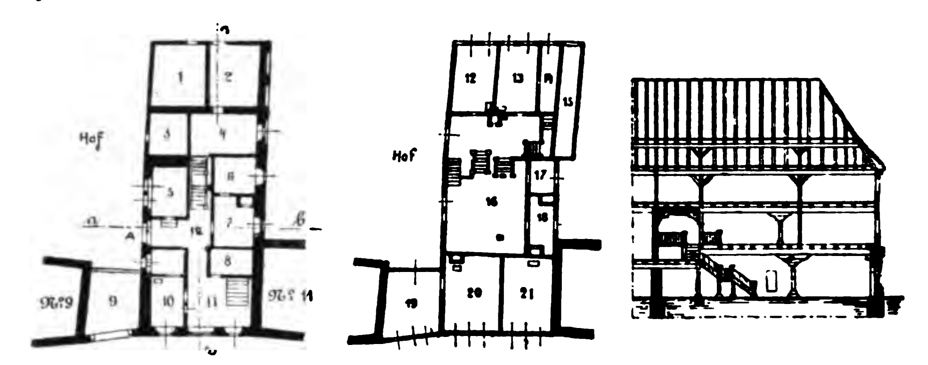


Abb. 222. Haus zum güldenen Krenbacken in Erfurt.

Das Haus zum güldenen Krenbacken in Erfurt von 1535 (Abb. 222) ist als Übergangsglied außerordentlich interessant. Sein Erbauer, Ilgen Milwitz, war Waidhändler und Biereigen. Er gab dem Hause so ziemlich den Plan des Bauernhofes. Durch ein überbautes Torhaus 9 gelangt man auf den Hof, an dessen Seite sich das Wohnhaus in die Tiefe zieht, während eine als Waidlager dienende Scheuer (auf dem Grundriß nicht angegeben) ihn rückwärts abschließt. Durch die Tür A betritt man den Ehren 12, von dem die Küche 7 abgetrennt ist. Die Räume 8, 10, 11 bildeten ursprünglich die Wohnstuben. Aber bei einem Umbau von 1561 wurde an die Stelle des mittleren Fensters eine reizende Renaissancetür eingelegt, der ursprüngliche Flur 12 durch das Vorhaus 11 erweitert und nach vorn geöffnet und die beiden Kontore 8 und 10 eingebaut. Die Stall- und Lagerräume 1—4 sind nur vom Hofe aus zugänglich. Eine Treppe führt auf den oberen großen Vorsaal 16, von dem die drei Straßenzimmer 19—21, die Küche 18 und die Schlafkammern 12—14 zugänglich sind. 15 ist eine Laube, die auf das Nachbargrundstück geht. Das dritte Geschoß dient als ungeteilter Boden zu Lagerzwecken. — Nicht minder interessant ist ein anderer Erfurter Hof, »zur goldenen Krone«, aus dem 15. Jh. (Abb. 223), ebenfalls eines Handelsherrn und Biereigen. Hier treffen wir zunächst einen massiven Bauteil, das Steinwerk A, in drei Geschossen bewohnbar, innen wie eine Kemenate. Hieran schließt sich das Vorderhaus B mit der Durchfahrt 3, den Geschäftsräumen 4—6, der Trinkstube 7, der

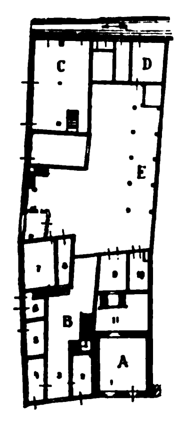


Abb. 223. Haus zur güldenen Krone in Erfurt.

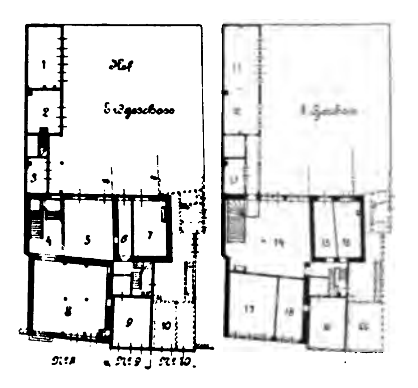
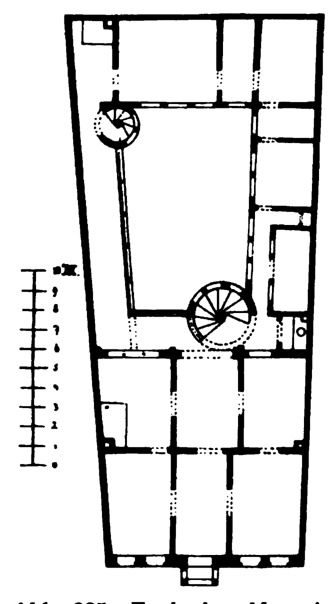


Abb. 224. Junkerhof in Erfurt.

Küche 10, der Flur und Treppe 11. Im Hof der Schuppen E, der Stall D mit Knechtekammern und das Brauhaus C. Durch eine Holzgalerie sind Vorder- und Hinterhaus im Obergeschoß verbunden, das im übrigen in eine große Zahl kleiner Zimmer aufgeteilt ist. — Als drittes Beispiel geben wir nach Kortüms Aufnahmen den durch seine innere Ausstattung berühmten Junkerhof (Stammhaus der Familie von Sachsa, Abb. 224) wieder, ein Patrizierhaus ohne Gewerbe, das aus drei älteren Höfen zusammengewachsen ist. Ein mittelalterliches Haus mit den Räumen 6, 7, 9, 15, 16, 19 bildet den Kern, in welchem man unschwer die fränkische Dreiteilung erkennen wird. Diese ist auch in dem Fachwerkhaus Nr. 10 recht gut ausgeprägt. Dagegen ist Nr. 8 im Erdgeschoß als Flur und Treppenhaus umgestaltet und das Obergeschoß um den Vorsaal 14 mit einer Reihe glänzender Zimmer ausgestattet. Das schmale Gebäude am Hof hat nur Ställe und Kammern für die Dienerschaft. — Aus diesen wenigen Beispielen kann man sich ungefähr eine Vorstellung machen, welche endlose Mannigfaltigkeit die mitteldeutschen Bürgerhäuser nach Stand, Gewerbe und Vermögen ihrer Erbauer darbieten, wie sich das Bild durch Zusammenlegung mehrerer



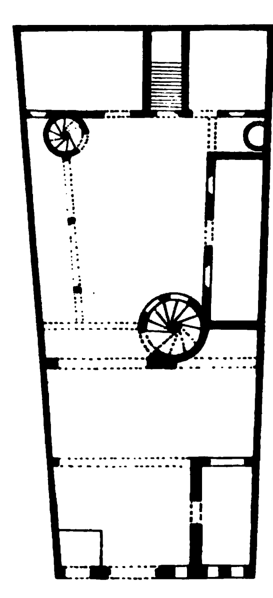


Abb. 225. Funksches Haus in Nürnberg. 1. Stock und Erdgeschoß.

Häuser oder durch die Lage an Ecken und Nebenstraßen verwirrt, wie sich die Höfe mit Bedürfnisbauten aller Art in malerischen und regellosen Gruppierungen füllen. Hier ist der künftigen Forschung ein unendliches Feld offen, aber die Grundzüge des fränkischen Hofes wird man wohl überall herausfinden.

In Süddeutschland sind uns die Nürnberger Häuser am besten bekannt. Sie haben den Vorzug, zu einem festen, allgemeinen Schema ausgereift zu sein, das sich vornehmlich in der Bewältigung der Hofarchitektur bekundet. Auch hier die Dreiteilung in Vorderhaus, Hof und Hinterhaus (Abb. 225). Und das Erdgeschoß meist unbewohnt. Vorn eine Halle, die als Stapelplatz für Handelsgüter dient, zur Seite der Einfahrt kleine Stuben, Läden, Kontore, Werkstätten. Im Hof ein Holzstall, rückwärts Ställe oder Lagerräume. Das Familienleben hat sich in das Obergeschoß zurückgezogen, zu welchem eine Spindel vorn für die Familie, hinten für die Dienerschaft emporführt. In der Konzentration des Hofbildes sind nun gerade die Meister des 15. und 16. Jh. großartig. Ob sie die beiden Hausteile durch freihängende

Holzgänge mit Bretter- oder Dockenbrüstung, mit geschlossenen oder offenen Arkaden, mit oder ohne Säulenstützen verbinden, immer wissen sie dem Motiv neue Reize abzugewinnen und das überaus Trauliche, Engbeschlossene, sinnig Phantasievolle des deutschen Lebens in diese Höfe von wenig Quadratmetern zu bannen (Abb. 206, 226).



Abb. 226. Hof des Pellerhauses in Nürnberg.
Phot. von F. Schmidt.

Es wird noch zu untersuchen sein, ob hier mehr die Architektur der Kreuzgänge oder die Lauben der Pfalzen oder die Arkadengänge italienischer Höfe Pate gestanden haben. Seit ca. 1520 ist die Nachahmung lombardischer Säulenhöfe, die sich auf der Brennerstraße über Bozen, Brixen, Innsbruck nach Augsburg und Regensburg zog, deutlicher zu spüren. Aber nirgend ist diese zauberische Hofarchitektur so tief ins Volksleben gedrungen und durch Jahrhunderte gepflegt worden wie in Nürnberg, wo noch heut die peinlichste Sauberkeit und der freundliche

Blumenschmuck den Fremden entzückt, während z. B. in Regensburg dieselben malerischen Galerien mit Gerümpel und mancherlei unsauberen, internen Angelegenheiten eines verwahrlosten Hausstandes gefüllt sind.

Wie sich andererseits der Hof den Bedürfnissen einer Großhandelsstadt anpaßte, das zeigen die Leipziger Meßhöfe. Als Markt und Straßen für die Aufstellung der Buden zu eng wurden, zogen sich diese in die Flure und schließlich in die Höfe der Häuser hinein und der Verkehr flutete durch das Tor des Hinterhauses von Straße zu Straße. Kurzwelly hat noch zahlreiche Beispiele dieses früher allgemeinen Hoftyps festgestellt, in welchem deutlich die moderne »Passage« vorgebildet ist.

Wie das Erdgeschoß des vornehmen Hauses völlig zur ungeteilten Halle mit Balkenlage auf einem oder mehreren Stielen werden kann, ersieht man aus den beiden Grundrissen aus Schwäbisch-Hall und Straßburg (Abb. 227 und 228). Die monumentale Vollendung und Durchbildung ergab sich dann durch Einführung der Gewölbe. An solchen Beispielen sind Ulm und Augsburg reich. Aber die überaus praktische Neuerung breitete sich im 15. und noch mehr im 16. Jh. überall nach dem Norden und Osten aus, und das »Kaufmannsgewölbe« mit der ernsten, festverwahrten Pforte und den vergitterten Fenstern ward zum Bedürfnis für alle Handel- und Gewerbetreibende, welche wertvolle Güter vor Feuchtigkeit, Brand und Diebeshänden zu schützen hatten. An diesem Fortschritt nimmt auch das Hinterhaus teil. Ein vorzügliches Beispiel dieses letzten, von Meisterhand gegliederten und durchgebildeten Typs haben wir an dem Schadischen Haus in Ulm (Abb. 229). Der breite, gewölbte Flur A mit hübschen Masken und anderen Ornamenten an den gedrückten Gurten dient als Durchfahrt und Lagerhaus, seitlich sind zwei sichere Warenkeller angefügt. Der Hof B ist vorn und hinten von Arkaden auf kräftigen Pfeilern eingefaßt, darüber und an den Langseiten sind dann ringsumlaufende Holzgalerien angebracht. Das Hinterhaus C bildet wieder eine zweischiffige Halle auf kräftigen, romanisierenden Pfeilern; der etwas erhöhte Hof D, wiederum von zwei Arkadenreihen flankiert, leitet zum Garten E über. Schließlich läßt sich auch beim Ackerbürgerhaus der »Umzug nach dem Obergeschoß« verfolgen. Dies ist nicht verwunderlich. Besonders wird man den Einfluß des Stadtlebens nicht zu hoch anschlagen dürfen, da auch sonst der schwäbisch-alemannische Bauer das Erdgeschoß gern für Stallung und Keller preisgibt. Auch die Orientierung von Giebel zu Giebel ist uns im Schwarzwald und in Oberbayern überall begegnet. Stiehl teilt den Grundriß eines Ackerbürgerhauses aus Rottweil mit (Abb. 230), wo das Erdgeschoß in Fachwerk dreischiffig mit Flet, Stallreihe und Kammern aufgeteilt ist. Hier liegt eine äußere Ähnlichkeit mit dem Sachsenhaus vor, aber die wahren Analogien sind natürlich in den Schwarzwaldställen mit

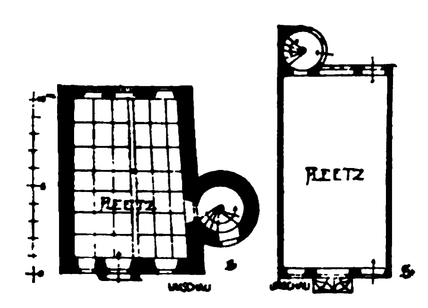


Abb. 227 u. 228. Patrizierhäuser in Schwäbisch-Hall und Straßburg.

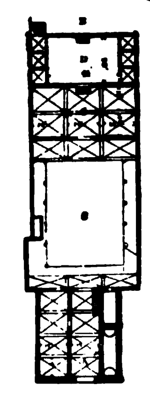


Abb. 229. Schadisches Haus in Ulm.

dem stirnseitigen Eingang zu suchen. Eigenartig städtisch ist nur die massive Treppenspindel und der »Gang« zum entlegenen Abort, die bauliche Fassung des ursprünglich sehr primitiven »Feldgangs«.

Auch das kleine Handwerkerhaus kann wohl bei sehr beschränkter Breite nahezu zur Einräumigkeit gelangen, wo die Tür sogleich in die Werkstatt und von hier eine Treppe in das Wohngeschoß mit Stube, Küche und Kammer emporführt. Indes diese kümmerlichen Formen sind als Reduktionen aufzufassen. Typisch scheint mir vielmehr jene oben schon bezeichnete Fassung mit schmaler Flur, Küche, Vorder- und Hinterstube, die selbst ohne Obergeschoß immer noch häufig zu finden ist. Die Frage wird nur in Verbindung mit einer Untersuchung des Mietswesens im Mittelalter zu lösen sein [1]).

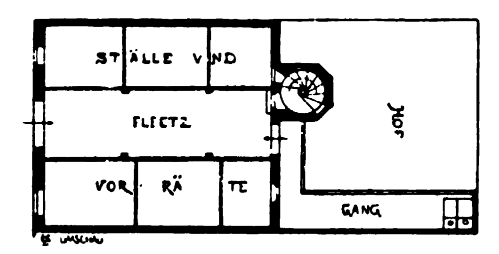


Abb. 230. Ackerbürgerhaus in Rottweil.

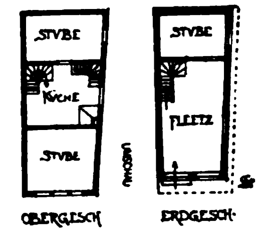


Abb. 231. Handwerkerhaus in Colmar.

II. Steinwerke und Stadtburgen.

Von den bisherigen Bearbeitern des Profanbaues ist mit starker oder ausschließlicher Betonung eine Gruppe von massiven oder selbst befestigten Häusern zusammengestellt und als Typus des Bürgerhauses auch in die Kunstgeschichte eingeführt worden, welche sich von den bisher beschriebenen durch Alter und monumentale Fassung wesentlich unterscheiden [2]). Es sind Wohntürme, Stadtburgen, Kemnaten, dann auch ausgeprägte Etagenhäuser, in denen verhältnismäßig früh die Struktur und das Antlitz des modernen Stadthauses aufleuchtet, die Wohnsitze der ritterlichen, stadtadligen und vornehm-klerikalen Gesellschaft. Diese Kulturgemeinschaft der obersten Schichten drückt sich auch baulich aus. Burg, Pfalz und Kloster haben die Motive geliefert, die unmerklich ineinander übergehen. Der Boden war für dies Produkt nicht überall gleich günstig. Wo der Stadtherr oder die Bürgerschaft die Situation beherrschten, ließen sie die gefährlichen Gewächse nicht hochkommen. In Straßburg, Nürnberg, Augsburg und im ganzen kolonialen Neuland

---

1) So hatte z. B. Köln im 13. Jh. gegen 6000 Häuser, »von denen etwa der dritte Teil aus kleinen Zinshäuschen bestand, die nur drei Zimmer hatten und zu 2, 3, 4 ja bis zu 12 und 16 unter einem gemeinschaftlichen Dach lagen«. In den Schreinsbüchern werden etwa zehn als domus lapideae ausgezeichnet. — Otte, Gesch. d. rom. Bauk. 669.

2) Essenwein, Wohnbau 41 ff. — Otte, Gesch. d. rom. Bauk. 255. 664. — Bode, Gesch. d. d. Bauk. 109. — Schultz, D. höfische Leben I. 122. — Zeichenausschuß XXVI, Bl. 16. — Simon, Wohnbau 116. — Stephani, Wohnbau II. 498. — Was Stephani vorher über Haustypen (Leichtes Holzhaus, Ständerbau in Basilikenform, Holzhaus mit Wehrturm, Dreistöckiges Steinhaus usw.) aus Münzen und Miniaturen erschließt, kann bei der völligen Unsicherheit dieser Quellen auf sich beruhen.

fehlen sie fast ganz. In Köln, Trier, Metz sind sie zahlreicher vertreten, in Regensburg ergeben sie »ein Bild wie aus den alten Gassen und Skaligerhöfen in Verona«.

Es wäre sehr irreführend, die einzelnen herübergeretteten Reste für etwas Ganzes zu nehmen, für »Haus« in unserem Sinn. Die Steinwerke Osnabrücks (S. 206) geben ungefähr die Stellung an, welche die Kemnaten im Hausganzen einnahmen; andere Kombinationen werden wir kennen lernen. Aber es ist besser, erst die Monumente vorzuführen, ehe wir weitere Schlüsse ziehen.

a) Zunächst fesseln die Wohntürme Triers, Propugnacula genannt, weil man sie früher für Römerwerke hielt, ein Mittelding zwischen Berchfrit und Palas. Drei davon, der Wolfsturm, der Richardsturm und der Gefängnisturm hinter dem Dom, sind nur durch Handzeichnungen von Dan. Wirz und Anthonis überliefert, ein vierter ist im Regierungsgebäude verbaut, nur der fünfte, »Frankenturm« in der Dietrichsgasse, ist im unteren Teil gut erhalten. Aber aus den Zeichnungen würde man sich im ganzen Leben kein rechtes Bild von der Wirklichkeit und ohne sie keine Vorstellung vom früheren Zustand machen. Die Photographie des Frankenturms gegen die Zeichnung Wirz' von 1806 gehalten macht die Diskrepanz klar (Abb. 232 u. 233).



Nach Photographie.



Nach Wirz' Zeichnung.

Abb. 232 und 233. Der Frankenturm (propugnaculum) in Trier.

Der Frankenturm, ein Rechteck von 8,50 × 16,52, hat über einem tonnengewölbten Keller ein Erdgeschoß mit kleinen Lichtspalten ohne Eingang — das Tor ist neu — darüber einen Wohnsaal mit zwei gekuppelten Fenstern in der Straßenfront, einem Kamin und einer Tür an der (rückwärtigen) Langseite. Das jetzige Pultdach ist neu, ursprünglich erhoben sich noch zwei ziemlich lichtarme Geschosse, die vermutlich ein Zinnenkranz abschloß. Hervorragend schön ist bei aller Einfachheit die äußere Gliederung. Das Erdgeschoß und die Ecken sind mit Quadern, die Mauern mit kleinen römischen Kalksteinen, nach 5—8 Schichten mit einer doppelten Lage von Backsteinen geschieden, verblendet, die Geschosse durch einfache Gesimse getrennt. Die Fenstergruppe kann in den gedrungenen Verhältnissen und in der fein abgewogenen Verteilung und Umrahmung als klassisch gelten. — Nach dieser Probe ist der Verlust der übrigen, viel mächtigeren Türme nur um so mehr zu be-

klagen. Der Gefängnis- und Richardsturm bestanden nämlich aus je zwei durch Innenwände und auch äußerlich getrennten Türmen, die wesentlich höher waren als der Frankenturm. Man sieht dieselbe Technik der Verblendung, beim Richardsturm zwei alte Eingänge im Obergeschoß und Ansätze von Gewölben im Erdgeschoß, aber keine Trennungssimse. Nur der Wolfsturm kommt im Aufriß dem Frankenturm nahe. Hier lag aber der Saal im Obergeschoß unter dem abgewalmten Satteldach. Die baulichen Merkmale der ganzen Gruppe weisen auf den Anfang des 11. Jh.

Naturgemäß können die Propugnacula nur als Teile einer größeren Hofanlage verstanden werden. Die eigentlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten haben wir in dem umgebenden Hofe hinzuzudenken. Die hochgelegenen Türen verraten, daß man von anstoßenden Gebäuden, Holzhäusern, hineingelangte. Steinwerke von solcher Größe und Kunst konnten sich nur sehr reiche Leute gestatten. Es mag sein, daß trotzige Adlige von ihren Türmen aus ein gewisses Faustrecht über die Stadt zu erlangen suchten; der wesentliche Antrieb zu dieser Bauform scheint aber mehr in dem Bedürfnis nach Schutz für Leben und Eigentum gelegen zu haben in einer Zeit, wo auch die Sicherheit der Stadt erst im Werden war und wo verheerende Feuersbrünste so häufig alle erworbenen Güter verzehrten. Die Keller und Untergeschosse und die großen Böden boten genügend diebes- und feuersicheren Raum. Außerdem bot sich die erwünschte Gelegenheit, in den dicken Mauern einen geschützten, warmen Saal mit einer besseren Heizanlage unterzubringen, der wahrscheinlich nur im Winter dauernd von der Familie bezogen wurde und diese Bestimmung in der alten Bezeichnung »caminata« verrät.

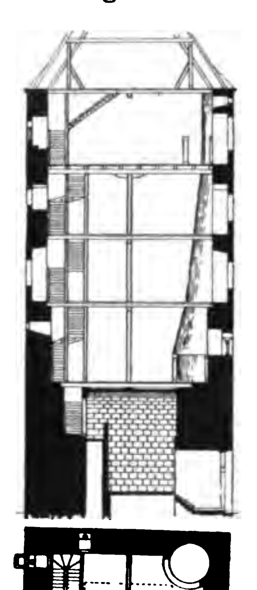




Abb. 234. Römerturm in Regensburg.

Mit den Trierer Türmen ist aufs engste der »Römer- oder Heidenturm« in Regensburg (Abb. 234) verwandt, ein wahrer Berchfrit, in drei Abschnitten zu seiner jetzigen Höhe gelangt, ursprünglich nur im ersten Geschoß vom anliegenden Herzogshof und einem zweiten Nachbarhause zugänglich. Eine Treppe führte vonda in das Erdgeschoß und den (verschütteten) Keller. Die gegenwärtige Einrichtung, der Kamin, die gekuppelten Fenster, die beiden Aborte des Wohngemachs stammen wohl erst aus dem 12. Jh. — Etwas hausähnlicher ist dann schon das Steinwerk auf dem Burghof in Soest[1]), ein fast quadratischer, zweigeschossiger Bau mit Staffelgiebeln, in denen reiche dreiteilige Rundbogenfenster sitzen. Das Erdgeschoß ist über einem Rundpfeiler gewölbt, das obere durch eine äußere Holztreppe zugänglich. Eine Feuerstätte findet sich nicht. Jedenfalls erfüllte auch dieser Bau die Funktionen der westfälischen Steinwerke, deren oben beschriebene Einrichtung die beste Anschauung vom Zweck und Wesen der ganzen Gattung gewährt. Einen weiteren Beleg bieten die Braunschweiger »Kemenaten« (Breitestr. 15, Scharnstraße 19, Wendenstr. 2). »Ungefähr 9—10 m im Quadrat messend, zweistockig

1) MEYER u. JOSEPHSON, Der Burghof in Soest. Dpfl. V. 65.

und mit Satteldach gedeckt, werden sie von kleinen, zwei- oder dreifach gekuppelten, rund- oder kleeblattbogigen Fenstern erhellt.«

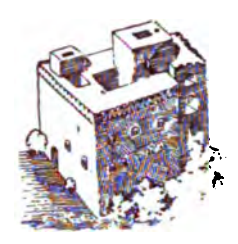
Das jüngste und glänzendste Beispiel der Kemnaten ist das fälschlich sogenannte »Nassauer Haus« in Nürnberg[1]) (Abb. 235), auf älterer Grundlage 1422



Abb. 235. Das »Nassauerhaus« in Nürnberg.
Phot. von F. Schmidt.

von Jobst Haug erbaut und 1431—37 vom Nachbesitzer Ulrich Ortlieb, dem König Siegmund 1431 seine goldene Krone verpfändet hatte, mit der Galerie und den Ecktürmchen verziert; eine Anspielung hierauf liegt in den zahlreichen Wappen der Brüstungsfelder. Es gehörte hierzu ein großer Kaufmannshof, ein Tonnengewölbe im Nebenhaus, von dem aus auch der Aufstieg angelegt war. Das Erdge-

1) E. MUMMENHOFF, Das Nassauerhaus. Mitt. Nürnberg XV. 1—87.



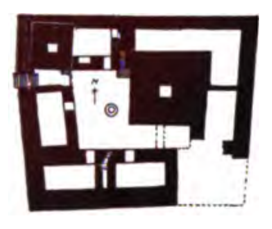


Abb. 236. Niederburg in Rüdesheim.

schoß noch aus dem 13. Jh., auf einem Mittelpfeiler gewölbt, diente als Magazin, das folgende ebenso behandelte war ursprünglich der Wohnsaal. Die beiden folgenden sind Jobst Haugs Werk. Das reizende Chörlein bezeichnet keine Hauskapelle, sondern ist ein anmutiger Auslucht, wie sie dann an Nürnberger Häusern so häufig werden. Eine ähnliche neuerdings abgebrochene Kemnate hatte auch der Kleeweishof in der Tetzelgasse. Fest waren diese Kemnaten nur durch ihre Technik; Befestigungen selbst würde der Nürnberger Rat wohl nie gestattet haben.

b) Die eigentlichen Stadtburgen sind begreiflicherweise noch seltener geworden als andere Bauten des Mittelalters. Unter ihnen macht die Niederburg in Rüdesheim (Abb. 236) einen ganz fremdartigen Eindruck: vier um einen engen Hof gestellte Flügel, aus denen noch zwei Türme wachsen, in den zwei oberen Geschossen Säle und Kammern, vor denen schmale Gänge laufen.

Für die Regensburger Herrenhöfe ist der Salzburger Hof (Abb. 237) typisch, wahrscheinlich vom Bischof Konrad III. (bis 1183) erbaut[1]. An der Ecke der Dom- und Petersstraße überragte ein Turm die Baugruppe, darin durch zwei Geschosse die Hauskapelle. Daneben eine gewölbte Durchfahrt und das Vorderhaus mit den Herrschafts- und Amtsräumen. Das Hinterhaus war ein Palas mit einem riesigen Festsaal im Obergeschoß. Die verbindenden Seitenflügel enthielten Stallungen und Wohnungen für

1) POHLIG, Eine verschwundene Bischofspfalz. Zs. f. bild. Kunst N. F. VII. 1896. 145.

Abb. 237. Der Salzburger Hof in Regensburg (Rekonstruktion).

das Gesinde. Die Details des vielfach verbauten und 1895 abgebrochenen Hofes waren von großer Schönheit, namentlich fanden sich reizende, gekuppelte Fenster von romanischen und frühgotischen Formen, auch ein Rundbogenfries mit Laubornamenten von einem Dachgesims.

c) Aus einem gewissen Dunkel hebt sich allmählich ein besseres massives Wohnhaus heraus, das Etagen- oder Fensterhaus. Seine Eigenart besteht darin, daß es die Turmform zugunsten einer langrechteckigen aufgibt, über dem wohl unbewohnten Erdgeschoß mehrere Wohngeschosse aufnimmt und mit Benutzung der Fensterarchitektur die Fassade, das Straßenantlitz, ausprägt. Fraglos hat bei diesem recht langsamen Bildungsgange das geistliche Haus, das Klosterhaus, entscheidend mitgewirkt. Die Lorscher Torhalle ist ein Vorbild dieser Gattung, und mehrere der nachgenannten Beispiele sind von geistlichen Korporationen, Kanonikern, Templern usw. errichtet worden. Das »gemeinsame Leben« ist der gebärende Mutter-

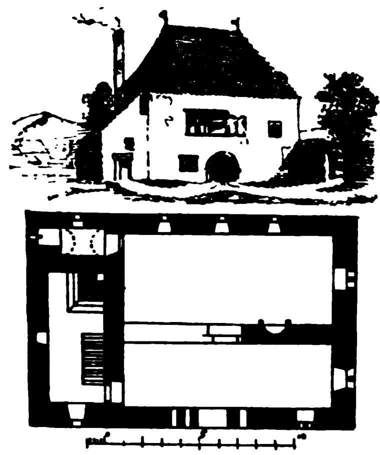




Abb. 238. Das »graue Haus« in Winkel.

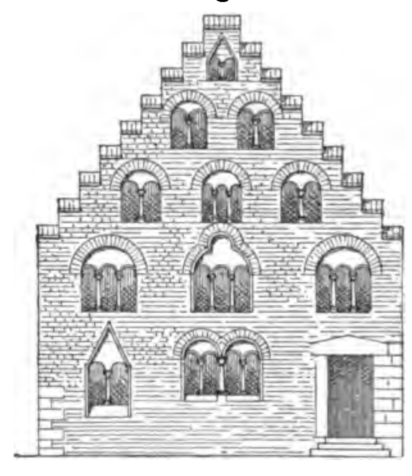


Abb. 239. Haus an der Wollküche in Köln.

schoß dieser Hausform. Etwas ähnliches waltete in den kopfreichen städtischen Ritterfamilien, die auch gern und in großer Zahl unter demselben Dache wohnten. In Köln vollzieht sich die Übernahme glatt, in Regensburg haftet noch lange etwas Burgmäßiges an. Leider ist uns gerade das interessanteste Problem, der innere Organismus, die Treppen- und Korridoranlage, die Beheizung, die Verteilung und Bestimmung der Zimmer, infolge schlechter Erhaltung oder mangelhafter Aufnahmen unnahbar. Hier tut vor allem eine tiefgrabende Monographie not.

Das älteste bekannte Steinhaus unserer Spezies ist ein Weinbergshaus bei Winkel, das »graue Haus« (Abb. 238), in dem Hrabanus Maurus 850—56 gewohnt haben soll. Es stammt aber erst aus dem 11. Jh. und ist in der Einteilung ganz eigenartig, mit den uns sonst bekannten Wohntypen nicht zu vergleichen. Unten führt in der Mitte der Langseite ein Tor in einen kellerartigen Raum, der durch eine Schiedmauer halbiert und in der abgelegenen Hälfte reichlich durch Fensterschlitze erhellt ist. Das Obergeschoß, ebenso unterteilt, hat an zwei Seiten gekuppelte Fenster ganz frühromanischer Prägung und in der Scheidewand einen Kamin, sowie ein »heimliches Gemach«. In einem Anbau ist die Küche mit altem Herd und

Treppe untergebracht. Der primitive Türsturz mit eingeritztem Scherenornament beweist indes, daß sie zum alten Bestand gehört. In den Fensterarkaturen treffen wir den Wechsel von roten und weißen Steinen. Bei den Fenstersäulchen treten Würfelkapitäle auf, das würde auf frühestens 1040 schließen lassen. Anderer Folgerungen muß man sich vorläufig enthalten.

Die Kölner Häuser versetzen uns schon in eine vorgerückte Periode. Es sind Giebelhäuser, deren reiche Fensterarchitektur lebhaft an die phantastischen Formen des rheinischen Übergangstiles erinnert. Das (abgebrochene) Haus an der Wollküche (Abb. 239) hat nur zwei Geschosse. Die Fenster sind mit einer gewissen Freude an Abwechslung zu zwei, drei und vier gepaart und mit Blendbogen- und Giebelnischen zusammengefaßt. Eigenartig auch für die folgenden ist die gleichartige Befensterung des Giebels, der nach Art der Kirchtürme abgetreppt ist. Wirklich profan mutet nur der gerade Sturz der Haustür an. Schärfer kommt die Etagenteilung bei dem »Haus am alten Markt« und dem sogenannten »Overstolzenhaus« zum Ausdruck, die im Aufriß einander so nahe stehen, daß man sie einem Meister zuschreiben kann. Hier sind die Geschosse durch Fenstersimse deutlicher abgeteilt, und die Fenster jeder Etage ganz gleichförmig, im Erdgeschoß ungeteilte, breite Rundbogen mit Ecksäulchen und Bogenstäben, im ersten Geschoß gepaarte Lichter, beim Markthaus mit Kleebogenblenden überdeckt, beim Overstolzenhaus mit runden Oberlichtern; im dritten Geschoß sind die einzelnen Lichter, doch nur in der Verblendung, spitzbogig überhöht. Beim Markthaus ist die Mauer in ganzer Breite hochgeführt und mit einem Zinnenfries geschlossen, ein deutliches Zugeständnis an die Horizontale der Straßenlinie. Den Verlauf der Giebellinie ahnt man nur aus den Fenstern. Noch weiter ist diese Scheinarchitektur beim Overstolzenhaus geführt, wo die kleinen Rechteckfenster des Giebels doch noch ganz stattlich in vorgeblendete Rahmen gefaßt und durch Blendfenster an den Seiten symmetrisch ergänzt werden. Man sieht deutlich, daß eine Fassade, wenn sie nach etwas aussehen soll, ihre Opfer fordert. Hier ist es übrigens, wo die Backsteinkunst des Ostens ihre Anregungen gefunden hat und wir werden diese Ideen dort weiter zu verfolgen haben. Beim Overstolzenhaus ist die Innenteilung der beiden Untergeschosse noch leicht erkennbar. Vorn ein schmaler Laden oder ein Kontor mit Tür und Fenster, nur von der Straße zugänglich, dahinter zwei Zimmer, gegenüber zwei breitere Zimmer, das vordere mit Tür und zwei Fenstern. Die Rückseite ist in jüngerer Zeit mit Steinkreuzfenstern versehen. Während die Türen

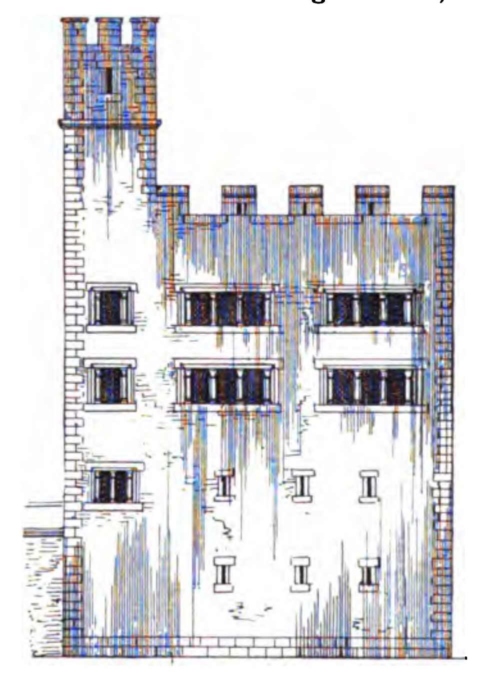


Abb. 240. Haus in der Trinitarierstraße zu Metz.

hier sehr einfach sind, überrascht ein kleines Haus (Otte, Abb. 296) durch ein reizendes, doppelteiliges Portal, ganz wie ein Fenster gezeichnet, das die ganze Hausbreite von allerdings nur zwei Fenstern Front einnimmt.

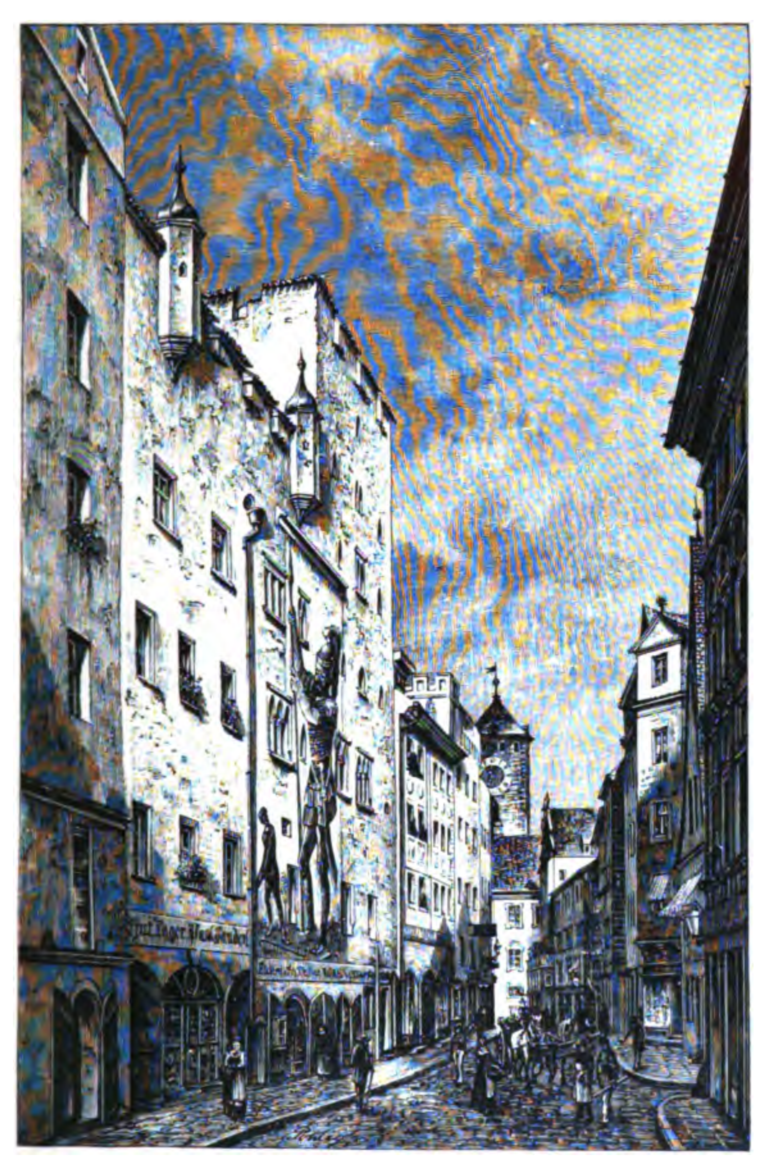


Abb. 241. Das Goliathhaus in Regensburg.

Auch das sogenannte Dreikönigshaus in Trier zeigt eine Giebelarchitektur ähnlich der Kölner, doch kommt hier noch die senkrechte Teilung nach Fensterachsen durch Lisenen hinzu.

Auf die geistlichen Häuser, bei St. Gereon in Köln, das Kanonikatshaus in Aachen, in Kaiserswerth, in Boppard sei hier zurückverwiesen (S. 37). Mehr nach diesen Mustern sind die folgenden Beispiele entworfen.

d) Zunächst das bekannte Haus in der Trinitarierstraße zu Metz[1]) (Hôtel St. Livier; Abb. 240). Die Innenteilung ist nicht alt überliefert, nur zwei Herdstätten lassen sich erkennen. Die beiden Untergeschosse waren ursprünglich als Speicher nur wenig erhellt, in gotischer Zeit sind die Schlitze durch Kreuzfenster ersetzt. Ganz profan sind aber die reichen Fenstergruppen der Obergeschosse gezeichnet, gerade Sturze auf Säulchen, das Fenster der Zukunft. So auch an der Rückseite. Als Aufgang dient ein seitlicher Treppenturm, auch dies eine bahnbrechende Neuerung, die erst später (vergl. o. S. 215) voll zur Geltung kommt. Der dekorative Zinnenkranz verleiht dem Haus doch noch einen trotzig wehrhaften Charakter.

Denselben Haustyp finden wir nun durchgehend in Regensburg, der virtuellen Hauptstadt des Reichs im MA. Hier hat er seinen klassischen Boden und beherrscht noch heut das Stadtbild[2]). Die ältesten und interessantesten Beispiele finden sich am Watmarkt und den angrenzenden Gäßchen, das Heroldhaus, der Hochapfelturm, der Bräuneltum, der hohe Laden, das Goliathhaus (Abb. 241), am alten Fischmarkt die goldne Krone, der blaue Hecht, zum Pelikan, beim Rathaus das Dollingerhaus, »in der Grieb«, am Haidplatz, das goldne Kreuz, in der Gesandtenstraße der Lerchenfelder und Prüfeninger Hof, zum Elefant usw.

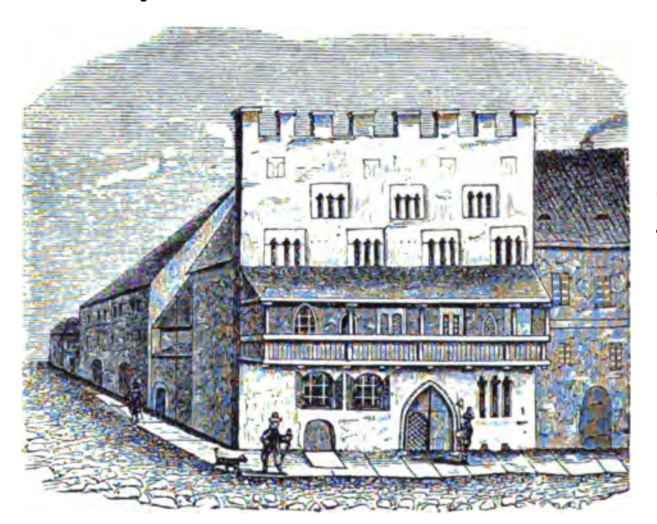


Abb. 242. Spätromanisches Haus in Braunschweig nach Beck.

Aus den Mitteilungen Pohligs und Walterdorffs kann man sich über alles mögliche, nur nicht über den einfachen Plan und die Einrichtung der Häuser unterrichten. Ich habe dort den Eindruck gewonnen, daß die Häuser ursprünglich (wie beim Goliath) von einer Straßenseite bis zur anderen durchgingen, jedenfalls aus Vorder- und Hinterhaus bestanden, durch einen Hof getrennt und durch zwei schmale Trakte verbunden, im Einzelfall aber auch so dicht aneinander geschoben, daß der Hof, als Flur und Treppe überbaut, nur mehr einen dunklen Schacht zwischen den beiden Steinhäusern bildet. Das Erdgeschoß ist durchaus gewölbt und hat eine (mittlere oder seitliche) Durchfahrt. In den Obergeschossen finden sich mehrere durch reizende Fensterarchitekturen bezeichnete Säle, daneben fehlt nicht die überaus vornehm, streng kirchlich gehaltene Hauskapelle. Ganz eigen sind aber die mächtigen, bis zu sechs Geschossen aufsteigenden Türme, die mit dem Haus sozusagen ohne Verband stehen, als habe man selbst gegen die eigenen Hausgenossen Schutz suchen

1) W. Schmitz, Der ma. Profanbau iu Lothringen. Düsseld. 1899.

2) C. Th. Pohlig, Hauskapellen u. Geschlechterhäuser i. Regensburg. Zs. f. bild. K. XXIV. 257 u. N. F. I. 57. — Ders., Regensburger Höfe, ebd. XXIII. 209. — Ders., Das Goliathhaus i. Regensburg, ebd. N. F. II. 232. — Neumann, Die Kaiserherberge z. gold. Kreuz. R. 1869.

müssen. Nach außen ist die Wirkung der Zinnenkränze ganz burgmäßig. Eine Monographie wäre sehr erwünscht.

Wie stark übrigens der Zug nach einer imposanten Fassade gerade im 13. Jh. lebendig war, kann man an einem längst abgebrochenen Haus in Braunschweig (Abb. 242) ermessen, wo eine hohe Zinnenmauer mit mehreren Fensterreihen dem Giebel eines sonst ganz bescheidenen (Fachwerk-) Hauses vorgeblendet ist, ein Verfahren, das im Backsteinbau dann zu höchster Entfaltung gedieh.

Wir haben beim Burgenbau gesehen, wie sehr die monumentale Gesinnung in der Zeit der Gotik erlahmte. Das gilt für den Südwesten Deutschlands im allgemeinen auch für das Bürgerhaus. Jedenfalls sind die Möglichkeiten, die überaus reichen Kunstformen der Gotik nicht im Entfernten so tief und nachhaltig ausgenutzt, wie in Italien und Frankreich. Die schlichte und nüchterne Bedürfnisform beherrscht das Äußere (Abb. 243). Die symmetrische Gliederung mit Hilfe senkrechter und wagerechter Bänder verschwindet. Man setzt die Fenster einzeln oder in Gruppen dahin, wo sie gebraucht werden und gibt ihnen die schlichteste, rechteckige



Abb. 243. Schleglerhaus in Heimsheim.

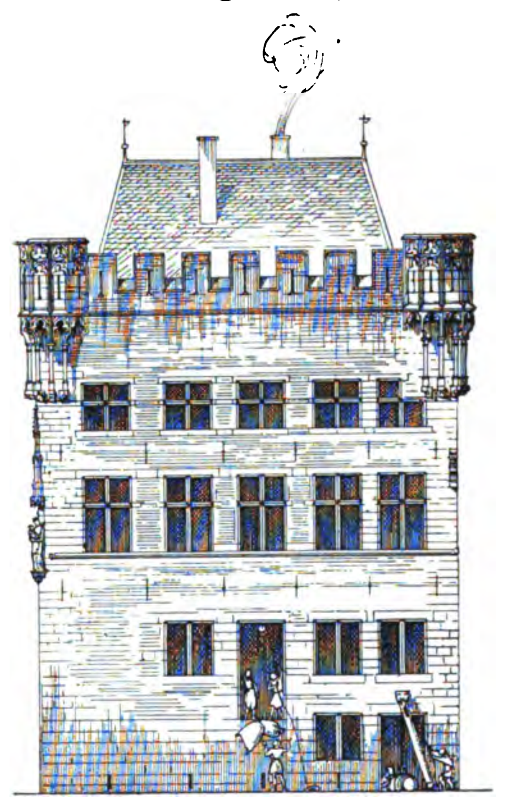


Abb. 244. Haus in Köln (14. Jh.).

Umrahmung. Nur an irgend einer bevorzugten Stelle wird ein »Drücker« aufgesetzt, ein hervorragender Erker mit subtiler Kleinarbeit, ein Portal oder Giebel. Dieser Zug hält sich bis zum Barock. Das Fassadenhaus hält sich nur in sehr wenigen Beispielen und nimmt eine typische Fassung an, die wesentlich in den burgbaulichen Motiven der Zinnenkrönung und der Eck- oder Scharwachttürmchen besteht. Ein Kölner Haus aus der Mitte des 14. Jh. (Abb. 244) mag hierfür als Beispiel gelten. Die Fensterreihen sind schon so eckig reizlos, wie an irgend einem modernen Mietshaus, aber die faustartig vorgestreckten Konsolen, welche die Säulchen der Ecktürme tragen, sind originelle Bildungen (vergl. Abb. 121). Ganz ähnlich im Aufriß ist das »steinerne Haus« in Frankfurt, der Gürzenich

in Köln, das ehemalige Kaufhaus in Mainz u. a. Fast in demselben Maße, wie das aristokratische, ritterliche Bürgerhaus zurücktrat, gewinnen die öffentlichen Gebäude, das Rathaus, die Kaufhäuser usw. an Bedeutung. Die Demokratisierung der Stadt unterdrückte ganz offenbar jede selbständige und große Absicht des Einzelnen. Erst die Renaissance entfesselte wieder — sehr langsam — die Freude an einer volltönenden, wohlgegliederten Fassade.

III. Der Holzbau.

P. LEHFELDT, Die Holzbaukunst. Berl. 1880. — C. LACHNER, Gesch. der Holzbaukunst in Deutschland. Lpz. 1887. — C. UHDE, Die Konstruktionen u. Kunstformen der Architektur. II. Der Holzbau. Berl. 1903. — CUNO und SCHÄFER, Holzarchitektur vom 14.—18. Jh. Berl. — F. CORELL, Die Fachwerkbauten d. Renaissance. Berl. — LIEBOLD, Die ma. Holzarchitektur in Niedersachsen. Halle 1874. — BUHLERS, Die Entwickelung des Hildesheimer Profanbaues. Hildesh. 1882. — LACHNER, Holzarchitektur Hildesheims. Hildesh. 1882. — H. PFEIFER, Die Holzarchitektur der Stadt Braunschweig. Berl. 1895. Dpfl. I, 27. 42. II, 56. — K. STEINACKER, Die Holzbaukunst Goslars. G. 1899. — BRINKMANN, Holzbaukunst in Quedlinburg. Zs. d. Harz-Ver. XXVII. — O. DÖRING, Alte Fachwerkbauten der Provinz Sachsen. Magdeb. 1902. — V. BEHR, Harzer Fachwerkbauten. Dpfl. VI. 85. — BICKELL, Hessische Holzbauten. Marburg. — J. C. RASCHDORFF, Rheinische Holz- u. Fachwerkbauten des 16. u. 17. Jh. Berl. — FRITZE, Fränk.-thür. Holzbauten. Meiningen 1892. — EWERBECK, Archit. Studien an Bauwerken d. Mosellandes. Zs. f. bild. Kunst XVII. 101. — C. LACHNER, D. Holzarchit. Nürnbergs. Bayer. Gewerbeztg. 1883. 161. — (WASMUTH), Holzarchitektur Deutschlands. Berl. 1903.

Schon bei der letzten Gruppe der Bürgerhäuser hat uns wesentlich der Aufriß interessiert. Verfolgen wir nun diese Betrachtung in der eigentlichen Blütezeit der bürgerlichen Baukunst weiter, so teilt sich der Strom in drei Arme, die zwar die innere Fühlung miteinander nie verlieren, aber nach den Bedingungen des Materials zu ganz eigenartigen Kunstformen gelangen: der Backsteinbau, der Hausteinbau und die Holzbaukunst. Wir stellen letztere als die eigentlich volkstümliche voran und haben den Blockbau vom Ständerbau und im letzteren wieder den norddeutschen von der süddeutschen Gruppe zu scheiden.

Abb. 245. Gerüst eines Fachwerkhauses (15. Jh.).

a) Der norddeutsche Ständerbau.

1. Der norddeutsche Ständerbau unterscheidet sich vom süddeutschen schon wesentlich durch die Konstruktion des Gerüstes (Abb. 245). Lassen wir ihn in einem einfachen Beispiel vor unseren Augen entstehen, so wird auf einen niedrigen Unterschlag von Stein die Schwelle gelegt und auf dieser in festen Abständen die Ständer aufgerichtet, die durch zwei Geschosse gehen. Die Balken des Unterge-

schosses werden eingezapft und verbolzt, die des oberen übergekragt und mit den Ständern durch Kopfbänder verbunden. An der Giebelseite wird dieselbe Vorkragung durch Stichbalken bewirkt. Ein Rahmholz fehlt oder ist so dünn, daß die Zapfen der Ständer hindurch in den Balken reichen. Auf diesem Unterbau wird bei den Buden das Dach aufgerichtet, bei besseren Häusern folgen aber noch



Abb. 246. Haus Güldenstraße 30 in Braunschweig (1566).
Photogr. Verlag George Behrens, Hofkunsthändler, Braunschweig.

ein oder mehrere Geschosse, deren Schwellen auf den Balkenköpfen liegen und somit dem folgenden Geschoß die Vorkragung mitteilen. Deren Ständer stehen wieder genau über den unteren, sie sind ebenso durch Balken und Kopfbänder verbunden und tragen endlich den nochmals vorgekragten Dachstuhl, dessen Sparren durch Anschieblinge die letzten Balkenköpfe decken. Das »Fach« bildet somit die von unten bis oben durchgehende und beherrschende Einheit. Dieses System ist in rein konstruktiver Zweckmäßigkeit begründet und bleibt sich von den ersten

Zeugnissen, die wir seit Mitte 15. Jh. kennen lernen, bis zum Verfall gleich. Man sieht leicht ein, daß hiermit die verschiedensten Vorteile gewonnen sind. Die Balken konnten vor dem Ausreißen der Zapfenlöcher nicht besser als durch Überstand und vor Durchbiegung nicht sicherer als durch das Gegengewicht der Oberwand bewahrt werden. Außerdem bildet die Vorkragung den wirksamsten Schutz vor Schlagregen, verbunden mit beträchtlichem Raumgewinn.

Die mehrseitige Vorkragung beschränkte sich bei Zeilenstraßen naturgemäß auf Eck- oder einzelne freistehende Häuser. In Westfalen und Hessen, wo die Häuser giebelseitig zur Straße stehen, ist sie dadurch gewahrt, daß zwischen den Höfen schmale Gäßchen, der sogenannte »Tropfenfall«, liegen bleiben. Konstruktiv gab sie Veranlassung, das gleichmäßige System der »Fache«, nach denen man übrigens ein Haus wie sonst nach Fensterachsen schätzt, zu durchbrechen. Um die Breitendifferenz der Vorkragung auszugleichen, werden neben den Eckständer zwei Hilfsständer gestellt, die ihre eigenen Kopfbänder und Stichbalken tragen. Es ergibt sich hieraus eine so glückliche Lösung dieses kleinen Problems, daß die Stützen auseinander zu wachsen scheinen wie die Zweige eines Astes (Abb. 245).

Eigenartig ist dem norddeutschen Fachwerk auch die Vielfenstrigkeit. Ursprünglich wurden wohl alle Fache mit Fenstern besetzt, die den niedrigen Geschossen entsprechend geringe Maße hatten, unten begrenzt durch ein Riegelholz, das mit einer durchgehenden, profilierten Latte übernagelt wurde, oben durch einen Sturzriegel zwischen den Balkenköpfen. Die Fenster der oberen Lagerräume sind nur mit Gittern aus gekreuzten Holzstäben geschlossen. Als Wand bleiben dann nur die kleinen Brüstungsfelder unter den Fenstern übrig, die, übrigens meist durch Fußbänder auf winzige Dreiecke reduziert, mit roten Backsteinen in geometrischen Mustern ausgesetzt sind. — Die Türen werden — holzwidrig — dem Sturzbalken spitzbogig eingeschnitten, die Tore aber mit Hilfe von Zwickeln breit rundbogig angelegt. Die so häufigen Windeluken sind ähnlich wie die Türen konstruiert und die des Daches mit einem Giebelchen bekrönt.

An diesen Konstruktionen hat die Renaissance nur geringe Änderungen durchgeführt. Die augenfälligsten sind diese. In der Gotik sind die Felder zwischen den Balkenköpfen mit Schutzbrettern vernagelt. Um 1530 treten dafür, zuerst in Braunschweig und Halberstadt, Füllhölzer auf, die, den Balken eingezapft, besseren Schutz gegen Luft und Feuchtigkeit gewährten. Ferner werden (in Hildesheim um 1540) die Brüstungsfelder mit Holzplatten in Stärke von 8—10 cm, dahinter Flechtwerk und Lehmschlag, gefüllt und damit das Holzhaus vollendet. »Mit Ausnahme des Sockels erblickt das Auge keine Mauerfläche mehr, keinen Stein«. Allerdings ist die Neuerung nicht überall durchgedrungen, in Braunschweig fehlt sie beispielsweise ganz. Anderwärts werden die Felder mit Andreaskreuzen ausgesetzt. — In der zweiten Hälfte des 16. Jh. treten dann die Ausluchten auf, ein Seitenstück zu den süddeutschen Erkern, zuerst nur lose angeklebt, später (nach 1590) organisch mit der Wand verbunden, mit dieser vorgekragt und bis zum Dach hochgeführt. In Westfalen sind sie durch Sattel-, in Sachsen durch Giebeldächer gedeckt, wodurch die Silhouette des an sich eintönigen Satteldaches ungemein lebhaft werden kann (Abb. 190). — In die Fensterumrahmung tritt erst um 1530 der gotische

Vorhang- oder Gardinenbogen ein, der sich aber nur bis gegen 1580 hält und dann der schlicht rechteckigen Umrahmung Platz macht. In Westfalen findet man in dieser Zeit die Fenster geteilt, oben vergittert, unten mit Läden geschlossen, eine Einrichtung, die auch bei den gotischen Fenstern mit Steinkreuzen üblich war (Dpfl. V. 67).

2. Ihren eigenartigen, für alle Zeiten mustergültigen Charakter erhält die niederdeutsche Holzbaukunst indes erst durch ihre Dekoration. Diese bietet, das Kleinste ergreifend und verschönernd, ein würdiges Seitenstück, eine Art Nachblüte der Gotik im Steinbau. Wenn man bedenkt, daß die Schnitzarbeiten, im Kernholz der sächsischen Eiche ausgeführt, die Kosten eines Hauses wenigstens verdoppelten, so bekommt man Respekt vor der Kraft und dem Kunstsinn des Bürgertums, und wie wir schon am Bauernhaus bemerkten, ist die Entwickelung durch den dreißigjährigen Krieg nicht eigentlich durchbrochen worden. Hierbei werden wir durch eine sehr merkwürdige Tatsache überrascht. Bei jeder Baugruppe finden wir den Holzbau als nationaldeutsche Eigenheit. In der romanischen Kunst beobachten wir noch Niederschläge des Holzstiles, die im Steinbau weiterleben. In den Kleinkünsten haben sich die Kerbschnitt- und Verschlingungsmuster fast bis zur Gegenwart erhalten. Bei den nordischen Holzbauten begegnen uns die Motive, die auf altgermanischen Bronzen und in den angelsächsischen Miniaturen ausgeprägt sind (Abb. 2). Man sollte demnach erwarten, daß sich im niederdeutschen Holzstil alle jene nationalen Elemente erhalten hätten und zu neuem Leben erwacht wären. Nichts davon. Der gotische Holzbau tritt ins Licht der Geschichte wie durch Lethe gegangen, arm, nackt und bloß. Wir können Schritt für Schritt beobachten, wie er sich durch Anleihen bei der vornehmeren, führenden Steinbaukunst allmählich bereicherte. Die Eingliederung der gotischen Formeln und der Renaissancemuster ist mit entschiedener Kraft vollzogen, aber sie kann keinen Augenblick darüber täuschen, daß diese Formen nicht aus dem Holzstil geboren sind, daß sie ihm oft Gewalt antun, daß sie leicht und flüchtig mit dem Geschmack des Tages über den Kern hingleiten. Lachner wiegt sich noch in dem merkwürdigen Irrtum, als sei diese Destruktion erst mit der Renaissance eingebrochen. Aber in Wahrheit sind auch die früheren gotischen, anscheinend so holzechten Formen, die Konsolen, Laubstäbe, Kopfbänder usw. nichts anderes als übernommene Steinformen der letzten, entarteten Gotik. Und es bleibt nur bewundernswert, wie die Zimmerer sich den feinsten Stilwandlungen anzupassen verstanden. Das Holz offenbart eben unter geschickten Händen eine Versabilität, die der des Eisens und der edlen Metalle nahe kommt.

Die Entwickelung verläuft in lokalen Gruppen verschieden und sie hat fast in jeder Stadt ihre Eigenheiten gezeitigt. Lachner sondert folgende aus: 1. Halberstadt mit dem östlichen Harz, 2. Braunschweig, 3. Hildesheim mit dem westlichen Harz, 4. das Wesertal, 5. die nördlichen Teile des ehemaligen Kurhessens, 6. Lippe mit dem Teutoburger Wald, 7. Westfalen. Zeitlich gliedert er den Verlauf in folgende Perioden: 1. die Gotik bis ca. 1530, Mischstil 1530—1580, Renaissance 1580—1630. Verfall 1630—1750, wobei aber zu bemerken ist, daß der »Verfall« noch einzelne sehr schöne Werke aufzuweisen hat.

a) Die Gotik beschränkt sich in der Dekoration noch wesentlich auf den Balkenschluß, die Kopfbänder und Schwellen. Die Knaggen nehmen aus der Steingotik die Formen der polygonen Säulchen und Konsolen an, in den Flächen



Abb. 247. Ratskeller zu Halberstadt.

werden Maßwerke ausgestochen, einfacher sind sie mit Stäbchen, Platten und Kehlen ausgeschnitten, die Ecken abgefast oder auch nur glatt ausgeschweift, so daß die Stirnfläche zu einem Flachmuster, Laubranken oder Emblemen frei wird. Sehr beliebt sind indes (wie bei Fialen und Portalen der Kirchen) die figurierten Knaggen mit Personen der hl. Geschichte oder Legende, die an der Stirnseite in Hochrelief

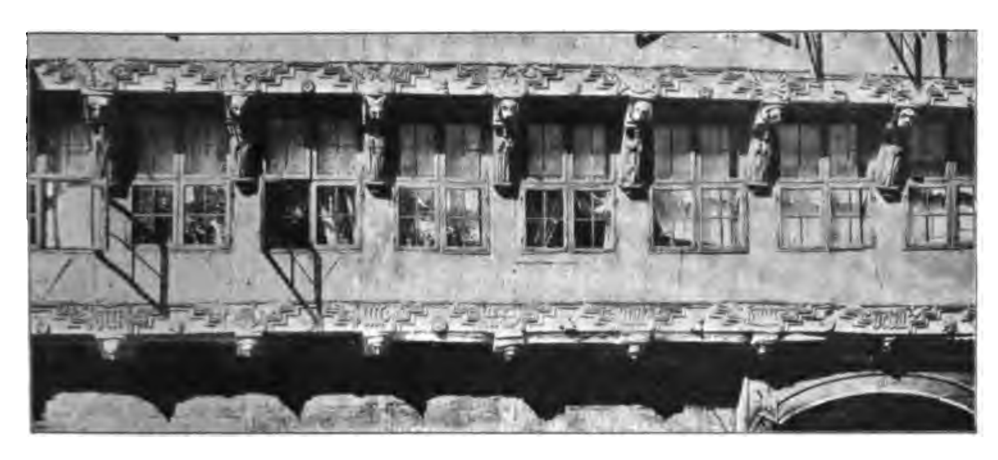


Abb. 248. Treppenfries in Braunschweig.
Photogr. Verlag George Behrens, Hofkunsthändler, Braunschweig.

ausgeschnitten werden. Der Fuß wird hierbei dem Steinkonsol, der Kopf dem Baldachin nachgebildet (Abb. 247). Die Eckknaggen sind meist durch doppelte Größe hervorgehoben. — Die Balkenköpfe nehmen logischerweise an der Profilierung der Knagge teil, doch werden sie auch mit Fratzen, Neidköpfen u. dergl. beschnitzt. — Die Schwellen boten das breiteste Feld der Zierlust, entweder als durchlaufende Bänder oder nach den Fachen in Felder geteilt, die zwischen Ständer und Balkenkopf durch einen Kreis mit Rosetten oder Maßwerk unterbrochen werden. Die Felder sind anfangs nur in der Mitte ausgekehlt. Bald aber werden sie mit Blendbögen beschnitzt, die sich scheinbar von Balkenkopf zu Balkenkopf spannen und das Fach abdecken. Die Bögen sind teilweis mit Nasen und Maßwerken gefüllt, wandeln sich erst in Kleeblattbögen, dann in solche mit geradem Sturz, schließlich in den sogenannten Treppenfries (Abb. 248), der sich in vielen Varianten über das ganze Gebiet verbreitet und sehr lange in Übung bleibt. Als besondere Würze kommen auf den Flächen die witzigen Produkte der Tierfabel und Tiersymbolik hinzu. Man wolle beachten, wie schön und sicher die drei



Abb. 249. Brüstungsfelder an einem Hause in Braunschweig (Hagenbrücke).
Photogr. Verlag George Behrens, Hofkunsthändler, Braunschweig.

zusammentreffenden Glieder — Knagge, Balkenkopf und Schwelle — in dieser Dekoration zu einer Einheit verarbeitet sind. Noch weiter geht darin eine interessante Braunschweiger Gruppe (hinter der Wage 20, Reichenstr. 7, Auguststr. 32 und Hagenbrücke 12), welche, allerdings mit völliger Nichtachtung der Holzgrenzen, auch den Ständer und das Brüstungsfeld in die Kombination zieht, indem eine richtige gotische Maßwerkgalerie im Wechsel von Pfosten und Kreuzbögen angeblendet wird (Abb. 249). Die ungefelderten Schwellen werden teils nur mit Kehlen und Stäben



Abb. 250. Haus im Sack zu Braunschweig.

friesartig profiliert, teils in laufender Reihe mit Wappen besetzt (Schneider- und Kramerinnung in Hildesheim), teils mit ausgestochenen Inschriften, auf deren Technik und Inhalt wir unten eingehen werden. Das überwiegende Motiv ist jedoch der gotische Laubstab, zuerst am Kramergildehaus 1483 in Hildesheim, am glänzendsten am Knochenhaueramtshaus 1529, leider ohne jeden frischen Natursinn im letzten Stadium des verknorpelten Distelblattes, wie wir es sonst an Chorstühlen usw. finden (Abb. 249). Die Schnitzerei wurde übrigens, genau wie das Ornament der Steinarchitektur, durch kräftige Bemalung der einzelnen Glieder in Rot, Blau und Schwarz gehoben, und hierzu stimmten prächtig die Untersichten der Schutzbretter,

auf denen Rankenfüllungen oder auch Figuren (am Trinitatishospital zu Hildesheim die Leidensgeschichte in 11 Szenen) aufgemalt waren. Ein herzerfreuendes Ergebnis der lokalen Denkmalpflege ist die Erneuerung dieser kräftigen Polychromie in Hildesheim.

b) Der Mischstil zeigt uns die neue, italienische Formenwelt im Kampf mit der überaus zähen Gotik und hat in seinem Verlauf überall das Sprunghafte, das einzelne kühne Neurer in die Bewegung brachten. So begegnet gleich am Beginn ein



Abb. 251. Vom Hause Langestraße 9 in Braunschweig.
Photogr. Verlag George Behrens, Hofkunsthändler, Braunschweig.

phantastischer Meister, der, mit den Elementen der »wälschen Manier« geradezu übersättigt, drei Vorposten stellte, das Thielebeulsche Haus in Celle 1522, das Brusttuch (Abb. 214) in Goslar 1526 und das Demmersche Haus in Braunschweig (Sack Nr. 3, Abb. 250) 1536[1]). In seiner Ornamentik ist die Spätgotik gleich mit dem Barock vermählt und das Holzgerüst mit einem zauberhaften Gespinst von Ranken und Figuren überzogen, in denen eine ganze Weltanschauung niedergelegt ist. Ein etwas strengerer Gesinnungsgenosse offenbart sich am Knochenhaueramtshaus in

1) STEINACKER, Holzbaukunst Goslars. S. 44. — H. MEIER, Nachrichten über Bürgerhäuser. Braunschw. Magaz. 1897.

Hildesheim von 1529. Die große Masse der Denkmäler vermochte diesen Pionieren jedenfalls bei weitem nicht zu folgen. Erst um 1560 werden reine Renaissanceformen häufiger und um 1580 stellt sich der akademisch klare Schreinerstil mit seinen Möbelformen ein. Aber gerade das gleichwertige Nebeneinander alter und

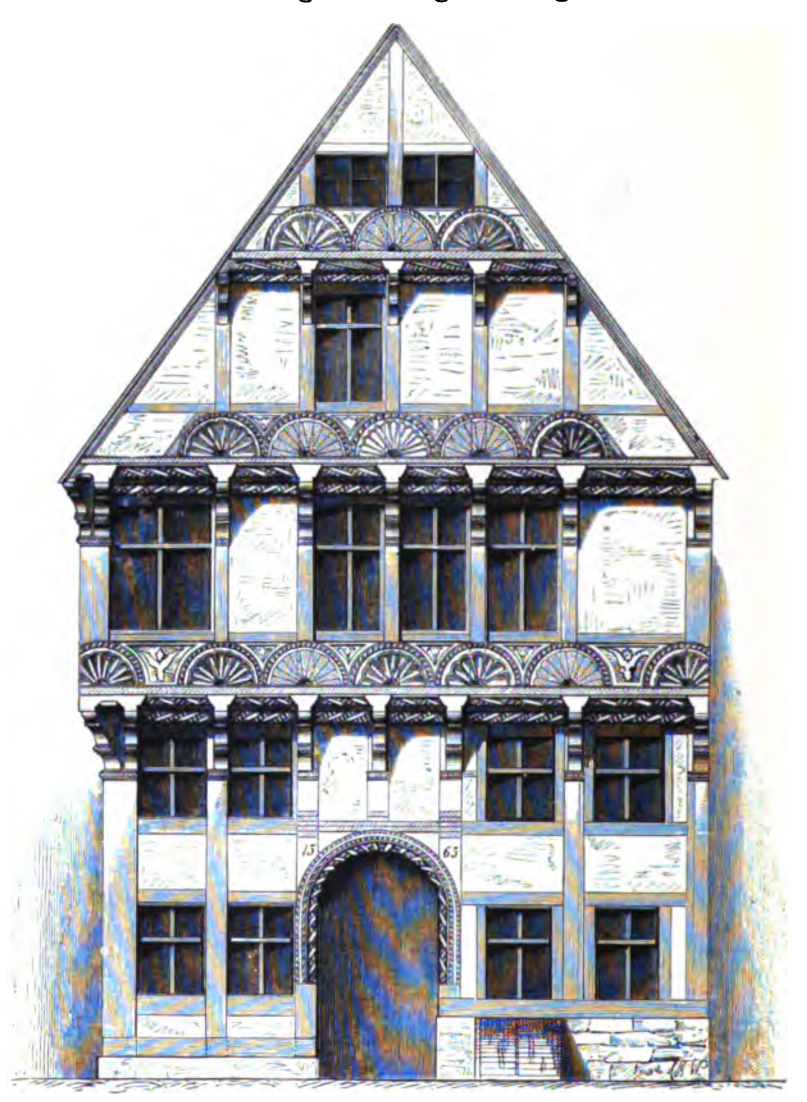
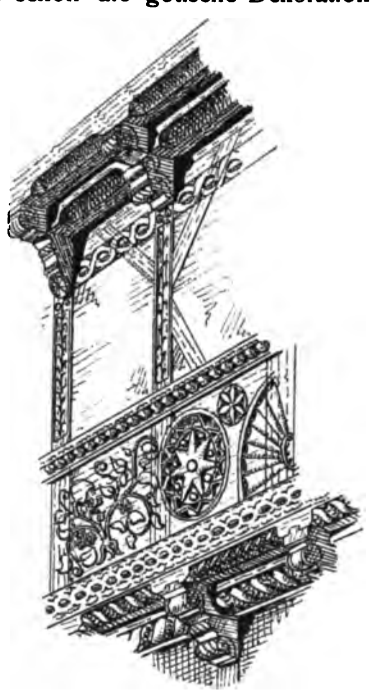


Abb. 252. Haus Hütte in Höxter. 1565.

neuer Formen gibt den Bauten dieser Zeit einen Reichtum von Ausdrucksmitteln, wie sie ein einheitlicher Stil nicht hätte gewähren können.

So bleiben z. B. die Knaggenformen der Gotik in allen ihren Varianten in Übung, aber im Profil dringt das Volutenkonsol, in der Dekoration das Schachbrettmuster, die Beschlägbänder und das Tauband, in der Figuration die Brustherme ein; und noch inniger, großzügiger wird die Verbindung mit dem Balkenkopf her-

gestellt. Wie schon bemerkt, werden seit ca. 1530 die Schutzbretter durch Füllhölzer ersetzt. Man konnte ihnen zunächst keine passendere Gliederung als durch eine Abfasung, eine verlaufende Hohlkehle (mit Muschelfüllung) geben. Bei stumpfeckigem Ablauf der Kehle und des begleitenden Stäbchens entwickelt sich hieraus die Schiffskehle (Abb. 251). Indem sich nun diese Unterschneidungen auch der Schwelle mitteilen, entwickelt sich eine neue Einheit, ein doppelter Akzent kräftig aufsteigender Glieder, welcher dem Treppenfries an lebhafter Wirkung weit überlegen ist. Gegen 1550 treten statt der Kehlen Rundstäbe, sehr fein mit gedrehten Bändern und Perlstäben ornamentiert, die sogenannten Schnürrollen ein, die, scheinbar die Balkenköpfe und Knaggen durchlaufend, mehr gesimsartig wirken und eine echt monumentale Geschoßteilung ergeben (Abb. 252). Hatte schon die gotische Dekoration ohne rechten Erfolg von der Schwelle aus auf die Ständer und Fußbänder übergegriffen, so gelang es jetzt durchschlagend vom Ständer aus durch eine neue Form, die Fächerrosette, welche als Halbkreis, umrahmt von Taubändern oder Perlstäben, aufs beste das Dreieck füllt und vielfach, besonders in Westfalen, zur Abrundung der Fußbänder führt. Die Fächerrosette tritt bald auch auf die Schwellen und die Brüstungsplatten (s. o.) über und ist recht eigentlich das Leitmotiv des Übergangstils. An Varianten und Bereicherungen aller Art ist auch bei ihr kein Mangel. — Trotz dieser Eingriffe von unten und oben hält sich auch die figurierte Schwelle in vielen ausgezeichneten Beispielen, namentlich in Hildesheim, teilweis in Felderteilung wie am »neuen Schaden« von 1541, wo sehr witzig das Tagewerk eines Trinkers geschildert wird, teils in fortlaufenden Bildreihen wie am Knochenhauer-amthaus, wo Schlachtungsszenen mit Kampf- und Tierbildern wechseln, oder am Haus Stecherstraße 10 in Braunschweig (1530), wo mit Verzicht auf Rahmen und Dekor eine kleine Biblia pauperum (Gegenüberstellung alt- und neutestamentlicher Szenen) entwickelt ist. Daß sich ältere Motive wie der Laubstab mit allmählicher Überleitung in ein dichtes, maureskenartiges Flechtwerk halten und entwickeln, brauchen wir nur anzudeuten. Neu ist, wie bemerkt, die Brüstungsplatte, die um 1540 auftaucht, zunächst nur bemalt (neuer Schaden 1541), dann auch mit Figuren beschnitzt (Hildesheim, Wollenweberstr. 920 von 1554 mit Landsknechten), meist aber mit Fächerrosetten gefüllt. Das Übergreifen der Dekoration macht sich auch hier zeitweise so stark bemerkbar, daß das Zierwerk unsymmetrisch geordnet über Platten und Ständer fortläuft (Abb. 253).


Abb. 253. Brüstungsplatten. Halberstadt.

c) Die Renaissance hat zunächst das unleugbare Verdienst, die Idee der symmetrisch aufgeteilten Fassade mit klarer Trennung der senkrechten und wag-

rechten Glieder wieder zu Ansehen gebracht zu haben. Die Willkür der Dekoration geht ganz wesentlich zurück vor allem dadurch, daß der Ständer mehr als früher betont wird. Er nimmt wenigstens an Erkern die klassische Säulenform an, sonst erscheint er als Pilaster, während die Schwellen und Fensterlatten mehr als Gebälk oder Simse behandelt werden. In die Dekoration strömen neue Elemente ein, die feinen Perl-, Diamant- und Konsolfriese, die Zahnschnitte, die regelmäßige Blattranke, das Urnenbäumchen, vor allem die Beschlägornamente und die Kartusche, welche nunmehr bloß aus glatter Fläche ausgestochen werden, dazu als tragende Glieder Hermen, Karyatiden, Atlanten, Faunen, Löwenköpfe usw. Auch das Reinfigürliche erfährt durch die mythologische und allegorische Vorstellungswelt der Renaissance eine glückliche Bereicherung, die nun mehr auf wohlgeordnete Zyklen hinzielt. Die neun starken Helden, die Temperamente, die Monate, die Erdteile, die Lebensalter u. dergl. sind die beliebtesten Vorwürfe. Die Antikisierung zeigt sich im einzelnen an den Knaggen, die ihre alte Stützenform fast ganz verlieren und zu Voluten-Konsolen (S oder G förmig geschwungen, vorn mit Fratzen, Rillen oder Beschlägen besetzt) umgearbeitet werden, an den Ständern, in welche man neben Flachmustern gern kannelierte Pilaster oder Hermensäulchen in wechselnden Formen einzuschneiden liebte, während man durch Umkröpfung der Fensterlatte um den Ständer das Bild einer Balustersäule erzielte. Die Schwelle, ohnehin stark reduziert, wird, wie bemerkt, balkenmäßig behandelt, mit Flachmustern oder wie früher mit Inschriften überzogen. An den Füllhölzern hält sich durch die ganze Periode die Schnürrolle neben der älteren Schiffskehle und dem neueren Zahnschnittgesims. Das bevorzugte Stück der Zierlust ist jedoch die Brüstungsplatte, die nur vereinzelt, in Braunschweig, im Wesertal, keine rechte Aufnahme fand. Zunächst vegetiert hieran die Fächerrosette, auch zum Kreis ergänzt (in Goslar und Osnabrück) und in Kerbschnitt ausgeführt (Ostfriesland), bis tief ins 17. Jh. fort. Daneben wird mit wachsender Begeisterung das symmetrische Flachornament, die Maureske, das Beschläge, das Bandelwerk und die Kartusche gepflegt. Die Neustädter Schänke in Hildesheim und das Kromschrödersche Haus in Osnabrück (1579) bieten allein eine wahre Musterkarte. Dagegen ist die Figurenschnitzerei nur in Hildesheim ganz volkstümlich geworden; zu den früheren Vorstellungen kommen die Tugenden und Laster, die fünf Sinne (Ratsapotheke 1579), die freien Künste, die Brustbilder großer Männer, und diese Platten werden sich uns später bei Betrachtung des Bilderkreises als eine wahre Fundgrube ergeben. Von ähnlichem Reichtum ist auch das Northeimsche Haus in Eimbeck 1610, das Kalandshaus in Alsfeld 1605. Eine ganz abweichende Behandlung der Platte herrscht

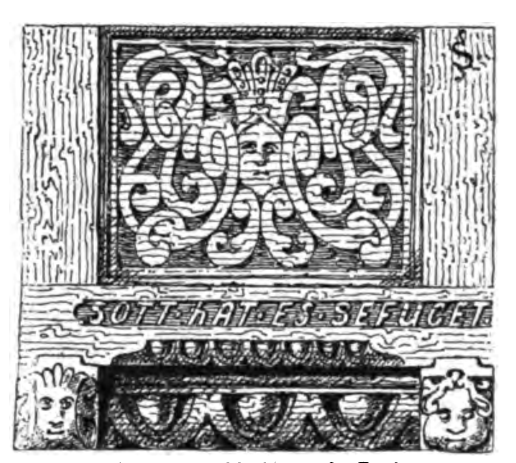


Abb. 254. Brüstung. Halberstadt, Breiterweg 64.

dagegen in Halberstadt. Soweit nicht Fußbänder und Andreaskreuze standhalten, ist die Platte in eine Blendarkatur von echtem Tischlergeschmack aufgelöst, in deren Felder dann Wappen usw. eingesetzt werden.

d) Das Barock sah ohne Schuld den Holzbau verfallen. Die Gründe dafür liegen in allgemeinen, wirtschaftlichen und Geschmacksverhältnissen, und der Verlauf braucht im einzelnen nicht geschildert zu werden. Er stellt sich als eine unaufhaltsame Verflachung dar. Die Vorkragungen, das Lebenselement der Holzbaukunst, werden auf ein Minimum beschränkt, damit schrumpfen die Knaggen und Balkenköpfe zusammen, die Schwelle behält kaum so viel Körper, um eine winzige Kehlung zu vertragen, von den Ständern weicht langsam der Dekor. Es sind eigentlich nur die Brüstungsplatten, an denen sich die Maureske in der charakteristischen barocken Verknorpelung entfalten kann. Die besseren Beispiele dieser Zeit sind Halberstadt, Breiterweg 64 (Abb. 254) von 1651, Wernigerode, Breitestr. 32 von 1674, Stadthagen, Markthaus von 1649, Salzufflen, Langenstr. 47, Quedlinburg, Steinweg 33 von 1716 u. a. Aber es ist bemerkenswert, daß sich die alte Buntfarbigkeit verliert. Die Felder und selbst die Ständer und Riegel werden verputzt, und mit dem fortschreitenden Steinbau hält die stuckierte Fassade ihren Einzug. Eine kurze Episode bezeichnet es, daß das mitteldeutsche Kreuzholz und Strebewerk (S. 169) im 17. Jh. z. B. in Quedlinburg und Münden eine verspätete Aufnahme fand.

b) Der süddeutsche Ständerbau.

Im mittleren und südlichen Deutschland tritt die Holzbaukunst nicht in so geschlossenen Massen auf, daß sie ein ganzes Stadtbild wie etwa in Hildesheim beherrschte. Vollends bilden die ganz durchgebildeten, hohen Beispiele nur Ausnahmen, die allerdings um ihrer technischen und künstlerischen Vollendung willen nur um so merkwürdiger werden. Denn eine schulmäßige Überlieferung und Fortbildung müssen wir doch annehmen und wir werden sie wohl mehr bei den ländlichen und kleinstädtischen Zimmerern zu suchen haben. Denn während im Norden das Bauernhaus von der glänzenden Entwickelung fast ganz unberührt bleibt, erscheint im Süden mehr die ländliche und kleinstädtische Holzbaukunst als das führende Element.

Die Eigenart des süddeutschen Ständerhauses, schon oben flüchtig berührt (S. 167), läßt sich als Rahmenbau begreifen, bei welchem die Schwellen, Eckstiele und Rahmhölzer das Gerüst bilden, während die Zwischenständer, Streben und Riegel je nach Bedarf und Belieben eingefügt werden (Abb. 255). Der Begriff des »Faches«

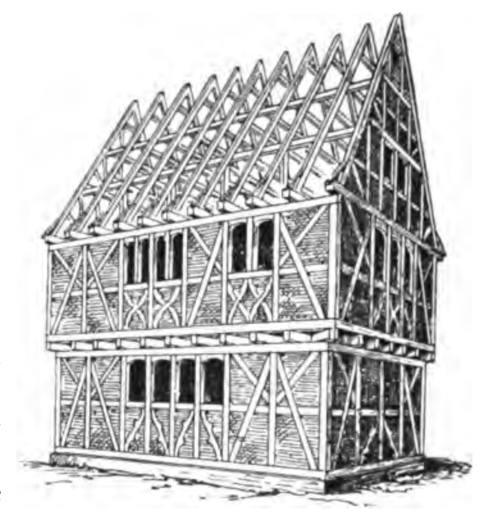


Abb. 255. Schema des süddeutschen Ständerhauses.

ist hier überhaupt fremd. Die Balken lagern unabhängig von den Ständern. Das Obergeschoß, ebenfalls in den festen Rahmen gefaßt, befolgt oft eine ganz andere Einteilung, und schließlich wird auch der Giebel als unabhängiges Bauglied aufgerichtet. Vollends die Vorkragungen erreichen hier auch nicht entfernt die Bedeutung wie in Norddeutschland. Die Knaggen, in älterer Zeit geschweift, mit Figuren, Köpfen, Laubgewinden beschnitzt oder auch als freie Stützen gearbeitet, in jüngerer Zeit als Volutenkonsolen profiliert, finden demnach nur selten Anwendung, die Vereinigung von drei Eckknaggen an einem (abgebrochenen) Haus in Marburg (Abb. 256) Ende 15. Jh. ist deutlich nordischer Import, in der Konstruktion nicht begründet. Meist reichen die Balkenköpfe aus, um die Vorkragung zu stützen. Auch sie werden gern konsolartig beschnitten, die Füllhölzer und die Schwellen dazwischen abgefast oder lebhafter mit Kehlen, Stäben, Perlund Zahnschnittgesimsen gegliedert. Viel häufiger ist aber die Verkleidung der Köpfe mit einer durchlaufenden Bohle, die im Verein mit dem Rahmholz und der Schwelle eine ungemein breite und schwere Geschoßteilung ergibt, die Konstruktion verhüllt und in ganzer Breite mit mäßigen Profilen und den üblichen, zierlichen Simsen gegliedert wird. Einfacher werden die Balkenköpfe noch durch aufgenagelte Brettchen, Schieferplatten oder durchlaufende Flugdächer geschützt. Eigenartig ist dem süddeutschen Holzbau auch die Flächendekoration durch Streben, Riegel und ihre reicheren Kombinationen, eigenartig auch die sorgfältige Dekoration des Eckständers, der gewissermaßen zum Wahrzeichen des Hauses aufsteigt. Beide Erscheinungen sind schon oben (S. 168) behandelt und erfahren im Stadthaus höchstens eine Steigerung ins Zierliche. Dagegen ist für das Stadthaus charakteristisch die Behandlung der Fenster, Giebel und Erker.

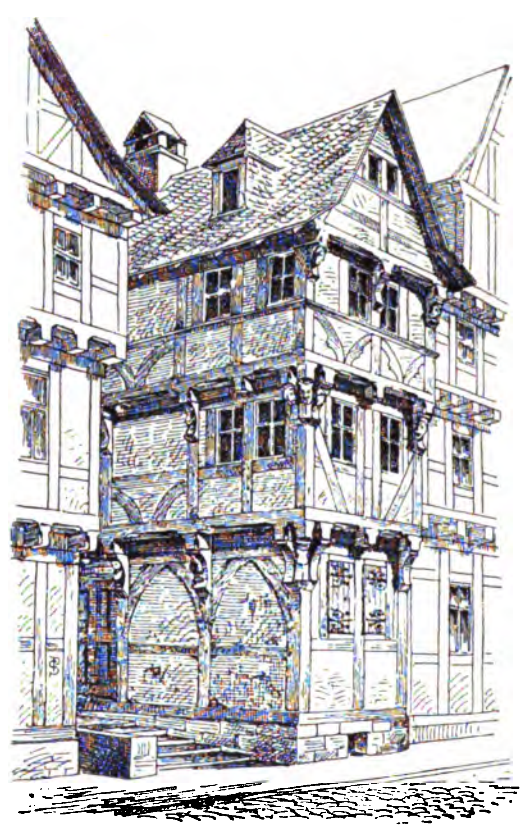


Abb. 256. Fischersches Haus in Marburg.

Die Fenster werden im 16. und 17. Jh. gern in vorgekragte Rahmen gefaßt, die sich oft wie ein Geschoßvorbau im kleinen mit Konsolen, Brüstungsschwellen, Ständersäulchen und Rahmholz ausnehmen (Abb. 257). Auf die im Stilwandel begründeten Spielarten der Umrahmung braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden, da sich nur bekannte Formen daran wiederholen. — Da das süddeutsche Haus stets den Giebel der Straße zukehrt, so wird auf dessen reichere Gestaltung besonders

Bedacht genommen. Einen eigenartigen Abschluß bilden die Giebelbaldachine, die sich seit Mitte 16. Jh. allgemein verbreiten. Ursprünglich wohl zum Schutz von Windeluken angesetzt, werden sie bald als malerische Dekorationen beliebt, polygone, geschweifte oder zeltartige Hauben, durch ein Kopfband gestützt (Abb. 258).

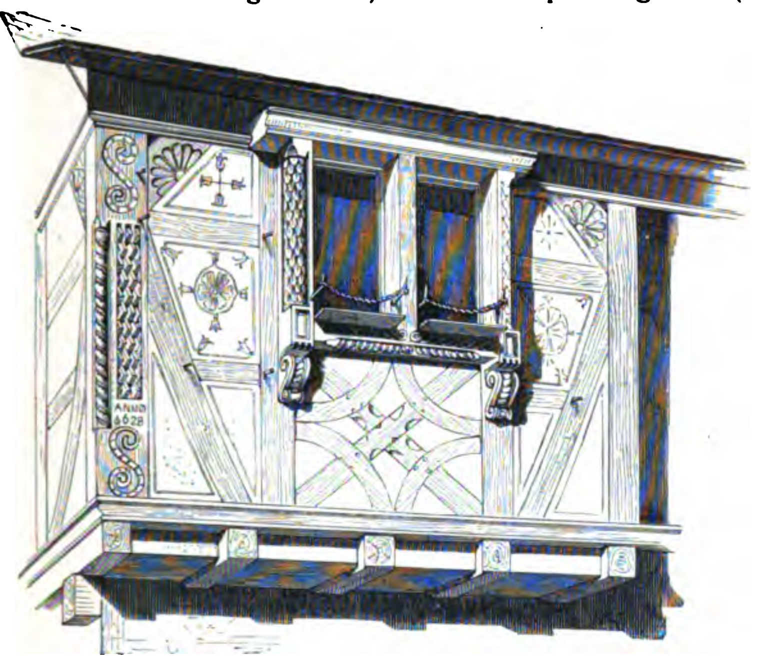


Abb. 257. Fenster von einem Haus in Ediger.

Eine verwandte, sehr glückliche Fassung, welche im Elsaß und an der Mosel heimisch ist und an Schweizerdächer erinnert, ist der breite Dachüberstand, durch vorgeschobene First- und Rähmbalken, Kopfbänder und Streben gestützt (Abb. 259). Der Giebel erhält hierdurch nicht nur ein schattenreiches Relief, sondern auch vorzüglichen Wetterschutz. Um so auffallender ist es, daß man daneben gerade entgegengesetzte, holzwidrige Giebelformen vom Steinbau übernahm, die Wand über das Dach hinausführte und sie in den Volutenlinien der Renaissancefassade begrenzte.

Überaus reich wird der süddeutsche Holzbau durch die mannigfaltigen Ausbauten, Erker, Chörlein, Ecktürmchen und Windeluken belebt (Abb. 260). Auch die kleinen und bescheidenen Häuser, die auf alle Dekoration verzichten, bekommen dadurch einen eigenen, individuellen Reiz, der für das »Gemütliche« des

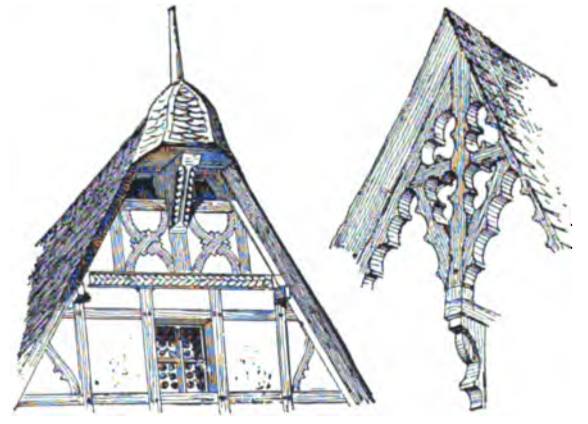


Abb. 258 u. 259. Giebelformen.

süddeutschen Lebens so recht bezeichnend ist. Form und Aufbau sind ungemein variabel. Im Grundriß begegnet das Rechteck, das Quadrat, der polygonische Chorschluß und das Halbrund. Die Höhe ist bald auf ein Geschoß beschränkt, bald geht sie durch mehrere und übersteigt selbst turmartig den Dachrand. Als Stützen treten Vorbauten oder Halbsäulen im Erdgeschoß, freie Streben, diagonal gestellte Kopfbänder, Vorkragungen, Konsolen oder glatte Sockel auf. Und ebenso vielgestaltig sind die Bedachungen vom einfachsten Pultdach bis zum zierlich geschweiften, helmbekrönten Zeltdach. An den Wänden setzt sich einfach die Konstruktion der

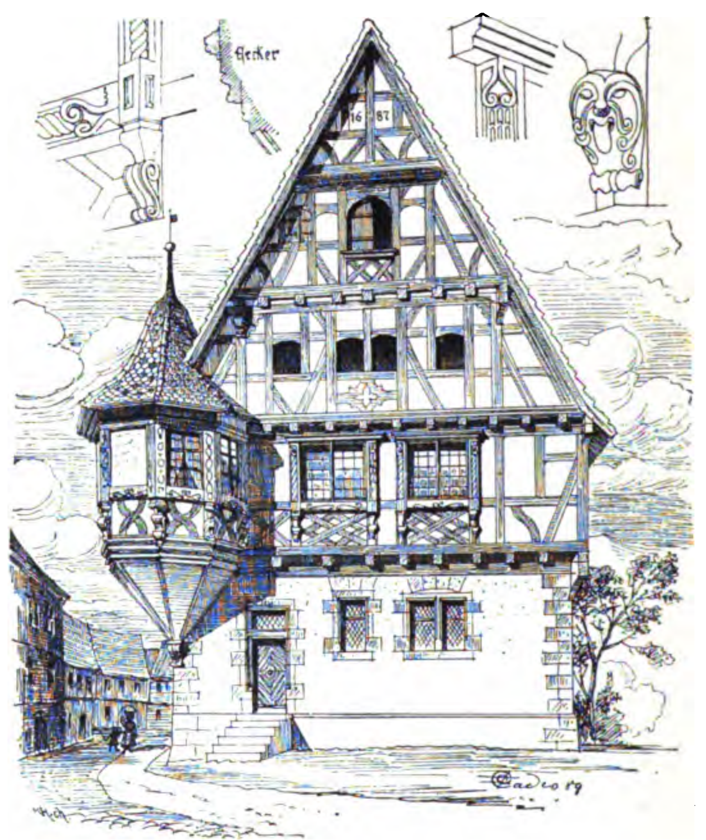


Abb. 260. Haus in Schwaigern (Schwaben).

Fassade fort, nur bringen die Rahmen der zahlreichen Fenster mit Säulchen, Schwellen, Brüstungsplatten und Sturzgesimsen einen konzentrierten Schmuck hervor (Abb. 261).

Die geschichtliche Entwickelung verläuft rascher als im Norden und sie hat einen Ausgangspunkt von einzigartigem Alter. In Marburg stand um 1870 ein Fachwerkhaus aus dem Jahre 1320, durch Aufnahmen von Schäfer wissenschaftlich gerettet. Die dreigeschossige Giebelseite war dreimal vorgekragt, wobei die Ständer, jedem zweiten Balkenkopf als Hängezapfen angeblattet frei in Rosetten endigten. Unregelmäßige Abstände der Ständer und selbständiger Aufbau des steilen Giebels sind für die freie, süddeutsche Konstruktion schon recht bezeichnend. Außer

schlichten Fuß- und Kopfstreben, die besonders die mittleren Giebelständer verstärken, finden sich weiter keine Felderteilungen. Es ist von da ein weiter Schritt zu den folgenden gotischen Beispielen, dem Fischerschen Haus in Marburg und der alten Krone in Homburg 1480, dem Mohrenkopf (1470) und dem Haus »zum Nyde« (1520) in Frankfurt, dem Markthaus in Boppard (1496), dem Alsfelder Rathause von 1512 usw., deren Wert mehr in den gediegenen Holzverbindungen mit den immer eigenwilligen Verstrebungen als in Kunst- und Dekorationsformen bestehen. Wenn nun auch zwischen 1515 und 1530 zahlreiche Renaissanceformen in die Dekoration eindringen, so geht doch die charakteristische Felderfüllung, selbst mit Neubelebung gotischer Paß- und Maßwerkformen ihren eigenen, oben bezeichneten Gang und erreicht um 1580 ihren Höhepunkt, auf dem sie sich über ein Jahrhundert bis gegen 1700 behauptet. Die rheinischen, fränkischen, schwäbischen, hennebergischen, elsässischen Städte bieten noch heut trotz großer Abgänge einen unübersehbaren Reichtum dieser Denkmäler, die in ihrer lebhaften, heiteren, überaus holzreichen Gliederung den Einfluß der Steinfassade entschieden fernhalten. Gesteigert wird der Eindruck an öffentlichen Gebäuden, Rathäusern, Pfarrhäusern, Amthäusern usw., wenn Lauben, Treppenaufgänge, Türmchen, malerische Quergiebel hinzukommen.


Abb. 261. Erker an der Klingergasse, Rothenburg a. T.

Eine Sonderstellung nimmt der Straßburger Holzbau ein. Hier ist von der Verstrebung und Felderfüllung wenig zu spüren. Dagegen beherrschen die breiten feingliedrigen Schwellen, Fensterlatten und Ständer, letztere durchgehend von Fußbändern flankiert, die äußere Erscheinung. Das Haus »zum Katzeroller« (Abb. 263) von 1589 (abgebrochen) kann als typisch gelten. Außer den Schwellen sind alle Holzteile aufs reichste mit flachen Band- und Rankenmustern beschnitzt, die teilweis bemalt und vergoldet waren und mit den Fresken der Giebel ein ungemein farben-

reiches Äußere lieferten. Noch glänzender ist das gut erhaltene und erneuerte Kammerzellsche Haus (Abb. 264) aus derselben Zeit entwickelt, das mit seinen reizenden Skulpturen, den bemalten Putzfeldern und den durchgehenden Fensterreihen das Staatskleinod des ganzen süddeutschen Holzbaues darstellt. Ähnliche Prunkfassaden waren ehemals noch häufiger als jetzt, wo noch Nicolausstaden 16, Küfergasse 23 und »der Schmiede Trinkstube« (1657) mit reizender Hofanlage den-



Abb. 262. Rathaus zu Oberlahnstein.
Aus Stiehl, Das deutsche Rathaus.

selben Formenkreis vertreten. — In den Nürnberger Höfen, deren wir schon oben gedachten (S. 215) gehen wie bei den Dacherkern gotische Motive noch bis ins 17. Jh. neben den neuen Formen her. — Ein alleinstehendes Prunkstück, das in seiner Art den Straßburger Häusern ebenbürtig ist, besitzt Frankfurt im sogenannten Salzhaus von ca. 1600. Hier ist die ganze Fassade mit Brettern eingeschalt, die Konstruktion tritt fast zurück. Aber auf alle dürftig markierten Glieder ist eine solche betäubende Fülle von Dekor ausgegossen, daß das Auge keinen Ruhepunkt mehr findet. Die Brüstungsplatten, Schwellen, Ständer, Giebelzwickel

überbieten sich gegenseitig durch den Reichtum ihrer phantasievollen, aber gut schulmäßigen Renaissanceornamente. Vergleicht man damit das Kromschrödersche Haus in Osnabrück, so kann man sich der Vermutung kaum enthalten, daß ein im Norden gebildeter Meister hier ein exemplum artis aufrichten wollte.

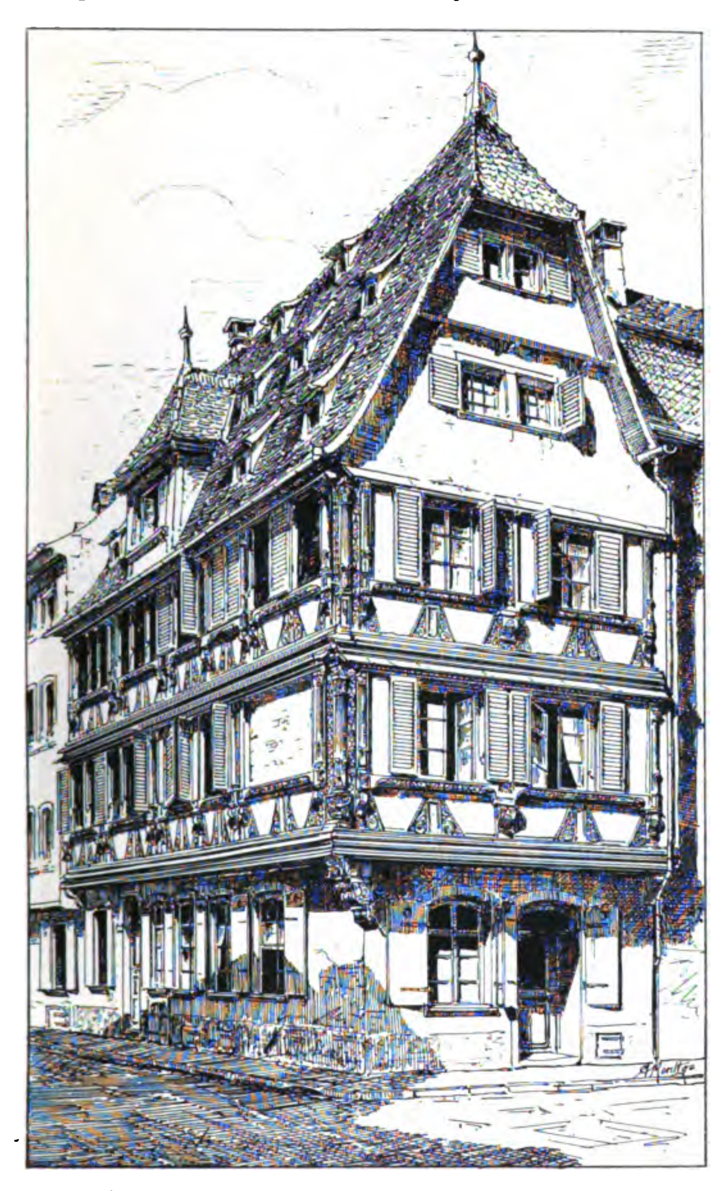


Abb. 263. Haus »Zum Katzeroller« in Straßburg.

In den schieferreichen Gebieten, besonders an der Mosel und am Mittelrhein, hat man sich anscheinend schon früh entschlossen, zuerst die Giebel, dann die Obergeschosse, dann gelegentlich die volle Front zu verkleiden, ein praktisches, aber unkünstlerisches Verfahren. Gleichwohl üben solche Häuser und Straßenbilder

mit der eigenen silbergrauen Patina des Schiefers, der in mancherlei wechselnden Mustern gelegt ist, ihren eigenen Zauber, ein sprechender Beleg für die urwüchsige Schönheit des sich selbst überlassenen, individuell oder selbst launenhaft eigenartigen Bürgerhauses. Das Bild des alten Hirschgrabens in Frankfurt mit dem Goethe-



Abb. 264. Haus Kammerzell in Straßburg.

haus vor dem Umbau von 1755 (Abb. 265) entzückt allein durch die verschiedenen Haus- und Geschoßhöhen, die wechselnden Tür-, Fenster- und Giebelformen und die nach südlicher Weise auf die Straße gestellten Vogelbauer, Gerämse, deren Belebung man sich nach Goethes kurzer Schilderung leicht vorstellen kann. Noch heut bieten Frankfurt, Mainz, Koblenz, Köln in ihren kleinen engen Gassen genug Seitenstücke zu diesem so einfach traulichen Aspekte.

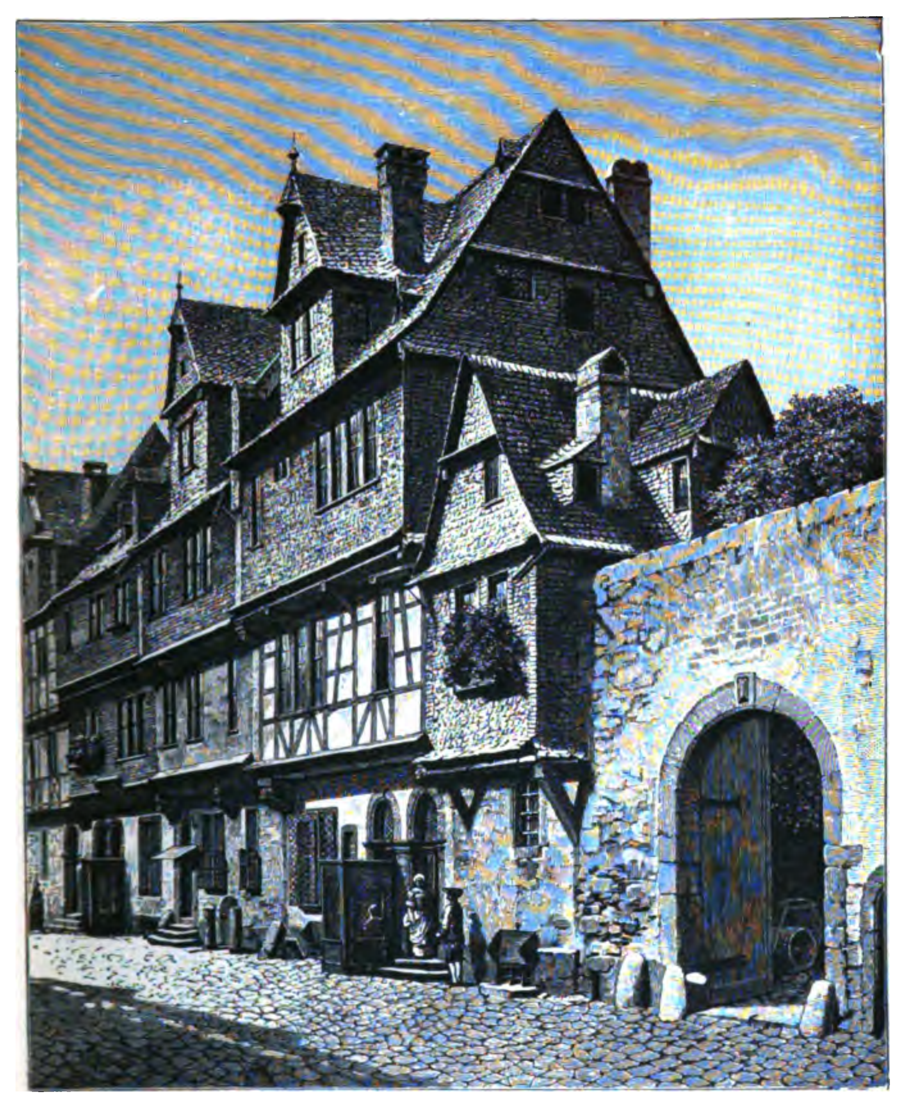


Abb. 265. Der Hirschgraben mit dem Goethehaus in Frankfurt a. M.

c) Der ostdeutsche Blockbau.

Der ostdeutsche Blockbau gibt uns Veranlassung, noch einen Haustyp in Betrachtung zu ziehen, das ostdeutsche Vorhallenhaus. Als Bauernhaus kommt es in der sächsischen Lausitz, im Spreewald, im Weichselgebiet, im Netzegau, in der Tucheler Heide vor und zieht sich nach Russisch-Polen hinüber. Es ist ein Einheitshaus unter langem Firstdach, vor dem Giebel eine von Säulen getragene Vorhalle. Durch die Tür tritt man unmittelbar in die Herdstube, an welche sich rückwärts eine weitere Wohnstube und die Ställe anschließen. Nur im Spreewald ist der Eingang und der Herdraum nach fränkischer Weise in der Mitte der Langseite, die Wohnstube an die Giebelseite verlegt. Als Bürgerhaus ist dieser Typ

auf das Riesengebirge und seine Vorlande beschränkt. Marklissa, Zittau, Reichenberg, Eisenbrod, Semil, Hohenelbe, Arnau, Nachod, Braunau bieten die reichste Ausbeute. Der Unterschied liegt darin, daß beim Bürgerhaus durchweg ein Obergeschoß aufgesetzt und über die Vorhalle vorgezogen ist, so daß die Giebelwand auf den Säulen ruht.

Die Ähnlichkeit mit dem nordischen Haus ist nicht zu verkennen, und Henning nahm daher Veranlassung, hier einen altgermanischen Haustyp zu konstatieren, der von den Slaven übernommen und unter dem Schutz deutscher Wohlfahrt weitergebildet sei. Andere sehen darin eine westslavische Hausform, deren sich umgekehrt auch die deutschen Einwanderer bedient hätten. Das Urteil wird ungemein dadurch erschwert, daß wir nur Beispiele aus junger Zeit (frühestens Ende 16. Jh.) kennen, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß sich die Hausform erst in der so ungemein regsamen Zeit nach 1500, wo deutsche Kunst und Kultur den slavischen Osten beherrschte, als Nachahmung des Markthauses mit dem Laubengang ausgebildet hat. Aber selbst wenn man die frühesten Ursprünge gelten läßt, werden sich die Gründe für oder gegen die Wagschale halten.



Abb. 266. Rathaus in Eisenbrod.

Das älteste und bei weitem interessanteste Beispiel ist das Rathaus in Eisenbrod von 1598 (Abb. 266). Mehr eigentlich als die Vorhalle mit ihrer arkadenmäßig verbundenen Säulenstellung fesselt die Vorkragung des Daches, die ganz nach schweizer Art durch die vorstoßenden Balken bewirkt wird, und eine offene, hängende Laubengalerie, die im Obergeschoß die Lang- und Rückseite umzieht, durch Säulchen mit dem Dachüberstand verbunden genau wie beim Umgang am koketten Dachreiter. Die Mehrzahl der Bürgerhäuser älterer Zeit hat die überbaute Vorhalle, manchmal auch durch eine niedere Brüstung eingegrenzt, Säulen und Rahmholz durch Kopfbänder verbunden, die rundbogig ausgeschnitten sind. Auch die Vorkragung des Daches zum Schutz der Blockwand auf zwei oder drei konsolartig überstehenden Balken ist zur festen Baugewohnheit dieser Gebiete zu rechnen. Ist soweit die Zimmerkunst auffallend gering beansprucht, so wird doch am verschalten Giebel eine ganz sonderbare Musterung durchgeführt, die Bretter in willkürlich geschaffenen Feldern senkrecht oder schrägrechts oder -links aufgenagelt, die Fugen

mit Leisten überdeckt, die obenhin durch eine Art Rundbogenfries verbunden sind. Eine kräftige Bemalung, der Bretter in weiß, der Leisten in schwarz, aber auch buntfarbig, erhöht die Wirkung. Die ältesten Beispiele sind aus Ende 17. Jh., das Haus (Abb. 267) in Eisenbrod von 1712, also aus einer Zeit, wo der Holzbau sonst in deutschen Landen seine Triebkraft schon verloren hatte.

Jüngere Häuser haben die Vorhalle abgestoßen, aber doch den Dachüberstand beibehalten, andere zeigen das Erdgeschoß von dem Umgebinde umgürtet, und bei der völlig gleichartigen Konstruktion liegt die Versuchung nahe, das Umgebinde überhaupt als Reduktion der Vorhalle aufzufassen. Wir haben schon oben die Gründe entwickelt, welche zur Vorsicht mit dieser Hypothese mahnen, und müssen die Klärung aller hier auftauchenden Fragen einer recht gründlichen und vorurteilslosen Untersuchung aufbehalten. Denn so hoch man immer das Beharrungsvermögen volkstümlicher Bauformen einschlagen mag, so wenig darf man verkennen, daß verwandte Bedingungen, Lebensverhältnisse, Konstruktionsarten ganz unabhängig zu frappant ähnlichen Bautypen führen können. Beispielsweise erinnert die Oberstube des Eisenbroder Hauses Abb. 268 aufs nächste an die nordische Ramlofstube, und doch wird die Ähnlichkeit kaum höher als eine zufällige Analogie eingeschätzt werden können.



Abb. 267. Bürgerhaus in Eisenbrod.



Abb. 268. Bürgerhaus in Eisenbrod.

IV. Der Backsteinbau.

F. Adler, Die ma. Backsteinbauten d. preuß. Staates. 2 Bde. Berl. 1862—98. — C. Steinbrecht, Die Baukunst des deutsch. Ritterordens in Preußen. I. Thorn im Ma. Berl. 1885. — A. Essenwein, Norddeutschlands Backsteinbau im Ma. Karlsruhe 1856. — H. Lutsch, Backsteinbauten Mittelpommerns. Berl. 1891. — Th. Rogge, Rostocks Profanbau im Ma. Zs. f. b. K. XXII. 260.

Der ma. Profanbau im Backsteingebiet hat sich im engsten Anschluß an den kirchlichen Stil entwickelt und diesem seine wirkungsvollsten Motive entnommen. Oder vielmehr die Einheit des Backsteinstils ist so vollkommen, daß kirchliche und profane Formen nicht gegensätzlich gefühlt und entwickelt werden, wie ja auch

festungsartige Zinnen und Turmkrönungen im Kirchenbau ganz geläufig sind. Der Aufriß der Fassaden verleugnet demnach nie den großen, im einzelnen wohlgegliederten Zug der Vorbilder und alle Details konnten fertig herübergenommen werden. Immerhin hat man Anläufe zu eigenartigen Profanformen, namentlich in der Fensterarchitektur, zu verzeichnen.

Als Ausgangspunkt darf man die Kirchenfassaden der so einflußreichen, formbildenden Zisterzienser nehmen, unter denen Chorin voransteht. An dem Tor dieses Klosters (Abb. 269) finden wir schon den Giebel in eine mächtige Verkleidungswand umgearbeitet, durch Blendnischen und Schablonfriese belebt und durch den Wechsel von Pfeilertürmchen mit Giebelchen abgeschlossen. Das sinddie Elemente, mit denen die Zukunft arbeitet, nur daß die Pfeilerchen bald tiefer

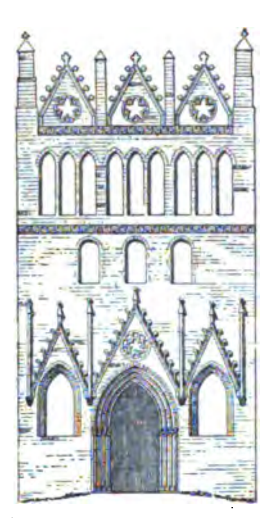



Abb. 269. Tor am Kloster Chorin.

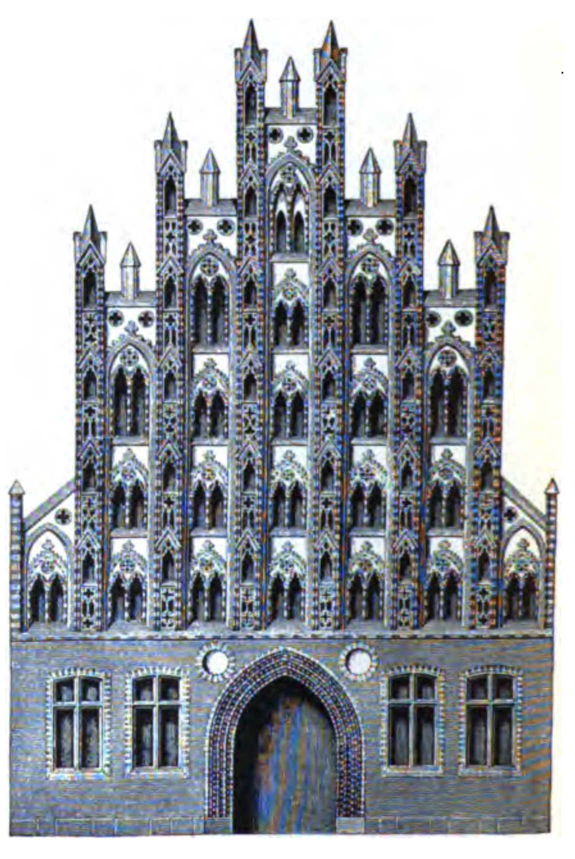


Abb. 270. Haus in Greifswald.

hinabgeführt werden und die seitliche Einfassung wie die weitere senkrechte Gliederung nach Fensterachsen übernehmen. Sehr bezeichnend dafür ist das Rathaus zu Bremen. Hier wurde der alte Bau 1315 an beiden Seiten durch eine Schildmauer mit riesigen Maßwerkblenden und Ecktürmchen verkleidet, welche die Dächer des Innenbaues weit übersteigt. Die schlicht bürgerliche Fassade sehen wir am Rathaus in Hannover, zwei Reihen von Fenstern, die in Nischen gruppiert sind; das Dach schmücken drei Ziergiebelchen. Als Geschoßteilung fungiert ein breiter Maßwerkfries. So bleibt der Unterbau vielfach, nur daß Lisenen die Fensterachsen besser scheiden. Darauf wird nun bei den Prunkfassaden die glänzende Scheinarchitektur aufgepflanzt, völlig ausgereift schon am Rathaus zu Stralsund von 1316, wo vor den drei Querdächern eine sechsteilige Giebelwand mit drei Reihen ge-

kuppelter Fenster steht, als Abschluß in jedem Giebel eine Kreisblende. Man denke sich die Kölner Arkadenfenster (S. 224) in den Rahmen eines großen, gotischen Maßwerkfensters versetzt und von Lisenentürmchen eingefaßt, so hat man einen vollen Begriff des Systems. Die Einfassung aller Öffnungen durch fein profilierte Formsteine, der Wechsel roter und buntglasierter Steine und die weißgeputzten Blenden kommen hinzu, um den Bauten einen Farben- und Formenreichtum zu verschaffen, dessen der Haustein nicht fähig ist (Abb. 270). Die Verzierlichung wurde dadurch



Abb. 271. Rathaus zu Königsberg i. d. Neumark.
Nach einer Aufnahme der kgl. preuß. Meßbildanstalt.

gehoben, daß man auch Fialen, Kreuz- und Kantenblumen in Formsteinen herzustellen vermochte und ein vorzügliches Flächenornament im Gitterfries (seit Mitte 14. Jh.) gewann. Die Anregung hierzu gaben ohne Zweifel gemusterte Fußbodenfliese, denn wir finden anfänglich noch romanisch angehauchte Pflanzenmuster, die durch »Multiplikation« entstanden, dann allgemein Maßwerke, gereihte Drei- oder Vierpässe, Andreaskreuze usw., die sich auch zur Füllung von Fensterrosen gut verwenden ließen.

Die Aufteilung einer Fassade mit diesen Hilfsmitteln vergegenwärtigt das Rathaus zu Königsberg in der Neumark (14. Jh., Abb. 271). Die beiden Unter-

geschosse, durch Wasserschläge abgeschlossen, sind durch die starken Strebetürmchen in drei Achsen gegliedert. Im Giebel verdoppelt sich die Gliederung durch Rechteckpfeilerchen, um die Aufstaffelung organisch durchführen zu können, und die Felder sind nochmals durch Pfosten unterteilt, mit Blendmaßwerken gefüllt und mit krabbenbesetzten Giebelchen abgeschlossen. Sehr bescheiden lugen aus dieser mächtigen Scheinarchitektur die kleinen Öffnungen, die zur Erhellung des Dachbodens wirklich nötig sind. Eine ganz ähnliche Tendenz fanden wir in Köln



Abb. 272. Rathaus in Tangermünde.
Nach einer Aufnahme der kgl. preuß. Meßbildanstalt.

am Overstolzenhaus. Die höchste Zierlichkeit entfaltet die Gruppe, welche von St. Katharinen in Brandenburg abhängig ist wie das Rathaus in Tangermünde (Abb. 272). Die breiten Gitterfriese und die prachtvollen Fensterrosen im Verein mit der wohllautenden senkrechten Gliederung und Aufgipfelung erheben den Giebel zu einem Kunstwerk ersten Ranges.

Natürlich steht diesen Prunkstücken eine große Masse bescheidener Häuser gegenüber, bei denen alle Reduktionen bis zu den einfachsten Fensterreihen, Simsen und Rundlisenen auftreten, und deren Dachkrönung aus einem mäßigen Zinnenkranz besteht. Weitere Varianten sind an den Toren und Türmen (s. o. S. 119) vertreten.

In der Spätgotik flaut die kräftige Gliederung überall entschieden ab. Die Giebel werden mit einem etwas öden Netz von Stäben und Kielbogen oder sonstigen Maßwerkformen überzogen (Rathaus in Stargard, in Jüterbog, Salzwedel) oder wie im Hausteingebiet geradlinig durch Lisenen und Simse in Fächer abgeteilt, die Treppen und Zinnen abgerundet oder aufgegeben. Vollends die Renaissance wußte mit dem dankbaren Material wenig mehr anzufangen. Wo nicht völlige Verputzung eintrat, bestritt man den Dekor durch Hausteinbänder oder Einfassungen von Stuck.



Abb. 273. Das Frauenhaus in Straßburg.

V. Der Hausteinbau.

a) Die Renaissance. W. LÜBKE, Gesch. d. Ren. in Deutschland. 2. Bd. 2. A. Stuttg. 1882. — RASCHDORFF, Bauk. d. Ren. Berl. 1880—81. — G. v. BEZOLD, Die Bauk. d. Ren. i. Deutschl. Stuttg. 1899. — ORTWEIN, Deutsche Ren. Lpz. 1871—75 und N. F. v. SCHEFFERS, Lpz. 1876—88. Kl. Ausg. 3. A. Lpz. 1902. — K. E. O. FRITSCH, Denkm. deutsch. Ren. 4 Bd. Berl. 1880—89. — J. GROESCHEL, D. ersten Ren.-Bauten in Deutschl. Rep. f. Kw. XI u. XIII. — LAMBERT u. STAHL, Motive d. deutsch. Archit. d. 16. bis 18. Jh. Text von BERLEPSCH. — G. SCHNEELI, Ren. i. d. Schweiz. Münch. 1896. — SCHAUENBURG, 100 Jahre oldenb. Kunstgesch. 1575—1667. — HACH, Die Anfänge der Ren. in Lübeck. 1889. — A. HAUPT, Backsteinbauten d. Ren. in Norddeutschl. Frankf. a. M. — SCHAUMANN, Zwei Bauw. d. fläm. Frühren. i. Lübeck. Dpfl. V, 73. — STATSMANN, Z. Gesch. d. d. Frühren. in Straßb. St. 1906.

b) Barock u. Rokoko. R. DOHME, Studien zur Architekturgesch. d. 17. u. 18. Jh. Zs. bild. K. 1878. — SCHUMANN, Barock u. Rokoko. Lpz. 1885. — BAUMANN u. BRESSLER,

Barock. Wien 1885. — B. RIEHL, Studien über Barock u. Rokoko. Zs. bayr. Kunstgew.-Ver. 1888. — C. GURLITT, Gesch. d. Barockstils u. d. Rokoko in Deutschl. Stuttg. 1889. — G. EBE, D. deutsche Cicerone II. Lpz. 1898. — J. HOFMANN, Die Barocke in Nordwestböhmen. Karlsbad 1897—98. — STAMMINGER, Würzburger Kunstleben im 18. Jh. Arch. hist. Ver. Unterfranken 1892. — KICK u. PFEIFFER, Barock, Rokoko etc. aus Schwaben u. d. Schweiz. Stuttg. 1903. — G. NIEMANN, Wiener Barockbauten. 1879. — LAMBERT u. STAHL, Architektur v. 1750—1850. Berl. 1903.

1. Die Renaissance.

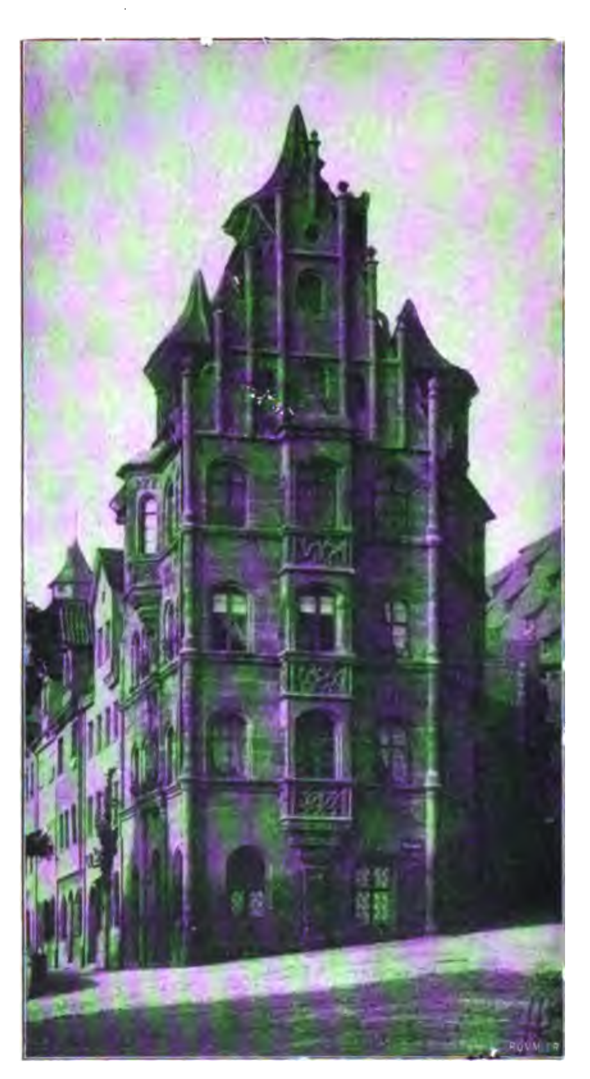


Abb. 274. Das Toplerhaus in Nürnberg.
Phot. von F. Schmidt.

Im Verhältnis zu den glänzenden Leistungen der Holz- und Backsteinbaukunst steht die bürgerliche Gotik des Hausteins sehr zurück. Wir haben schon oben den Charakter des gotischen Steinhauses (S. 227) bezeichnet. Und den Faden der Erörterung aufnehmend dürfen wir sagen, daß am Ausgang der Epoche das Interesse an der einheitlich und großzügig gegliederten Fassade vollends erschlaffte. Daß hierfür der Stil als solcher nicht verantwortlich zu machen ist, haben wir öfter betont, der Backsteinstil — und die Neubelebung der Profangotik im 19. Jh. — bringen den Erweis des Gegenteils; einige rühmliche Ausnahmen werden wir noch bei Rathäusern kennen lernen. Genug, das typische Steinhaus der ausgehenden Gotik ist überall kasernenmäßig einfach. Mit schlichten, gepaarten Rechteckfenstern und hohem Staffelgiebel steht es ganz abseits vom Weg der hohen Kunst. Nur durch die kleinen Reizmittel von hübschen Portalen, Erkern und Giebelchen mit etwas Blendmaßwerk vermag es hin und wieder das Gefühl der Öde und Armut zu beseitigen.

Die Renaissance fand also eine große, ungelöste Aufgabe vor, der sie nach schwerem Kampfe nur mit bescheidenem Erfolge genügte. Zunächst fehlt dem biederen Hausbesitzer völlig das Bedürfnis, den unregelmäßigen, leicht veränderlichen inneren Organismus seines Heims durch eine wohlabgemessene Fassade

zu decken, welche große Säle, regelmäßige Fensterachsen, gleiche Geschoßhöhen vortäuschen könnte. Diese Apathie ist so stark, daß bei weitem die große Masse der Bauten ruhig bei dem nüchternen Schema der glatten Wand verbleibt. Wenn es hoch kommt, werden einige Fenstergesimse gezogen, die Staffelgiebel mit Voluten abgerundet, die Giebel durch Lisenen frei nach Belieben gegliedert. So das Frauenhaus in Straßburg (Abb. 273), wo zu dem älteren Giebelhaus von 1347 der Treppenturm, das Hinterhaus, die Hofmauer mit dem Portal und der Westflügel 1579—85 errichtet wurden. Aus dem Aspekt würde man kaum vermuten, daß gegen dritthalb Jahrhunderte die beiden Flügel trennen. — Ebensowenig würde man glauben, daß das Toplerhaus in Nürnberg (Abb. 274) mit dem primitiven Rahmen von Rundlisenen und Fenstersimsen erst 1590—97 erbaut ist. Andererseits kam die Renaissance nicht als eine neue Konstruktion über die Alpen, sondern als eine Schule neuer und gefälliger Details und Zierformen. Das Wesen des italienischen Palaststils auf deutsche Verhältnisse zu übertragen, wäre den Architekten auch bei besserer Kenntnis unmöglich gewesen. Hier mußten erst die Wohnbedürfnisse gehoben und verfeinert, das niedrige deutsche Zimmer erhöht, die winkligen Treppen und Gänge beseitigt, kurz eine völlige Umgestaltung von innen heraus durchgeführt werden. Ehe sich diese durchsetzte, beutete man den neuen Stil nach neuen Motiven kräftig aus. Die Lust an schmucken Portalen, Erkern, Giebeln steigerte sich (Abb. 275). Diese »Drücker« werden auch älteren Häusern gern vorgebaut oder angeklebt. So ist es erklärlich, daß die Äußerungen

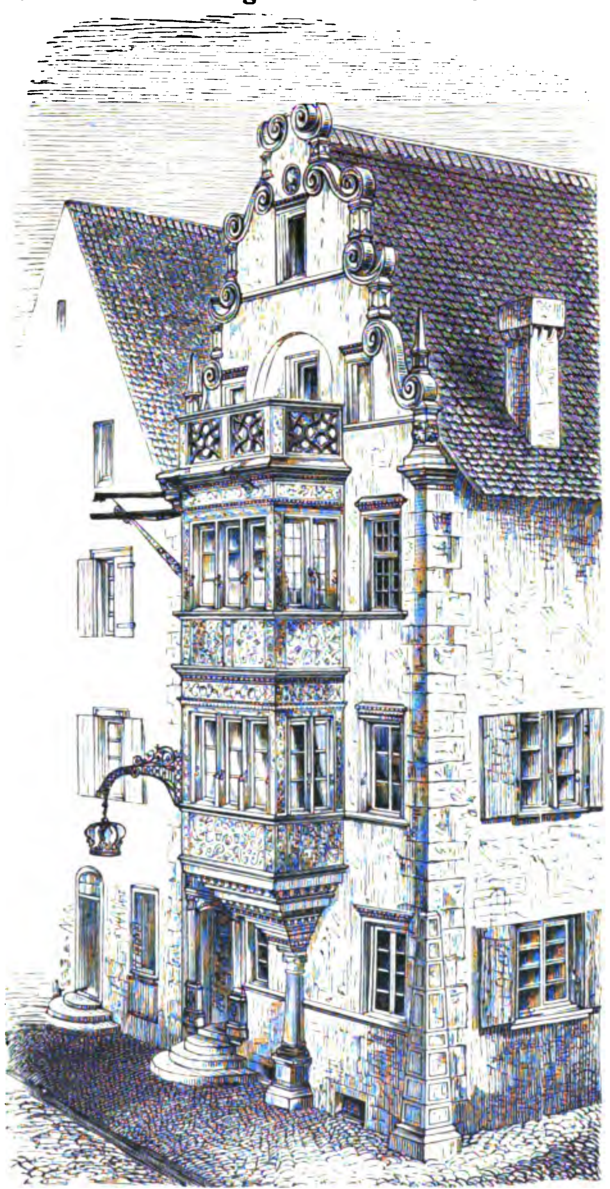


Abb. 275. Gasthaus zur Krone in Ensisheim.

der Renaissance, auch wo einmal eine Fassadengliederung versucht wird, den Charakter des Zufälligen, Angeblendeten, Dekoration ohne konstruktiven Hintergrund, nicht verleugnen. Es kommt hinzu, daß die neuen Formen nicht durch Architekten, sondern durch Maler, Kupferstecher, Tischler und Kleinkünstler vermittelt wurden. Auf diesem Umweg ging ihnen sehr viel von ihrer ursprünglichen monumentalen Fassung verloren, die Maße und Proportionen wurden gestört, das Verhältnis der Funktionsglieder zu den Schmuckformen verschoben, der fehlerhafte Aufriß durch die zierlichste Dekoration verdeckt. So wandern die Formen der Metalltechniken,

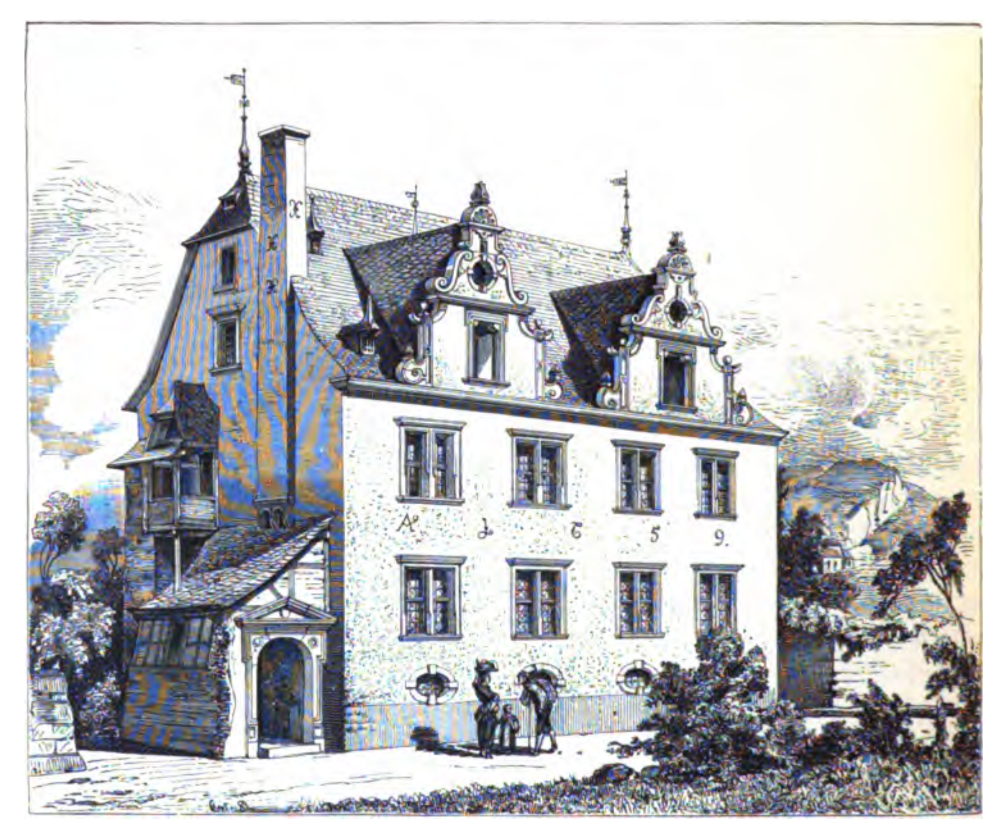


Abb. 276. Haus in Bruttig.

der Möbel, der Buchtitel, der Keramik unbesehen in die Baukunst hinüber, manchmal zu ganz abenteuerlichen Mischformen führend, deren Unterton durch das Fortleben der Gotik gebildet wird.

Und doch beruht gerade auf dem künstlerischen Unvermögen die Hauptanziehungskraft der Werke »deutscher Renaissance«. Mag man den einzelnen Schöpfungen hundert Fehler nachweisen, so fesselt doch immer wieder die dreiste Unbefangenheit, der Sinn für das malerisch Wirksame, die querköpfige Abneigung gegen Symmetrie und Schablone. Man wird dessen erst inne, wenn man die wenigen streng schulmäßigen Monumente dagegen hält, die bei systematischer Betrachtung immer im Vordergrund stehen werden.

2. Die Blütezeit des Bürgerhauses fällt in die zweite Hälfte des 16. Jh. und währt bis gegen 1620. Wie beim Holzbau gehen auch hier Nord- und Süddeutschland verschiedene Wege. In Süddeutschland überwiegt der Einfluß der Italiener, ihrer Schüler und Nachtreter und der in Italien selbst gebildeten Meister, so auch in Schlesien, im Norden dringt die Renaissance von den Niederlanden aus in eigenartiger Fassung vor. Von einer genetischen Entwickelung ist überall wenig zu spüren. Je nach dem Wirkungskreis begabter Meister, ihrer Quellen und Vorbilder löst sich das Ganze in kleine Gruppen, die ihre Mittelpunkte mehr in den Schloßbauten jener Zeit haben.

a) Im süddeutschen Kunstgebiet dürfen wir Nürnberg voranstellen. Hier lebte der erste, gründliche Kenner der oberitalienischen Renaissance, Peter Flötner (gest. 1546), der Schöpfer des Mainzer Marktbrunnens (1526), der Ottheinrichsfassade in Heidelberg, der Zeichner des Riviusschen Vitruv (1548), der in Nürnberg selbst das erste Bauwerk des neuen Stils schuf, den Hirschvogelsaal 1534 (Abb. 277). In dem einfach großen Entwurf ist jeder Hauch der Gotik abgestreift. Die Horizontale bestimmt den Eindruck, der breite Fries, der die Geschosse trennt, der mächtige Dachsims, der den Bau wuchtig abschließt und meisterhaft den Überhang des Ziegeldaches durch einen Konsolfries mit auflagerndem Gebälk vermittelt. Eine Fassade ohne all das spätere Requisit der Säulenordnungen. Die Fenster unten ganz schlicht, oben gekuppelt wie in der Frühgotik. Man meint eine Weiterbildung der Wartburgfassade zu sehen, obwohl Flötner die Motive in Ferrara, Bologna, Modena gesammelt hat. Hier war ein Weg gezeigt, selbst für das kleine Bürgerhaus gangbar. Aber er ist nicht verfolgt worden, am wenigsten in Nürnberg. Hier hält sich vielmehr die Gotik mit erstaunlicher Zähigkeit, ihre Maßwerkfüllungen werden noch Anfang 17. Jh. an den Brüstungen der Höfe und Erker gepflegt. Den unklaren, zusammengestoppelten Aufriß erkennt man an Abb. 274. Ein spätes, schulmäßiges Beispiel mit vollem Apparat haben wir am Pellerhaus 1605 von Jacob Wolf d. Ä. (Abb. 278); die aufsteigende Verfeinerung der Glieder, das Axiom der »Proportionen«, ist mit Nachdruck verkörpert: unten Rustika, dann als Stützen des breiten Gebälks dorische, jonische, toskanische Pilaster, im Giebel endlich Hermen und zuletzt Karyatiden. Die senkrechten Glieder laufen in Pyramiden aus, in denen die zackige Silhouette der Fialen wieder auflebt. Der jüngere Jakob

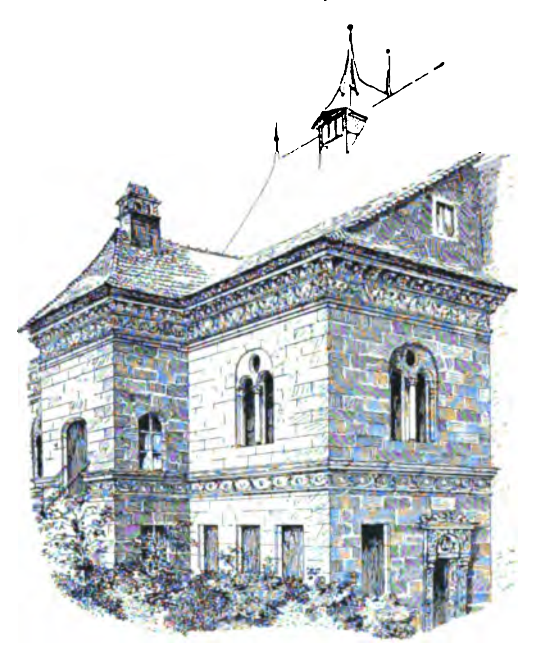


Abb. 277. Hirschvogelsaal in Nürnberg.

Wolf hat den italienischen Palaststil am Rathausneubau 1616—22 eingeführt, lebhafter an der großen Hofseite, als an der trockenen Fassade.

Die Augsburger Häuser, selbst die der Fugger und Welser eingerechnet, sind im 16. Jh. schlicht, unsymmetrisch mit Portalen und Giebeln besetzt, ihr Reiz bestand in der einzigartigen Fassadenmalerei. Das offizielle Gepräge erhielt die Stadt dann durch Elias Holl 1573—1646, der das Gießhaus 1602, das Zeughaus

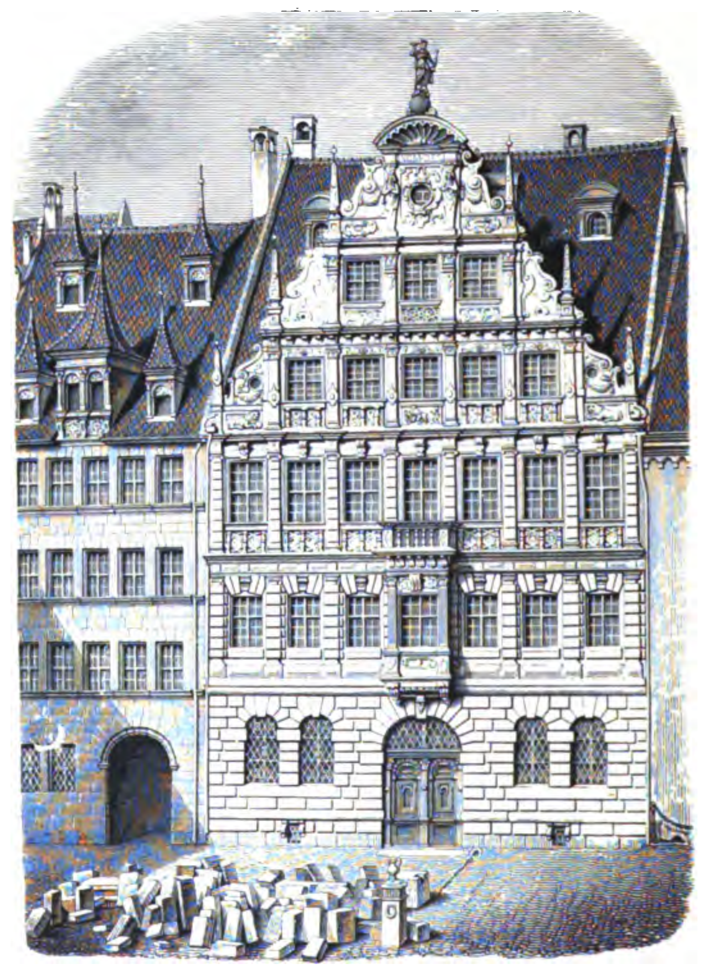


Abb. 278. Pellerhaus in Nürnberg.

1607, die Metzig 1609, das Rathaus 1615—20, eine Reihe Privathäuser und Tore baute, zuerst in den Bahnen Palladios, dann immer ernster, einfacher werdend. Die malerischen Mischformen beherrschen auch die öffentlichen Gebäude Rothenburgs, das Rathaus 1572, das Gymnasium und das Spital 1591, und eine liebenswürdige, aller Schulweisheit fremde Fassade trägt das Haus an der Schmied 1596, das Portal an der Seite, die Fenster durch Hermen getrennt, welche ein höchst überflüssiges Gebälk tragen, die Giebelstaffeln mit langgeschwänzten Delphinen gefüllt. Diese Bewegungsfreiheit ist erquickend. Wir finden sie auch im

ganzen Elsaß, vorab in Straßburg, wo die Mischung von Gotik und Renaissance, von Holz- und Steinbau reizende Bilder ergibt (Abb. 279) und die Pflege der Giebel, Erker, Lauben und malerischen Höfe wie in Nürnberg Wurzel geschlagen hat. Das höhere Streben bezeugt auch hier das Rathaus (jetzt Börse), 1583—85 nach Zeichnungen Dieterleins erbaut, dem man nach seiner phantastischen »Architektura« (1591) diese großzügige und doch so feingliedrige Fassade nicht zutrauen würde (Abb. 280). — In Basel finden wir verhältnismäßig früh ein Schulbeispiel der »Ordnungen«, das Geltenzunfthaus von 1578, im Erdgeschoß rundbogige Fensterarkaden mit dorischen, darüber zwei Geschosse mit jonischen resp. korinthischen Säulen. Ähnlich, doch trockener und leichter der Spießhof Anfang 17. Jh. Den vollen Gegensatz hierzu bilden die Rat- und Bürgerhäuser der kleinen elsässischen Reichsstädte, Mühlhausen, Kolmar, Schlettstadt, Molsheim, Oberehnsheim, wo die unbefangene Steinmetzkunst frei und launisch waltet. Die Fassade des Kopfhauses in Kolmar von 1609 mit der förmlich gesuchten Unsymmetrie der Öffnungen und dem ausbündig zierlichen Erker mag als Typus dieser frischen, formreichen und immer malerisch wirksamen Kunst gelten. Ähnlichen Charakter trägt noch 1620 der Seidenhof in Zürich.

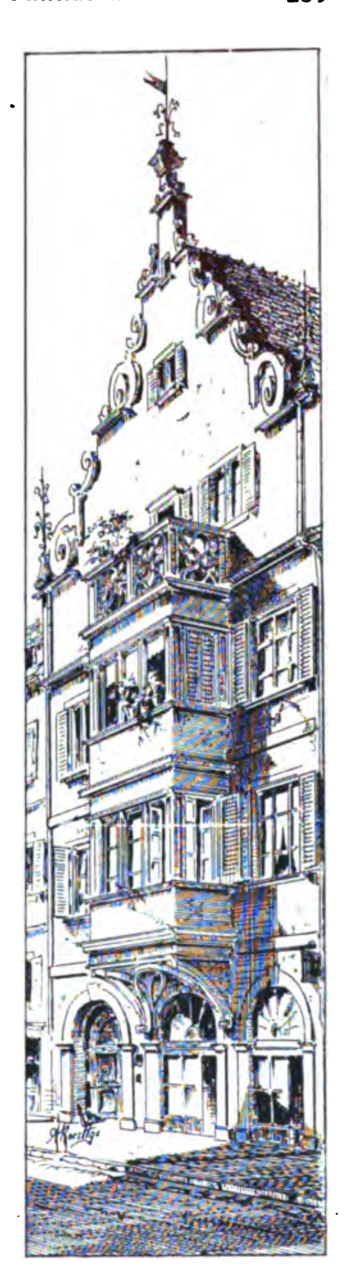


Abb. 279. Haus Langestr. 101 in Straßburg.

In Mitteldeutschland bildet die sächsische Schule ein geschlossenes Gebiet, wesentlich durch Schloßbauten repräsentiert. Hier ist schon gegen 1540 die Gliederung durch Pilaster und Simse und das zierliche Flachornament mit den Urnenbäumchen der Buchtitel und den Rankengewinden der Tonfriese geläufig. Das klassische Beispiel ist das Rathaus in Görlitz, 1557 von Wendel Roßkopf mit der einzigartigen Treppe; weiter entwickelt im selben Geist das Haus Neißestraße von 1570, ein Prunkstück seltenster Art, bei dem die Fensterbrüstungen mit Reliefszenen aus der biblischen Geschichte und das Zwischengeschoß neben der Torhalle, doch recht nahe an die sächsischen Holzhäuser erinnern. In Thüringen hat sich Nic. Grohmann frei, heiter, nürnbergerisch ausgewirkt, dessen Art am treffendsten durch das Rathaus in Altenburg 1562—64 charakterisiert wird. Die malerisch gruppierende Art vertritt sodann das Haus zum Stockfisch in Erfurt 1607 mit reizenden Portalen und Erkern, und die Universität in Helmstädt 1593—1612 von

Paul Francke mit ihren reichen Giebeln. Überhaupt sind die Städte der Wettiner, Leipzig, Merseburg, Halle, Naumburg, Saalfeld, Gotha usw. nicht arm an Häusern, die im Aufriß ganz bescheiden durch ein glänzendes Portal, einen reichen Erker oder einen bevorzugten Giebel ihr bedeutendes Gepräge erhalten.

b) In Norddeutschland steht die Architektur überwiegend unter dem Einfluß der Niederlande. Und zwar ist dieses Verhältnis innerlicher, intimer als das oberdeutsche zu Italien. Das stamm- und glaubensverwandte Holland mit der glänzenden Blüte seiner Kunst und Wissenschaft kam mehr und mehr als Bildungs-



Abb. 280. Hotel du Commerce (1583—1585 als Rathaus erbaut).

stätte der vornehmen Gesellschaft zur Geltung [1]). Selbst das Wohnbedürfnis wurde von dort aus umgestaltet. Man lernte dort das hohe, helle Zimmer mit den dichgereihten Fenstern schätzen. Das drang von den Seestädten aus durch die Kaufmannswelt langsam im Binnenlande vor; noch im 18. Jh. galt »die holländische Stube« als ein Luxus der Reichen. Aber das niedrige deutsche Zimmer mußte ihr weichen, zuletzt mit Hilfe der Baupolizei. Sonst ist der Außenbau meist knapp, die Gliederung auf Fenstersimse, der Schmuck auf den Staffelgiebel mit Obelisken und Kugeln oder Bänderumrahmung in Volutenform beschränkt. Den holländischen Typ in voller Reinheit stellt die Schütting in Bremen 1538 und das Rathaus in

1) MÜHLKE, Streifzüge durch Altholland. Dpfl. VI, 29 ff.

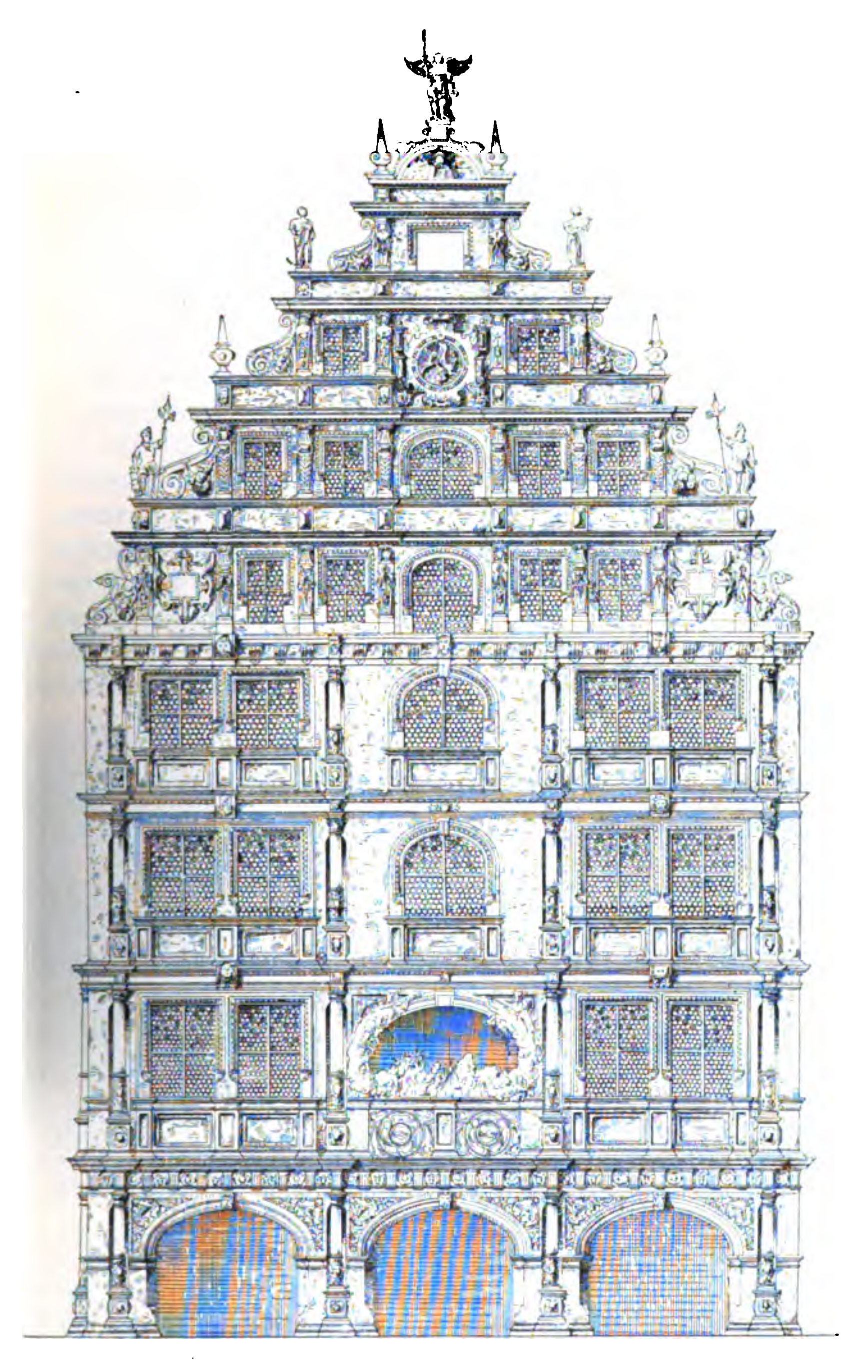


Abb. 281. Gewandhaus in Braunschweig.

Emden 1573 dar. Lebhafter wird der Aufriß, wenn die Fenster durch Pilaster oder Halbsäulen getrennt, die Friese durch breite Bandstreifen aus Haustein oder Putz ersetzt werden. Auffällig ist das Fehlen des vegetabilen Ornaments. Man bevorzugt das geometrische, die Beschlägmuster, Kartuschen usw., verziert auch

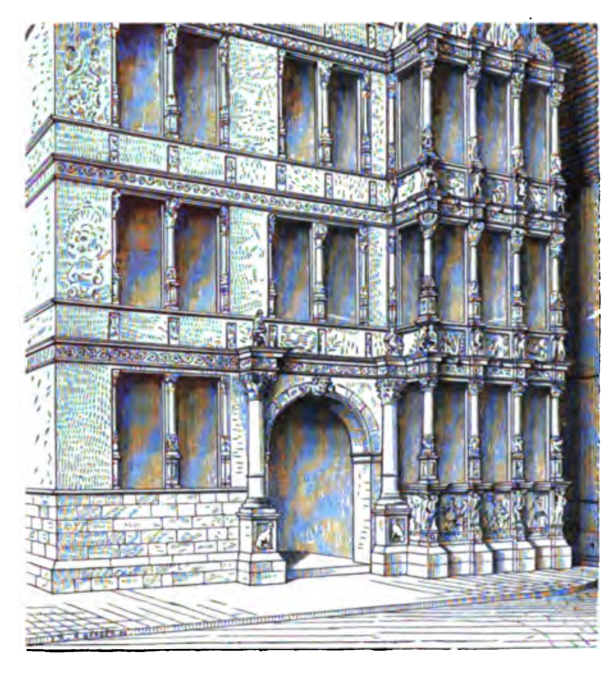


Abb. 282. Leibnitzhaus in Hannover.

ganze Quaderreihen mit Kerbschnittmustern, bezeichnend dafür sind die Bauten Hamelns (Rattenfängerhaus 1602, Hochzeitshaus). Einige Prunkstücke heben sich bedeutend aus der Masse. Das Gewandhaus in Braunschweig 1590 (Abb. 281) zeigt vier Geschosse durch Balustersäulen in drei Achsen zerlegt, darin niedrige gepaarte Rechteckfenster, im Giebel noch drei gedrückte Geschosse. Hier ist offenbar die Fassade des Holzhauses bestimmend gewesen. Für Hannover ist das Leibnitzhaus (Abb. 282) bezeichnend (1652); die Geschoßteilung des hohen Giebelhauses ist kräftiger betont, die Vertikale nur durch zierliche Fenstersäulchen.



Abb. 283. Kaiserhaus in Hildesheim.

Aller Glanz ist auf den bodenständigen, dreistockigen Erker gehäuft, dessen Brüstungsfelder den reichsten Bildschmuck tragen. Ein merkwürdiges Hochparterre zeigt das Kaiserhaus in Hildesheim von 1543, der Sockel ganz aus ornamentierten Quadern, die Fensterreihe in eine klassische Arkatur mit schönem Gebälkfries gefaßt, zwischen den Fenstern die Statuen der Kaiser, dazu ein vorgekragter Erker mit reicher Brüstung und Hermensäulchen: dieser Aufwand würde genügen, eine große Fassade noch reichlich zu schmücken (Abb. 283).

Von den Hansastädten beharrt Lübeck bei der überkommenen Backsteinfassade, welcher nur durch prachtvolle Sandsteinportale ein zeitgemäßer Schmuck gegeben wird. In Hamburg ist erst das holländische Barock reichlicher vertreten (s. o. S. 210). Eine schulmäßige Fassade mit dorischen, jonischen, korinthischen, kannelierten Pilastern und volltönendem Giebel zeigte das Haus zum Kranz, worin die breiten, niedrigen Fenster etwas nüchtern lassen[1]). In Bremen wird die holländische (Ziegel)fassade bald sehr reich mit Hausteingliedern verkleidet. (Stadtwage 1587, Kornhaus 1591). Hier kommt auch der an der Küste fremde Erker vor. Das Kleinod der Stadt ist das Rathaus, im Kern gotisch (1405—10), 1612 durch Lüder v. Bentheim umgebaut, der an der Fassade eine offene Arkadenhalle mit Balkon, darauf in der Mitte einen fensterreichen Risaliterker mit überaus zierlichem Giebel und als Dachsims eine Dockenbalustrade anlegte. Durch die Reinheit der Verhältnisse, die Fülle und Vollendung des plastischen Ornaments der weitaus schönste Profanbau des deutschen Bürgertums.



Abb. 284. Das Baumsche Haus in Danzig.
Nach einer Photographie von R. Th. Kuhn.

Am entschiedensten ist die Renaissance aber in Danzig zum Durchbruch gekommen. Hier bestimmt sie wenigstens einmal ein Straßenbild vollkommen, die Langgasse und den anschließenden Langenmarkt. Holländische und italienische

1) E. MEYER, Das Eimbecksche Haus in Hamburg. 1868.

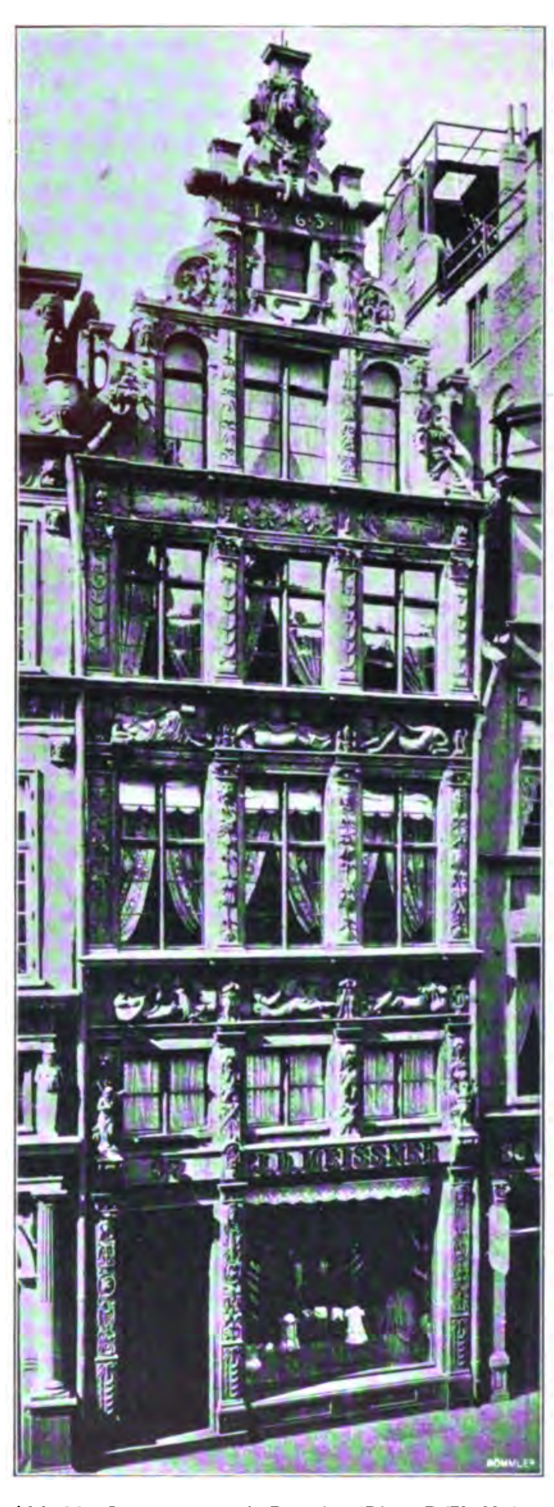


Abb. 285. Langgasse 37 in Danzig. (Phot. R. Th. Kuhn.)

Bilder stehen oft dicht nebeneinander, letztere nicht über Land, sondern über Meer durch den direkten, freundschaftlichen Seeverkehr mit Venedig vermittelt, der gerade in der entscheidenden Zeit besonders lebhaft war. Die Formensprache ist reiner und wohllautender als in irgend einer anderen deutschen Stadt; mit Recht spricht man vom »nordischen Venedig«. Die Häuser haben nur geringe Breite, drei Fensterachsen (vergl. oben S. 211). Um so besser kommt die Höhenentwickelung zur Geltung. Das strengste Beispiel ist das Baumsche Haus Langgasse 45 (Abb. 284), bei dem kannelierte Pilaster einen Metopenfries tragen, viermal gleichförmig übereinander, Giebel und Dacherker mit olympischen Figuren geschmückt. Eine ziemlich treue Wiederholung bildet das sogenannte Löwenschloß (35) und das stattliche »englische Haus« von doppelter Breite, bei dem die Pilaster durch fünf Geschosse wie auch die Hermen im Giebel gepaart sind. Bei gleichem Aufriß wirkt doch viel heiterer und leichter die Fassade Langgasse 37 von 1563 (Abb. 285). Hier sind die Pilaster mit Masken, Fruchtgehängen, Schuppen und Trophäen überkleidet, die Brüstungsfelder mit Figuren großen Maßstabes gefüllt. Die drei schulmäßigen »Ordnungen« finden wir dann am (Speimann-) Steffenschen Haus von 1609 (Abb. 286), dessen plastischer Schmuck feiner, zurückhaltender ist und das architektonische Feingefühl des Meisters Hans Voigt in helles Licht setzt. Man kann die Sage verstehen, daß »die ganze Fassade zu Schiff

von Italien eingeführt sei«. Fremdartig berührt wenigstens der gerade Abschluß durch die Dockenbalustrade vor dem abgewalmten Dache. — Die holländische Manier des Ziegelbaues mit Quadereinfassung vertritt das »grüne Tor« von 1563 und neben einer Reihe Privathäuser am glänzendsten das Zeughaus von 1605, durch Anthony von Obbergen erbaut.

3. Die Einzelglieder der neuen Baukunst kann man nicht verstehen, wenn man nicht einen Blick auf die heißen, theoretischen Bemühungen der Renaissancemeister wirft, wie sie in den zahlreichen »Perspektiven, Proportionen und Architekturen« seit Dürer niedergelegt sind. Das Interesse dreht sich fast ausschließlich um die Kenntnis und mechanische Aufreißung »der funff Seulen nach der Lehre Vitruvii«. Aus einer Maßeinheit, der mittleren Dicke des Schaftes, suchte man die Höhe und das Verhältnis der zugehörigen Gebälke und Sockel festzustellen. Folgen wir hierbei dem witzigsten und erfindungsreichsten der Theoretiker, Wendel Dieterlein, der die Ordnungen so bestimmt:

1. Die Tuskana, von Tusko, dem Vater der Deutschen erfunden, ›ein baur zu grober und starker Arbeit geschickt‹ mit einer derben Schwellung des Schaftes (Entasis) und grobem Kapitäl, hat das Verhältnis 1:7, nämlich Postament $1\frac{1}{2}$, Schaft 4, Gebälk $1\frac{1}{2}$ Einheiten. 2. Die Dorika (1:8) ist ein tapferer Held, von den ratlosen Bauleuten des Apollotempels in Caria mit Hülfe der Fußlänge erfunden. Das Kapitäl ist ein Pfühl mit Eierstab, die Basis der attischen ähnlich. 3. Die Jonica (1:9), eine tapfere Frau mit aufgeschlagenen



Abb. 286. Steffensches Haus in Danzig.

Zöpfen, von Athene selbst nach den Proportionen ihres Leibes erfunden, mit zwei Schneckenwindungen und einem Fruchtgehänge am Kapitäl, Encarpis oder Festinen am Gebälk, die Basis zierlich in Plättchen und Kehlen gegliedert. 4. Die Corinthia (1 : 9¹/₂), »ein zartes Jungfräulein«, von Callimachus gefunden, als er beim Bau eines Jungfrauengrabes ein mit breitem Stein bedecktes Körbchen »von einer Wurz Achanti umwachsen sah«. Das Kapitäl hat zwei Reihen stehender Akanthusblätter und Fruchtstengel, welche die Ecken unterstützen. 5. Die Composita (1 : 10¹/₂), dem Vitruv noch unbekannt, aus den beiden vorhergehenden gezogen, indem auf die Akanthusreihe die Voluten des jonischen Kapitäls gelegt werden, »trifft an hohen Werken für«, das heißt, wird als die leichteste immer zu oberst angewandt. Denn darin gipfelt die Schulweisheit, daß eine Fassade in fünf Geschossen etwa nach dem Vorbild des Kolosseums in Rom, die fünf Ordnungen aufsteigend von den schweren zu den leichteren vereinige. Es ist mir kein Bau in Deutschland bekannt, der dies höchste Ziel erreicht, wohl aber zahlreiche, die im Giebel die höhere Zierlichkeit in Hermen und Karyatiden zu verwirklichen suchen (Abb. 287). Diese Gebilde werden ganz nach den Proportionen der Säulen entworfen, in der einfachsten Form ein nach unten verjüngter Pilaster, in reicherer Fassung ein Männer-, Frauen- oder Tierleib, der nach unten in Faltenwürfe und Fruchtgehänge übergeht. — Man wird aus diesen Theorien und noch mehr aus den Denkmälern leicht ersehen, daß Vitruv und die Antike nur ein Aushängeschild waren, und daß die »Ordnungen« nur eine entfernte Ähnlichkeit mit den antiken Vorbildern haben. Uneingedenk aller anderen Mißverständnisse ist der Irrtum durchgehend, daß die Säule auf einem »Postament« stehen müsse und der Schaft nach Belieben, mit oder ohne Kanellüren, Schwellung und Ablauf behandelt werden könne. Ja man pflegt mit besonderer Vorliebe eine ganz unantike Form, die Balustersäule, bei welcher das untere Drittel mit Beschlägen, Rollwerk, Trophäen und Masken in Flachstil umgürtet ist. Trotz alledem ist für den deutschen Schönheitssinn die dreiste Naivetät, mit der man die fremde Formenwelt aufgriff und eindeutschte, hundertmal erquickender als die gelehrte Formstrenge der Klassizisten.



Abb. 287. Hermen mit Gebälk an einem Haus in Danzig

4. Das Ornament der Renaissance bot nach allen Seiten eine willkommene Bereicherung nach der Dürre und Verarmung der Maßwerke und Kohlblätter, die der späten Gotik aus einer glänzenden Vergangenheit geblieben waren. Jetzt boten die Kleinmeister, voran Peter Flötner eine Fülle neuer Motive, welche den Schein

höchsten Reichtums mit geschmackvoller Ordnung und leichter Handhabung verbanden[1]. Denn alles war für den Handwerker gebrauchsfertig, die Naturformen so weit stilisiert, daß sie einmal gelernt in hundertfacher Wiederholung gefällig wirkten. Vor allem neu und anziehend war das Flachornament, womit die Tür- und Fensterrahmen, Pilaster, Gebälke, Zwickel usw. überzogen wurden.

a) Die Grundform des naturalistischen Ornaments bildet die freie Blattranke, regelmäßig auf und niedergeschwungen, wie sie Flötner mustergültig am Hirschvogelsaal einführte. Die Elemente sind so einfach wie nur möglich, ein dickes, akanthusartiges, rundlappiges Blatt, das den Stengel umschließt und ein langstieliges Wein- oder Feigenblatt, das die Zwischenräume füllt, dazu Knospen, Beeren und gerollte Ranken, alles biegsam, beweglich, jedem Rahmen gefügig. Es wird als Fries oder Zwickelfüllung benutzt und oft mit der Groteske durchsetzt, phantastischen Tier- und Menschenköpfen, Drachen, Löwen, Delphinen, Putten, die mit gleicher Leichtigkeit Anfang, Mittel oder Ende der Ranke bilden. Für senkrechte Glieder kommt das Vasenbäumchen in Anwendung, ein aufrechter, mehrknotiger Stengel mit gegenständigem Blattschmuck, unterbrochen durch Teller, Fruchtkörbe, Trophäen, Masken, Schildchen oder Medaillons. Ein anderer leichter Fries wird durch das Feston gebildet, Frucht- und Blattgehänge, die scheinbar von einem Nagel zum anderen schweben. Hierzu kommt ein reicher Schatz figürlicher Motive, Bildnismedaillons (Männer- und Frauenköpfe in modischer Tracht), spielende Putten, Menschen- und Tierkämpfe, Meerweibchen, allegorische Frauen, Symbole aller menschlichen Tätigkeit, Trophäen mit dem beliebten römischen Thorax, Füllhörner und Masken. Wie wenig Geist und Schöpferkraft die Benutzung dieser Formen erfordert, haben unsere Handwerksmeister nach 1870 gezeigt, als sie diese ganze Welt von neuem mühelos aufweckten.



Abb. 288. Haus Langenmarkt 20 in Danzig.

b) In das geometrische Ornament leitet die Maureske hinüber, worin ebenfalls Flötner der vielbenutzte Meister ist. Es ist das ein verschlungenes und verknotetes, symmetrisches Bandwerk, von Blättern durchsetzt oder in solche auslaufend, sehr geeignet zur Füllung breiterer Flächen, der Brüstungsfelder und Vertäfelungen, darum mehr den Tischlern und Kunstschmieden (als Bandelwerk) geläufig. In der Baukunst wird es allgemein durch das Beschläge verdrängt, das geläufigste Orna-

1) A. Lichtwark, Das Ornament der Kleinmeister Jb. Kgl. pr. Ks. V. 78. — Ders., Der Ornamentstich der Frührenaissance. Berl. 1888. — G. Hirth, Der Formenschatz der Ren. Lpz. 1877.

ment bis 1620 und weiter, ein Rahmen mit breiten, geraden oder gewundenen Bändern, flach aus dem Grunde gearbeitet mit Buckeln und Nagelköpfen an den Berührungsstellen, gleichsam ein ausgeschnittenes und aufgenietetes Blechgitter. Hieraus entwickelt sich das Rollwerk, indem die Bänder aufstehen, sich durchdringen, an den freien Enden aufrollen. Es kommt zwar auch als Füllung, mehr aber als Rahmen der Kartuschen, Schrifttafeln und Wappenschilde vor. Die letzte Bildung, die schon den Verfall bezeichnet, ist das Knorpelwerk, seit Anfang 17. Jh. hauptsächlich unter Dieterleins Einfluß überall vordringend, dem Wesen nach eine Erweichung und Verballhornung des Rollwerkes. Dessen geometrisch scharfe Linien werden nun in gedrückt ovalen Kurven gezogen, höckerig ausge-



Abb. 289. Wohnhaus Schäferei 3 in Danzig.

baucht, mit Nasen besetzt, an den freien Enden in gequetschte Spiralen und Ohren gelegt (Ohrenknorpel). Bedauerlich ist nur, daß auch die anderen Motive, selbst die Ranke und die Figur, von dieser wie in Teig knetenden Manier ergriffen und schließlich fast verdrängt werden. Schon das Bremer Rathaus zeigt uns das Knorpelwerk in schönster Blüte. — Die ganze Entwickelung offenbart, wie überraschend schnell der Deutsche mit der reichen und immerhin geistvollen Formenwelt zu Rande kam; der Vorgang wiederholt sich dann nochmals im Rokoko.

2. Barock und Rokoko.

Nach dem großen Kriege hat das Bürgerhaus nicht entfernt wieder die glänzende Stellung erlangt wie im 16. Jh. Zunächst galt es, tausende verwüsteter und verbrannter Wohnstätten in ärmlichen Bedürfnisformen wieder aufzurichten, und als sich der Wohlstand gegen Ende des 17. Jh. langsam hob, fand man sich von

aller lebendigen Überlieferung verlassen. Das deutsche Haus als Individuum war untergegangen. In Zukunft ist es ein schwacher Abklatsch der Palastarchitektur und unterliegt wie diese italienischen, französischen, holländischen Einflüssen und Stilwandlungen. Wir können deshalb kürzer damit verfahren.

Der allgemeine Charakter ist schlichte Regelmäßigkeit, etwas steife Würde. Zumal das Patrizierhaus des 18. Jh. sucht gern die erhabene Repräsentation der Schloßfassade zu erreichen. Die malerischen Vorkragungen, die zierlichen Erker und Giebel, das starke, plastische Relief der Gliederungen gehen zurück. Dafür tritt eine bescheidene, zurückhaltende Teilung der Ansicht durch breite schmucklose Bänder und Lisenen ein. Die Fenster stehen meist ohne Zusammenhang mit diesem Rahmen, ihre Sohlbänke werden von Konsolen gestützt, ihre Sturze durch Giebel abgedeckt. An den Brüstungen finden sich oft Festons, alles billig in Stuck ausgeführt. Durchschlagend ist überall das palladianische Motiv, mehrere Geschosse durch eine hohe Pilasterstellung zusammenzufassen und zwar so, daß das Erdgeschoß, in Rustika ausgeführt, mit einem breiten Friese schließt, auf welchem die Pilaster aufsetzen und bis zum Dachsims reichen. Ein frühes und ungewöhnlich reiches Beispiel dieser Art ist in Danzig Langenmarkt 20 von 1680 (Abb. 288), an dem das Zwischengeschoß mit den formlosen, verwilderten Hermen noch an die frühere Blüte erinnert. Ein Sonderling ähnlicher Art ist Prells Haus in Bamberg von ca. 1700, mit dem dicken, schwülstigen Ornament ein seltener Vertreter des eigentlichen Barock.



Abb. 290. Haus Katharinenstraße 3 in Leipzig.

Die steife, holländische Art läßt sich mehr im Nordwesten verfolgen. Aufstrebende Städte wie Berlin, Leipzig, Magdeburg, Hamburg bezogen von dort ihre Lehrmeister und Vorbilder. Neue Städte wie Erlangen, Ludwigslust, Bayreuth sind ganz nach holländischer Manier angelegt. Breite, gerade Straßen, die Häuser mit



Abb. 291. Asamhaus in München.

Vorgärten und weitem Abstand, zweigeschossig, die Fenster mit grünen Läden, das rote Ziegeldach à la Mansard gebrochen und abgewalmt und mit zahlreichen Giebelfenstern und Luken besetzt. Bei größeren Hausbreiten wird gern ein mittleres Risalit ein wenig vorgezogen und mit einem Giebelstübchen gekrönt (Abb. 289). In ihrer schlichten Anspruchslosigkeit, selbst beim Mangel jeder Schmuckform und als Dutzendware hingestellt, sind diese Bauten doch noch nicht so reizlos wie unsere

modernen, überladenen Fassaden. Bei reicheren Mitteln kommen sie dem Palaststil oft ganz nahe, Leipzig (Haus Äckerlein und Katharinenstr. 3, Abb. 290) und Dresden bieten dafür anziehende Beispiele.

Im Süden hält sich länger die altdeutsche malerische Bauweise. In Augsburg z. B. sind eine ganze Reihe von Häusern noch mit Erkern und geschwungenen Giebeln aus dem 18. Jh. erhalten. Mainz und Nürnberg sind reich an Prachtportalen, Balkonen und Erkern aus dieser Zeit. Besonders aber die Städte Österreichs, Innsbruck, Linz, Wien, Prag haben ihre bauliche Physiognomie dem Barock zu verdanken. Der formsprühende Übermut der Dientzenhoferschen Schule, die Böhmen und Franken beherrscht, macht sich oft in einem dekorativen Überschwang



Abb. 292. Gasthof zu den drei Mohren in Augsburg.

geltend, dem alle Struktur weicht. Um die Fenster hängt sich wie ein Streumuster die spielende Stuckverzierung, blendend wie ein Gemälde. Würzburg hat eine ganze Reihe derartiger Fassaden, unter denen das Haus zum Falken das bekannteste ist. In Innsbruck darf sich diesem das katholische Kasino von Gump würdig anreihen. Das subjektiv ausgelassenste bietet jedoch das Asamhaus in München von 1733, welches sich die beiden Künstlerbrüder Damian und Quirin Asam neben ihrer Kirche erbauten (Abb. 291). Hier ist über die reichlich unsymmetrische Fassade ein freudig zügelloses Heer von Allegorien ausgestreut, ein christlicher Olymp, anscheinend nur beflissen, die letzte architektonische Linie zu sprengen. Man kann sich gewiß keinen größeren Gegensatz denken, als diese ungebundene Künstlerlaune der bigotten Münchener und das nüchterne würdige Potsdam des Soldatenkönigs. Aber dies sind nur die äußersten Antipoden. Wie großzügig

auch die süddeutschen Architekten eine lohnende Aufgabe zu lösen verstanden, mag nur ein Beispiel belegen, der Gasthof zu den drei Mohren, 1722 von Gunezrheiner für Andreas Wahl in Augsburg gebaut (Abb. 292). Die wechselvolle Behandlung der Fenster, die Betonung des Mittelbaues durch die mächtigen Pilaster verraten den erfindungsreichen Künstler. Wie überall darf man das System nicht zu schulmeisterlich prüfen und sich nicht fragen, was die energischen Stützen zu tragen haben. Sie enden sozusagen in freier Luft.

Mag man der Klassizistik alle hohen Verdienste einräumen, am bürgerlichen Wohnbau ist sie eine deplacierte Erscheinung. Es wird den Ästhetikern aller Zukunft wahrscheinlich nur einen mäßigen Genuß bereiten, an einem schlichten Hause der ersten, stilgerechten dorischen Säule oder dem genauen Abbild eines jonischen Gebälks zu begegnen oder den Kreis des menschlichen Lebens in einem Figurenfries attischer Helden (München Panierstr. 24) agiert zu sehen. Dieses Blendwerk des »Empire« ist denn auch sehr bald in sich zusammengefallen und machte der nüchternsten Prosa, dem bedürfnislosen Biedermeierstil Platz, dessen Dogma sich etwa als die ärmste, nackteste Bedürfnisform, als der entschiedene Verzicht auf jede Regung höheren Kunstsinnes beschreiben läßt.



Abb. 293. Herzogliche Kammer in Braunschweig.
Photogr. Verlag George Behrens, Hofkunsthändler, Braunschweig.

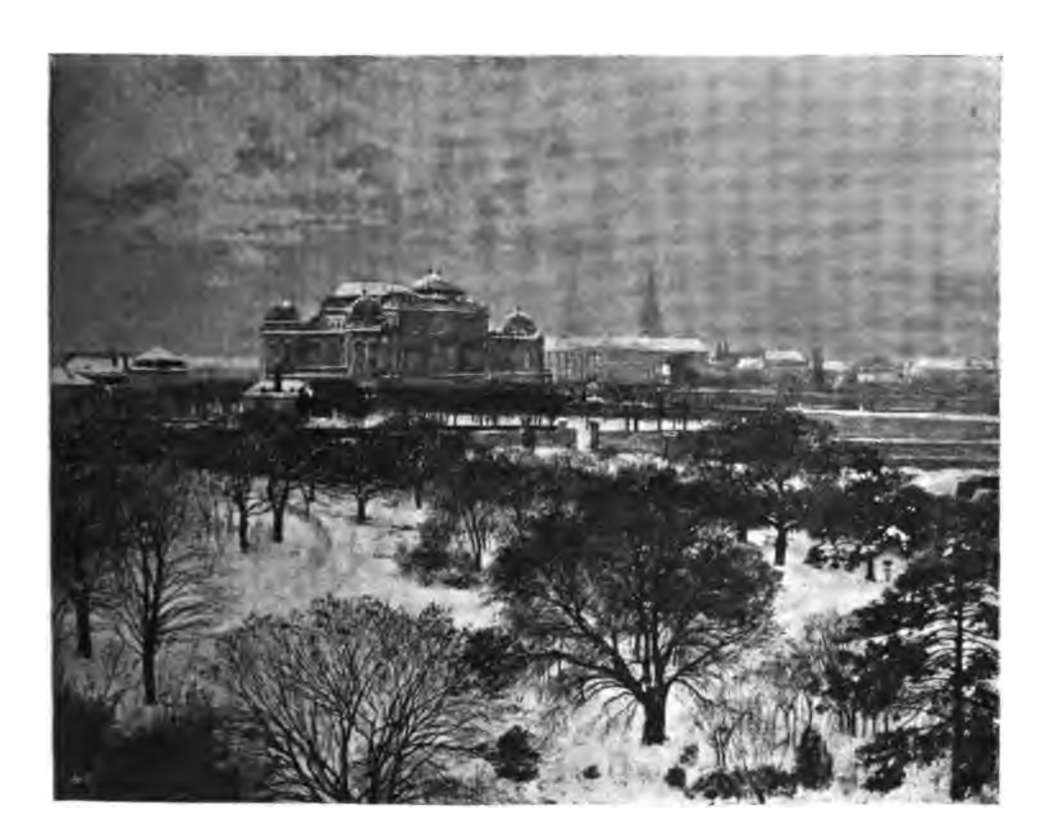


Abb. 294. Das Belvedere in Wien.
Nach dem Gemälde von H. Charlemont.

NEUNTES KAPITEL

DAS SCHLOSS

Literatur s. o. S. 253. Außerdem: R. DOHME, Barock- u. Rokokoarchit. 3 Bde. Berl. 1883. — BAUMANN u. BRESSLER, Barock. Wien 1885. — P. SCHUMANN, Barock u. Rokoko. Lpz. 1885. — HAENEL, ADAM u. GURLITT, Sächs. Herrensitze u. Schlösser. Dresd. 1900. — Album der Rittergüter u. Schlösser d. Kgr. Sachsen. Dresd. o. J. — A. DUNCKER, Die ländl. Wohns., Schlösser u. Residenzen d. preuß. Monarchie. Berl. 1857—80. — E. RENARD, Die Bauten der Kurf. Jos. Clemens u. Cl. August v. Köln. B. Jb. 100, S. 29. — MAY, Schlösser u. Lustgärten v. Würzb., Aschaffenb. usw. Würzb. 1830.

Monographien. AUFLEGER, Die *Amalienburg* (Nymphenburg). München 1894. — O. LESSING, Schloß *Ansbach*. Berlin 1892. — SCHULZE-COLBITZ, Das Schloß zu *Aschaffenburg*. Straßb. 1906. — RIDINGER, St. Johannspurg zu *Aschaffenburg*. Mainz 1616. — C. THEODORI, Gesch. u. Beschr. des Schlosses *Banz*. Lichtenf. 1880. — H. KASTNER, Eremitage u. Fantaisie bei *Bayreuth*. Bayreuth 1872. — DOHME u. RÜCKWARDT, D. Kgl. Schl. i. *Berlin*. Lpz. 1876. — E. KALESSE, E. Gartenhaus d. Bischöfe v. *Breslau*. Zs. b. K. XIX. 305. — WOLTMANN, D. Kgl. Schloß i. *Bruchsal*. ebd. VI. 236. — DOHME u. RÜCKWARDT, D. Kgl. Schloß *Brühl*. Berl. 1877. — RÜCKWARDT, Schloß *Charlottenburg*. Berl. 1894. — BECKER, D. Kgl. Schloß *Coblenz*. C. 1886. — M. KEYL, D. Belvedere zu *Dresden*. Dr. 1761. — C. GURLITT,

D. Kgl. Schloß zu *Dresden.* Mitt. S. Alt. V. XXV. 1875, 23. — F. DECHANT, D. Jagdschl. *Falkenlust.* Aachen 1901. — R. HAUPT, *Flensburg* (Duburg). In Zs. schlesw. holst. Gesch. XXXV. 1905. — SILBER, Schloß *Fröhliche Wiederkunft.* Lpz. 1897. — P. Halm, Jagdschloß *Grünau.* Dpfl. VII. 109. — *Heidelberg.* PFNOR, Monogr. du chât. de H. Dar. 1874. — M. ROSENBERG, Quellen z. Gesch. H. 1882. — J. DURM, Berl. 1884. — A. HAUPT, Z. Baugesch. Frankf. 1902. — KOCH u. SEITZ, D. Bzt. 1903. — SAUERWEIN-ROSENBERG, 100 Taf. Frankf. o. J. — A. ZELLER, D. Heidelb. Schloß. Karlsr. 1905. — *Ottheinrichsbau.* KOSSMANN, Straßbg. 1904. — A. HAUPT, P. Flettner. Lpz. 1904. — A. PELTZER, Anthoni. Heidelb. 1905. — TH. ALT, D. Entstehungsgesch. d. Ottheinrichsbaues. Heidelb. 1905. — S. a. Mitt. z. Gesch. d. Heidelb. Schlosses st. 1889. — J. GROESCHEL, N. Gromann u. die Feste *Heldburg.* Mein. 1892. — NETTE, *Ludwigsburg.* Vues et Parties. Augsb. o. J. — FRISONI, Vues de la rés. de *Louisbourg.* Augsbg. 1727. — S. KLEINER, D. Kurf. *Maintzische* Favorite. Augsb. 1726. — S. KLEINER, Accurate Vorst. d. *Marquardsburg.* Augsb. 1731. — SEIDEL u. HAEUTLE, Die Residenz zu *München.* Lpz. 1873—83. — J. RICHTER, Das Schloß zu *Offenbach.* Zs. b. K. N. F. IV. 217. — K. REHM, Kulmbach und die *Plassenburg.* 1903. — Schloß *Reudnitz* a. d. Elbe. Augsb. o. J. — R. STREITER, *Schleißheim* u. Nymphenburg. (Die Bauk. II. 7). Berl. Stuttg. 1902. — J. DIEM, D. Lustschl. *Schleißheim.* Münch. 1870. — J. MAYRHOFER, Geschichte des Lustschl. *Schleißheim.* Lpz. 1885. — A. ZELLER, Das *Stuttgarter* Lusthaus. Kunstchr. 1904. 333. Zs. b. K. 1904. 192. — BÄUMER, D. ehem. Lusthaus in *Stuttgart.* 1869. — D. SCHÖNHERR, *Velthurns.* Mitt. CC. XI. — A. BERGER, D. fürstl. Schwarzenb. Gartenpalais zu *Wien.* Mitt. Wien 1885. — Belvedere zu *Wien,* Résid. memorab. Augsb. 1701. — LASKE, D. Schloß *Wilhelmsburg* bei Schmalkalden. Berl. 1896. — GERLAND, Zs. Henneb. Alt. V. X. — J. F. GUERNIER, *Wilhelmshöhe.* Delineatio montis Carolini. Cassel 1706. — SILBER, *Wilhelmstal.* Lpz. 1897.

Biographien. C. GURLITT, *P. Buchner.* Dresdner Geschbl. IX. Nr. 3. — BUCHKREMER, *Joh. Jos.* u. *Jac. Couven.* Zs. Aach. Gesch. V. XVII. 89. — F. TRAUTMANN, *F. Cuvilès.* Mschr. hist. Ver. Oberbayern IV. 68. — H. SCHMERBER, Beitr. z. Gesch. d. *Dientzenhofer.* Prag 1901; D. A. Weigmann, eine *Bamb.* Baumeisterfamilie. Straßb. 1902. — F. H. HOFMANN, Beitr. zu *Loy Hering.* Altbayr. Mschr. V. 5. — F. MADER, *Loy Hering.* Münch. 1905. — K. OHNESORGE, *Wendel Dieterlein.* Lpz. 1893. — A. ILG, Leben und Werke *Fischer v. Erlachs.* Wien 1895. — W. VOGT, *Elias Holl.* Bamb. 1890. — WUSTMANN, *Hier. Lotter.* Lpz. 1875. — J. KELLER, *Balth. Neumann.* Würzb. 1896. — A. HAUPT, *Peter Flötner.* Lpz. 1904. u. Jb. Kgl. pr. Ks. 1905. — O. GERLAND, *Paul, Charles, S. Louis Du Ruy.* Stuttg. 1895. — C. GURLITT, *Andreas Schlüter.* Berl. 1897. — Schaden, *Daniel Specklin.* Straßb. 1885.

Alte Lehrbücher. DÜRER, Unterweisung der Messung 1525, Proportionen 1528. — H. RODLER, Kunst des Messens 1531. — ERH. SCHÖN, Proportion der Bossen 1542. — W. RIVIUS, Vitruvius (m. Holzschn. von Flötner) 1547. — *Perspektiven* von *Lorenz Stoer* 1567, *W. Jamnitzer* 1568, *Hans Lencker* 1571, *H. Lautensack* 1618. — *Architekturen* v. *Rütger Kaeßmann, Wendel Dieterlein* 1591, *Gabriel Kramer, J. Furttenbach* 1628. — *Säulenbücher* von *G. Casp. Erasmus* 1666, *Sim. Cammermayer* 1678, *Marc. Nonnenmacher* 1710. S. a. A. ILG, Das Wiener Architekturbuch *A. Indaus.* Mitt. Wien 1887. — *H. Schickhardts* Handschrift u. Zeichnungen hg. v. W. HEYD. Stuttg. 1902. — J. FURTTENBACH, Itinerarium italicum. Ulm 1627, Architectura civilis ebd. 1628, arch. privata Augsb. 1641, namhafter Kunstspiegel ebd. 1663. — J. v. SANDRART, Deutsch. Akademie. Frankf. 1675. — L. STURM, Goldmanns vollst. Anweisung zur Civilbaukunst 1696. — C. P. DIEUSSART, Theatr. arch. civ. Güstrow 1682, Bayreuth 1692 u. 1696. Bamb. 1697. — ANDR. POZZO, Perspectiva pict. atq. architectorum. Augsb. 1708—11. — PAUL DECKER, Der fürstl. Baumeister. Augsb. 1711—13. — Ausf. Anleitung zur Civilbauk. Nürnb. o. J. — FISCHER V. ERLACH, Entwurf einer hist. Archit. Wien 1721, Lpz. 1725 u. ö. — NAUMANN, Archit. pract. Budissin 1736 — KRUBSACIUS, Das Landhaus. Dresd. 1774. — Geschmack d. Alten i. d. Bauk. Dresd. 1740.

Mäcene. R. FESTER, D. Kunst am Hofe v. Bayreuth, Hohenzollernjb. VI. — F. H. HOFMANN, Die Kunst a. Hof d. Markgr. v. Brandenb. fränk. Linie. Straßb. 1902. — R. BRUCK, Friedr. d. Weise als Förderer d. Kunst. Straßb. 1903. — K. SCHMIDT, Kursächs. Streifzüge.

Dresd. 1902. — EHRENBERG, Die Kunst a. Hof d. Herzöge v. Preußen. Berl. Lpz. 1899. — P. SEIDEL, Die Berliner Kunst unter F. Wilh. I. Zs. b. K. XXIII. 185. — URLICHS, Beitr. z. Gesch. d. Kunstbestreb. u. Samml. Rudolphs II. Zs. b. K. IV. 47. — J. WASTLER, D. Kunstleben a. Hof zu Graz (1565—1637). Graz 1897. — G. PAZAURECK, Franz Anton v. Sporck u. Kukus (1662—1738). Lpz. 1901. — M. ZIMMERMANN, Münchner Bauten Herzog Albrechts V. Rep. Kw. X. 4.

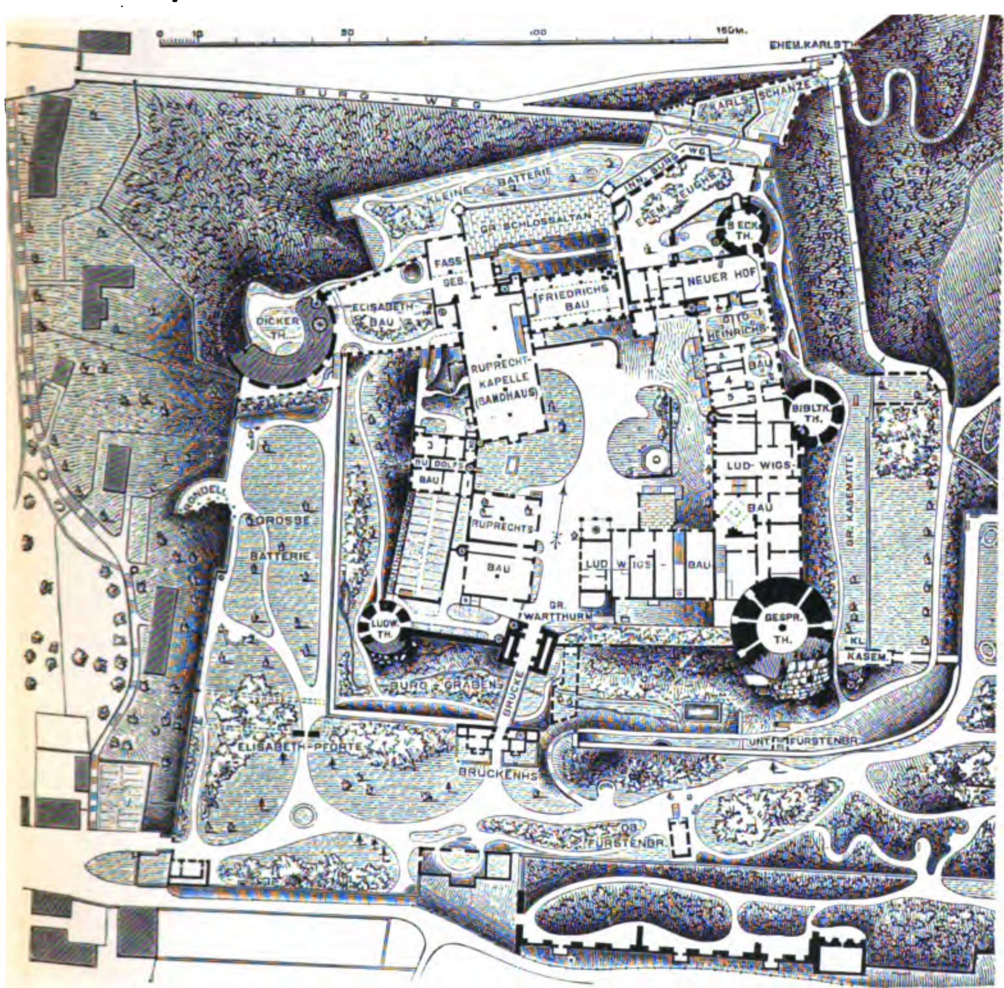


Abb. 295. Lageplan des Schlosses zu Heidelberg.

I. Die Renaissance.

Nur sehr langsam und zaghaft entwickelt sich das moderne Schloß aus der Enge und Unregelmäßigkeit der mittelalterlichen Burg. Die unsymmetrische Gruppierung von Haupt- und Nebengebäuden, durch Mauern, Türme und Gräben zusammengehalten, findet sich noch bei den berühmtesten Bauten des 16. Jh., Trausnitz, Heidelberg (Abb. 295), Heldburg, Stuttgart, Baden, Plassenburg, Brieg, Oels, Güstrow u. a. Nur einmal ist die einheitliche Komposition einer vielgliedrigen Anlage mit leidlichem Erfolg durchgeführt, an der

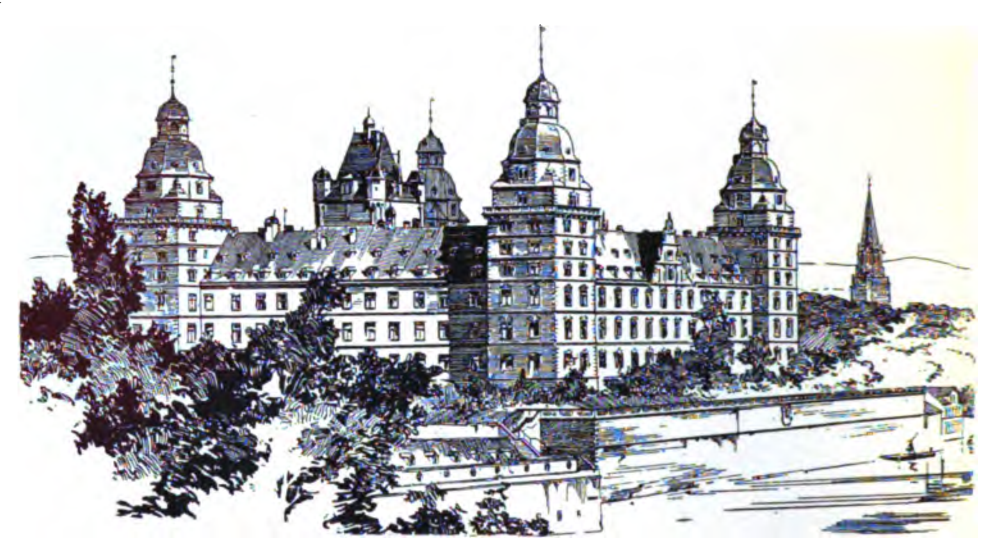


Abb. 296. Schloß Aschaffenburg.

Residenz in München. Immerhin setzt sich der freie, quadratische Hof mehr und mehr durch und als wesentliches Attribut ein offener Arkadengang, der die einzelnen Zimmer und Flügel in mehreren Geschossen verbindet. Ältere Beispiele sind wie die Laufgänge der Burgen noch auf Konsolen vorgekragt (Oels, Torgau, Berlin), jüngere nach italienischem Vorbild auf Säulen gestellt (Stuttgart, Plassenburg, Leitzkau, Güstrow), dann in die Architektur des Inneren gezogen (Schloß Horst 1559 in Westfalen), endlich zwischen zwei Zimmerfluchten in die Mitte des Flügels gelegt in Baden. Zur Verbindung der Geschosse dienen allgemein Treppentürme mit Wendelsteinen, entweder in der Mitte einer Front wie in Torgau, meist aber in den zwei gegenüberliegenden oder in allen vier Ecken des Hofes (Deutschordenshaus zu Mergentheim 1524, Göppingen 1559, Dresden, Bevern, Wilhelmsburg bei Schmalkalden, Aschaffenburg u. a.). Diese Spindeltürmchen bilden in der liebevollen Durchbildung neben Erkern, Portalen und Giebeln die hochgepriesenen Prunkstücke deutscher Renaissance. Für kleinere Schlösser, Landhäuser, Lust- und Jagdschlösser erhielt sich jener schon in der letzten Burgenzeit entwickelte Typ: vier Flügel oder ein quadratisches Haus von Graben und Mauer mit vier Ecktürmen umgeben (Letzlingen, Moritzburg), woraus sich leicht die kompaktere Anlage ergibt, wenn die Türme an die Ecken des Hauses herangezogen und als Stiegen benutzt werden (Gottesau, Lusthaus in Stuttgart). Bei Plassenburg und Aschaffenburg (Abb. 296) ist die Konzentration noch weiter gediehen. Hier stehen vier quadratische Türme über den Ecken der vier Flügel, und dies Schema hält sich mit großer Zähigkeit durch das ganze 17. Jh. auch in der Abkürzung, daß die Ecken nur durch Risalite bezeichnet und höchstens mit Laternen oder erhöhten Walmdächern bekrönt werden.

2. Versuchen wir einen kurzen Überblick über die hauptsächlichen Schöpfungen der Renaissence zu geben, so ist Sachsen voranzustellen. Hier war schon am Ausgang der Gotik der Palastbau aus seiner Verkümmerung geweckt. Die Albrechts-

burg in Meißen (Abb. 297), seit 1471 durch Arnold von Westfalen erbaut, ist auf beschränktem Platz ein Denkmal großartiger Gesinnung, an dem der weihevolle Reiz und die Bildungsfähigkeit der Gotik noch einmal ins hellste Licht tritt. Die Höhe und Größe der Säle und Zimmer, die breiten Fenster mit den lauschigen Nischen zwischen den eingezogenen Streben, die endlosen Variationen der Rippen- und Zellengewölbe, der virtuos aufgebaute Treppenturm machen das Werk vom



Abb. 297. Albrechtsburg in Meißen.

künstlerischen wie vom technischen Standpunkt aus gleich bewundernswert. Die nächste Generation der sächsischen Meister reift in gotischer Hülle der Renaissance entgegen. Mit ihnen stand Benedikt Rieth in Fühlung, der 1502 die Prager Burg mit dem herrlichen, ganz stützenlosen Wratislawschen Festsaale erbaute. In dessen Schüler Wendel Roßkopf, dem Stadtbaumeister von Görlitz, vollzieht sich die Schwenkung zur entschiedenen Renaissance, die 1522 am Schloß Gröditzberg zuerst schüchtern, 1537 am Rathaus in Görlitz völlig abgeklärt hervortritt. Dieselbe

Wandlung vollzog sich in Heinrich Schickentanz, der 1530—37 das Georgentor in Dresden schuf, eine reiche, jetzt wiederhergestellte Pilasterarchitektur mit Giebeln, deren Anziehungskraft in dem verschwenderischen, phantasievollen Flachornament der Pilaster, Zwickel, Giebelfelder ruht, während alle Profile, Simse, Säulen eine fröhlich dreiste Versuchskette bilden, das ferngeahnte Ideal durch die Kräfte der eigenen Phantasie zu erreichen. Unter dem Einfluß italienischer Arbeiter, unter denen Giov. M. Paduano genannt wird, wird die Formsprache reiner, zunächst am Schloß



Abb. 298. Ostflügel des Schlosses in Torgau.

Hartenfels in Torgau (Abb. 298), dessen beide Flügel mit einem vielbewunderten und großgedachten Treppenturm 1532—44 von Konrad Krebs errichtet wurden, und noch reizender, feiner, zierlicher am Moritzbau des Dresdener Schlosses, seit 1547 unter Kaspar Voigt erbaut. Immerhin springt der gewaltige Abstand dieser mehr zeichnerisch dekorativen Baukunst von der klassisch italienischen Renaissance frappant in die Augen beim Vergleich des köstlichen Schloßkapellenportals (jetzt am Johanneum aufgestellt), das Paduano selbständig 1546 schuf. Die Ausläufer der sächsischen Schule gehen weit und machen sich noch in hundert dünnen Neben-

armen geltend; Schleusingen, Heldburg, Grimmenstein, Freyburg, Halle, Merseburg und viele der kurfürstlichen Amtshäuser und Schlösser atmen den Dresdener Hofstil.

In Süddeutschland haben wir vielfach reine italienische Kunst aus der Hand italienischer Meister und Werkleute. Ihr erster Herd ist Prag, wo Ferdinand II. 1534 jenes herrliche Gartenhaus »Belvedere« durch P. della Sella errichten ließ, ein Werk von klassischer Ruhe und Einfalt der Gesinnung. Von Scamozzi stammt das mächtige Treppenhaus der Residenz, das erste dieser Art in Deutschland, und nochmals war es ein Italiener, Giov. Marini, dem Wallenstein die Gartenhalle in seinem Prager Palais 1629 übertrug (Abb. 299). Doch fehlt diesen Fremd-



Abb. 299. Gartensaal des Waldsteinpalastes in Prag.

lingen die schulbildende Kraft. Ebenso der italienischen Kolonie in Landshut, wo die Mantuaner Antonelli und Sigismund Walch 1536—43 die neue Residenz in edelster Hochrenaissance schufen. Der Arkadenhof, die feine Gliederung der Fassade, die hohen Zimmer mit den vornehmen, stuckierten Spiegelgewölben waren neue Kunstwerte, für die zunächst noch das Verständnis fehlte. Das Schloß Trausnitz seit 1576 bietet, abgesehen von der robusten Hofarkade, keine baulichen Reize. Die ganze innere Gliederung ist durch Malerei bestritten, flüchtige, mit viel Humor gewürzte Grotesken von Friedrich Sustris und Alex Siebenbürger. Noch mehr wie hier ist es im Mangel eines brauchbaren Werksteins begründet, daß die Residenz in München unter Herzog Maximilian 1597—1619 eine außen aufgemalte Architektur streng schulmäßiger Art erhielt, während im Inneren ein für jene Zeit beispielloser Aufwand von Stuck, Vergoldung, polierten Steinen, kassettierten Decken

und Gemälden getrieben ward. Nationaler verlief die Bewegung in Stuttgart. Das alte Schloß 1553—70 von Alberlin Tretsch entbehrt der äußeren Gliederung, ein Massenbau mit Ecktürmen und Arkadenhof. Einen Höhepunkt deutschen Kunstsinnes bildete das Lusthaus (Abb. 300), 1575—93 von Georg Beer, 1846 abgebrochen, nach dem Muster des Belvedere in Prag, ein kühler Wasserhof von Arkaden umgeben, darüber ein Festsaal, durch Freitreppen zugänglich, mit den Ecktürmen, Loggien und Giebeln ein entzückendes Werk, dessen Verlust schwer zu



Abb. 300. Das Lusthaus in Stuttgart.

beklagen ist. Auch der »neue Bau« 1600—1609 von Heinrich Schickhardt ist 1777 gefallen. Der weitgereiste und vielbeschäftigte Meister hatte hier schon reifere, trockenere Formen des französischen Palaststils verwandt. Aber mit mächtiger Sprache redet die ganze Bewegung noch aus der wunderbaren Trümmerwelt des Heidelberger Schlosses. Hier zog die Renaissance unter Friedrich II. 1544—56 mit einer der üblichen Hofarkaden ein, aber gleichzeitig entwarf kein geringerer als Peter Flötner einen Palast nach dem Muster des Palazzo Roverella in Ferrara, doch noch wesentlich verfeinert, dessen schon weit gediehene Fassade 1556—63 unter dem Holländer Anthoni unter einschneidenden, nicht immer glücklichen

Änderungen als Ottheinrichsbau (Abb. 301) aufgerichtet wurde. Aber auch so vereinigen sich die architektonische Gliederung, das reine Detail und Ornament der italienischen Frührenaissance und der reiche Statuenschmuck zu einem Bild von unvergleichlicher Wirkung. Die ganze Konzeption kehrt, in der Gliederung aufdringlicher, im Detail schwerer und gröber an dem 1601—1607 errichteten Friedrichsbau wieder, nach Plänen von Johannes Schoch, mit Bildschmuck von Sebastian Götz. Der »englische Bau« des Winterkönigs Friedrich V., nur aus Stichen bekannt, schwenkte in die nackte Einfachheit Palladios mit der kolossalen »Ordnung« ein, doch griff man noch 1669 bei der Bemalung des Frauenzimmerbaues auf die Motive Flötners zurück.

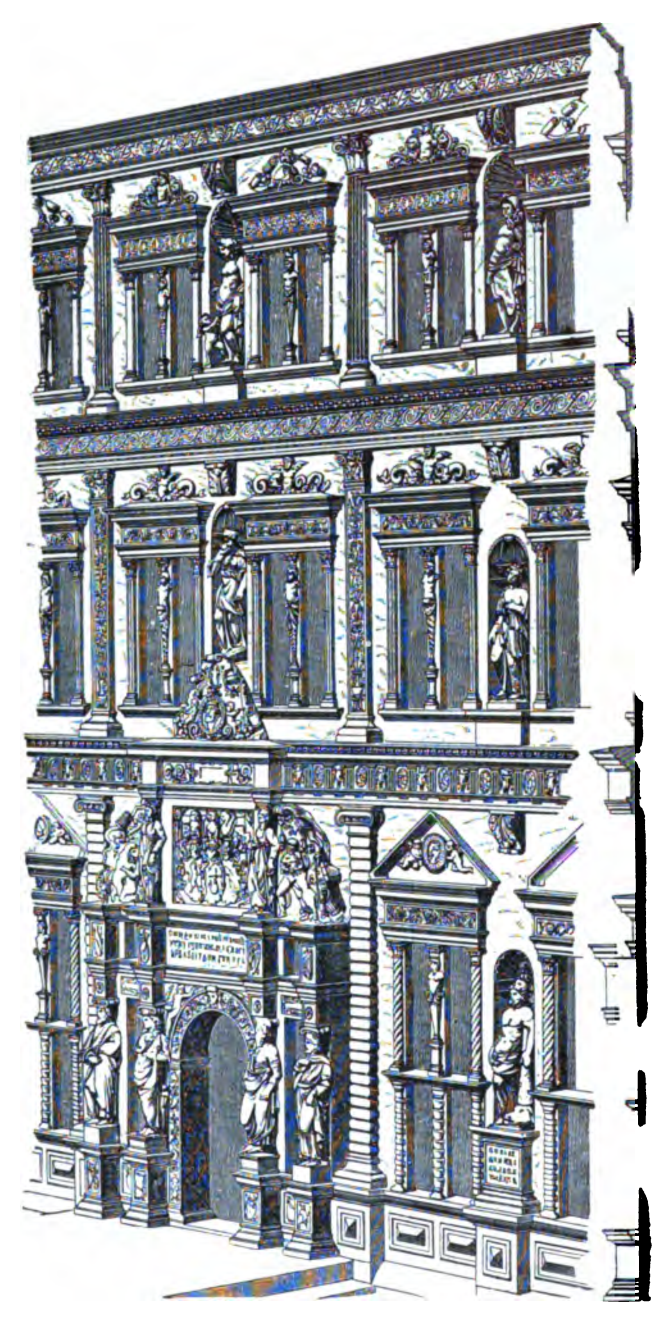


Abb. 301. Fassade des Ott-Heinrichsbaues in Heidelberg.

3. Mit diesen klassischen Erscheinungen läßt sich der norddeutsche Denkmälerbestand entfernt nicht vergleichen. Der Einfluß der Holländer, der im ganzen Westen dominiert, ging mehr auf praktische, vornehme Nüchternheit als auf Glanz. An hunderten von rheinischen und westfälischen Edelsitzen findet man immer wieder die schlichte Art: Backstein mit Werksteingliederung, große, breite, dicht gereihte Fenster, gering ausladende Profile, Giebel mit Lisenen und Obelisken. Bei reinen Hausteinbauten tritt die vertikale Gliederung durch enggestellte Pilaster stärker hervor, so in Detmold, Brake, mit Halbsäulen in Hämelschenburg bei

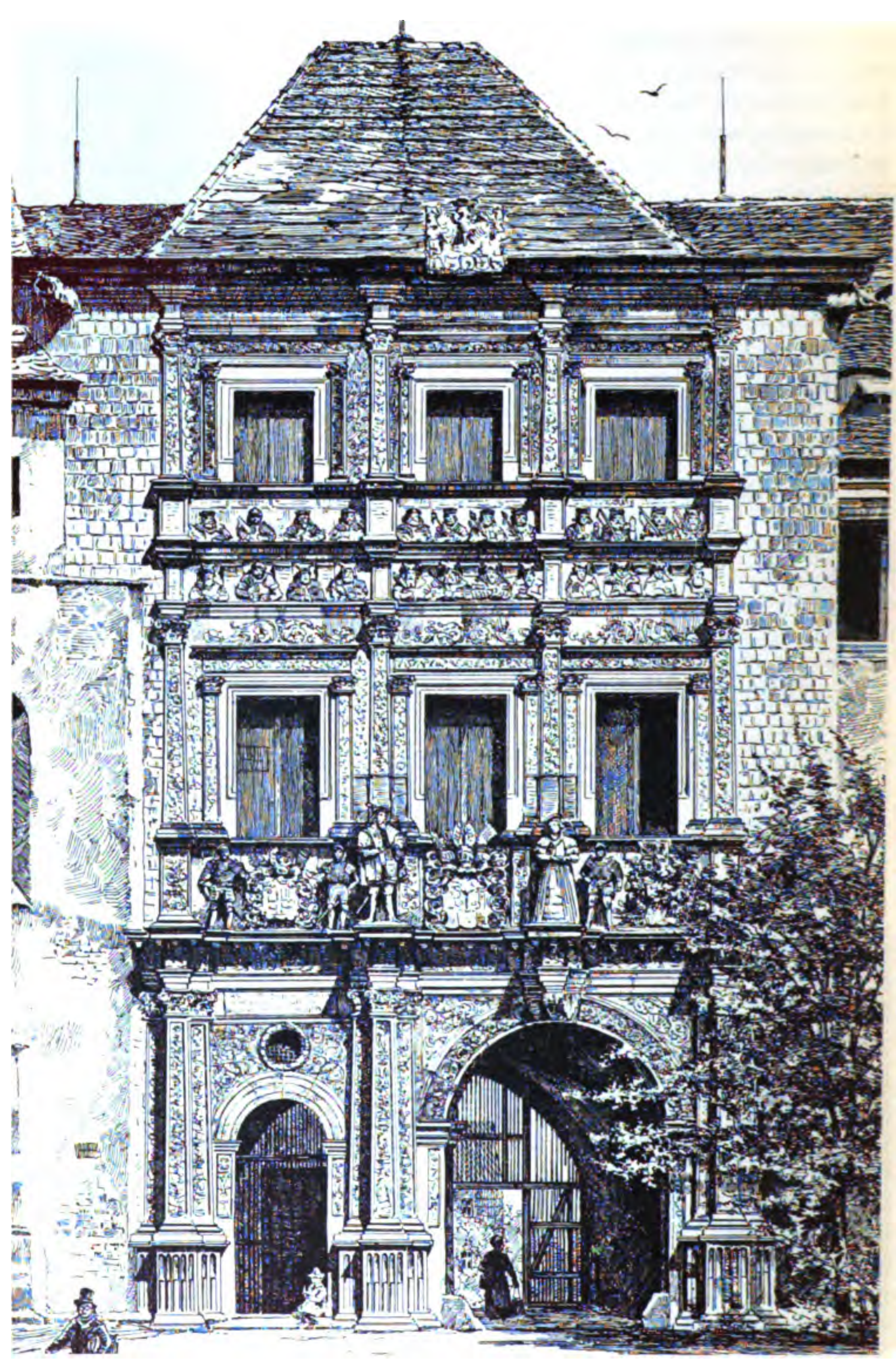


Abb. 302. Torhaus des Schlosses in Brieg.

Hameln, am reichsten in Horst bei Alten-Essen, dessen zweigeschossige Hoffassade nicht viel mehr ist als eine glückliche Verbindung zierlicher Fensterrahmen. Das vegetabile Ornament der sächsischen Schule fehlt dem Nordwesten fast ganz. — Eine merkwürdige Mischung italienischer und holländischer Einflüsse bezeichnet den Charakter der mecklenburgischen Kunstinsel, vertreten durch die Schlösser Schwerin seit 1550 und Gadebusch seit 1570 von Joh. Bapt. Parr, Wismar seit 1552 durch Gabriel van Acken und Valentin van Lyra, Güstrow 1558—65 von Franz Parr. Vornehm in den Maßen, bescheiden in der Gliederung erhalten diese Bauten ihren Reiz durch einen großen Aufwand von Terrakottenschmuck in Reliefmedaillons, Pilastern, Simsen und Karyatiden. — In Schlesien steht die Frührenaissance unter dem Zeichen der Italiener. Das weitaus glänzendste Zeugnis ist der Torbau des Piastenschlosses in Brieg (Abb. 302), seit 1547 durch Jakob Baar, an welchem der Überschwang des vorgeblendeten Risalits merkwürdig mit der derben, ungegliederten Bossenquaderwand kontrastiert. Und in dem ersteren waltet förmlich ein Abscheu vor der leeren Fläche; die bündelförmigen Pilaster, Simse und Zwickel sind völlig mit vegetabilem Ornament übersponnen, die Brüstungsfelder mit Reliefs und Statuen gefüllt. Dagegen der Wittumsbau in Öls 1563 von Kaspar Khüne fällt mit gotisierenden Fenstern, Giebeln und Erker und einem Prachtportal ganz in die malerische, systemlose, deutsche Auffassung der Renaissance, dem auch die vier Flügel des Schlosses 1585—1607 von Hans Lucas mit einer Galerie auf Kragsteinen und bossierten Quaderfronten entsprechen. Für malerische Giebel, Portale, Erker und Arkadenhöfe bieten die kleineren Schlösser Carolath, Ratschin, Borganie, Plagwitz, Lindenau, Haugsdorf und andere anziehende Beispiele. Für den auch hier hereingreifenden Backsteinstil ist unter anderen das Schloß Wehnaritz bezeichnend. Aber zu einer einheitlich durchkomponierten Fassade ist es überall nicht wieder gekommen.

II. Barock und Rokoko.

Haben die Schloßbauten der Renaissance bei aller Pracht noch etwas bescheiden Bürgerlich-Gemütliches, so greift im Barock und Rokoko eine übertriebene, steife Großartigkeit Platz, die in Höhe und Weite der Räume alle Bedürfnisformen überschritt und bei den mangelhaften Heiz- und Beleuchtungsarten jener Zeit niemandem unbequemer sein mußte als den hohen Bewohnern selbst. In demselben Maß brachte die verfeinerte Lebenskunst nach französischem Muster private und gesellschaftliche Bedürfnisse in Schwang, deren Befriedigung neue Räume, neue Gruppierungen und Dependenzen erforderte. Zunächst drang der Grundsatz durch, vom fürstlichen Schloß alle Verwaltungskörper, Kanzleien usw. zu trennen, schließlich auch die Wohnung des Souverains von der des Hofes zu isolieren. Neben das Stadtschloß, die »Residenz«, tritt das Landschloß im weiten Park, auf dessen unbeengtem Raum die zügellosen Pläne und Launen sich ganz frei ergehen konnten. Hiervon zweigen sich dann weiter die intimen kleinen Lusthäuser, Eremitagen, Solitüden, Favoriten usw. ab, die dem Genuß der Natur und Einsamkeit gewidmet waren. Der glänzende Baueifer, mit welchem weltliche und geistliche Fürsten, Klöster und höherer Adel sich gegenseitig reizten, stellte die Architekten vor immer

neue und größere Aufgaben, und es ist schlechthin erstaunlich, was in dem produktivsten Halbjahrhundert von ca. 1700—1750 von einzelnen Bauherren und von begabten, leichtschaffenden Künstlern geleistet wurde.

1. Fassen wir zunächst die allgemeine Disposition des barocken Schlosses in die Augen, so machen sich einige grundsätzliche und durchgehende Neuerungen geltend. Die Hofarkaturen und Wendelstiegen werden aufgegeben, dafür treten möglichst weite und prunkvolle Treppenhäuser in der Mitte der Flügel und lange Korridore an ihren Innenseiten ein. Der Hauptwohnflügel beherbergt im Untergeschoß nur die nötigsten Wirtschaftsräume, Leib-, Kaffee-, Teeküche, Konditorei, Bedientenzimmer und etwa kühle Sommersäle. Im Obergeschoß behauptet der große Saal, meist durch zwei Stocke reichend, die bevorzugte Stelle neben der Treppe; dem Bedürfnis des Schloßherrn dienen ganze Zimmerfluchten, die sich etwa in der Folge: Vestibül, Antichambre, Audienzsaal, Kabinett, Wohnzimmer, Garderobe, Schlafzimmer mit Paradebett, Bibliothek, Spielzimmer aneinander reihen; ungefähr die gleichen Räume beansprucht das Appartement der Dame. Der Speisesaal mit dem Kaffeezimmer und die Kapelle sollen möglichst leicht für beide Parteien zugänglich sein. Bildergalerie, Theater, Konversations- und Spielzimmer rücken mehr an die Enden oder in Seitenflügel. Bei größeren Residenzen wie etwa beim Schloß in Berlin überwuchern manchmal die Prunk- und Staatszimmer so, daß die Wohnung ins zweite Geschoß verlegt wird. In den Seitenflügeln wird nach Bedürfnis der Hofstaat, die Beamten- und Dienerschaft, die Hofküche und Kellerei, der Marstall, die Equipage, die Reitschule, das Ballhaus, die Leibwache usw. untergebracht. Diesen vielgliedrigen Organismus abstufend zu trennen und zu verbinden und mit den Forderungen der Bequemlichkeit die der höchsten Würde und des majestätischen Eindruckes zu vereinen, war die Hauptaufgabe der Architekten.

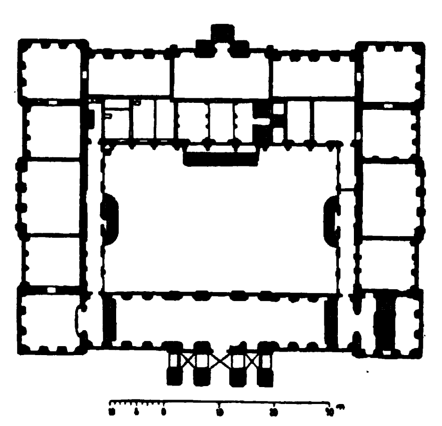


Abb. 303. Grundriß des japanischen Palais in Dresden.

Die Gruppierung von vier Flügeln um einen Rechteckhof (Abb. 303) blieb vornehmlich für Stadtschlösser in Geltung, doch wurde auch hier gern ein innerer Ehrenhof durch einen Zwischenbau wie in Berlin, eine Arkade oder wenigstens ein Gitter abgegrenzt. Daneben gewinnt in steigendem Maße der Dreiflügelbau nach französischem Muster an Boden, bei welchem der Ehrenhof nach vorn durch ein niedriges Geschoß, eine Mauer mit Torbau oder ein Gitter abschließt (Palais Turn und Taxis in Frankfurt 1730, erzbischöfliches Palais in Straßburg 1741, Palais Venezobre in Berlin, Residenzen in Würzburg und Stuttgart). Auch die Landschlösser befolgen dies Schema gern, nur daß die Arme weiter und freier auseinander gezogen werden wie in Bruchsal oder noch ärger in Nymphenburg. Es ist hierin der neufranzösische Grundsatz wirksam, mehr durch Breite als durch Höhe zu imponieren, und einzelne Beispiele gehen darin über alles Maß hinaus,



Abb. 304. Die Königl. Burg in Prag.

Bonn mit 375 m, Charlottenburg mit 500 m, Nymphenburg, Schönbrunn, Mannheim mit 600 m. Hierin ist es auch begründet, daß die Flügel nicht rechteckig um einen Hof, sondern in derselben Flucht über einer Terrasse an den Hauptbau anschließen wie etwa in Biebrich oder Philippsruh, und als Mittel, selbst diese Gruppierung noch künstlich zu dehnen, war die »Galerie« willkommen, die man der Mode folgend über Frankreich aus Italien übernommen und in den Schlössern alten Grundrisses nur schwer untergebracht hatte. Unterstützt wurde dies Bestreben durch die neue Etikette, daß ein Fürst wenigstens auf seinem intimen Landsitz keine Treppe steigen und womöglich auch keine Bewohner über seinem Haupte dulden dürfe. Man gelangte so zu eingeschossigen Anlagen, bei denen ein mittlerer Pavillon durch Galerien nach zwei Seiten erweitert und gelegentlich mit Kavalierhäusern verbunden ist (Amalienburg, Benrath, Wilhelmstal, Sanssouci, am bedeutensten Schleißheim mit 300 m Front). Im späteren Rokoko macht sich die Auflockerung der geraden Linien durch geschwungene Grundrisse (Erbdrostenhof in Münster, Bibliothek in Berlin) und durch äußerst verkünstelte Zusammenstellung von Rotunden mit ovalen Sälen und Zimmern geltend (Monrepos b. Ludwigsburg 1760 bis 1767 und Solitude bei Stuttgart 1763—67). Auch das reizende Schlößchen Richmond (Abb. 313) ist ähnlich bizarr aus einer Rotunde mit zurückgebogenen Rechteckflügeln und zwei rückwärtigen Ovalsälen kombiniert.

2. Der Aufbau bietet für eine sachlich-archäologische Betrachtung angesichts der unabsehbaren Fülle von Denkmälern und der Völkermischung in der Künstlerwelt große Schwierigkeiten. Die Entwickelung durchläuft in wenig Jahrzehnten alle möglichen Schulen und Einflüsse. Die Leitung wechselt am selben Bau oft mehrmals. Es ist im Einzelfall kaum möglich festzustellen, wer für den Plan und wer für die Ausführung verantwortlich zu machen ist. An den Hauptkunstorten erscheinen und verschwinden die allgegenwärtigen Italiener und Franzosen und



Abb. 305. Palais Czernin in Prag.

über allem schwebt ungreifbar die Autorität der Theoretiker und Literaten und gewisser Kunstorakel wie Blondel und de Cotte, Fischer v. Erlach und Naumann, denen man Gutachten und Revisionen anvertraute. Diese feinen Stil- und Schulmischungen zu scheiden, kann man unbedenklich der Kunstgeschichte überlassen. Sie wird noch große Arbeit leisten müssen, bis sich die verschwimmenden Gefühlsurteile in klare Erkenntnisse umwandeln.

Stellt man die Frage einfach so, mit welchen Mitteln und Ideen diese Kunst die äußere Gliederung einer Fassade von zwei bis vier oder fünf Geschossen und sehr vielen Fensterachsen bewältigte, so ist die Antwort verhältnismäßig einfach. Hierfür hatte ein genialer Bahnbrecher ein für allemal die Formel gefunden, Palladio. Dieser ebenso gelehrt-kritische wie phantastisch-schöpferische Geist lehrte und baute nach dem Grundsatz, daß die »Einheit der Fassade« nicht durch die Geschosse gestört werden dürfe. Er behandelt demnach das Erdgeschoß meist in Rustika als bloßen Sockelbau, mäßigt die Bedeutung der horizontalen Gesimse und legt das Hauptgewicht auf die durch die Obergeschosse gehenden Pilaster- oder Säulenordnungen. Barock und Rokoko sind wesentlich nichts anderes als eine endlose Variante auf dieses Thema. Die naturgemäße, sachliche Geschoßteilung, wie sie in der Renaissance etwa am Heidelberger Schloß herrscht, ist ein überwundener Standpunkt. Das meist derb und roh gehaltene Erdgeschoß dient nur als Piedestal für die angeblendete »Kolonnade«, die mit Lisenen, Pilastern, Halb- oder Dreiviertelsäulen, einzeln oder gepaart, die oberen Geschosse bis zum Dachsims entschieden vertikal gliedert und umfaßt. Es ist nur eine bescheidene Modulation, wenn etwa zwei Untergeschosse zusammengefaßt, oder das oberste als Mezzanin zwischen das auflagernde Gebälk der Säulen verlegt wird. Am wuchtigsten kommt die Idee am Palais Czernin in Prag (Abb. 305) zum Ausdruck, von Giov. Simonetti 1702, wo die gewaltige Fassade ohne jeden mildernden Akzent durch 30 Säulen, die über vier Geschosse reichen und auf rustizierten Pfeilern des Erdgeschosses fußen, gegliedert ist. — Hierzu kommt aber noch ein Kunstmittel, wodurch die Fassade ein starkes Relief erhielt, das französische System der Risalite.

Hierbei werden an den Ecken drei oder vier Fensterachsen und in der Mitte ebensoviele (als Tor- und Treppenhaus) mehr oder weniger herausgerückt und damit verbindet sich gern eine wohlüberlegte Abstufung der Kolonnade, indem an den Risaliten die stärkeren Stützen, Voll- oder Halbsäulen, an den zwischenliegenden Trakten die schwächeren, Pilaster oder Lisenen, angewandt werden. Das mittlere Risalit dominiert manchmal so stark, daß es als wirklicher Vorbau, unten als offene Arkade oder Torfahrt, oben als Balkon mit freier Säulenstellung auftritt (Schloß in Berlin, japanisches Palais in Dresden [Abb. 306] u. v. a.) Als Krönung derselben dienen Attiken oder Balustraden mit freistehenden Figuren, aber auch Giebel mit plastischem Felderschmuck, Wappen u. dergl. Als Dachform ist überall das gebrochene und verkröpfte Mansardendach in Gebrauch, auch wo durch eine Balustrade über dem meist sehr starken Dachsims ein wagrechter Abschluß der Fassade markiert ist.

3. Eine kurze Übersicht über die Epoche soll wenigstens mit den Hauptströmungen und ihren Trägern bekannt machen. Die ersten Regungen einer großen Baugesinnung nach dem deutschen Kriege sind wieder in Thüringen und Sachsen zu spüren. Schon 1648 begann Ernst der Fromme in Gotha unter Andreas Rudolphi den Friedenstein, einer Zidatelle ähnlich hoch über der Stadt gelegen, ein Viereckhof noch mit Arkaden in den drei Flügeln und niedrigen Geschossen, das Äußere sonst ungegliedert. Ganz ähnlich durch Lage und kasernenartige Fassung sind die Wilhelmsburg in Weimar 1651 und die Augustusburg in Weißenfels 1664 bis 1690 von Moritz Richter, schon nach französischem Normalplan dreiflügelig um einen Ehrenhof das Schlößchen Friedrichswerth bei Gotha von Jeremias Tütleb. Die typische Großmannssucht offenbart sich dann in Salzdahlum bei Braunschweig, 1688—97 nur in Fachwerk gebaut, 1811 abgerissen, ein kleines Versailles mit zwei Höfen, Theater, Orangerie und Kapelle, dessen Schöpfer Hermann Kolb, Tischler

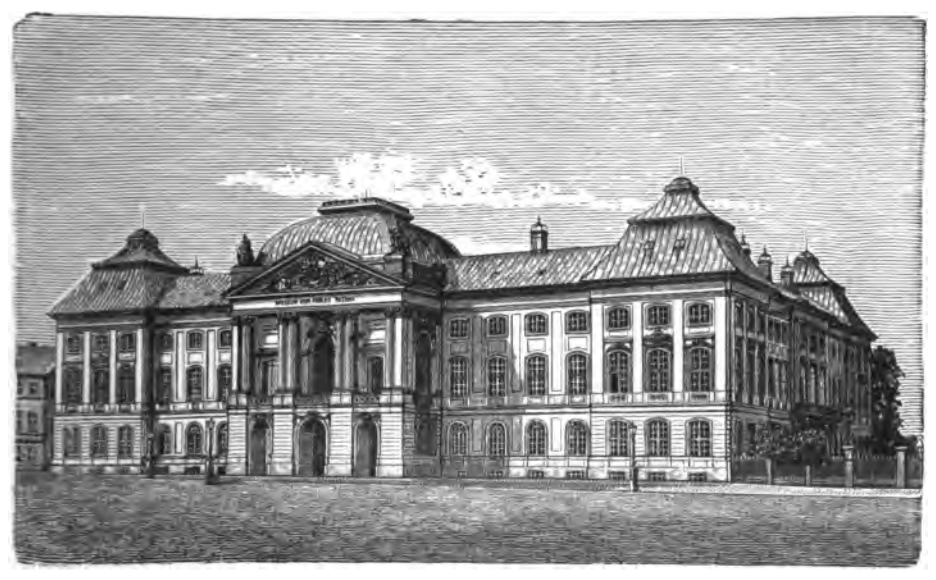


Abb. 306. Japanisches Palais in Dresden.

und Bedienter, seine Pläne mit Kreide auf den Tisch oder mit dem Stock in Sand zu zeichnen pflegte. Originell und sehr tüchtig ist dagegen das Palais im Großen Garten zu Dresden von Joh. G. Starcke 1679—80, ein Saalbau mit beiderseitigen Freitreppen und zwei an die Stirnseiten gestellten Querflügeln, schweres Barock. Berlin und die Mark verdanken die Anfänge den Holländern aus der streng klassizistischen Schule Mansards und Marots. Die Bauten J. A. Nerings, das Potsdamer Stadtschloß 1670—90, das zu Köpenik, das Fürstenhaus 1685 und das Palais Derflingers sind durch edle Einfachheit und Formstrenge ausgezeichnet, vornehm und kühl.

In Süddeutschland wird die Bewegung zunächst durch eine endlose Zahl von Italienern getragen, die das schwere römische oder lombardische Barock einbürgerten. Sie treten familienhaft mit mehreren Gliedern auf — es sei nur an die Zuccali, Luragho, Carlone, Viscardi, Retti, Petrini, Galli Bibiena, Carnevale erinnert — und sind bald als Architekten, bald als Dekorateure, Maler, Stuckisten tätig, bewegliche Zugvögel, die nach Brot und Gunst gehend alle Kunstorte bevölkern und ganze Handwerkersippen nach sich ziehen. In München eröffnet Enrico Zuccali den Reigen, dem Nymphenburg 1663, Lustheim 1684, der Neubau der Residenz 1680, Schleißheim 1700 und in Salzburg die Residenz 1670—89 angehören. In Prag ist Carlo Luragho an der endlosen Front des Hradschin, am Palais Thun 1656 und Nostitz 1658 beschäftigt, sein Sohn Anselm setzt die Arbeit an den Palästen Kinsky (Abb. 307) und Piccolomini fort. A. Porta schuf Schloß Raudnitz, Simonetti das Palais Czernin seit 1702 (Abb. 305). In Wien finden wir



Abb. 307. Palais Kinsky in Prag.

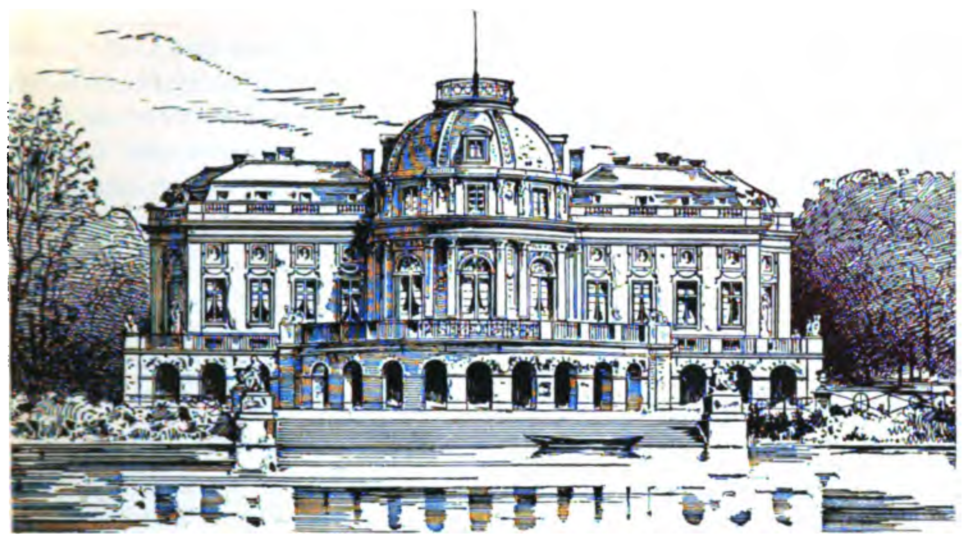


Abb. 308. Schloß Monrepos.

M. A. Carnevale in weit verzweigter Arbeit; der Leopoldsbau der Hofburg 1668, die Favorite im Augarten, das Palais Lobkowitz 1685, Starhemberg 1683, Harrach 1689 und andere Stadtschlösser des hohen Adels sind ihm zu verdanken. In Ludwigsburg, 1704 von Nette begonnen, setzt Frisoni die Arbeit fort, der u. a. die Favorite schuf und in der Familie Retti Zuzug erhielt. Die Marquardsburg bei Bamberg 1688 baute Ant. Petrini, das Schloß Ansbach 1713 G. Gabrielis und L. Retti, in Rastatt finden wir Mattia de Rossi und eine ganze italienische Kolonie, in Kassel und Herrenhausen Guerini.

Diesen Lehrern erwuchsen aber bald ebenbürtige Schüler und Nebenbuhler im Land selbst, welche die leichterlernte Formensprache vielfach urwüchsiger, freier und schöner handhabten. In Wien arbeitet sich schon Joh. Luc. v. Hildebrand empor, der begabte Schöpfer des Belvedere 1693—1724 (Abb. 294), des Palais Daun-Kinsky 1709—13 und des Schlosses Mirabell in Salzburg 1710. Neben ihm erstand der größte und feinste Vertreter des römischen Barock, Fischer v. Erlach, der den Riesenplan von Schönbrunn entwarf (seit 1695), auch zahlreiche Stadtpaläste, Fondi-Schwarzenberg 1697—1715, Schönborn, Prinz Eugen 1700, Trautson 1710, Althan 1717, Auersperg, die Hofkanzlei 1712—14, das Palais Clam Gallas in Prag 1707 u. a. Die kirchliche und Profankunst Frankens und Böhmens wird fast ausschließlich durch die Sippe der Dientzenhofer beherrscht, von denen Georg (gest. 1689) in Waldsassen, Leonhard (gest. 1707) in Bamberg, Johann (1726) in Fulda, Christoph (gest. 1722) und Kilian Ignaz (gest. 1751) in Prag gleich schöpferisch im Kirchen- und Schloßbau tätig waren. Ihren Ruhm übersteigt aber der Würzburger Balthasar Neumann, der in seinem langen und fast ganz Südwestdeutschland umfassenden Wirken schon den Übergang zum Rokoko bezeichnet. Seine glänzendste Schöpfung ist das Bischöfl. Schloß in Würzburg (1720—44, Abb. 309), ein um sieben Höfe gelagerter Massenbau, mit fünf Sälen und 312 Zimmern, zweigeschossig, reich und doch maßvoll, vielleicht das vollendetste Werk des Barockstils überhaupt. Neben zahlreichen Kirchen, Klöstern und Bürgerhäusern

schuf er Schloß Bruchsal 1722, Werneck 1730—41, Schönbornlust 1744, Ehrenbreitstein 1738—40 und das vielbewunderte Treppenhaus in Schloß Brühl, dessen Plan von J. C. Schlaun stammt (1728). Dem Würzburger Meister in seiner Art ebenbürtig ist Daniel Pöppelmann in Dresden, der Schöpfer des Zwingers

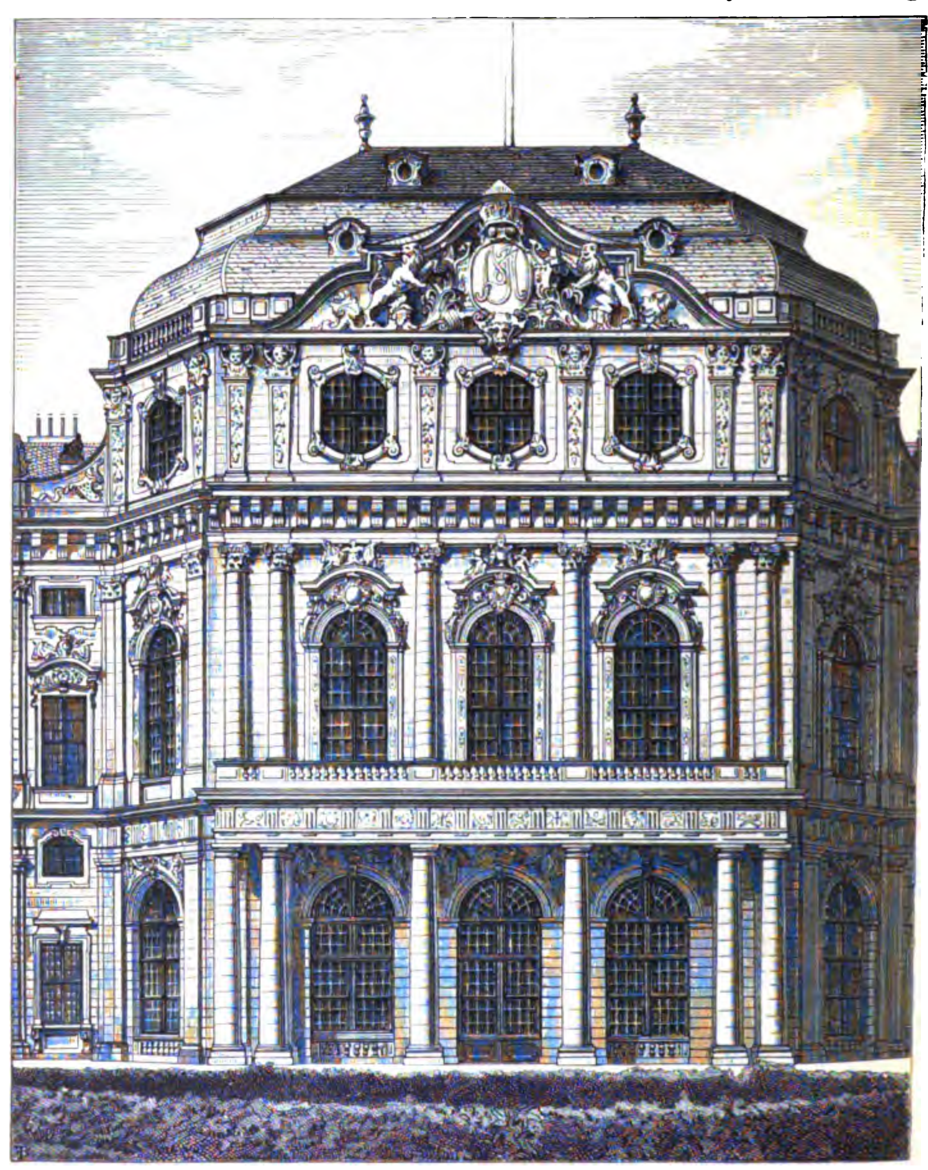


Abb. 309. Pavillon des Schlosses zu Würzburg.

(1710—22, Abb. 310). Dieser »herrlichste aller Ehrenhöfe«, an den sich ein großgeplantes Schloß anschließen sollte, entzückt ebenso durch den belebten Grundriß, den kecken, zierlichen Aufbau, die echt barocke Silhouette, wie durch den unerschöpflichen Reichtum des Details. Diese Eigenschaften hat Pöppelmann in früheren und späteren Werken — Palais Taschenberg 1711, Japanisches Palais

1715—17, durch de Bodt und Longlune umgebaut, Moritzburg 1722—30 — nie wieder erreicht. Sein Nachfolger J. Chr. Knöffel ist durch das Brühlsche Palais (seit 1736) bekannt, das mit den lose gruppierten Lust- und Gartensälen, Galerien, Theater, Spielplätzen und anderem die ganze Terrasse einnahm, und den ungezählten Bedürfnissen des Hofes ward er in der weitläufigen Anlage von Hubertusburg (seit 1737) gerecht. In Berlin hatten sich schon die Italiener eingenistet, als ihnen zwei der begabtesten Barockkünstler, Andreas Schlüter und

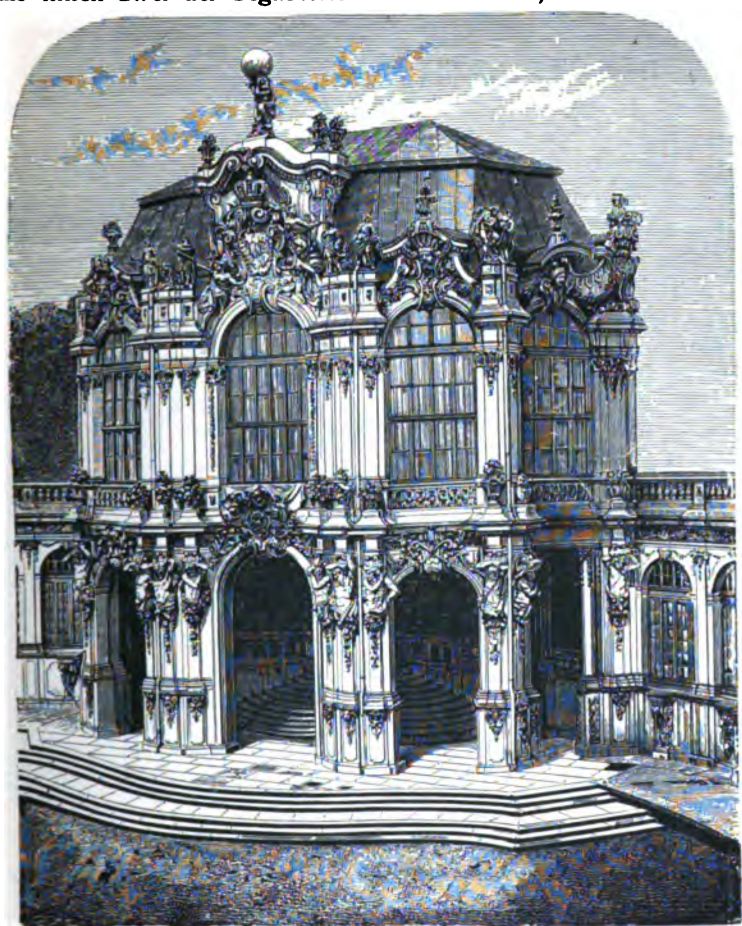


Abb. 310. Westlicher Pavillon des Zwingers in Dresden.

Eosander v. Göthe den Rang abliefen. So war das Schloß im schwersten römischen Barock begonnen. Unter Schlüters Leitung (1696—1706) gedieh es trotz mancher Unfertigkeiten und fremden Anleihen zum imposantesten deutschen Königsschloß (Abb. 311). Auch das 1694 begonnene Schloß in Charlottenburg und die Palais Warttenberg und Kreutz 1712 zeugen lebhaft von dem großen monumentalen Sinn des Meisters. Nach seinem Sturz 1706 führte Eosander die Bauten bis 1713 weiter, dem außerdem Schoenhausen 1704, Oranienburg 1706—09, Monbijou 1711 angehören. An Palladio gebildet suchte er umgekehrt die plastische Fülle Schlüters durch »Simplizität und Regul nach den Antiken ihren Genie«

in die edle Einfalt seines Ideals umzubilden. Aber beide Künstler bilden nur ein Intermezzo. Jan de Bodt führte die märkische Kunst wieder in das kühle holländisch-französische Fahrwasser zurück, das auch dem nüchternen Sinn des Soldatenkönigs besser entsprach. In Nordwestdeutschland sind national empfindende Künstler noch seltener. Kassel erhielt zum Beispiel durch den Hugenotten Paul Duruy ein halb französisch-holländisches Gepräge, und sein Sohn Karl wie der Enkel Louis, unter dem Wilhelmshöhe 1787—94 erstand, vermittelten auch weiter den Zusammenhang mit Paris. Am Niederrhein ragt J. C. Schlaun aus der Masse hervor, dem Schloß Brühl 1725—70 und der Erbdrostenhof in Münster zugehören, in Mainz zeigt der Oberst v. Welsch am kurfürstlichen Palais

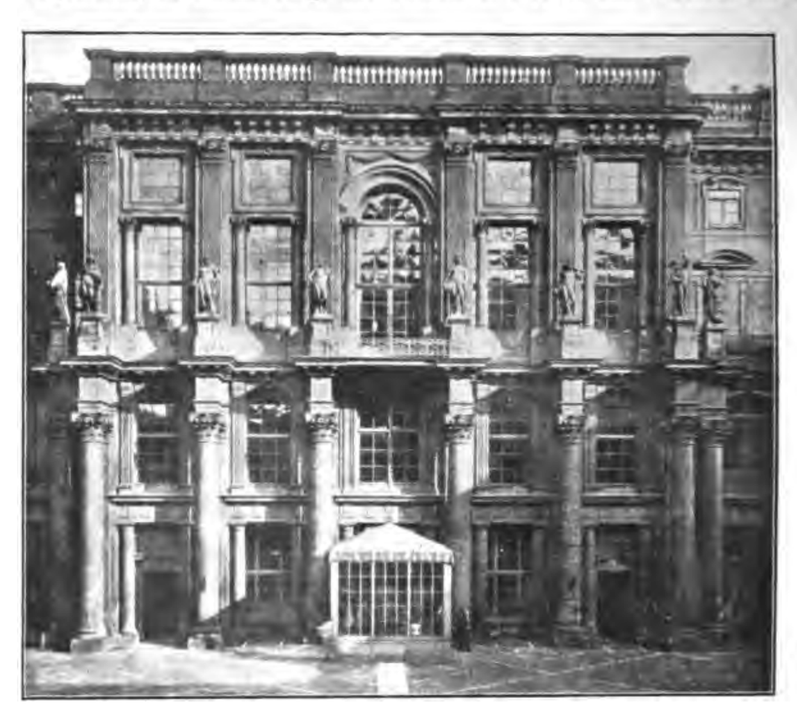


Abb. 311. Hof des Schlosses in Berlin.

1731—39 und am Zeughaus 1738—40 einige Selbständigkeit. Die lebhafte Bautätigkeit des Kurfürsten Joseph Clemens von Köln (Residenz in Bonn seit 1714, Poppelsdorf 1715, Brühl 1722) sammelte eine internationale Künstlergesellschaft, die ihre höchsten Inspirationen von de Cotte in Paris empfingen.

Das Rokoko ist eine von den akademischen Kreisen der französischen Architekten ausgehende Bewegung, die auf größere Strenge und Reinheit der Form zielte und der Willkür, Überladung und Verwilderung des Barock entgegenarbeitete. Trotz aller Tiraden und akademischen Lehrbücher der Baukunst ist ein Wechsel des Systems und der Grundanschauung nicht zu spüren. Dies gelang erst dem zweiten, kräftigeren Vorstoß der Puristen, der Klassizistik. Auf Grund der Ausgrabungen, vor allem Pompejis, und der exakten archäologischen Forschungen brach sich doch die Erkenntnis Bahn, daß die Antike etwas anderes sei, als die



Abb. 312. Die Communs am Neuen Palais zu Potsdam.

Reproduktion derselben durch Palladio und mit der »Rückkehr zur Antike« glaubte man zugleich den Weg zurück zur Natur gefunden zu haben. Mit einer Architektur, die bis zum Frösteln steif in der ganz stilechten Neuschöpfung einer dorischen Säule oder Tempelfassade aufgeht, verbindet sich ein sentimental-schwärmerisches Naturgefühl, das sich besonders in der Gartenbaukunst seit etwa 1750 wunderlich äußert. Das Verdienst des Rokoko liegt aber auf einer anderen Seite, der Erneuerung und Bereicherung des Ornaments und der Innendekoration. Hieraus erklärt sich auch die Erscheinung, daß viele Barockpaläste in der inneren Ausstattung vollständig ins Rokoko hinübergleiten.

In Deutschland faßte das Rokoko zuerst in München durch François Cuvilliés, einen Schüler de Cottes, festen Boden, und die Amalienburg 1734 ist das unübertroffene Muster des Stils, eine Perle vornehmer, phantasievoller Innenkunst. Weitere Bauten des Meisters, die Akademie, die Palais Piosasque de Non 1730, Preysing und Arko zeigen ihn von der sinnlichen Kraft des Barock nicht unberührt, un peu province, wie die Pariser urteilten. Seinen gleichnamigen Sohn finden wir später in Passau am bischöflichen Palais (1771) und in Dresden tätig. Ein Deutschitaliener Leopold Retti bürgerte den »neuen Gout« in Ansbach (Schloß 1725, Orangerie 1727) und Stuttgart ein (Residenz 1750—91), sein Nachfolger de la Guepière, der die reizenden Schlößchen Monrepos 1760—67 und Solitude 1763—67 schuf, zeigt sich bereits klassizistisch angehaucht. In Mannheim finden wir seit 1748 le Pigage am Schloßbau und 1757 in Schwetzingen tätig und gleichzeitig am Niederrhein, wo er für den Kurfürsten von Köln das Schlößchen Benrath 1756—60 und in Düsseldorf Schloß Pempelfort baute. In Bayreuth schuf C. von Gontard 1759—63 das Schloß und den Sonnentempel der Eremitage; er trat dann in die Dienste Friedrichs d. Gr. Die zwecklosen Dekorationsbauten der Communs in Potsdam (Abb. 312) 1765—69 und der Kolonnaden an der Königs- und Spittelbrücke 1771 sind ihm zu danken, freie Reproduktionen des griechischen Tempels und römischer Markthallen. Der Leibarchitekt des großen

Königs war indes G. W. v. Knobelsdorff, als Baukünstler zeitlebens Dilettant, aber ein dekoratives Genie, dem die spielende Anmut, die stimmungsvolle Grazie, der kokette Reichtum des Pariser Geschmackes vorzüglich gelang. Man braucht nur an Sanssouci (seit 1745) zu erinnern, um den vollen Begriff seiner Kunst zu haben. Auch im Schloß zu Charlottenburg (»goldene Galerie« und Kapelle), im Stadtschloß zu Potsdam und in Rheinsberg (Apollotempel) zeigte er sein Geschick. Das Opernhaus in Berlin (seit 1743) war mit geistreichelnder Maske als Apollotempel geplant, die Bühne als Cella, die Giebelseite als Prostylos, die Formen schon ganz nach englischer Auffassung des unsterblichen Palladio (!). Im übrigen erwies sich der Geschmack des Königs als schwankend und bald rückständig. Er zwang seine guten Bürger nach Kupferstichen seiner Sammlung zu bauen. Eine Zeitlang hatte der Holländer Boumann, dem das Potsdamer Rathaus 1753 und das Palais des Prinzen Heinrich in Berlin 1754—64 angehören, sein Vertrauen, und als dessen Geschmack »nichts Reizendes« mehr hatte, schuf der König im Schloß Friedrichskron seit 1763 einen Bau ganz nach eigenen Ideen — den Plan zeichnete J. G. Büring schon 1754 — originell in jeder Hinsicht, ohne das übliche Portal und Treppenhaus, doch mit der von Friedrich anscheinend hochgeschätzten Kuppel über dem Hauptsaal, im einzelnen ein Konglomerat barocker und klassizistischer, englischer und holländischer Motive. Gontard kam noch einmal zu Wort im Marmorpalais 1786—96, welches seit 1788 von Langhans fortgesetzt und strenger antikisierend vollendet wurde. Desselben Meisters Brandenburger Tor (seit 1796) bildet dann den völligen Bruch mit der nationalen Überlieferung (Abb. 137).



Abb. 313. Schlößchen Alt-Richmond bei Braunschweig.
Photogr. Verlag George Behrens, Hofkunsthändler Braunschweig.



Abb. 314. Rathaus zu Lemgo.

ZEHNTES KAPITEL

DIE ÖFFENTLICHEN GEBÄUDE

I. Das Rathaus.

P. LEHMGRÜBNER, Ma. Rathausbauten in Deutschl. I. Fachwerkbauten. Berl. 1905. — O. STIEHL, Das deutsche Rathaus im Ma. Lpz. 1905. — DERS, Die Entwickl. d. ma. R. i. Deutschl. Allg. Ztg. Beil. 1903. 112—118. — JACOBS, Markt- u. Rathaus, Spiel- u. Kaufhaus. Zs. Harzv. XVIII. 191. — ESSENWEIN, D. Wohnbau. Stuttg. 1892. S. 56 ff. — BLUNTSCHLI, Rathäuser. Handb. d. Archit. Teil 4. Halbbd. 7. Darmst. 1887. 1—69.

Monographien. Das Grashaus zu *Aachen*. Zs. f. Bauw. 1861. 225. — E. v. BRAUN, Gesch. d. R. zu *Altenburg*. 1864. — A. BUFF, D. Bau u. die dekorat. Ausstattung des *Augsburger* Rath. Zs. Schwaben Neub. XIV. 221. — LEYBOLD u. BUFF, Das R. der Stadt *Augsburg*. Berl. 1893. — P. HALM, Das R. in *Bamberg* u. s. Freskenschmuck. Dpfl. V. 19. — BURKHARDT u. WACKERNAGEL, Gesch. u. Beschr. d. R. zu *Basel*. B. 1886. — Das *Berliner* R. Denkschr. v. ADLER u. FIDICIN. Berl. 1861. — KOLB, Das R. in *Brandenburg* a. d. H. Dpfl. V. 125. — MÜLLER, Das R. zu *Bremen*. — LÜDECKE u. SCHULTZ, Das R. zu *Breslau*. Berl. 1868. — E. WEINHOLD, Zur Gesch. d. alten *Chemnitzer* Raths. Mitt. Chemn. XI. 15. — HOBURG, Gesch. d. R. d. Rechtsstadt *Danzig*. D. 1857. — A. ZELLER, Das R. zu *Darmstadt*. D. 1899. — *Dortmund*. Cbl. d. Bauverw. 1891. 449. 1901. 14. 29. — EHRHARDT, Das R. in *Emden*. Dpfl. II. 73. — K. KNEBEL, Das R. zu *Freiberg*. Mitt. Freib. XL. 4. — *Gelnhausen*. Cbl. d. Bauverw. 1885. 437. — GAEDECHENS, Gesch. d. *Hamburger* R. Hamb. 1867. —

Thyriot, Die Rathäuser Alt-*Hanaus*. Festschr. Han. Gesch.-Ver. 1903. 15. — C. Neuber, Zur Gesch. der *Kasseler* Rathäuser. Hessenland XIX. 1905. — *Köln*, Raschdorff, Das Kaufhaus Gürzenich. Berl. 1863. — KM. d. alte R. in *Leipzig*. Dpfl. VI. 93. — *Lindau*. Dtsche Bauztg. 1888. 82. — B. Schmid, Das R. in *Marienburg*. Dpfl. IV. 81. — Meininger u. Schoenhaupt, *Mülhausen i. E.* Mülh. 1892. — Geisberg, Das R. zu *Münster*. — E. Mummenhoff, Das R. zu *Nürnberg*. N. 1891. — *Posen*. Warschauer, Hist. Beitr. Hist. Monatsbl. Posen IV. 81. 113 — H. Lutsch, Dpfl. V. 33. — W. Jost, Wiederherst. d. R. in *Schotten i. H.* Dpfl. V. 1. — E. Anthes, Das R. in *Seeheim* a. d. Bergstr. Dpfl. III. 85. — M. Bach, Das R. zu *Ulm*. Württemb. Vierteljh. N. F. III. 1880. 251 — Dpfl. III. 73. VIII. 1. — D. alte R. »zum grünen Baum« zu *Würzburg*. Dpfl. III. 49. — R. Schmidt, Das R. zu *Zerbst*. 1897.

as Rathaus ist das Palladium städtischer Freiheit und fast immer ein Spiegel der Stadtgeschichte. Die vielfältigen Funktionen, die ihm aus der freieren und reicheren Entwickelung des städtischen Lebens erwuchsen, sind schon ziemlich durch die alten urkundlichen Bezeichnungen umschrieben: Domus consulum (1120 in Soest) domus civium (1194 in Köln), Saal, Bürgerhaus, Stadthaus, Wik- oder Weichhaus, Gemeindehaus, Rathaus, Prätorium, Kophus, Kaufhaus, Gewandhaus, Tuchhaus, theatrum, domus theatralis, Spielhaus, Schauhaus, Tanzhaus, Hochzeitshaus, Dinghaus, Richthaus usw. Je nach der Kraft und Blüte des Gemeinwesens wächst sich das Rathaus zu einem geringeren oder vielgliedrigen Organismus aus. Denn die Entwickelung des Stadtwesens verlief in einzelnen Fällen sehr ungleichartig. Sie wird wesentlich bestimmt einmal durch die Nahrungs- und Erwerbszweige, den Aufschwung von Handel und Verkehr, dann aber besonders durch das Verhältnis zum Stadtherrn und den Grad der Selbstverwaltung. Viele Kleinstädte haben sich über die Sphäre des Ackerbürgertums nicht erhoben, andere sind durch die Gunst der Verhältnisse zu reicher Blüte gelangt; die eine Stadtgemeinde finden wir schon im 12. Jh. im Besitz aller wünschenswerten Freiheiten, andere gelangten erst nach schweren Kämpfen am Ausgang des Ma. dazu, anderen ist es nie gelungen. Das Rathaus ist ein genauer Gradmesser dieser innerstädtischen Zustände, die einfachsten und die verwickeltsten Typen stehen oft zeitlich und lokal dicht nebeneinander wie Knospe und Frucht. Die Städte des Ma. haben nicht nach einem jeweils gültigen Schema, sondern nach ihren speziellen Bedürfnissen gebaut, und diese müssen immer in ihrem bestimmenden Umfang in Betracht gezogen werden.

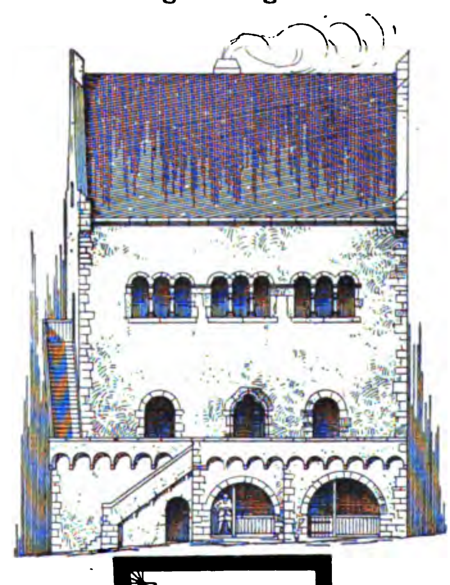


Abb. 315. Rathaus in Gelnhausen.



Abb. 316. Rathaus zu Minden.
Nach Stiehl, Das deutsche Rathaus.

1. In den ältesten und primitivsten Verhältnissen spielte sich, wie wir sahen, das öffentliche Leben ganz auf freiem Markt ab, der in seiner großen Abmessung Raum für die Versammlungen der Vollbürger, das Burding, das öffentliche Gericht und den Verkehr der Handelsleute mit ihren Buden und Zelten gewährte. So weit wir sehen, hat man zuerst im 12 Jh. Gebäude zum Schutz dieser drei Geschäfte errichtet und sogleich den Typus getroffen, der sich für alle Folgezeit bewährte. Wir sind so glücklich, ein Beispiel aus Ende 12. Jh. (leider übel restauriert) im Rathaus zu Gelnhausen (Abb. 315) zu besitzen. Mit der Breitseite dem Markte zugekehrt, ruht es auf einem gewölbten Unterbau mit Freitreppe, dessen breite Bühne als Gerichtslaube diente, während man in den Gewölben Kaufläden, Münze, Ratswage usw. untergebracht denken kann. Drei Türen führen von der Bühne in den unteren Saal, das Kaufhaus, eine Freitreppe am Giebel links in den oberen, den Bürgersaal, die beide mit Balkendecken versehen und durch Träger in zwei Schiffe geteilt sind. Diese immer wiederkehrende Zweischiffigkeit der Hallen und Säle berührt sich eng mit der der Pfalzen und Refektorien (S. 35, 52). Sie ist aber eine konstruktiv so naheliegende Form, daß man nicht gerade an eine Nachahmung zu denken braucht. In der Vereinigung von Kaufhalle, Bürgersaal und Gerichtslaube liegt das Urbild des deutschen Rathauses. Diese primitive Anlage zeigt sich meist als der älteste historische Kern aller späteren, reicheren Kombinationen, sie hat sich auch in einzelnen Fällen, in bescheidenen Ackerbürgerstädten fast unverändert bis ins 16. Jh. erhalten.

Die erste, einfachste Gruppe läßt sich reichlich durch Beispiele belegen, so gleich durch das älteste datiert erhaltene Rathaus in Dortmund, nach Brand des älteren 1240 als Tuchhaus 1261 (domus, ubi venditur pannus) erwähnt, als Rechteck von 13 : 31,4 m frei auf dem Markt mit dem Giebel gegen die Hauptverkehrsader, den »Hellweg«, zu gelegen. Infolge dieser Umorientierung ist auch die Gerichtslaube, eine Bogenhalle auf drei Pfeilern, vor die Schmalseite gelegt und im Obergeschoß vom Saal der Bürgerschaft überbaut. Die untere Tuchhalle hat reichliche Fenster und zehn Türen, um den Verkehr nach allen Seiten zu erleichtern. Der Bürgersaal ist durch eine Freitreppe an einer Langseite zugänglich. Von diesem Stadium aus spaltet sich der Typus in mehrere Varianten, doch nur in bezug auf die Behandlung der Markthalle, wobei örtliche Gewohnheiten, Art und Umsatz der Haupthandelsgüter den Ausschlag geben. Wir finden einerseits die Halle geschlossen



Abb. 317. Rathaus zu Ensisheim.
Nach Stiehl, Das deutsche Rathaus.

bis auf zwei Tore, die auch den Wagen und Karren einzufahren gestatteten, also für Massengüter, Getreide, Wein usw. berechnet, so in Rufach, Mühlhausen i. E., Rottweil, Karlstadt, teils in Arkaden frei nach allen oder doch den vorderen Seiten zu geöffnet. So an der Giebelfront beim Rathaus in Gießen, in der Langseite bei denen in Alsfeld, Marienburg i. Pr. und in prachtvoll monumental frühgotischer Fassung in Minden (Abb. 316). Hiermit verbindet sich die Neigung, Einfahrt und Verkehrsgang an die eine Seite zu verlegen, so daß für die Buden und Verkaufsstände nur die andere Reihe frei blieb, wie eben in Minden und am spätgotischen Rathaus in Oberlahnstein (Abb. 262), wo die eine Langseite bis auf ein Steintor in Fensterarkaden aus Fachwerk aufgelöst ist. Die allseitig offene Halle scheint erst in der Frührenaissance offenbar nach dem Vorbild italienischer Wechselhallen eingedrungen zu sein. Wir finden ein vorzüglich klares Beispiel in Erkelenz von 1546, wo das ganze Erdgeschoß als Halle von 3 : 5 Arkadenachsen offen stand und nur in der einen Ecke eine Spindeltreppe zum oberen Bürgersaal eingebaut war. Und ein ähnliches in

Ensisheim (Abb. 317) Mitte 16. Jh., doch ist hier nur die Hälfte offen und gewölbt, die andere Hälfte als geschlossene Kaufhalle mit Tor und Fenstern behandelt.

2. Die nächste Etappe der Entwickelung führte zu einer Bereicherung des primitiven Typs um Räume für Sitzungen des Rates und der Verwaltung, Ratssaal und Schreibstuben. In dem Maße, wie sich die städtische Bevölkerung vermehrte, der Kleinhandel der zugezogenen Hörigen, der Großhandel der altvornehmen Geschlechter und zugewanderter Kaufleute sich hob, die Finanzen, die Polizei und die Rechtsprechung verwickelter wurden, konnte das Burding der Altbürger unmöglich die Geschäfte erledigen.

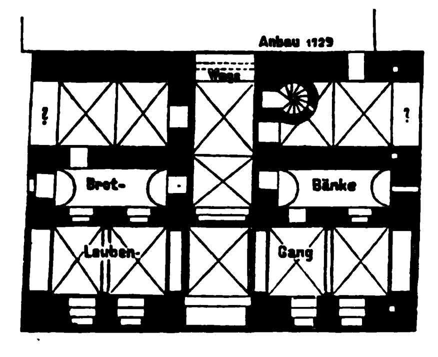


Abb. 318. Rathaus zu Blomberg.
Nach Stiehl, Das deutsche Rathaus.

Vielfach kam hinzu, daß die Stadtgemeinde Liegenschaften oder Zinsen erwarb, deren Erträgnisse, meist Naturalien, auf einem Schüttboden gelagert und weiter verwertet werden mußten. Andere beteiligten sich selbst an Handelsgeschäften, wenigstens am Ausschank von Wein und Bier und brauchten Kellereien und Trinkstuben. Überall aber suchte man aus den Ersparnissen die verschiedenen Staffeln der Gerichtsbarkeit bis zum Hals- und Blutgericht vom Stadtherrn zu erkaufen und sah sich zur Anlage von Gefängnissen und Schöffenstuben genötigt. Die Verwaltung dieser verzweigten Geschäfte führte dann der freigewählte Rat (senatus) mit dem Bürgermeister (consul regens) an der Spitze, während für das Schreib- und Rechnungswesen ein rechtskundiger Beamter, der Stadtschreiber (notarius publicus, Kanzler) ein-

geführt wurde. Aber die freie Ratswahl, der Inbegriff der Selbstverwaltung, führte naturgemäß zu Zusammenstößen mit dem Stadtherrn und dessen Vogt und prätendierten Rechten. Und je nachdem sich das Verhältnis zu voller Freiheit, zu voller oder maßgebender Abhängigkeit gestaltete, wird auch das Rathaus einerseits eine freie Fortbildung des alten Kauf- und Bürgerhauses, andererseits ein bloßes Verwaltungsgebäude, welchem der Bürgersaal fehlt.

Fassen wir zunächst den zweiten Fall ins Auge, so genügt für die Verwaltung und Gerichtspflege ein mäßig großes Gebäude, etwa mit zwei Sälen, der Schöffen und des Rats. So finden wir es zum Beispiel in Tangermünde (Abb. 272), dessen Kernbau aus Ende 14. Jh. überhaupt nur zwei Säle von 8.30 × 10.60 m enthält, wozu erst Ende 15. Jh. in einem quer vorgelegten Anbau unten eine offene Gerichtslaube, oben eine Schreibstube traten. So auch in Alsfeld 1512, wo das massive Erdgeschoß nach vorn geöffnet nur die Kaufhalle, in der Ecke eine kleine Zelle und eine Wendeltreppe enthält, eine oft wiederkehrende Kombination, um Gefangene



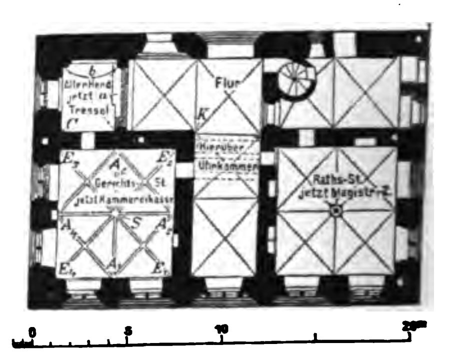


Abb. 319. Rathaus zu Marienburg. Erdgeschoß und Obergeschoß.
Nach B. Schmidt (»Die Denkmalpflege«, Jg. 1902).

ungesehen dem Stadtgericht vorführen zu können. Im Mittelstock finden wir nur eine geräumige Dele, nach vorn heraus eine Schreibstube, seitlich in ganzer Tiefe den Ratssaal. Das Obergeschoß diente mit kleineren Zimmern bei Festen der schöffenbaren Geschlechter. Noch einfacher war das Rathaus zu Villingen, eine mäßige Kaufhalle, darüber ein Ratssaal; erst später wurde rückwärts eine Diele und eine Schreibstube und 1612 ein seitlicher Anbau zugefügt. Aufwendiger ist das Rathaus zu Blomberg (Abb. 318) als reiner Verwaltungsbau gestaltet. Schon im Untergeschoß sind statt der Halle kleinere Geschäftszimmer, im oberen der Ratssaal und die Schreibstube, an den Fenstergruppen kenntlich, eingelegt. Das vorgekragte Dachgeschoß mit den wirkungsvollen Giebeln ist ein ungeteilter Schüttboden, erst 1587 aufgesetzt. Wie stark eine bedeutende Stadt durch die harte Hand des Stadtherrn in ihrer Freiheit beschränkt werden konnte, lehrt dann das Beispiel von Koblenz. Hier behauptete nach wechselvollen Kämpfen der Erzbischof von Trier den maßgebenden Einfluß, und der Stadtverwaltung genügte ein gering abgemessenes »Schöffenhaus« (von 1479) mit je zwei Zimmern in zwei Geschossen, das mit dem großen anstoßenden Kaufhause keine Verbindung hatte. Ein reines Verwaltungs- und Gerichtsgebäude ist auch das Rathaus in Marien-

burg (Abb. 319) Ende 13. Jh., wo der Deutschorden als Stadtherr ein straffes Regiment übte. Das Erdgeschoß ist an der Marktseite in einem Laubengang geöffnet, dahinter die Brotbänke und kleine Kammern (Zeughaus, Gefängnis) und im mittleren Quergang die Ratswage. Im Obergeschoß finden wir zwei stattliche Zimmer für Schöffen und Rat, dahinter eine Schreibstube. Andere Beispiele dieser Gattung lernen wir später kennen.

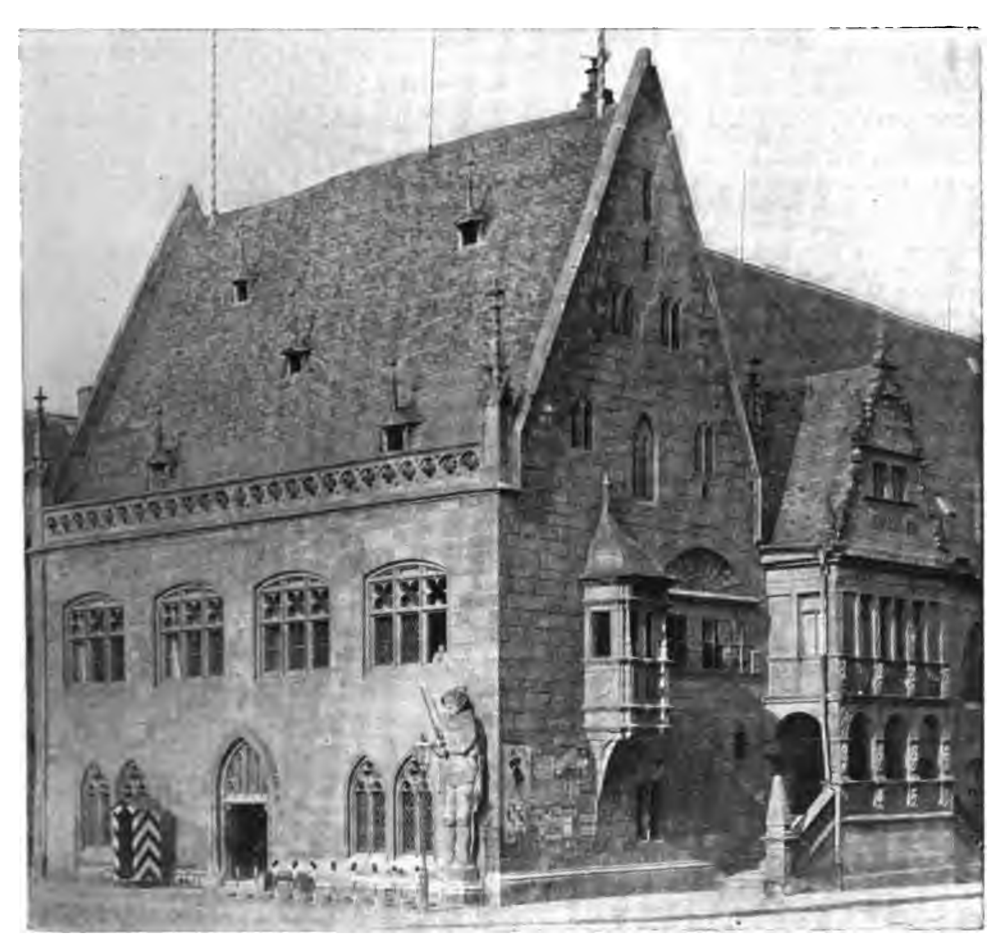


Abb. 320. Rathaus zu Halberstadt.

In den Städten mit freierer Entwickelung ergaben sich eine Reihe von anderen Kombinationen, die wir nach dem Vorgange Stiehls in folgende Gruppen sondern können.

a) Rechteckbauten, in denen Kaufhaus, Bürgersaal und Verwaltungsräume unter demselben Dach untergebracht werden. Am einfachsten ist die Lösung, wenn vom oberen Bürgersaal ein Ratszimmer und eine Schreibstube abgetrennt werden. So beim Rathaus zu Karlstadt von 1422, dessen Anlage sonst ganz in alter Weise unten die große Kaufhalle (hier dreischiffig), darüber durch eine doppelläufige Freitreppe am Giebel zugänglich den Bürgersaal und unterm Dach den Schüttboden

aufweist. Die fraglichen Zimmer liegen hier an der hinteren Giebelseite; vorteilhafter und beliebter ist aber ihre Lage nach vorn, so in Frankenberg, dessen verschiefertes Obergeschoß und Dach mit dem Erker der Ratsstube und vier Ecktürmchen eine äußerst malerische Silhouette bildet. Anderwärts, z. B. in Preußisch-Holland und Fürstenwalde, hat man sie über die offene, dem Kaufhaus vorgelegte Gerichtslaube verlegt. In dem berühmten Prachtbau zu Münster (um 1340), der auch eine noch im 17. Jh. für das Niedergericht benutzte offene Laube hat, nimmt der Bürgersaal das ganze Obergeschoß ein. Der Ratssaal ist erst 1535 hinter der unteren Kaufhalle angelegt, durch seine Ausstattung mit einer ganzen Schrankwand, Ratsbank und »Tisch des Hauses« ebenso lehrreich wie meisterhaft. Ähnliche Rechteckbauten wären dann noch in großer Zahl zu nennen (Königsberg i. N., Frankfurt a. O., Stargard, Stadthagen, Eßlingen, Paderborn mit zwei Erkerstuben auf offenen

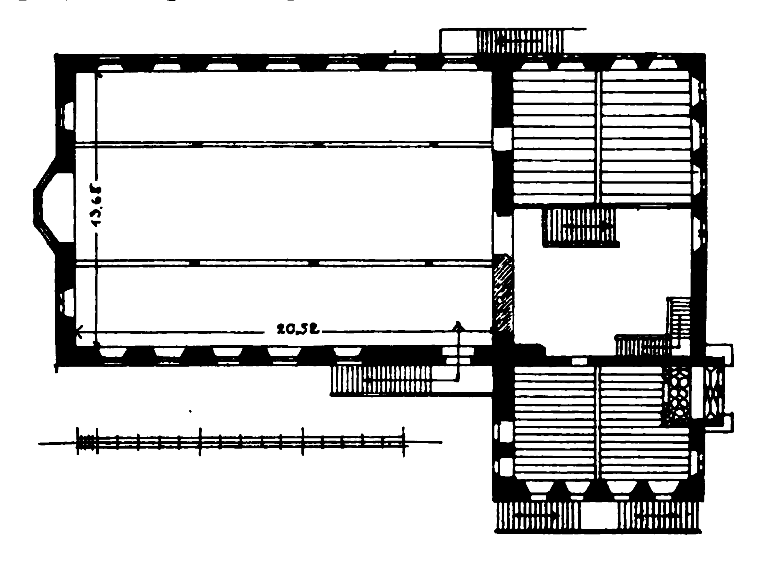


Abb. 321. Rathaus zu Sulzbach. Grundriß des ersten Stocks.
Nach Stiehl, Das deutsche Rathaus.

Lauben an der Marktseite u. a.), wobei man auch gelegentlich durch Zubauten nach der Tiefe oder aufgesetzte Stockwerke dem größeren Raumbedürfnis abhalf. Einer der schönsten Gruppenbauten ist auf diese Art in Halberstadt entstanden (Abb. 320). Der alte Kernbau von bescheidenen Abmessungen (1381) ist quer über den Markt gelegt und enthält die Verwaltungsräume, oben den Ratssaal und die Stube des Stadtschreibers mit dem (jüngeren) zierlichen Erker. Hieran legte man in zwei Absätzen bis 1398 eine wenig schmalere, langgestreckte, gewölbte Kaufhalle, welche im Obergeschoß den riesigen Bürgersaal barg. Die Stirnseite derselben trug ursprünglich einen Verkündigungsbalkon, von dem aus die neuen Ratsmänner der Bürgerschaft vorgestellt und Verordnungen verlesen wurden. Anfang 16. Jh. legte man aber einen reizend gruppierten Vorbau an und brach eine Verkündigungsloge neben dem Erker der Schreibstube ein. Auch diese wurde aufgegeben, als sich auf dem Podest der 1663 erbauten Freitreppe mit dem schönen Giebelzimmer ein schicklicher Ersatz fand. Der Roland stand ursprünglich frei auf dem Markte.

b) Bequemer und häufiger als solche Verlängerungen sind indes **rechtwinklige Verbindungen** von Bürgerhallen mit Ratsstuben, die immer sehr stattlich wirken, wenn sie eine aus- oder einspringende Ecke des Marktes bilden. Solche **Winkelhakenhäuser** haben sich selbständig wie als Kernbauten verwickelterer

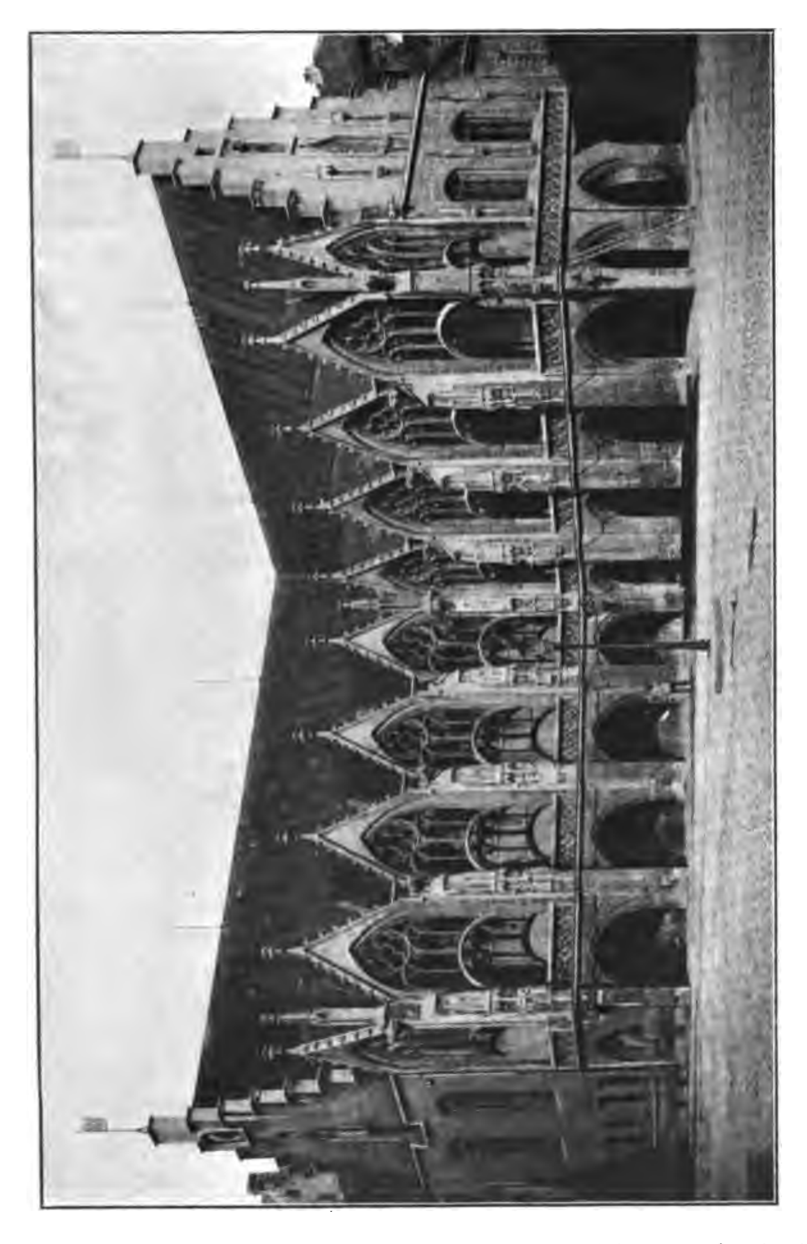


Abb. 322. Rathaus zu Braunschweig.

Anlagen sehr zahlreich erhalten. Ein einfaches Beispiel bietet Sulzbach 14. Jh. (Abb. 321). Der Hallenbau mit Kaufhaus und Bürgersaal hat zwei Freitreppen und an der schmalen Marktseite einen reizenden Verkündigungserker, der rückwärts quer vorgelegte Ratsbau eine doppelläufige Freitreppe am Giebel, im Obergeschoß

ist er ziemlich gleich in Stadtschreiberei, Diele und Ratsstube geteilt, später in der Schreibstube mit Benutzung eines Erkers ein kleines Archiv gewonnen. Ähnlich ist in Brandenburg a. H. (Neustadt) an die langgestreckte durchlaufende Halle ein Ratsbau mit Doppelgiebeldach angesetzt, in Pirna bilden beide Teile eine ausspringende Ecke, die durch zwei Giebel und ein schlankes Ratstürmchen sehr wirksam betont ist. Anders wieder ist die Verbindung in Stendal. Hier ist an ein Schultheißenamt auf offener Gerichtslaube die doppelt gewölbte Kaufhalle angesetzt, welche im dritten Geschoß den Ratssaal enthält, so daß beider Giebel aneinandergerückt eine glückliche Fassade bilden, im 16. Jh. wurde die Gruppe durch einen senkrecht auf die Halle gerichteten Flügel malerisch erweitert. Diese selbe Stellung auf der Mitte einer langgestreckten Halle behauptet in Jüterbog die Gerichtsstube mit offener Laube, während früher die anderen Amtsräume durch Verlängerung der Halle gewonnen waren. Endlich in Salzwedel stoßen zwei gleichmäßige Hallen, die eine gewölbt, die andere zweischiffig mit Balkendecke aufeinander, und in den Winkel ist eine jüngere Gerichtslaube eingefügt, so daß auch hier zwei Giebel wie in Stendal und Brandenburg nebeneinander stehen. Von hier war nur ein Schritt zur architektonischen Zusammenfassung des Winkelhakens, und dieser ist mit einspringender Ecke am glänzendsten in Braunschweig (Abb. 322) vollzogen, wo Mitte 15. Jh. gleichzeitig mit dem rechten Saalflügel die prachtvolle zweigeschossige Laube mit der zierlichsten Giebelarchitektur vorgelegt wurde. Mit ausspringender Ecke sind dagegen die minder vornehmen Rathäuser in Guben, Ensisheim, Saalfeld, Hannover, Arnstadt u. a. aufgerichtet, bei gleicher Grundform doch sehr different in der ungesucht malerischen Erscheinung.

c) Eine dritte, früh erprobte Kombination besteht in der parallelen Verbindung zweier Flügel, die durch einen schmalen Hof getrennt sind. So stellt sich der Kern des Rathauses in Lübeck dar, 1251 begonnen, einerseits das Gewandhaus, andererseits der Ratsbau mit dem »Gastgericht« als Vorbau, darüber der Bürgersaal, der ganze Bauplatz in ungeteilter Halle unterkellert für den schwunghaften Wein- und Bierhandel des Rats. Um 1315 wurden bei einem Umbau die beiden Flügel durch eine hohe Schildwand nach dem Markt zu vereinigt und der Hof geschlossen, 1358—63 die ganze Anlage rückwärts um 14 m verlängert und ebenso zu einer breiten Fassade zusammengefaßt. Um 1400 wurde dann an die Stirn des Ratsbaues das »Tanzhaus« angebaut, im Untergeschoß als offene Halle dem Marktverkehr dienend, darin auch die Goldschmiedsbuden; dieses wurde schon 1442—44 um einen gleichgroßen Saalbau verlängert. Der Renaissance blieb dann noch die dankbare Aufgabe, die etwas düstere Baumasse durch einen reizenden Treppenbau und das zierliche Hallenhaus am älteren Schildgiebel in ihrer liebenswürdig heiteren Art zu beleben. — Wie in der Kirchengotik das »wendische Quartier« von St. Marien in Lübeck beeinflußt wird, so wirkt auch das hiesige Rathaus vorbildlich auf baltische Stadthäuser. Die vollkommenste, in einem großen Wurf entstandene Nachbildung ist das Rathaus in Stralsund, Anfang 14. Jh., zwei durch einen Hof geschiedene Flügel von 8,80×60 m, die am Markt 1316 durch eine quergelegte zweischiffige Halle zur Hegung des Blutgerichts mit dem Ratssaal im Obergeschoß und mächtigem Schildgiebel verbunden wurden. Auch

hier ist wie in Lübeck das ganze Bauterrain durch eine ungeteilte Halle unterkellert. Ohne Zwischenhof wiederholt sich das Muster in Rostock und (ehemals) in Kolberg, ein wohl nur zufälliges Pendant bietet das Rathaus in Naumburg, wo das »Neuhaus« von 1482 vom älteren Kern durch das Schuhgäßchen getrennt, aber beim Neubau 1517—28 durch die breite Marktfassade nach vorn verbunden ist.

3. Die Hochblüte des städtischen Wesens im 15. und 16. Jh. zeitigte neue Bedürfnisse und neue Bauformen. Fast überall wurde das alte patriarchalische Regiment der Geschlechter gestürzt oder doch durch die Teilnahme des organisierten Handwerks, der Zünfte, beschränkt. Die äußere Politik ward durch weitreichende, europäische Handelsbeziehungen, durch Verbrüderungen und Städtebünde aus dem beschaulichen Pfahlbürgertum aufgerüttelt und im Kampf gegen einen

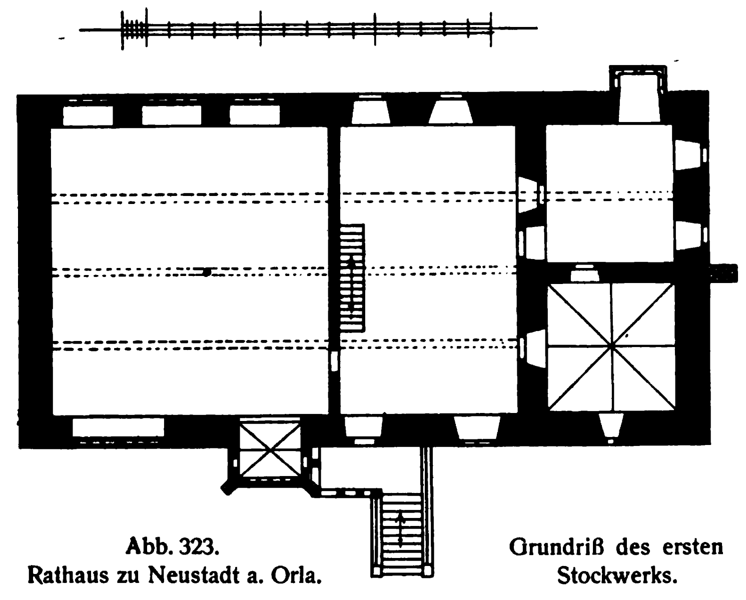


Abb. 323. Rathaus zu Neustadt a. Orla. Grundriß des ersten Stockwerks.

gewalttätigen Adel und lüsterne Fürstenmacht beständig in Atem gehalten. Im Inneren erheischte die Vermehrung der Märkte, die Aufsicht über das Handwerksprodukt (»die Schau«), die Straßenpolizei, die Armen- und Krankenpflege, die Sittenzucht, die Gesundheitspflege, die Bauordnung, die Befestigungen und das Militärwesen immer neue Ämter und Ratsdeputationen, die sich von der Bürgermeisterei abzweigten und ihre eigenen Amtsstuben erforderten. Die Rückwirkung dieser Verhältnisse auf das Rathaus ist sehr mannigfaltig. Zunächst wird es hie und da durch Lösung der alten Verbindung mit dem Markthaus entlastet, indem ein neues Tuch-, Fleisch-, Tanz- und Kaufhaus an anderer Stelle errichtet oder, wie in Nürnberg, das alte Rathaus ganz dem Handelsbetrieb überlassen wurde. Andererseits ändert sich der Charakter des Bürgersaals. Die Beispiele sind zwar selten, wo er ganz in kleine Amtsstuben aufgeteilt wurde, aber in der Mehrzahl der Städte trat die Versammlung der ganzen Bürgerschaft gegen die neu aufstrebende Korporation der Bürgervertreter, den »großen Rat« zurück, der in Stärke von 100—200 Köpfen



Abb. 324. Rathaus zu Thorn.
Nach Stiehl, Das deutsche Rathaus.

in älteren Rats- oder Bürgersälen tagen konnte. Jedenfalls ist deutlich zu beobachten, daß der alte, weite Bürgersaal zum Vorsaal, zur Diele herabsinkt, die als Reserveraum in Zeiten gehäufter Arbeit und Geschäftslast unentbehrlich blieb, und eine ganze Gruppe von Neuschöpfungen dieser Zeit kann man geradezu als Dielenbauten bezeichnen.

Ein durch Regelmäßigkeit ausgezeichnetes Beispiel findet sich in Neustadt a. O. von 1465 (Abb. 323). Das Hochparterre enthält die durch eine schöne Freitreppe zugängliche quergelegte Diele, links davon den Saal für den »großen Rat« mit einem überaus zierlich behandelten Erker, rechts den gewölbten Archivraum und die Schreibstube. Das Obergeschoß ist ähnlich, doch ohne Saal in Amtsstuben aufgeteilt. Das Kellergeschoß birgt unter dem Saal den ansehnlichen Ratskeller, rechts davon eine Durchfahrt mit der Ratswage, weiter Zeughaus und Lagerräume. Verwandte Dispositionen mit größerer oder geringerer Beschränkung der Diele begegnen in Marburg (1512—24 mit Anbau von 1586), Ochsenfurt (1494—1505), Kitzingen (1562), Marktbreit (1579), Sulzfeld (1609). Am weitesten auf dem Wege zum bloßen Dienstgebäude des Schreiberregiments ist das Rathaus in Hersfeld (um 1600) fortgeschritten, dessen Dielen zu beschränkten Fluren zusammengeschrumpft sind. Die Bemerkung Stiehls verdient Beachtung, daß in dieser Gruppe wohl der Einfluß des fränkischen Bauernhauses zu spüren ist.

Unter den strafferen Regierungsformen des deutschen Ostens haben sich viel früher großgedachte und streng zentralisierte Formen entwickelt, die zu den oft beschränkten und locker gruppierten Anlagen Westdeutschlands im

gleichen Verhältnis stehen, wie die Schlösser des Deutschordens zur mittelalterlichen Burg. Das eigenartigste Beispiel, für seine Zeit ein Schöpfungsbau ersten Ranges, bietet das Rathaus zu Thorn (Abb. 324). Von einem älteren Bau von 1259 ist nur der majestätische Turm erhalten. Ende 14. Jh. schritt man zu einem völligen Neubau an Stelle des gewiß schon stattlichen alten Hauses. Der Orden bedang sich in der Erlaubnisurkunde aus, daß alle nötigen Räumlichkeiten, »Rathus, Kouf-hous, Dinghus, Cromen (Läden), Brodbenke, Buden, woge und andir gemache« im Neubau enthalten sein sollten. Hiernach ist der Plan entworfen (1393), dessen Maße und Einteilung in der Urkunde vorgezeichnet waren, ein Rechteck von (außen) 43,50×52,80 m, vier Flügel um einen mittleren Hof gelegt, von denen drei dem Marktverkehr freigegeben waren, während im vierten die Ratswage, der Platzmeister und das Gericht untergebracht waren. Die drei anderen Flügel sind durch Mittelgänge geteilt und beiderseits zu Läden und Ständen mit massiven Scheidewänden

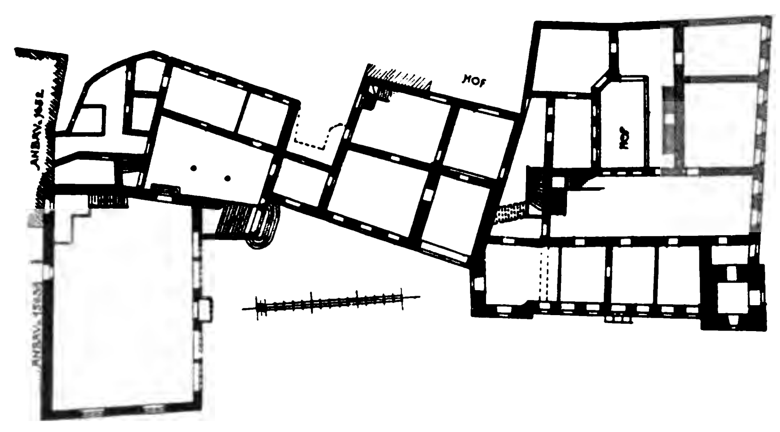


Abb. 325. Rathaus zu Regensburg.
Nach Stiehl, Das deutsche Rathaus.

verarbeitet, die in Gruppen den verschiedenen Gewerben, Posamentieren, Nadlern, Töpfern, Seifensiedern, Dreßlern, Leinenkrämern, Tuchhändlern, Pfefferküchlern zugewiesen waren; die Brotbänke zogen sich innen durch den Hauptgang der Marktseite. Im Obergeschoß finden wir den Bürgersaal mit eigener Treppe und Diele, den Ratssaal, die Kanzlei, Zimmer für Gericht, Kämmerei und Ausschüsse, im Turm das Archiv, daneben den Bürgergehorsam. Groß und streng ist auch die äußere Gliederung durch hohe Arkadenblenden. Bei geringeren Maßen wiederholt sich der geschlossene Viereckbau mit Turm in Kulm und Posen noch im 16. Jh., im letzteren Ort durch die reizende, dreigeschossige Loggia G. B. di Quadros (1550 bis 1555) freundlich belebt. Auch in Böhmen sind verwandte Erscheinungen nicht selten, die Häuser in Tabor (1515—21) und Leitmeritz (1536) sind streng rechteckig um eine mittlere Diele mit Treppenaufgängen gruppiert.

4. Das westliche und südliche Deutschland kann sich so großgedachter, für die weiteste Zukunft berechneter Pläne nicht rühmen. Vielmehr baute man bedächtig immer fürs nächste Bedürfnis und gelangte auf diesem Wege zu manchmal sehr ausgedehnten Baugruppen, die an Bequemlichkeit vieles, an malerischen

20*

Reizen nichts zu wünschen übrig lassen. Eine kleinere, aber ungemein liebenswürdige Schöpfung dieser Art weist das Städtchen Lemgo (Abb. 314) auf. In gotischer Zeit hatte man nur eine Halle, die in mehreren Abschnitten verlängert und zum Teil mit dem Ratskeller unterwölbt war. Senkrecht auf die Mitte derselben stellte man dann eine Ratsstube auf offener Laube mit charakteristischem Staffelgiebel. In die vordere Ecke fügte man ein schlichtes Haus ein, in welchem später die Ratsapotheke ihr Unterkommen fand. Auf der anderen Seite verlängerte man die Ratslaube und errichtete über den beiden letzten Jochen eine Schreibstube mit aufgelöster Fensterwand und Doppelgiebel. Schließlich wurden auch die beiden Zwischenjoche mit einem Obergeschoß überbaut, und die Renaissance ließ sich angelegen sein, der etwas nüchternen Baumasse einige »Drükker«, einen balkonartigen Vorbau vor der Kaufhalle und einen zweigeschossigen, schmuckreichen Erker an der Ecke der Ratsapotheke aufzusetzen. Ähnlich ist der Werdegang der Rathäuser in Göttingen, in Münden, wo beide Seiten der Halle mit Amtsräumen besetzt wurden, in Jena und manchen anderen Städten, und man kann aus diesem Grundgedanken sogar sehr modern anmutende Anlagen, wie das Rathaus zu Plauen, ableiten, wo ein breiter, gewölbter, durch eine doppelläufige Freitreppe zugänglicher Korridor den Bau der Länge nach durchschneidet, einerseits mit dem Bürgersaal und dem Ratszimmer, andererseits mit kleineren und größeren Geschäftszimmern.



Abb. 326. Rathaus zu Würzburg.
Nach Stiehl, Das deutsche Rathaus.

Interessanter sind aber jene Bauten, wo das Terrain oder der Geschäftssinn und Verkehr zu zersplitterten und nur locker gefügten Gruppierungen nötigte.

Die Variationen sind hier endlos und ein anderes Prinzip als das äußerster Sachlichkeit und Treffsicherheit im einzelnen Fall ist überall nicht zu entdecken. Die reizenden Gruppierungen der Häuser in Kolmar, Schweinfurt, Goslar, Gardelegen, Überlingen, Rothenburg a. T. seien nur vorübergehend gestreift. Wie schon bei den oben unter 2a erwähnten Beispielen bildet immer der alte Hallenbau den Ausgangspunkt der Gruppierung; so auch bei der ausgedehnten und historisch wie baulich gleich bemerkenswerten Gruppe der Regensburger Bauten (Abb. 325). Der Saalbau aus dem 14. Jh., im Untergeschoß, einst Kaufhaus, jetzt zu Kramläden verarbeitet, mit hübschem Verkündigungserker an der einen Langseite, diente bekanntlich dem deutschen Reichstag bis 1806 als Unterkunft. Um 1400 wurde hieran eine Diele mit Treppenaufgang und zwei Schreibstuben angebaut, im Erd-



Abb. 327. Rathaus zu Hildesheim.

geschoß die interessanten Gefängnisse und die Folterkammer bergend. Mit Überbrückung eines Gäßchens wurde in spätgotischer Zeit ein weiteres Dienstgebäude in Angliederung an einen der frühgotischen Haustürme errichtet. Derselbe Vorgang wiederholte sich auf dieser Seite in einem umfänglichen Zubau von 1666, der einen zweiten Turm einbezog und in den Treppen, der durchgehenden Diele, dem Binnenhöfchen mit Holzlauben die anziehendsten Bilder gemütlicher Innenarchitektur gewährt. Schon vorher waren aber an dem alten Ratssaal zwei weitere Saalbauten 1563 und 1652 angefügt. — In Würzburg kaufte 1316 der Rat ein altes Turmhaus, den um 1200 errichteten sogenannten »Eckardtsturm«, der neben dem Turme im Obergeschoß einen gewölbten Saal (»Wenzelssaal« nach einem Besuch des Kaisers 1397) enthält und zunächst als Ratsbau diente. Hierzu trat, durch eine Häuserbreite getrennt, eine regelrechte Kaufhalle mit eingebauter, 1359 geweihter Ratskapelle und wiederum durch ein Haus geschieden ein rückwärtsliegender

»Methof«, der 1482 als Ratstrinkstube umgebaut wurde. Erst 1659—60 wurden die drei getrennten Glieder durch Gänge, Höfe, Treppen und Flure vereinigt und zwischen Methof und Kaufhaus ein neuer prächtiger Ratssaal aufgerichtet, nachdem schon vorher der Eckardtbau um zwei Geschosse und ebenso der Turm erhöht waren. Wenn die Gruppierungen der Rathäuser in Nürnberg, Basel, Ulm, Am-



Abb. 328. Ecke des Altstädter Rathauses in Prag.

berg, Duderstadt, Lüneburg u. a. auch nicht ganz so kompliziert sind, so würden sie sich doch nur wieder durch Einzelbeschreibung ihrer eigenartigen Verbindungen und Erweiterungen veranschaulichen lassen. Aber das lockere und freie Prinzip ist durch die ebengenannten Beispiele wohl genügend belegt. Es mag deshalb nur noch auf einige jener unvergleichlichen Außenarchitekturen hingewiesen werden, welche sich aus der scheinbar planlosen Bautätigkeit vieler Generationen ergaben.

Die Fassade des Rathauses zu Hildesheim (Abb. 327), wie das Innere vom 13. bis 17. Jh. beständig umgebaut, wird glücklich beherrscht durch den mittleren Staffelgiebel, aber die beiden seitlichen Abschnitte der Front bringen jede nur wünschenswerte Unsymmetrie in das Bild und die beiden Türme halten sich, durch Höhe, Dicke und Stellung verschieden, aufs feinste im Gleichgewicht. Hier kann man den echt deutschen Begriff rhythmischer Schönheit an einer der frischesten Quellen studieren. Ein anderer, noch reicherer Höhepunkt mittelalterlicher Profankunst tritt uns am Rathaus in Breslau entgegen, das in langsamem Wachstum aus dem kurz nach der Stadtgründung 1245 errichteten Bürgersaal durch Zubauten entstand. »Mit der energischen Gliederung der vor- und zurückspringenden Massen, mit dem prickelnden Reiz seines üppigen Formenspiels, seinen Giebeln und kecken Turmspitzen, die von den riesigen Dachflächen des Saales und des angebauten Längsflügels zusammengefaßt, von dem stolzen Turm nach allen Seiten hin beherrscht werden, so bildet es ein berühmtes, unzähligemal von der bildenden Kunst zum Vorwurf genommenes Prachtstück, eine der schönsten Perlen ma. Baukunst.« Ein ähnliches Kleinod finden wir an der Ecke des Altstädter Rathauses in Prag (Abb. 328), wo die Ratskapelle von 1381, die Kunstuhr und das glänzende Portal mit dem schlichten, ernsten Turme in die lebhafteste Kontrastwirkung treten und auch gegeneinander abgewogen sich nicht beeinträchtigen, sondern im Eindruck unterstützen. Der Gegensatz zu der neugotisch verödeten Marktfront, mit welcher Architekt Bergmann im 19. Jh. seine Vaterstadt beglückte, wird nur um so peinlicher empfunden.

5. Der stolze Ratsturm und die wehrhafte Zinnenmauer gehören nicht, wie man sich gern einredet, zum Bestand des reindeutschen Rathauses. Was die Zinnenkrönung anlangt, so tritt sie überall nur als Dekoration auf wie auch am Bürgerhaus. Den Versuch einer wirksamen Befestigung würde in den meisten

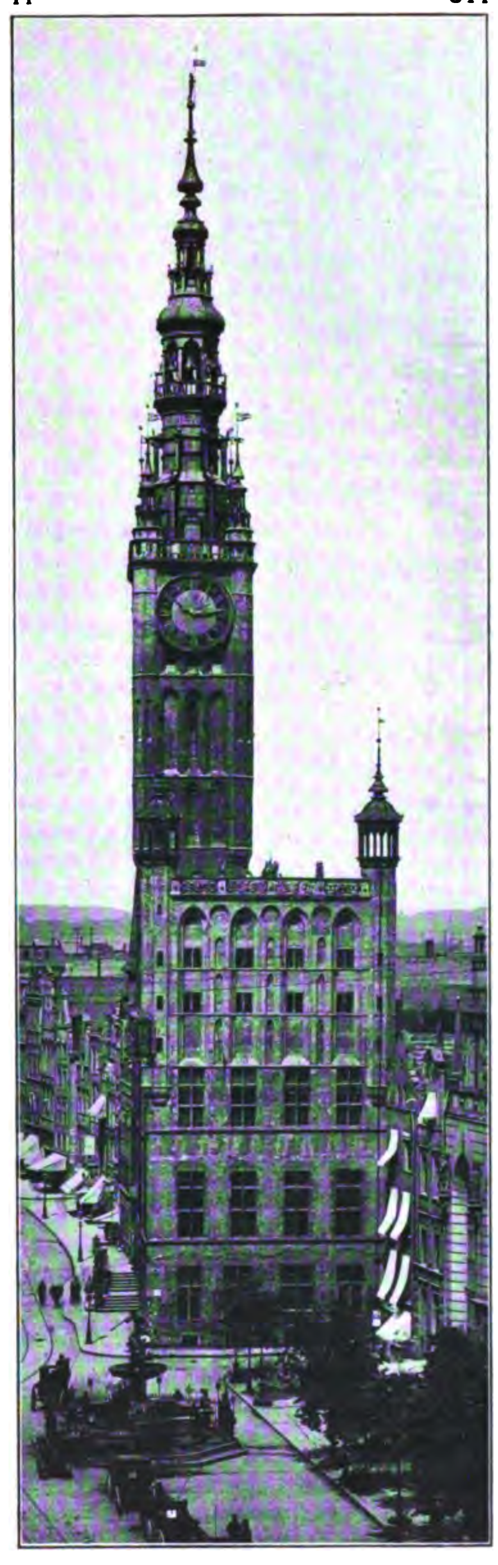


Abb. 329. Rathaus zu Danzig.

Fällen der Stadtherr im Keime unterdrückt haben, und tatsächlich fehlt den Zinnen das entscheidende Merkmal, der Wehrgang und alle sonstige Verteidigungsanlagen. Zur Unterbringung einer Bürger- und Sturmglocke, die übrigens auch als rechtliches Symbol der Unabhängigkeit ihre Geltung hatte, genügte ein Dachreiter, wie wir ihn an vornehmen und bescheidenen Bauten fast immer in gleicher Anspruchslosigkeit finden. Dagegen ist der Stadtturm, »Beffroi«, wie er in Italien, Frankreich und Flandern zum typischen Rathausbild gehört, in Deutschland eine Ausnahme. In Regensburg und Würzburg waren, wie wir eben sahen, ältere Bürgertürme übernommen. In Köln errichtete die Bürgerschaft jenen bekannten, prächtigen Ratsturm als Siegesdenkmal nach Austreibung der Geschlechter. Bescheidenere Turmanbauten wurden wie in Überlingen als Archive und Schatzkammern benutzt, von den Treppentürmen nicht zu reden. Anders war die Anschauung in Ostdeutschland. Hier saß die deutsche Bürgerschaft als geschlossene Masse in fremder Umgebung, immer in stolzer Kampfesstellung. Der Ratsturm als natürlicher Ausdruck dieser Stimmung fehlte schon dem ältesten Beispiel in Thorn nicht, wir finden ihn in Posen und Kulm, in Danzig ist er mit sichtlicher Liebe zu imponierender Höhe aufgeführt (Abb. 329). In Schlesien, Mähren und Böhmen gehört er fast zum volkstümlichen Rathausbild und ist von da rückwärts nach Oberösterreich (Passau) und Sachsen gedrungen.

II. Andere öffentliche Gebäude.

In der Absicht und Bestimmung des Rathauses lag die Vereinigung aller städtischen Verwaltungszweige, und dieser Aufgabe ist es vielfach auch gerecht geworden. Aus den verschiedensten Gründen konnten sich aber auch einzelne Funktionen loslösen und unter eigenem Dach Unterkunft suchen. Wir können diesen Prozeß nicht bis ins Einzelne verfolgen, da neue Formen und Gedanken nur selten hervortreten, die Baulichkeiten manchmal nur dem Namen nach verschieden von den Markt- und Bürgerhallen sind und die Monumente spärlich, sporadisch, ohne Zusammenhang und ausgeprägte Eigenart auftreten. Am häufigsten trennen sich die Kaufhäuser vom Ratsbau.

1. Das selbständige Kaufhaus (Tuchhaus, Gewandhaus) behält ausnahmslos die Hallenform, wie sie sich in Verbindung mit dem Rathaus entwickelt und für den Markt- und Handelsverkehr praktisch erwiesen hatte. Die beste Vorstellung gewährt das 1312 erbaute, 1812 abgetragene (von Moller aufgenommene) Kaufhaus in Mainz, ein großer Rechteckbau, in zwei Geschossen dreischiffig auf Pfeilern gewölbt, das Erdgeschoß mit vier Einfahrtstoren, das Obergeschoß durch eine seitliche Freitreppe zugänglich und im Giebelerker über dem Hauptportal mit einem kleinen Archiv begabt. Als Krönung diente ein Zinnenkranz, an den Ecken mit Pfefferbüchsen besetzt, an der Front mit den Bildern des hl. Georg und acht Schildträgern geschmückt (Reste im Mainzer Museum). — Das Kaufhaus zu Straßburg (Abb. 330) wurde 1358 an der Breusch errichtet und ist im Lauf der Zeit zu vier Flügeln um einen Binnenhof erweitert worden (jetzt Markthalle). Die Lage am Fluß war für das Ausladen der Waren bequem, außerdem waren noch zwei große Kranen auf dem Platz davor aufgestellt. In dem Gebäude wurden auch die

Messen abgehalten. In ähnlich günstiger Lage zum Wasser steht das Kaufhaus in Konstanz von 1388, an dessen eine Langseite die Kähne des Bodenseeverkehrs heranfahren konnten. Es ist eine der üblichen Hallen. Das dreischiffige Untergeschoß und der große, einst vom Konzil (1414—18) benutzte Saal sind massiv, mit Kreuzstockfenstern und Balkendecken auf Steinpfeilern, das Obergeschoß ist mit einer Hurdenverkleidung vorgekragt und bildet mit dem Dachboden ein großes Warenlager; offenbar waren in den vier Erkern der Dachecken Winden und Flaschenzüge aufgestellt, um die Ballen hinaufzubefördern. Für die Benennung ist oft die Benutzung der oberen Halle entscheidend, die als Tanzhaus (in Worms), als Spielhaus (theatrum vulgo Chaufhaus in Olmütz 1261), als Pilgerhalle (in St. Wendel 1440), sehr häufig jedoch nach der kostbarsten Ware als Tuchboden, Tuchhaus,



Abb. 330. Kaufhaus zu Straßburg.
Zeichnung von A. Koerttge, Verlag von C. A. Vomhoff.

Gewandhaus auftritt. Ja auch das Rathaus wird zuweilen »Kaufhaus« genannt, so noch 1730 in Mannheim, wo das Untergeschoß der stattlichen, durch einen breiten Mittelturm betonten Arkadenfront für Läden eingerichtet ist.

2. Die übrigen städtischen Lager- und Gewerbshäuser differenzieren sich im Ganzen auch nur wenig von dem altgewohnten Hallenbau. So finden wir vielfach ein Kornhaus, in welchem der Rat sowohl das städtische Zinsgetreide wie auch genügende Vorräte in schlimmen Zeiten, im Angesicht einer Teuerung oder drohenden Belagerung aufspeicherte. Am tätigsten zeigte sich hierin Ende 15. Jh. der Rat zu Nürnberg. Er erbaute in kurzer Zeit drei Kornhäuser, die später sogenannte Kaiserstallung auf der Burg 1494—95 (drei Geschosse mit rechteckigen, im Obergeschoß gepaarten Fenstern, Spitzbogentür und Wappentafel), das »Unschlitthaus« über dem alten Stadtgraben 1491 und die »Maut«, auch »Hallhaus« genannt

(Abb. 331) beim Frauentor 1498—1502, in welche 1572 das Zollamt und die »große Wage« verlegt wurde, ein schlichter Riesenbau von 19,70×84,60 m, an dem die Einfahrtstore und die bis an den First reichenden Windeluken der Giebel und des Erkers die unverhüllt prosaische Bestimmung andeuten. Eine Merkwürdigkeit der Stadt waren die Kornspeicher Straßburgs, 1441 errichtet, worin noch im 17. Jh. Korn aus den Burgunderkriegen lagerte. Wie einfach dem Bedürfnis genügt wurde, kann der schlichte Fachwerkbau im Spitalhof zu Dinkelsbühl von

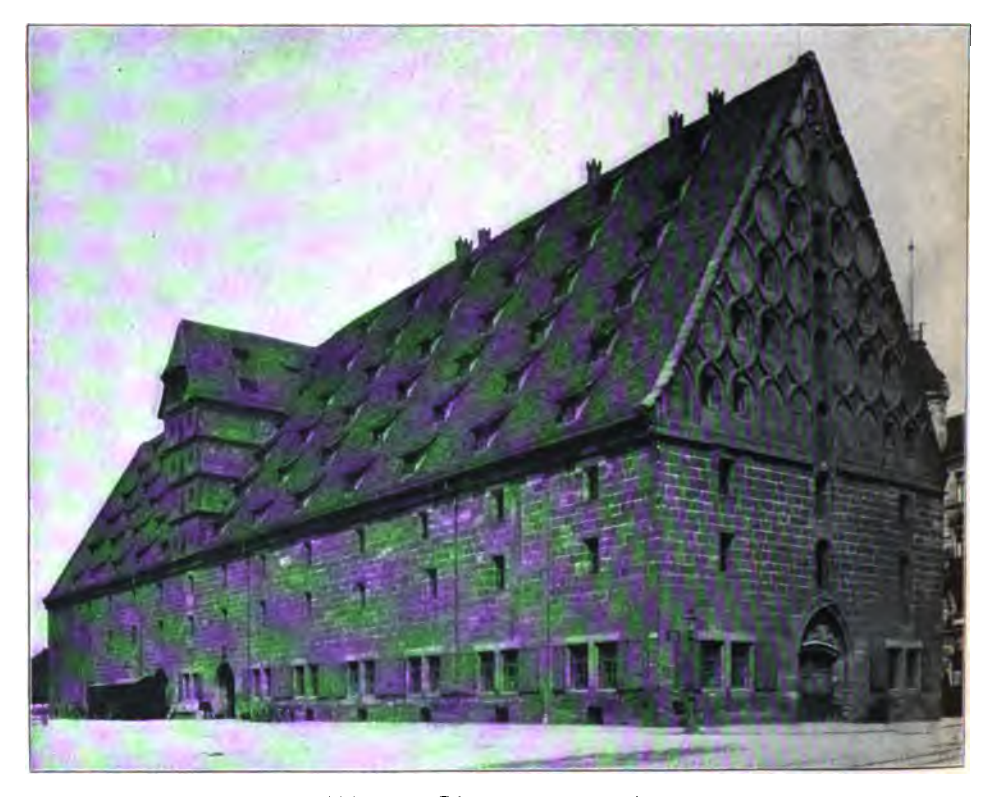


Abb. 331. Die Maut in Nürnberg.
Phot. von F. Schmidt.

1541 belegen, und wie glänzend andererseits eine reiche Stadt verfuhr, sahen wir am Kornhaus zu Bremen von 1591. Ältere Beispiele werden von Chronisten oft genannt, 1425 während einer Teuerung in Magdeburg, 1427 die Kornschranne in Augsburg, 1441 das Kornhaus bei St. Klara in Köln, 1459 auf dem Bürgerwalle in Breslau.

Die Urbilder dieser Speicher dürfen wir in den Zehntscheuern der Stadt- und Landklöster erblicken, von denen noch reichlich Kunde teils durch bauliche Reste, teils durch Abbildungen auf uns gekommen ist. So steht in Pforte ein dreigeschossiges, als »Marterhaus« bezeichnetes Vorratshaus dicht an der Ringmauer, in Georgental ist ein sehr stattliches Kornhaus der feinsten Gotik mit vorzüglicher Fensterrose im Giebel erhalten; in Carden an der Mosel zeigt eine Zehntscheuer die eigenartig phantastische Fensterarchitektur des Kölner Profanbaues, und bei St. Castor ebenda ist im Kreuzgang eine »Faktorei« erhalten, Tonnenkeller und zwei ungeteilte Säle, im unteren der Sitz des Kornschreibers

in einer Fensternische[1]). Aus dem späteren Mittelalter und der Renaissance haben sich zahlreiche Speicherbauten, teils Fachwerke, teils Steinkästen in Westfalen erhalten[2]). Vergleichen wir hiermit die stattlichen Zehntscheuern und Zinshäuser der bayrischen und österreichischen Klöster aus der Barock- und Zopfzeit, so können wir sagen, daß sich abgesehen von der Tür- und Fensterumrahmung und etwaigen Wappen- und Schrifttafeln wenig an der Planung und dem Aufriß dieser reinen Nutzbauten geändert hat.

Ein Waghaus wird 1492 auf dem Heumarkt in Köln erbaut, in Regensburg war die Heuwage ein hölzerner Turm, 1497 erhält in Nürnberg die kleine Wage



Abb. 332. Alte Wage in Braunschweig.
Photogr. Verlag George Behrens, Hofkunsthändler, Braunschweig.

ein ansehnliches Gebäude, von Adam Kraft mit dem bekannten Relief des städtischen Wagmeisters geschmückt. Es befand sich darin die geräumige Ratstrinkstube und im Obergeschoß seit 1498 die Poetenschule des C. Celtis. Gut erhalten ist noch die alte Wage in Braunschweig von 1534 (Abb. 332), die in zwei oberen Fachwerkgeschossen und dem Dachboden als Lagerhaus diente. In Regensburg kaufte der Rat 1441 ein Geschlechterhaus, »die neue Wage«, die auch »der Herren Trinkstube« enthielt. — Verwandt hiermit ist die »Schau«, das Schauamt, Rugsamt, welches die Handwerksware, besonders Gold- und Zinnarbeiten zu prüfen und mit

1) PRILL, Zs. f. chr. K. VII. 305, SCHWEITZER, Zs. f. Bauw. XLIX—210.
2) EFFMANN, Ma. Speicherbauten im Münsterlande. D. Bauztg. 1888. 195.

der »Beschau« zu versehen hatte, damit nur gediegene Waren den Bannkreis der Stadt verließen. Wir haben nur in Nürnberg einige Nachricht über einen besonderen Bau dieser Art. Hier wurde 1520 von Hans Behaim ein 1454 errichtetes Almosenhaus auf dem Sebalder Friedhof mit eindrucksvoller Fassade zum Schauamt umgebaut, das leider 1809 abgetragen ist.

Abb. 333. Portal des Fleischhauses in Nürnberg.
Phot. von F. Schmidt.

Wichtiger waren die Schlachthöfe, die unter dem Namen »Metzig, Kuttelhof, Kottilbanc, Macella, Fleischhaus« gehen und bald in städtischem, bald in zünftigem Besitz sind. Ursprünglich nur Scharren wie die Brotbänke am oder im Rathaus bildeten sie sich in reichen Städten zu ansehnlichen Bauten aus, in Augsburg bereits 1391, in Breslau 1345; in Nürnberg wurde 1444 »das new frembd laischhaus« an der Pegnitz errichtet. Es ist 1571 in reiner Renaissance mit einem reizenden Wandbrunnen erneuert, 1599 das Portal (Abb. 333) mit dem Ochsen, der nie ein Kalb war (nunquam bos fuit hic vitulus) angesetzt, eine dreischiffige Halle auf Holzstützen. Auch in Straßburg ist die »große Metzig« am Fluß gegenüber dem Kaufhaus gelegen, der von zwei Flügeln umfaßte Hof durch eine Freitreppe vom Wasser aus zugänglich. Ein Treppenturm steht mit einem Balkon in Verbindung, dessen Konsolen die verschiedenen Schlachttiere darstellen. Das Knochenhaueramtshaus in Hildesheim war Eigentum der Innung. Die Giebelseite des schon oben gewürdigten, bewundernswerten Fachwerkhauses von 1529 ist durch eine Torfahrt durchbrochen, am Torweg rechts und links lagen früher die Fleischscharren mit Schaltern und Klappen, darunter große Fleischkeller. Das Obergeschoß enthält nur den einen großen Saal der Schlachterinnung, die folgenden Wohnungen und

Läger. Die Schnitzereien werden der Bestimmung mit dem Schlachterwappen am Tor und der Zerlegung eines Ochsen am Fries gerecht, verlieren sich aber sonst in griechische Mythologie. Die neue Augsburger Metzig (Abb. 334) ist 1609 von Elias Holl über dem Brunnenbach errichtet. Die große, gewölbte Fleischhalle dient noch jetzt ihrem Zweck. Sie ist durch zwei Portale in der Giebelfront geöffnet, an denen Stierschädel geschickt als Konsolen benutzt sind. Man ist über-



Abb. 334. Metzig in Augsburg.

rascht, selbst in einem Städtchen wie Molsheim einen Prachtbau derart zu finden mit einer doppelten Freitreppe an der Langseite, darüber ein Turm mit Uhr und Bildwerk von 1607, der Giebel als Halle nach dem Markt geöffnet und mit schweren Altanen geschmückt.

Über weitere städtische Vorrats- und Gewerbshäuser ist wenig sicheres zu ermitteln. Ein Schuochhaus wird 1398 in Augsburg, ein Lederhaus 1395 in Nürnberg erwähnt, wo auch der Weinstadel, das Unschlitthaus, das Brauhaus (1469) in städtischem Besitz war, wie in Augsburg das Gießhaus (1601 von Holl gebaut). Ein eigenes Leinwandhaus (Smeterhaws) finden wir 1426 in Breslau. Die Münze durfte in Städten mit

eigenem Münzrecht nicht fehlen, aber sie fand bald hie bald da in einem Stadthaus Unterkunft, so in Worms, wo die Brothalle auf dem Niedermarkt 1327 als Mehlhaus, 1410—26 zur Münze umgebaut, 1493 köstlich bemalt wurde und zugleich als Festsaal und Raritätenkabinett diente, ein Dreiflügelbau von außerordentlicher Pracht, unten in offener Bogenhalle in ganzer Breite zusammengefaßt, der Mittelbau ein köstliches Werk der Renaissance, der bei der Zerstörung durch die Franzosen 1689 in Asche sank. Es wurde darin auch das Ungeld eingenommen und Gericht gehalten. Mit einer massiven Schildwand frühgotischen Gepräges war die Münze in Braunschweig (Abb. 335) stattlich und trutzig auf die Straße gerichtet, leider 1723 abgebrochen. Auch die Straßburger Münze, 1507 am Fischmarkt neuerbaut, in ihrer schlichten Zierlichkeit von großer malerischer Wirkung und durch ihre Kunstuhr mit dem bewappneten Ritter berühmt, ist 1738 niedergerissen. Die so irreführende Verschiebung von Namen und Gebrauch, tritt uns sehr oft entgegen. So ist der »Ratsbauhof« in Hildesheim ursprünglich ein Vorwerk, 1393 vom Rat erkauft und als Marstall eingerichtet, wo der Fuhrpark, die Rosse der Botenreiter, die Wagnerei, die Wage, schließlich auch Baumaterial Unterkunft fanden. Der Bauhof in Nürnberg (Peunt) war zugleich Werkplatz der städtischen Steinmetzen.

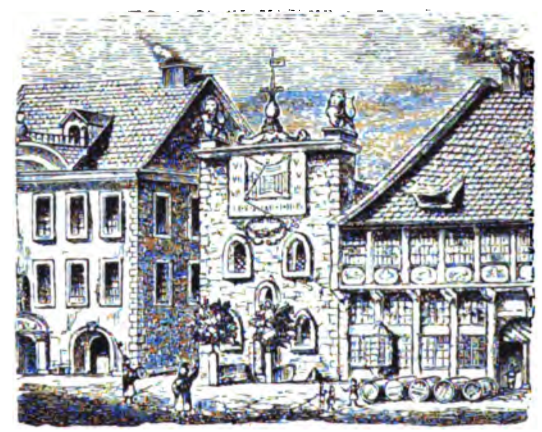


Abb. 335. Alte Münze in Braunschweig (nach Beck).

Auch die Zeughäuser (Manghaus, Blidenhaus, Puxenstadel) haben sich erst allmählich vom Rathaus gelöst und gelegentlich in Gebäuden anderer Bestimmung Unterkunft gefunden; so wurden in Nürnberg[1]) eine Reihe Kornhäuser aus Mitte 15. Jh. 1572 zum Zeughaus umgewandelt und der Baugruppe 1588 durch den anziehenden Torbau mit den runden Flankentürmchen ein martialisches Ansehen gegeben. Das Augsburger Zeughaus 1602—07 (Abb. 336) ist ein Hallenbau wie andere, die schlicht bürgerliche Fassade erhält ihr Kennzeichen nur durch das mächtige Bronzebild des ritterlichen Erzengels Michael. Das Danziger, eine in zwei Geschossen vierschiffig gewölbte Halle mit den zierlichsten Giebeln, 1603 von Anthony v. Obbergen errichtet, verrät sich als solches auch mehr durch die plastischen und symbolischen Schmuckstücke als durch die Architektur. Die Kriegsbaumeister des 16. und 17. Jh. geben als Schema meist einen Viereckbau mit oder ohne Binnenhof und Ecktürme an. Ein origineller Kuppelbau mit trotzigem Portal von 1607 ist im äußeren Hof der Plassenburg errichtet. Der bekannteste und vornehmste Bau dieser Art ist jedoch das Zeughaus in Berlin, 1694—1706, ganz im holländischen Palaststil von Nering entworfen und durch Schlüters treffliche Symbole und Masken kriegerisch gefärbt. Eine der besten ikonographischen Fassaden bietet das bürgerliche Zeughaus in Wien, 1732 von Anton Ospel entworfen. Ähnlich wie die Berliner mit wappen- und trophäengeschmücktem Giebel ist die Fassade des Braunschweiger Zeughauses, 1731—35 aus dem alten Paulinerkloster

1) v. DOLZAUER, Das Zeughaus d. Reichsstadt Nürnberg. Mitt. Nürnb. XV. 151.

durch Oberst Möhring umgebaut, nüchterner ist die des Mainzer, das 1738—40 durch General Welsch errichtet wurde.

3. **Wir** schließen hier passend die halböffentlichen Innungshäuser, Geschlechter- und Zunftstuben an, die teils der Geselligkeit und dem Vergnügen, teils engeren Standes- und Berufsinteressen dienten. Auch dies sind überwiegend Hallenbauten größeren und geringeren Umfangs, so das bekannteste Festhaus, der Gürzenich in Köln, 1441—44 errichtet, im Erdgeschoß ursprünglich Kaufhaus, im Obergeschoß ein zweischiffiger Saal mit Kreuzstockfenstern und Zinnenkrönung. Ähnliche Fest- und Zunfthäuser sind namentlich in den Hansastädten vornehm ausgeprägt, die Schütting in Bremen, 1537 in holländischer Renaissance, das Haus der Bergenfahrer



Abb. 336. Zeughaus in Augsburg.

in Lübeck, dessen Saal mit den Schiffsmodellen und Kronleuchtern an der Decke noch den besten Eindruck dieser alten Kompagniehäuser gewährt, vor anderen aber der Artushof in Danzig (Abb. 337)[1]), 1350 von der patrizischen St. Georgsbrüderschaft erbaut, 1479—81 nach einem Brande erneuert und 1601—17 rustiziert und mit der Attika überbaut, im Inneren wesentlich nur ein hoher, lichter Saal, dreischiffig, auf vier schlanken Säulen gewölbt, die Wände von den einzelnen »Banken« nach Mitteln und Geschmack mit Gemälden, Schnitzereien, Statuen, Raritäten usw. ausgeschmückt, ein buntes Stück Kultur- und Kunstgeschichte, durch die Einheit einer stolzen Gesinnung zusammengehalten. König Artus galt in England als Gründer derartiger Hallen und im deutschen Osten baute man der Trinklust

1) P. Simson, Der Artushof in Danzig. 1900.

mit großem Eifer eigene Tempel dieses Namen. Artushöfe werden in Thorn, Culm, Elbing, Braunsberg, Riga und Stralsund meist schon im 14. Jh. erwähnt.

Als Muster könnte wohl der Stalhof in London gedient haben, ein Handelshof ursprünglich Kölner, dann überhaupt hanseatischer Kaufleute, die besonders von Richard



Abb. 337. Artushof in Danzig.

Löwenherz mit Freiheiten begabt, das Deutschtum im Ausland würdiger vertraten als manche ihrer Enkel. In günstigster Lage an der Themsebrücke war der Hof von einer Mauer umgürtet, mit Speichern und Warenhäusern aller Art erfüllt; den geselligen Mittelpunkt bildete eine große Halle, die zugleich als Speisesaal und Ratszimmer diente. Hieran schloß sich ein Steinturm mit der Schatzkammer, eine geräumige Küche, ein Garten, ein hochberühmter Weinschank und eine Kirche »Allerheiligen am Heu« oder Seemannskirche«[1]).

1) SCHWEBEL, Deutsches Bürgertum, Berl. 1883. S. 89.

Ähnlich waren die deutschen Höfe St. Peter in Nowgorod, der 1494 ein Ende mit Schrecken fand, in Wisby, Riga und Reval organisiert. Dagegen in der blühenden »deutschen Stadt« zu Bergen vermissen wir den belebenden Mittelpunkt[1]). Die »Kontore« sind eng, zeilenförmig um den Hafen gereihte Giebelhäuser mit sehr tiefen Höfen, in welche sich die Lager von Galerien begleitet hineinziehen. Im Vorderhaus sind in zwei Geschossen eine Außen- und Innenstube, ein Geschäftszimmer, ein Schlafzimmer des Handelsverwalters, Gesellen-, Burschen- und Gastzimmer, im Hinterhaus gegen den Garten ein massives, heizbares Klubzimmer untergebracht. Vor der Uferseite ist ein kleiner Bootshafen mit Kai, Schuppen und Wippbaum ins Wasser vorgebaut. Die deutschen Siedelungen in Italien, der Fondaco dei Tedeschi in Venedig, die Herberge bei St. Maria dell' Anima in Rom[2]) u. a. entbehrten wie es scheint des nationalen Gepräges.



Abb. 338. Bäckergildenhaus in Goslar.

Im mittleren und südlichen Deutschland sind vor anderen die Gildenhäuser des vornehmsten Handelsstandes, der Tuchscherer, Seidenkramer, Goldschmiede, aber auch der Lukasgilden, der Fleischer und Bäcker, der Gerber und Schuhmacher, daneben vereinzelt adlige Trinkstuben zu vornehmer, architektonischer Fassung gelangt. Wir haben in den Harzer Fachwerkbauten ganz ausgezeichnete Schöpfungen des Zunftgeistes kennen gelernt. Aber die Absonderung der sozialen Schichten, der böseste Sondergeist nahm schließlich so überhand, daß sich überall Gesellen und Meister schieden und verwandte Gewerke in Zwietracht auseinandergingen, im engen Winkel eigener Stammkneipen und Gesellenherbergen hausend, daß mit dem Ende des 17. Jh. diese ganz eigenartig korporative Bautätigkeit völlig versiegt. Der barocke Zunftsaal der Bierbrauer in Köln ist ein vereinzelter Spätling.

4. Die Gerichtsstätten waren nach altem deutschen Brauch unter freiem Himmel, die Erinnerung daran lebt noch lange in den offenen Gerichtslauben der Rathäuser fort. Aber so lange das mündliche Verfahren noch überwog, hing man zäh an den offenen Dingstätten auch in Städten. Nur der Sitz der Richter war abgesteckt und mit natürlichem oder künstlichem Zaun, Schranken, Lauben usw. eingefriedet,

1) v. Lüpke, Die deutschen Kaufhöfe in Bergen. Dpfl. VII. 85.

2) v. Graevenitz, Deutsche in Rom, Lpz. 1902. 101.

doch nur so hoch, daß man den Richter vom Kopf bis zur Schulter sehen konnte. Ein Baum, Stein, Kreuz, Brunnen oder Roland bezeichnete die »Malstätte«, welche die Gültigkeit der Urteile bedingte, in Prenzlau z. B. ein Granitfindling. In Dörfern und in Centorten finden wir noch altehrwürdige Linden, von Stein- oder Holzschranken eingefaßt. Die Centlinde in Michelstadt wurde von einem Balkenkranz auf Holzstützen getragen (Abb. 339). Ja selbst vor dem Rathaus in Worms war eine Linde in zwei Geschossen unten von toskanischen Säulen, oben von Holzarkaden unterstützt in Form eines Rundtempelchens gezogen. Die Malstätte der westfälischen Fehme, den Freistuhl, kennt man aus Immermanns Oberhof, »eine von Gebüsch umwachsene Bodensenkung; rings im Kreise um sie her liegen große Steine, über den größten spannen drei alte Linden ihre Zweige aus.« Eine Fehmlinde ehrwürdigsten Alters, von Eisenbändern und Drahtseilen gehalten, steht noch bei Dortmund. Darunter ein roher Steintisch, auf dem ein Reichsadler eingeritzt ist, und ebensolche Steinsitze. In Obermaßfeld S.-M. ruhen die Äste der Dorflinde auf alter Pfeilerstellung, ringsum gehen Steinsitze, in einem »Meßtisch« sind fünf Hohlmaße vertieft (1525). Ähnlich in Basdorf bei Frankenberg. Den geschlossenen Gerichtssaal verlegte man wohl überall in das Rathaus. Die Ausstattung war einfach, »Schranken, welche die Parteien vom Richter trennten, Bänke für die Beisitzer, ein großer Tisch, auf dem ein Reliquienschrein stand, welchen die Schwörenden mit ihrer Hand zu berühren hatten«. Auf die malerische Austattung kommen wir zurück. — Eigenartige, selbständige Gerichtshäuser wie die vornehmen französischen Justizpaläste sind in Deutschland unbekannt.



Abb. 339. Centlinde in Worms.

Über das städtische Gefängniswesen geben die Zustände bei den Rathäusern in Nürnberg und Regensburg gute Auskunft. In Nürnberg ist das »Loch« in der völlig lichtlosen Unterkellerung des ältesten Baues untergebracht und wie auch sonst häufig mit dem Gerichtssaal darüber durch eine Wendelstiege verbunden. An den die Mauern entlang laufenden Gängen liegen 14 Einzelzellen, innen ganz mit Holz verbohlt und durch vierfache Eisentüren gesichert. Die Ausstattung besteht aus einer rohen Bank, einer Pritsche mit Kopfbrett, einem Stein mit irdenem Kohlenbecken. In einer Zelle findet sich noch der Tisch für die »Henkersmahlzeit«, zwei andere haben statt der Pritsche den »Block«, worin nebeneinander drei Gefangene mit den Füßen (und Armen) eingespannt werden konnten. Zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse diente ein Loch im Boden, so daß die Insassen fast im eigenen Gestank »so leichnamübel« umkamen. Die Folterkammer, »Kapelle oder Frage«, ist hier eng und enthält nur die »Winde«. Eine Ergänzung bietet aber die Sammlung von Folterwerkzeugen hundertfältiger Art im fünfeckigen Turm der Burg. In Regensburg ist das Gemach größer, an einer Langseite ein



Abb. 340. Centlinde und Galgen in Beerfelden.

eng vergitterter Sitz für die Richter, vorn ein Block und eine Bank und durch Stufen zugänglich der vertiefte Folterraum, wo neben der Winde noch der spanische Bock, die Streckleiter, die schlimme Liesel, der spanische Galgen, die Streckbank mit dem gespickten Hasen und andere Torturwerkzeuge aufbewahrt werden. Noch stattlicher ist die Kammer im städtischen Museum zu Prag, eine Art Kapelle mit erhöhter Steinbühne. Die Anschauung eines »Malefizhauses« neuerer Fassung vermittelt ein Kupferstich von 1627 (Bamberg)[1]), wo die Zellen beiderseits an Korridoren angeordnet sind und die Wohnung des Lochwirts, die Kapelle und das Beichtkämmerlein nicht fehlen.

Das Hochgericht wurde teils auf dem Markt, teils vor den Toren »am Galgenberg« etabliert. Über die Anlagen kann man sich nur aus Stichen und Bildern unterrichten (Abb. 205). Man scheint dem Galgen überhaupt keine so große Kunst gewidmet zu haben wie in Frankreich, wo z. B. der »königliche Galgen von Montfaucon« für Massenbetrieb eingerichtet war, drei Mauerflügel mit Fensterluken in drei Etagen. Bei uns ist wohl immer nur die △ Balkenlage auf drei Säulen üblich gewesen. Das einzige noch erhaltene Denkmal dieser Art bei der Centlinde von Beerfelden zeigt drei kunstvolle, toskanische Sandsteinsäulen und an den Balken hängen noch Reste der Ketten (Abb. 340).

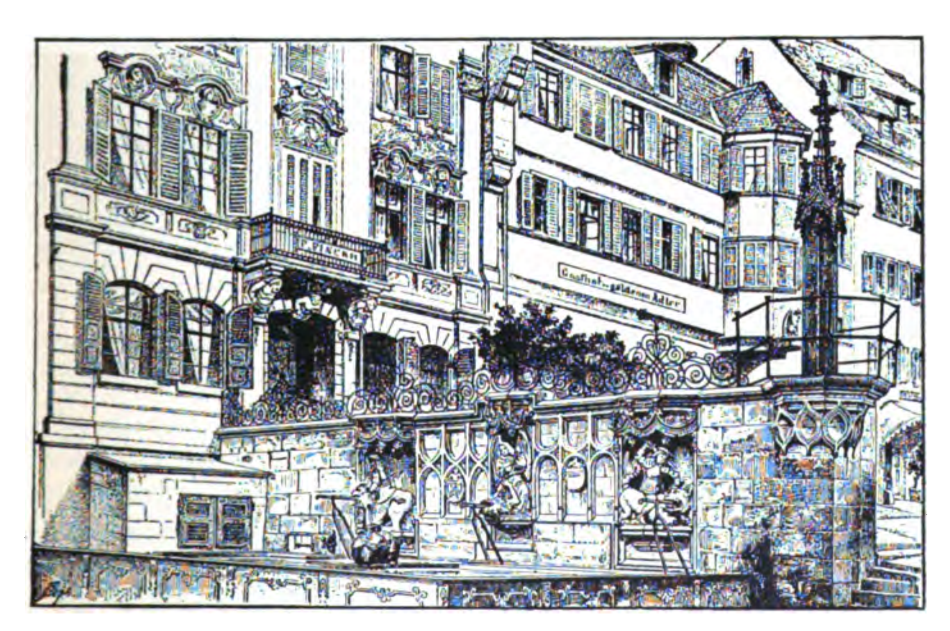


Abb. 341. Pranger in Schwäbisch-Hall.

1) HENNE AM RHYN, Kulturgeschichte II. 216.

Häufiger haben sich Pranger erhalten. Sie wechseln von einfachen Auftritten an einer Rathauswand mit Handschellen, Steinkugeln an Ketten oder Halskrausen in der Mauer, bis zu freistehenden Staubsäulen in erhöhten, vorgekragten Bühnen. Das zierlichste Beispiel bietet Schwäbisch-Hall (Abb. 341). Andere in Drosendorf, Markersdorf, Gumpoldskirchen, Gratwein bei Graz, in Obermarsberg, die Staubsäule in Breslau, der Kaak in Lübeck[1]). In Käfigen (Zeisgengebauer) wurden in Breslau die Trunkenbolde öffentlich ausgestellt, auch in Straßburg. In Mühlhausen wurden die Reste Thomas Münzers, in Münster die der Wiedertäufer in Käfigen an den Kirchtürmen aufgehangen.

Ein einzigartiges Denkmal war der Königsstuhl zu Rense, 1376 im Auftrag Karls IV. an dem alten Wahl- und Versammlungsorte errichtet, wo die vier rheinischen Kurfürstentümer (Köln, Trier, Mainz und Pfalz) zusammenstießen. Er hatte die Form einer acht-



Abb. 342. Das Trinitatishospital in Hildesheim.

eckigen Laube auf Pfeilern mit Spitzbogengewölbe, oben sieben Steinsitze und einen achten des Königs, durch eine Freitreppe zugänglich. 1496 zuletzt benutzt, wurde er nach Verfall 1624 von den baupflichtigen Rensern erneuert, 1794 aber von den Franzosen bis auf den Grund zerstört. Unter den Auspizien Friedrich Wilhelms IV. ist er 1850 nach alten Stichen wieder aufgerichtet.

5. Sehr mannigfaltig ist dagegen wieder die Gruppe der geistlichen Anstalten, der Hospitäler, Pfarreien, Schulen usw. Wir fanden schon bei St. Gallen ein wohleingerichtetes Krankenhaus, und die jüngeren Klöster folgten dieser guten Sitte schon wegen der Ansteckungsgefahr. Auch die Städte konnten sich der Krankenfürsorge nicht entziehen, nur blieben die Hospitäler nach Stiftung und Unterhaltung immer halbgeistliche Anstalten. Die kräftigsten Anregungen

1) Zahlreiche Beispiele nennt KERSCHBAUMER, Wahrzeichen Niederösterreichs. Wien 1905. S. 79, auch solche mit Rolanden.

gaben die Kreuzzüge. Seit Anfang 13. Jh. verbreiteten sich die 1198 von Papst Innocenz III. bestätigten Brüder vom hl. Geist rasch über ganz Deutschland. Die Hospitäler dieses Namens, meist außerhalb der (älteren) Mauern und am fließenden Wasser gelegen, vereinigen einen gemeinsamen Krankensaal mit einer Kapelle. So nachweislich in Mainz, Frankfurt a. M., Ulm, Wetzlar, Nürnberg, Berlin u. a. Auch das älteste, um 1155 gegründete Johannisspital in Hildesheim war ursprüng-



Abb. 343. Das große heilige Kreuz in Goslar.
Nach einer Aufnahme der Kgl. Preuß. Meßbildanstalt.

lich von der Innerste umflossen. Später kommen verwandte Stiftungen, die von Mönchs- oder Frauenorden, Beghinen, Klarissinnen u. a. verwaltet wurden, unter den verschiedensten Namen und Titeln hinzu, bei denen die Verbindung von Spital und Kapelle gleichfalls fortbesteht[1]). Durch seine dreiteilige Giebelfassade ragt das hl. Geisthospital in Lübeck hervor, durch klugen und großen Plan das Nikolausspital in Cues a. d. Mosel, das 1450 von Nic. v. Cusa für 33 Arme gestiftet wurde. Hier ist die Klaustralform geschickt aufgenommen und um einen Kreuzgang die

1) Liebe, Die ma. Siechenhäuser d. Prov. Sachsen. Halle 1905. — J. B. Kirch, Die Leprosorien Lothringens. Jb. Lothr. XV. XVI.

Kapelle, Küche, Speisesaal, zwei Arbeitssäle und 33 Einzelzellen angelegt. Die gleiche Funktion übt in Niederdeutschland die Däle. Wir haben dafür ein guterhaltenes Beispiel am Annenhaus in Goslar (Abb. 344), 1494 als Frauenasyl gestiftet; Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer, Küche und Kapelle sind hier unter einem Dach und in enger, praktischer Verbindung vereinigt. Die größte Anstalt dieser Art ist die Fuggerei in Augsburg, 1519, eine kleine Stadt mit sechs Straßen, einer Kirche, 53 Häusern und 106 Wohnungen, das unbewußte Vorbild moderner Arbeiterstädte. Eine ähnliche Versorgung für arme Adlige hatte Kaiser Ludwig 1333 in Ettal gegründet. Durch einen großen, modernen Zug wie alle Schöpfungen des B. Julius Echter v. Mespelbrunn zeichnet sich das Juliushospital in Würzburg aus, ein mächtiger Dreiflügelbau, der Hof und Garten umschließt, der rückseitige Flügel von Petrini 1699, das übrige im 18. Jh. umgebaut. Baulich die glänzendste Leistung ist das Bürgerspital in Augsburg, 1625—31 von Elias Holl errichtet, die stattliche Halle im Erdgeschoß und der große, von Pfeilerarkaden umschlossene Hof können noch heut als vorbildlich gelten. Das Bürgerspital in Straßburg 1718—24 ist dagegen schon ganz nüchtern, nur durch zwei Risalite etwas belebt. Für ansteckend Kranke und Aussätzige legte man öfter Hospitäler in größter Entfernung von der Stadt, ganz einsam auf dem Felde an, Leprosen-, Sondersiechen-, Feld-, Gutleuthäuser, von denen einige in völligem Verfall auf die Gegenwart gekommen sind, andere wie das Straßburger auf dem Helenenfriedhof sind längst abgetragen.

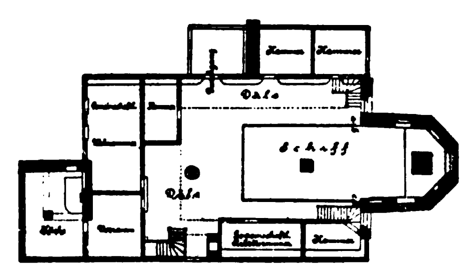


Abb. 344. Annenhaus in Goslar.

Ein Findelhaus wird in Frankfurt a. M. 1452 gestiftet, Nürnberg hatte deren zwei, denen der Graswuchs in den Stadtgräben zustand. Für Waisenhäuser fehlen ältere Belege. Vorbildlich wurden für alle neueren Anlagen die Franckeschen Stiftungen in Halle, die leider baulich auf den reinen Kasernenton gestimmt sind.

Apotheken sind uns, bis auf die Ratsapotheke in Lübeck, besser durch die liebevolle Wiedergabe des Inneren bekannt[1]), wozu die Apothekenzimmer des Germ. Mus. in Nürnberg mit voller Ausstattung die lehrreichste Anschauung bieten. Geistliche Höfe, Pfarreien, Domkurien sind verhältnismäßig zahlreich aus allen Zeiten auf die Gegenwart gekommen. Einen romanischen Pfarrhof, innen leider ganz verändert, finden wir bei St. Marien in Gelnhausen, ein anderer in Remagen hat nur ein interessantes Portal mit einem vollen Kompendium der Tierornamentik hinterlassen (Abb. s. u.). Von der Ägidienkurie in Naumburg (Abb. 345) ist nur die turmartige Kapelle erhalten. Das Wohnhaus selbst war nach dem großen Brande 1532 neu erbaut. Unter den gotischen nimmt die Pfarrei bei St. Sebald in Nürnberg, doch lediglich durch den berühmten Erker, die erste Stelle ein. Als Renaissancebauten seien die zu Eisenberg (S.-A.), Stolberg, Wasungen und Blaubeuren, sämtlich mit Erkern, die drei letzteren in schönem Fachwerk, genannt. Von den so

1) JERONIMUS BRUNSWIG, Das Apothekerbuch der Vergift, Straßb. 1500.

überaus zahlreichen geistlichen Brüderschaften scheinen es nur die Kalandsbrüder zu eigenen Häusern gebracht zu haben, die sich über die rohe Bedürfnisform erhoben. Das Kalandhaus in Lüneburg (Abb. 346), ein Backsteinbau mit glänzend entwickelter Giebelfront aus dem 14. Jh., und das in Alfeld, ein Fachwerkbau von 1605[1]) mit reichen, ikonographischen Schnitzereien, ragen als Denkmale einer ungewöhnlich vornehmen Baugesinnung über viele Ratsbauten hervor.

Nach dem frühen Verfall der Dom- und Klosterschulen trat eine solche Anarchie des Lebens und Lernens in der Lehrer- und Schülerwelt ein, daß sich die Verhältnisse schwer begreifen, sondern und klarstellen lassen. Nur sehen wir überall großen Eifer der Städte, den kümmerlichen Klipp- und Küsterschulen bürgerliche Lateinschulen an die Seite zu stellen. Im Süden genoß Schlettstadt zeitweilig den höchsten Ruhm, im Norden bewahrt Wismar ein stattliches Schulhaus — Backstein-

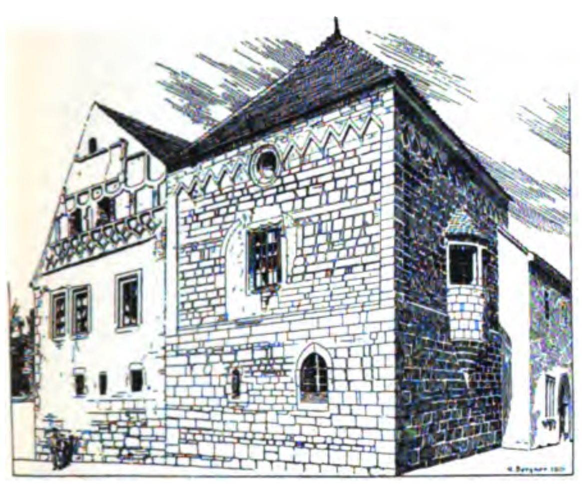




Abb. 345. Ägidienkurie in Naumburg.

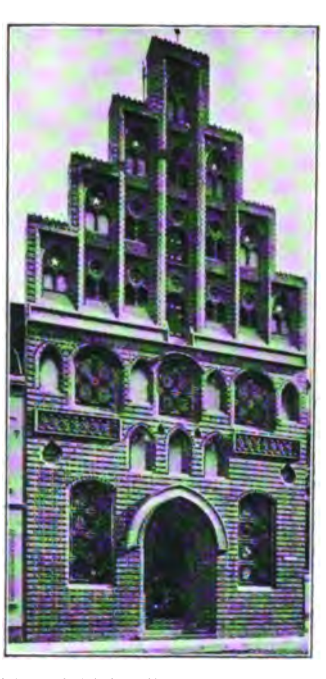


Abb. 346. Kalandhaus in Lüneburg.

bau mit schönem Giebel um 1300, jetzt Museum, — welches auf eine hohe Blüte des Unterrichts schon im 14. Jh. schließen läßt. Ein großer Zug kam erst durch die Reformation in die Sache. Luthers Sendschreiben an die Räte fand überall begeisterten Anklang, zuerst in Nürnberg, wo 1526 das neue Gymnasium eingeweiht wurde, ein Bau in Form eines vornehmen Bürgerhauses, der neben Lehrsälen nur noch Wohnungen für Lehrer bot. Aber in den meisten Städten boten verlassene Klöster mit ihren weiten Sälen die erwünschtesten Räume, und in den zahlreichen Fürstenschulen (Pforte, Meißen, Roßleben, Ilfeld usw.) wurde das Zusammenleben von Lehrern und Schülern in halbklösterlichen Formen sehr zum Segen des Unterrichts und der Erziehung wieder eingeführt und auch in Stadtschulen teilweis erneuert.

Einen Einblick in das Innere eines solchen »Kastens« haben wir an der alten Thomasschule in Leipzig, 1553 neu erbaut[2]). In vier Geschossen liegen rechts und links Wohn-

1) MOORMANN, Das Kalandhaus in Alfeld, Dpfl. V. 81.

2) B. F. RICHTER, Das Innere der alten Thomasschule. Schr. d. Ver. f. d. Gesch. Leipzigs VII. 31.

räume des Rektors, des Kantors und des Nokturnen, dazwischen unten Prima (zugleich Aula) und das Coenakulum, darüber Sekunda, Sexta und Quinta, darüber Konferenz- und Musiksaal, darüber Tertia und Quarta. Die beiden Obergeschosse hatten ungeteilte Schlafsäle und an den Längswänden je acht Zellen (cubicula) für je zwei Alumnen. Dieselbe beängstigende Raumbenutzung ist den meisten älteren Stadtschulen eigen[1]).

Ein ganz lockeres Gefüge bot die mittelalterliche Universität. Sie setzte sich aus einzelnen oft räumlich getrennten Kollegien der verschiedenen Fakultäten mit anschließenden Bursen zusammen, in denen Professoren und Studenten zusammenhausten und denen Küche, Keller, gemeinsame Schlaf- und Speisesäle nicht fehlten. Die Häuser mehrten und nährten sich durch Stiftungen frommer Bürger, auch des Auslandes, die Bursen der Landsmannschaften, der Armen, der Orden.



Abb. 347. Das Collegium majus in Erfurt.

In Heidelberg überwies beispielsweise Ruprecht II. 1391 der Universität den ganzen Häuserkomplex der vertriebenen Juden samt der Synagoge[2]). Ein monumentales Kollegienhaus kam erst 1712—27 zustande, die domus Wilhelmina. Besonders lichtvoll sind uns die Zustände in Erfurt geschildert[3]). Hier entstanden nach und

1) KÄMMEL, Gesch. d. deutschen Schulwesens 1882. — Vergl. a. FURTTENBACH, Deutsches Schul-Gebew. Augsb. 1649.

2) F. HIRSCH, Von den Universitätsgebäuden in Heidelberg 1903. — K. v. RAUMER, Gesch. d. deutsch. Universitäten. Stuttg. 1854.

3) G. OERGEL, Die Bursa pauperum. Mitt. Erf. XVIII., das Kollegium zur Himmelspforte, ebd. XIX. 19. XX. 1. — P. PETERS, D. Collegium majus ebd. XXIV. 109. OERGEL, D. Coll. maj. Erf. 1894.

nach das Auditorium Coelicum am Domkreuzgang, das Collegium majus 1393, 1513 umgebaut, das Amplonianum (porta coeli) 1412 für Kölner Philosophen, die Schola juris 1448 für Juristen, das Collegium Saxonicum 1520 für Niedersachsen, die Bursa pauperum 1418 für arme Breslauer und andere Bursen. Das leidlich erhaltene Collegium majus (Abb. 347) enthält im Erdgeschoß zwei Hörsäle für



Abb. 348. Bibliothekssaal des Klosters Strahow.

Philosophen, oben einen ungeteilten Saal, der auch anderen Fakultäten als Aula diente und innen sehr reich ausgestattet war, wie auch das Äußere durch das schöne Portal und die wechselnde Fensterarchitektur ein anziehendes Bild macht. Aber noch reicher und feiner ist die Universität zu Helmstädt, um 1600 von Paul Franke erbaut, ein kleines Schlößchen mit Prachtportal, Treppenturm, gotisierenden Maßwerkfenstern und reichen Giebeln, das vornehmste Beispiel seiner Art. Einen neuen

Typus für Hochschulbauten brachten erst die Jesuiten zur Geltung, drei oder vier stolze, nüchterne Flügel um einen Hof, helle Zimmer, weite Treppen und Korridore »zweckmäßig, gesund, dauerhaft«, aller Glanz der Architektur auf die Kirche und die Aula gehäuft. Das erste Beispiel ist der Neubau in Würzburg 1582—91 im sogenannten Juliusstil von Adam Kal mit Kirche, viel einfacher das Kolleg bei St. Michael in München (1582) und die weiteren in Bamberg 1610[1]), in Prag 1633, in Coesfeld 1691, in Köln 1715, in Fulda (Universität, jetzt Gymnasium) 1733 u. a. Das großartigste Beispiel die Universität in Breslau mit majestätischer Fassade gegen das Wasser und zwei überladen reichen Sälen (Aula und Musiksaal) 1728—29. Die unleugbare Großheit der Baugesinnung hat auf rein evangelischer Seite nur wenig Gegenbeispiele wie in Erlangen (um 1700) und Heidelberg 1712—28. Denn andere bedeutende Hochschulen wie Berlin und Bonn sind in ehemaligen Schloßbauten installiert. Palastartige Saalbauten sind auch die Akademien, z. B. in Wien 1753—55 mit reicher Fassade und in München (von Cuvilles, jetzt Guggenheimsches Palais), und ebenso die Bibliotheken[2]), für welche erst im Barock nach italienischen Vorbildern eigene Gebäude mit einem oder mehreren prunkhaften Lesezimmern, namentlich in österreichischen Klöstern und Schlössern errichtet werden (Strahow bei Prag 1671—1794 [Abb. 348] mit Gemälden von Maulpertsch, Wiener Hofbibliothek von Daniel Gran mit großzügigen Innenräumen, Mannheim v. Galli Bibiena, Berlin 1774—80 mit geschwungener Fassade nach dem Vorbild der Wiener Hofburg). Sehr bescheiden nimmt sich dagegen in räumlicher und künstlerischer Hinsicht die Pfarrbibliothek bei St. Andreas in Braunschweig (Abb. 349) aus, die nach Art eines kleinen Kapellchens gebaut ist.

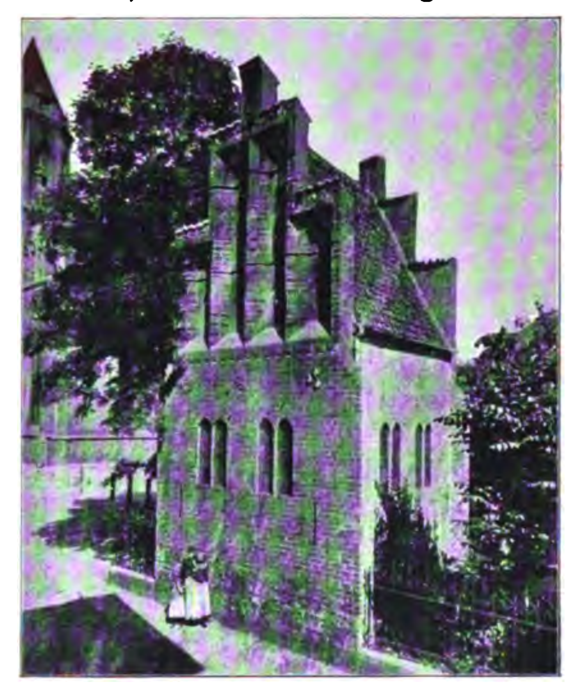


Abb. 349. Pfarrbibliothek bei St. Andreas, Braunschweig.
Photogr. Verlag George Behrens, Hofkunsthändler, Braunschweig.

Von den wissenschaftlichen Anstalten besonderer Art wie Sternwarten, Laboratorien, wie von der inneren Einrichtung der Schulen usw. geben Holzschnitte und Stiche mancherlei Vorstellungen ohne eigentlich kunstarchäologisches Interesse.

Eine glänzende Ausnahme macht das Theatrum anatomicum (Abb. 350), welches unter B. Philipp v. Schönburg im Hof des Juliushospitals zu Würzburg nach 1724 durch

1) H. Weber, Gesch. d. gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg. Schr. d. hist. Ver. XLII u. XLIII.

2) Hirsching, Beschr. mehrerer Bibliotheken Deutschlands. Erl. 1786—91.

B. Neumann errichtet wurde[1]). Die Anstalt ist nach Art einer Gartenhalle angelegt, die Seitenzimmer turmförmig erhöht, der Seziersaal mit Oberlicht und Wandbrunnen hat eine gebrochene Stuckdecke mit witzigen, medizinischen Allegorien.

6. Fast ausschließlich auf Grund literarischer Quellen muß die Archäologie der Erholungs- und Vergnügungsanstalten erörtert werden. Hier steht in erster Linie das Badhaus, welches im hohen und späten Ma. in so großer Achtung stand, daß man seine Wohltaten auch den Ärmsten durch Stiftung von Seelbädern zuwandte und Badgelder wie heut Trinkgelder gab[2]). Wir haben in St. Gallen und im nordischen Badhaus das Schwitzbad mit dem Stiebofen kennen gelernt. Diese Form blieb die beliebteste. Durch den »schwitzenden Ofen« und heiße mit Wasser übergossene Steine erzeugte man eine von Wasserdampf geschwängerte Atmosphäre, in der sich Männer und Frauen mit Kindern getrennt aus Kübeln oder Bassins weidlich putzten und auf Wandbänken räkelten. Daneben hatte man auch Wannen oder Bassins, in denen man mit halbem Leib im Wasser saß, wie es scheint manchmal in gemischter Gesellschaft und mit allerhand Tafel-

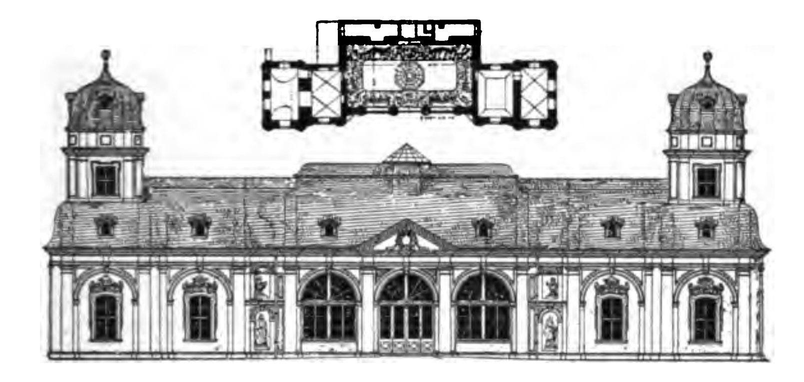


Abb. 350. Theatrum anatomicum in Würzburg.

genüssen, denen solche des Bettes folgten. »Der Bader und sin gesind gern hueren und buben sind«. Die »neue Krankheit, mala frantzosa« machte den öffentlichen Bädern rascher ein Ende als alle Bußpredigten. Die Einrichtung der Wildbäder lernen wir aus Poggios anmutiger Schilderung kennen. In einem von Fachwerk überbauten Bassin baden Männer und Frauen, nur durch eine Holzwand getrennt, gemeinsam. Auf einer Galerie kann man ringsherum gehen und den Badenden zuschauen. Baden-Baden, Wildbad, Karlsbad, Wiesbaden, Pfäffers, Leuck u. a. lockten schon Ende 15. Jh. hunderte zu Badereisen, tausende fanden sich zu schnell berühmten Heilquellen wie zu Hornhausen und erfüllten die Umgebung mit einem bunten Jahrmarktstreiben.

Obwohl eigentlich nicht hierher gehörig, seien doch kurz die Judenbäder erwähnt, die zu den vorgeschriebenen liturgischen Waschungen dienten und wenigstens durch zwei

1) A. Brosche. Dpfl. VII. 125.

2) G. Zappert, Bäder in MA. Arch. f. österr. Gesch. XXI. 1. — R. Hoffmann, Die Augsburger Bäder. Zs. Schwab. u. Neub. XII. 1. — E. Bäumer, Gesch. des Badewesens. Bresl. 1903.

guterhaltene Beispiele in Friedberg und Speier bezeugt sind[1]). Es sind Brunnenschächte, in Friedberg 25 m tief, quadratisch ausgemauert mit einer Treppe in der Mauerdicke, die umlaufend bis zum Wasserspiegel hinabführt.

Mit den Bädern verwandt und manchmal verbunden waren die Frauenhäuser (lupercalia), die als ein notwendiges Übel vom Rat nicht selten in eigene Regie genommen wurden. Das zunftmäßig geregelte Treiben ist uns gut, die bauliche Einrichtung gar nicht bekannt[2]).

Die Ursprünge des modernen Theaters liegen in den geistlichen Mysterien, welche sich aus der Prozession am Ostermorgen entfalteten und zunächst auch in der Kirche die geeignetste Bühne fanden. Erst als die Verweltlichung der Spiele und der Spieler die Kirche vorsichtig und mißtrauisch machte, schlug man den Schauplatz auf dem Markt oder freier Wiese auf, ein Bretter- oder Balkengerüst, das einer naiven Großartigkeit nicht entbehrt. Man suchte wirklich der Handlung entsprechend das Universum »vom Himmel durch die Welt zur Hölle« zu umrahmen. Die dreiteilige Bühne hatte nach einem Aufriß der »Stände« im Donaueschinger Spiel von 1475 oben (oder hinten) den Himmel und den Ort Golgatha mit den drei Kreuzen und Gräbern, in der Mitte Jerusalem mit den verschiedenen Häusern (Annas-, Kaiphas-, Pilatus-, Herodes-, Nachtmalshuß), in der Mitte »die

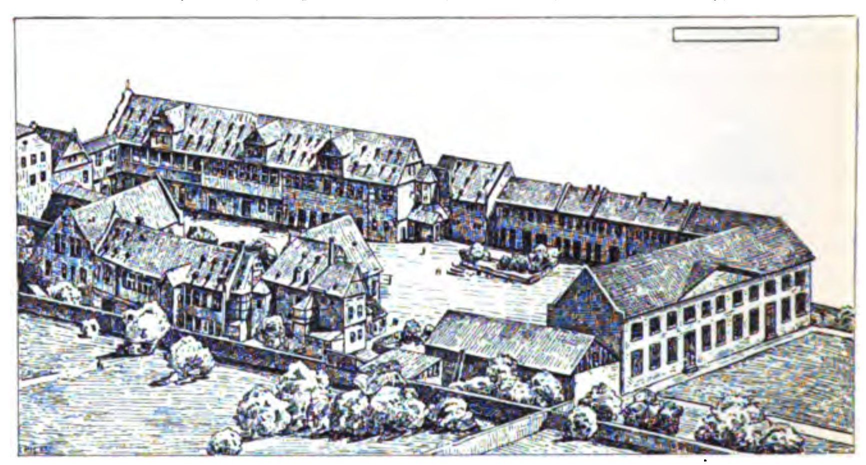


Abb. 351. Der Junkerhof in Frankfurt.

sul, daruff der guler (Hahn) ist« und die »sul daran Jesus grist«. Unten die Hölle, der Ölberg und der Garten. Und auch die Maschinerie bei den verschiedenen Höllen- und Himmelfahrten war hoch entwickelt, um eine drastische Illusion zu unterstützen.

Die profanen Spiele, Fastnachts- und Schembartspiele wurden, wenn nicht auf offenem Markt, im »Spielhaus«, der Bürgerhalle (theatrum) aufgeführt, Schülerkomödien auch wieder in Kirchen oder im Rathaus, wobei wir erfahren, daß der Schauplatz ohne großen Apparat in der Mitte der Zuschauerbänke lag. Die wandernden englischen und französischen Komödianten bauten gelegentlich Bretterzelte, »Opernhütten« auf, in denen die Zuschauer mit heißen Steinen, Krügen, Wärmflaschen der Kälte trotzten. Für höhere Kunstgenüsse, Musik, Ballett und Oper, fanden sich in Fürstenschlössern immer ausreichende Säle mit Bühne und Orchester, wie auch die Jesuiten es nicht verschmähten, in ihren Kollegien Theatersäle einzubauen (Augsburg 1739). Vereinzelt begegnen auch in Städten »Komödiantenhäuser« seit Ende 17. Jh., in Nürnberg 1667, in Straßburg 1701, in Dresden ein Opernhaus 1667 (jetzt Staatsarchiv). Eine Anschauung dieser primitiven Saalbauten gewährt eine alte Ab-

1) Über das Friedberger H. KRATZ, Dpfl. IV. 62, über das Speirer Cbl. d. Bvw. 1885. 14.

2) WEINHOLD, Die deutschen Frauen im Ma. Wien 1882. — MEISSNER, Geschichte des Frauenhauses in Altenburg, N. Arch. f. sächs. Gesch. I. 72. — HESSLEIN, Hamburgs berühmte u. berücht. Häuser. H. 1850.

bildung des »Junkerhofs« in Frankfurt (Abb. 351), wo 1756 ein holländischer Oberst eine Konzerthalle auf Spekulation errichtete, die dann zum Tempel Thaliens gebraucht wurde[1]).

Die maßlose Theaterleidenschaft des 18. Jh. brachte allmählich das ausgebildete Bühnenhaus der Italiener mit der klaren Dreiteilung in Vestibul, Zuschauerraum und Bühne, den bequemen Treppen, Logen, Rängen, Versenkungen und Maschinerien zur Herrschaft. Die erste und berühmteste Anlage dieser Art war das Schloßtheater in Mannheim, 1731 eröffnet; es folgten dann in kurzer Zeit das Burgtheater in Wien 1741, das Residenztheater in München, das Opernhaus in Bayreuth 1745, in Stuttgart 1750, in Berlin 1753, deren innere Ausstattung meist von den hierin maßgebenden Galli Bibiena in berauschender Pracht durchgeführt wurde, während das äußere dem landesüblichen Barock folgt. Man suchte hierbei wenigstens dem Giebel durch majestätische Säulenstellungen den Charakter des »Musentempels« aufzudrücken. Dieser Typus ist bis auf die Gegenwart maßgebend geblieben.

Von Naturtheatern, bei denen Bühne und Zuschauersitze inmitten hoher Bäume von künstlichen Hecken eingefaßt und auch die Kulissen aus verschnittenem Buschwerk gebildet sind, haben sich mehrere Beispiele, im großen Garten in Dresden, im Schloßgarten von Mirabell in Salzburg u. a. erhalten.

Es erübrigt sich auf die Stätten sonstiger Volksbelustigungen und Schaustellungen, wie Ringelrennen, Festzüge, Stückschießen, der Triumphbögen, Dekorationen, fliegenden Architekturen, blendenden Allegorien, Mummereien und ähnlicher Divertissements einzugehen. Die unsinnigen Ausgaben der Veranstalter und die Kraftvergeudung der Künstler, welche ihren Ruf und ihre Stellung oft nur diesen »Inventionen« verdankten, stehen in keinem Verhältnis zu dem Kulturwerte, den die deutsche Bildung aus den vergänglichen Spektakeln gezogen hat[2]). Es ist schon übergenug, daß diese Sachen in aufwendigen Kupferwerken der Nachwelt überliefert sind.

III. Brücken- und Wasserbauten.

C. SCHRAMM, Hist. Schauplatz der merkw. Brücken. Lpz. 1735. — LEUPOLD, Theatrum pontificale in 60 Kupfertaf. erl. Lpz. 1726.

E. PROBST, Die alte Rheinbrücke in *Basel*. Dpfl. V. 49. — HOHLFELDT, Die Schicksale d. *Dresdner* Elbbrücke. Dresd. u. Lpz. 1844. — M. FÖRSTER, Gesch. d. *Augustusbr.* Dresd. 1902. — WÄSCHKE, Die *Dessauer* Elbebrücke. Halle 1903 (Neujahrsbl. d. Prov. Sachs.). — O. PETERS, D. Bau d. Königsbr. i. *Magdebg.* Deutsche Bauztg. XXXVII. 273 bis 286. — P. MARKUS, D. a. Elbebr. zu *Meißen.* Mitt. Meißen. II. 453. — LEIBBRAND, Die Neckarbrücke b. *Neckarhausen.* Berl. 1903. — BEYER u. KORTÜM, Die Krämerbrücke in *Erfurt.* Mitt. Erf. XVII. 21. — Die Steinbrücke zu *Regensburg.* 1835. — KLEINSTÄUBER, Gesch. u. Beschr. der steinernen Br. zu R. Verh. hist. Ver. Oberpfalz u. Regensb. XXXIII. 1878. — NZIHA, Die ehem. Judithbr. zu *Prag.* 1878.

Als einziges Lehrbeispiel römischer Brückenbaukunst stand den Deutschen das ganze Ma. die Moselbrücke in Trier vor Augen. Sie überspannt den Fluß in

1) CREIZENACH, Gesch. d. neuer. Dramas. Halle 1898—1902. — DEVRIENT, Gesch. d. Schauspielkunst. 3. A. Berl. 1906. — R. PRÖLSS, Gesch. d. Hoftheat. zu Dresden. — E. MENZEL, Gesch. d. Schauspielkunst i. Frankf. Frkf. Archiv 1882. — TH. HAMPE, Die Entw. d. Theaterwesens i. Nürnb. Mitt. Nürnb. XII. 87. — F. WALTER, Gesch. d. Theat. u. d. Musik am kurpfälz. Hofe. Lpz. 1898. — LEGBAND, Münchner Bühnen i. 18. Jh. Oberb. Arch. LI. 257. — KOTHE, Posener Stadttheater, Zschr. Posen X. 117.

2) BISCHOFF u. MEYER, Die Festdekoration. Lpz. 1897. — Vergl. W. MACKOWSKY, G. M. Nosseni, Berl. 1904. S. 85.



Abb. 352. Neckarbrücke in Eßlingen.

acht, (1729 erneuerten) Bögen. Die ungemein tief fundamentierten Pfeiler stehen über die Brückenbahn heraus, nach oben als Eisbrecher zugespitzt, nach unten abgerundet. Die mächtigen Kalk- und Lavaquadern, ohne Mörtel mit Metallklammern verbunden, geben einen lebendigen Begriff der soliden römischen Technik, vom Schmuck der Brüstung zeugen nur einige Sandsteinfragmente im Provinzialmuseum, da der Oberbau 1689 von den Franzosen gesprengt wurde.

Es währte lange, ehe auch nur vergleichsweise ähnliche Monumentalbrücken wieder in Angriff genommen wurden. Die in Mainz errichtete Rheinbrücke Karls d. Gr. verbrannte schon 812, kurzlebig dürften auch die Brücken des Willigis über den Main bei Aschaffenburg und über die Nahe bei Bingen gewesen sein. Bis ins 12. Jh. überschritten Handels- und Kriegszüge die Flüsse auf Fähren, Kähnen oder Furten, deren Zugänge man mit Knüppeldämmen befestigte. Ein großes Werk (pons praeclari operis) war schon die Holzbrücke, die Meister Enzelin 1133 in Würzburg schuf, sie wurde 1342 durch einen Wolkenbruch zerstört, erst 1474



Abb. 353. Karlsbrücke in Prag.

als Steinbau begonnen. Aber schon 1135 schritten die Regensburger im Verein mit Herzog Heinrich dem Stolzen zu jenem noch erhaltenen Steinbau, der im Ma. den höchsten Ruhm genoß und zur Nachahmung reizte. Wie einst bei der Donaubrücke Trajans am eisernen Tor begann man die Arbeit mit vier oder fünf Bögen an der ehemals trockenen Stadtseite, leitete den Fluß, durch einen heißen Sommer begünstigt, aus seinem alten Bette durch die neuen Öffnungen und vollendete die Arbeit nach Stadtamhof zu bis 1146. Die 16 (jetzt 15) Halbkreisbögen von ungleicher Spannweite steigen nach der Mitte an und bilden eine stumpfwinklig gebrochene, 304 m lange Bahn. Die überaus dicken Pfeiler sind durch Keile wie bei Trier und niedere Deckwerke gesichert. Das Material ist Granit, die Brüstung bestand bis 1877 aus Sandsteinplatten. Die Einfahrt war beiderseits durch Türme überbaut und ein solcher erhob sich auch über dem fünften Pfeiler vom anderen Ufer her. Dieser ist 1785, der »schwarze Turm« 1809 abgetragen, der »Schuldturm« an der Stadtseite dagegen noch erhalten. An den trocknen Sommer erinnert das »Brückenmännchen« mit dem Spruchband: »schuck wie heiß«. — 1226 begannen Bischof und Rat zu Basel die 1230 vollendete erste Rheinbrücke, die indes nur sechs Steinpfeiler, sieben Holzjoche und eine durchgehend hölzerne Fahrbahn hat. Trotz der einfachen Konstruktion hat sie bis auf unsere Zeit allen Gefahren getrotzt. Zu ihrem Schutz wurde 1362 das Rheintor, »der feste Turm ze Rin«, und 1392 das Käppele auf dem fünften Pfeiler errichtet. Kleinere Steinbrücken entstanden im 13. und 14. Jh. dann zahlreicher. Ein ungemein malerisches Werk war die durch drei Türme (und eine Kapelle) befestigte Neckarbrücke in Eßlingen von 1286 (Abb. 352), einfacher, mit einer Kapelle am Ufer, die Werrabrücke bei Salzungen, noch schlichter die alte Saalbrücke bei Kösen (1404). Leider haben Kriege und Eisgänge, schließlich auch moderne Verkehrsrücksichten stark mit den älteren Brücken aufgeräumt. Aus Brauns Städtebuch oder Merians Topographien könnte man eine stattliche Reihe untergegangener Werke zusammenstellen.

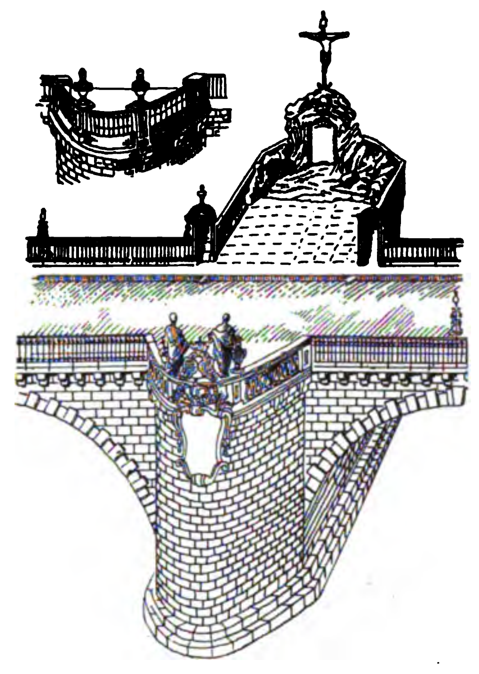

Abb. 354. Brückentor der Kleinseite in Prag.



Abb. 355. Der Henkersteg mit Wasserturm und Weinstadel in Nürnberg.
Phot. von F. Schmidt.

Einen Markstein bezeichnet erst wieder die Moldaubrücke in Prag (Abb. 353), welche die Altstadt mit der Kleinseite verbindet, 1357 durch Peter Parler unter Kaiser Karl IV. begonnen. Sie hat 16 Rundbögen und beiderseits Brückentürme. Über den Altstädter ist schon oben S. 119 gesprochen. Der Neustädter steht zur Seite, die Brückenbahn geht durch ein gezinntes Tor, mit welchem ein kleinerer Turm und das Zollhaus eine malerische Gruppe bilden (Abb. 354). Die Brüstung ist durch Statuen und plastische Gruppen aufs glücklichste belebt. Sie sind jedoch erst seit Ende 17. Jh. nach und nach entstanden, in der Mitte als eigentlicher Brückenheiliger der hl. Nepomuk. Auch die Bamberger Ratsbrücke ist mit einer großen Kreuzigungsgruppe geschmückt. Wiederum sehr viel bescheidener ist die Moselbrücke in Koblenz 1444, und nur durch die Länge bemerkenswert die Holzjochbrücke bei Straßburg 1388, die in S-förmiger Biegung mit 68 Öffnungen den Rhein überschritt. Eine sehr merkwürdige Anlage war die Krämerbrücke in Erfurt, deren beide Einfahrten mit Kirchen (Aegidii und Benedicti) überbaut waren, während sich auf der Brückenbahn beiderseits die Krämer mit ihren Buden angesiedelt hatten. 1324 in Stein erneuert, wurde die Brücke nach dem Stadtbrand von 1472 mit Häusern besetzt, die nach außen halb auf Vorkragungen ruhten und ihre Keller in den Hohlräumen der Pfeiler hatten. Die Krämer bildeten eine kleine Gemeinde mit eigenartiger Verfassung. In Augsburg war die Barfüßerbrücke von Elias Holl

beiderseits mit Kramläden nach dem Muster des Rialto besetzt, zwischen denen ein Gewölblein den Verkehr vermittelte.


Abb. 356. Mittelpfeiler der Augustusbrücke in Dresden nach Schramm.

In Nürnberg erregen die doppelten Überführungen der alten Stadtmauer über die Pegnitz das höchste Interesse. Den Einlauf des Flusses übersetze die Mauer in der Nähe der heutigen Synagoge auf fünf Bögen, die durch drei Türme gedeckt wurden und von einer 1485 errichteten Steinbrücke (Schuldbrücke) begleitet waren. Der Ausfluß war mit vier Bögen ebenfalls zwischen Türmen überbrückt, wovon noch die Hälfte, ein Rundtürmchen auf der kleinen Insel, der »Henkersteg« und der »Wasserturm« erhalten ist (Abb. 355). Nach Erweiterung der Mauer ist die Maßnahme oberhalb auf der Schüttinsel und unterhalb neben dem Haller Tor wiederholt worden.

Es wird zwar älteren Schriftstellern gläubig nacherzählt, daß der Brückenbau im Ma. wesentlich ein religiöses Werk gewesen sei. Dies trifft nur soweit zu, als man den Brückenzoll in Form von Almosen erhob und die Einnahmen mit denen der Kirchenfabrik vereinigte. Zu diesem Zweck war ein Opferstock mit einem Heiligenbild aufgestellt, auch bettelnde Klausner siedelten sich auf oder an Brücken an und vielfach wurden Kapellen und Hospitäler (o. S. 325) mit Brücken verbunden. Als Bauherren treten aber in erster Linie die Städte, seltener die Landesherren auf, und zur Unterhaltung dienten neben dem Zoll die Erträgnisse von Stiftungen, Häuserzinsen, Äckern, Weinbergen usw. Seit dem 17. Jh. ist überall das Streben erkennbar, die Baupflicht dem Landesherrn zuzuschieben und gewissenhafte Regenten haben »zur Beförderung der Kommerzien« im Brückenbau hervorragendes geleistet.


Abb. 357. Elbbrücke in Meißen nach Schramm.



Abb. 358. Der Krahnenturm auf der Langenbrücke in Danzig. (Phot. von Gottheil.)

Für das 18. Jh. galt als vielberühmtes Hauptwerk die Augustusbrücke in Dresden (Abb. 355), die unter August dem Starken 1727—31 verbreitert, mit einem großen Bronzekreuz und anderen Bildgruppen geschmückt, durch ein Eisengeländer eingefaßt und über den Pfeilern mit Ausluchten versehen wurde. Sie ist leider in den Napoleonischen Kriegen ihres ganzen Dekors entkleidet worden. Kleinere Bauten dieser Zeit in Kursachsen, über die Mulde bei Hartenstein 1715—18, über die Saale bei Bernburg 1706, in Grimma, Torgau, Wittenberg u. a. werden bei Schramm beschrieben. Als Beispiel einer Holzbrücke mag die schicksalsreiche



Abb. 359. Roßschwemme vor dem Marstall zu Salzburg.

Elbbrücke in Meißen (Abb. 357) dienen, die mit sechs Bogen nach der Zerstörung durch die Schweden 1654—68 neu errichtet wurde. Die Hauptöffnungen waren durch überdachte Hängewerke überspannt. Auf dem ersten Pfeiler von Cöln aus erhob sich ein Torturm mit der Wohnung des Brückenwächters, auf dem vorletzten ein Zollhaus. Nachdem sie zum letztenmal 1866 beim Einrücken der Preußen gesprengt, wurde sie in Eisenkonstruktion erneuert.

Unter den Holzbrücken genossen den höchsten Ruhm die Werke des genialen Schweizers Ulrich Grubenmann, der 1754—58 den Rhein bei Schaffhausen und später die Limmat bei Wettingen mit einem einzigen verzahnten Bogensprengwerk (bei der Limmatbrücke von 119 m Spannweite) überbrückte. In Bayern und Tirol standen die Brücken Wiebekings den Schweizer Leistungen nahe. Leider haben die Revolutionskriege keines dieser kühnen Werke, deren Konstruktionsart in den Eisenbrücken fortlebt, übrig gelassen.

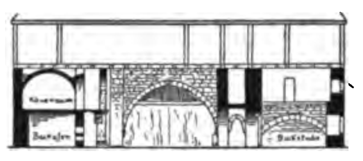


Abb. 360. Schiffmühlen in Zürich nach Braun.

Die beweglichen Brücken, in deren Erfindung Ingenieure und Mathematiker fruchtbar waren, die Trajekte, Fähren, Schiff-, Roll-, Zug-, Dreh- und Hubbrücken, bieten nur ein technisches Interesse. Ebenso können vom kunstarchäologischen Standpunkt aus die übrigen Wasserbauten, Kanäle, Schleußen, Deiche usw. auf sich beruhen.

Die Ufer- und Hafenbauten, Krachten und Kays, Zolltürme und Krahne mit ihrem ursprünglichen Betrieb muß man schon aus alten Stichen studieren. In Danzig ist großenteils die Uferbefestigung der Mottlau in Holzkonstruktion (eine Art Fachwerk mit Bohlenverschlag) und auch ein mächtiger Krahnenturm auf der Langenbrücke von 1410 erhalten, der zugleich zur Aufrichtung und Einsetzung der Masten diente (machina qua molles in altum tolluntur) (Abb. 358).

Pferdeschwemmen mit künstlerischer Fassung sind bei Schloßbauten nicht selten. Am aufwendigsten die beiden in Salzburg, vor dem Marstall, mit marmorner Balustrade, in der Mitte ein Pferdebändiger von Mandl 1670 (Abb. 359), und die Kapitelschwemme mit einem von Tritonen umgebenen Neptun 1732 (Nachbildung der Fontana Trevi in Rom), beide durch den Almkanal gespeist.



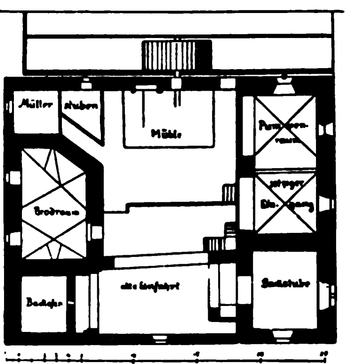


Abb. 361. Mühle in Schulpforta.

2. Die Mühlen sind nach mittelalterlicher Anschauung ländliche Gewerbe und das Mühlenrecht ist ein Regal, das dem Landesherrn zusteht. Gleichwohl war es für städtische und geistliche Gemeinwesen vom höchsten Interesse, genügende Mahlgelegenheit womöglich innerhalb der Mauern zu haben. In Worms gab es deren gegen zehn, in Nürnberg trieb die Pegnitz 68 Räder, die z. T. der regen Industrie dienten. In Frankfurt a. M. waren zwei Mühlen an den Enden der Brücke angelegt. Eine imposante Baugruppe bilden noch heut die Altstädter Mühlen in Prag (Abb. 362) mit dem breiten Wehr und dem stattlichen Wasserturm,

der auf Ladislaus II. zurückgehen soll. Anderwärts sind die Mühlen auf Inseln im Fluß oder direkt an Wehrbauten oder auch als Schiffmühlen auf verankerten Kähnen angelegt. Sehr zahlreich waren letztere beispielsweise in Zürich (Abb. 360) vertreten, wo nach Braun und Hogenberg ganze Reihen primitiver, auf Pfählen stehender Mühlen in der Limmat lagen. Es wäre eine der dankenswertesten Aufgaben, die immer noch zahlreichen ländlichen Mühlen, die oft so lauschig im Grün versteckt und von Moos überzogen alle Poesie der »Müllerlieder« atmen, die kleinen Schleif- und Pochmühlen der Gebirge und die wettergrauen Windmühlen der wasserarmen Ebenen aufzunehmen.

Über die bauliche Einrichtung älterer Mühlen fehlen fast alle Zeugnisse. Nur in Schulpforte ist eine Klostermühle aus Anfang 13. Jh. leidlich erhalten (Abb. 361). Die Mönche leiteten bei Kösen einen Mühlgraben, die »kleine Saale« ab, der im Klosterbezirk genügendes Gefäll hatte, um ein unterschlächtiges Rad zu treiben. Die innere Einrichtung ist auch hier verändert, doch ist es sehr lehrreich, aus dem jetzigen Bestand zu erschließen, daß eine mächtige Torfahrt gestattete, mit beladenen Wägen bis an die Mahlbühne heranzufahren. Sehr praktisch war damit links der Backofen und die Käserei, rechts die Backstube verbunden.

Eine lehrreiche Zusammenstellung der Papiermühlen der fränkisch-hohenzollernschen Lande hat L. Marabini dargeboten (München 1896). S. a. die Papiermühlen bei Chemnitz Mitt. Chem. X. 86. — Eine Waidmühle ist Mitt. Erfurt XVIII. 47 abgebildet.



Abb. 362. Altstädter Mühlen in Prag.

Handbuch
der
Bürgerlichen Kunstaltertümer

Zweiter Band

Handbuch
der
Bürgerlichen Kunstaltertümer
in Deutschland

Von
Heinrich Bergner

Zweiter Band

Mit 428 Abbildungen



Leipzig
Verlag von E. A. Seemann
1906

Leipzig
Druck von Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.



Abb. 363. Aus dem Garten der Villa d'Este in Tivoli. (Zu S. 368.)

ELFTES KAPITEL

ÖFFENTLICHE SCHMUCKANLAGEN

I. Brunnen.

A. HEUBACH, Monumentalbrunnen Deutschlands, Österr. u. d. Schweiz. Lpz. 1903. — CORELL, Deutsche Brunnen, 30 Lichtdr. Frankf. a. M. — J. LEISCHING, Einige Altwiener Brunnen u. Höfe. Kunstgewbl. 1904. 160. — MUMMENHOFF, D. Neptunbrunnen zu Nürnberg. N. 1902. — F. WANDERER, D. Peuntbrunnen. Mitt. Nürnb. III. 169. — P. LEHMGRÜBNER, D. Laufbrunnen i. Michelstadt. Dpfl. IV. 1. — C. WILL, D. Kurfürstenbrunnen i. Regensburg. Oberpf. u. Regensb. LV. 233. — K. CHYTIL, Der Prager Venusbrunnen v. Wurzlbaur. Prag 1902. — F. DREXEL, D. Brunnen auf d. Fischmarkt z. Ulm. Oberpf. u. Regensb. LII. 61. — BERGAU, D. schöne Brunnen i. Nürnb. Berl. 1871. — DERS., G. Labenwolfs Brunnen i. Altdorf. Kgwbl. I. 139. — TH. ROGGE, Die Augsburger Brunnen. Zs. f. bild. K. 1881. I. 37.

ein Land der Welt hat so viele und schöne öffentliche Brunnen aufzuweisen wie Deutschland. Namentlich in der Blüte der Renaissance wetteiferten Städte und Fürsten in der Errichtung monumentaler Brunnen und betrauten die ersten Künstler ihrer Zeit mit der Ausführung.

Man kann die Zeit von ca. 1550—1620 als die klassische Epoche der Brunnenkunst bezeichnen, zu welcher sich die früheren und späteren Werke wie Vorbereitung und Nachklang verhalten. Was der Deutsche an freischöpferischer Gestaltungskraft, sinniger, gedankenvoller Schönheit, Ernst und Humor vermochte, das finden wir in der Architektur und Plastik der Brunnen wie in einem Brennspiegel gesammelt.

Zunächst sind schon die Formen des Aufbaues sehr mannigfaltig, je nachdem es sich um Wand-, Zieh- oder Laufbrunnen handelt. Andere Unterschiede bedingt das Material, Stein oder Metall (Bronze, Kupfer, Zinnguß), andere der Stil, die Fassung der Ausgüsse und die Symbolik der aufgewandten Figuration, die bald in historischen, bald in volkstümlich-humoristischen, bald in wassermythologischen Bahnen geht.

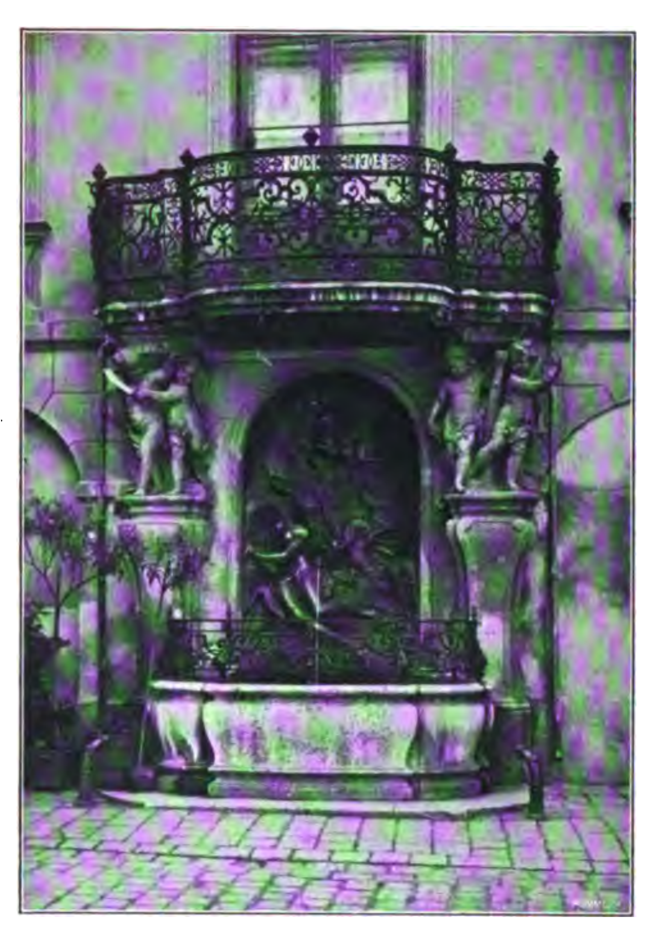


Abb. 364. Wandbrunnen im alten Rathause in Wien.

1. Am wenigsten zahlreich sind die künstlerischen Wandbrunnen. Man findet sie reichlicher in Häusern, Höfen und Schlössern. Das reichste Beispiel findet sich in Schwäbisch-Hall 1509, wo die Prangerwand (s. Abb. 341) mit Blendmaßwerk verziert ist und in Bildnischen die drei Tierkämpfer Simson, Michael und Georg aufgestellt sind, um die Bestien als Wasserspeier zu benutzen. Der Markobrunnen bei Erbach ist eine Mauernische, von Renaissancepilastern eingefaßt. Dieser Gedanke, konzentriert und verzierlicht, kehrt dann oft wieder. In einem Nürnberger Hofe sehen wir einen großen dreiteiligen Wandrahmen aus Säulchen und Gebälk, welche eine Nische mit dem schönsten Brunnenmädchen umschließt, im Schloßhof zu Ettlingen einen Giebelbau im Beschlägstil mit Delphin. Im 18. Jh. haben besonders die Wiener Bildner Donner und Fischer diese Gattung gepflegt. Von Donners feiner Kunst zeugt der Andromedabrunnen im alten Rathaus 1740 (Abb. 364), der geschickt mit den Pilastern eines Balkons kombiniert ist. Als

Wasserspeier funktioniert der Drache, von dem sich die gefesselte Schöne ängstlich abwendet. Im Savoyschen Damenstift sehen wir eine reizende Flora ihren Krug ausgießen, zu ihren Füßen zwei Putten mit Urnen (Abb. 365). An der Aula der Universität sind es zwei Delphinreiter, welche zugleich den ewig rinnenden Weisheitsquell der alma mater symbolisieren. Anderwärts sind Masken und Medusen als Wasserspender benutzt, auch bringt das Rokoko gern wilde Fels- und Zackengruppen mit Muschelbecken zur Verwendung, wofür die Schlösser in Bayreuth u. a. manche Beispiele bieten.



Abb. 365. Wandbrunnen im Savoyschen Damenstift zu Wien.

Die Ziehbrunnen bedingten einen Überbau, an welchem das Rad für die Kette oder das Seil laufen konnte, im einfachsten Fall zwei Holzpfosten, durch einen Balken verbunden und überdacht, so noch häufig bei Dorfbrunnen. Diese Urform finden wir zu allen Zeiten auch in Stein übertragen, wobei natürlich auch die Einfassung (margella) aus tüchtigen Platten mit Sockel- und Randgesims und einiger Felderteilung ausgeführt wurde. Ein ganz primitiver Galgen 16. Jh. in Rothenburg, mit Wappenaufsatz von 1587 im Deutschordenshof zu Gelnhausen, reicher mit Beschlägsäulen und mit Puttenkrönung in Colmar 1610 und Hanau, Neustädter Markt 1616. Einen Galgen mit zwei Pfeilern, die oben mit Fialen und Kielbögen zusammenschließen, hat der Dombrunnen zu Regensburg von 1501, ein Werk Matth. Roritzers, welcher vorn, leider ohne den persönlichen Kontakt, die Figuren von Christus und der Samariterin anbrachte. Mit drei Pfeilern finden wir denselben Aufbau, noch gotisch, am Lindenbrunnen in Reutlingen 1544. Aber schon vorher, 1526, hatte Peter Flötner im Markt(Juden)brunnen in Mainz eine ideale Lösung in Renaissanceformen gefunden, indem er auf drei schmucke Pfeiler ein breites △ Gebälk legte, dies mit Wappenhaltern krönte und eine dahinter aufsteigende dreikantige Stele, in deren Muschelnischen Bischöfe stehen, durch kräf-

tige Voluten von den Ecken her stützte. Hier sieht man das erfinderische Genie am Werke. Fraglos durch dies Vorbild angeregt ist der Merseburger Schloßbrunnen (um 1600), wo die zierlichen Beschlägpfeiler durch Halbsäulen verstärkt und durch Bögen zu einem richtigen Brunnenhäuschen zusammengewölbt sind, während die Krönung mit Kartuschen und springenden Seepferdchen, überragt von Poseidon, schon weniger fein empfunden wird. Weit gröber vollends der Engelbrunnen in Wertheim von 1574 mit vier Pfeilern, an und auf denen (zusammen acht) Helden stehen. Freilich konnte alle Kunst dieser Gattung den eigenartigen Zauber des lebendig sprudelnden und plätschernden Wassers nicht geben.





Abb. 366. Marktbrunnen in Goslar.



Abb. 367. Altmarktbrunnen in Braunschweig.
Photogr. Verlag George Behrens, Hofkunsthändler, Braunschweig.

Dieser ist voll ausgenutzt bei den ältesten freistehenden Laufbrunnen, die man nach ihrem Aufbau Schalenbrunnen nennen kann, stilistisch angesehen zwei oder drei übereinander gestellte, verjüngte Taufbecken, so daß das Wasser in mehreren Strahlen aus den oberen in die unteren und zuletzt in ein breites Becken fällt. Noch ganz romanisch, ganz schlicht in der Zeichnung ist der Katharinenbrunnen in Külsheim mit zwei Schalen und einer Fontäne. Auf gleicher Stufe steht der Marktbrunnen in Goslar (Abb. 366), noch 13. Jh., mit Bronzebecken (der Adler an Stelle einer Heiligenfigur ist später aufgesetzt). Ein frühgotisches Beispiel (Ende 13. Jh.) mit flachen, scharfprofilierten Schalen und Löwenköpfen finden wir in der Brunnenhalle des Klosters Maulbronn. Das entwickeltste Denk-

mal stellt der Altmarktbrunnen in Braunschweig von 1408 (Abb. 367) dar. Hier haben wir vier Kaskaden. Zu oberst sitzt nämlich unter einem Baldachin Maria inmitten eines Zinnentürmchens, an welchem Löwen aufwärts kriechend das erste Wasser geben. Es fällt dann in drei Zinnschalen, die nach Art der Fünten reich, etwas kleinlich ornamentiert sind. Hiermit wird der glückliche Gedanke verlassen. Er taucht erst im Barock mit Muschelschalen wieder auf.

Die eigengotische Form ist vielmehr das Brunnentürmchen. Man braucht nur an die Sakramentshäuschen zu erinnern, um sofort das Bild der allerzierlichsten, aus Baldachinpfeilern, Wimpergen, Strebebogen und Fialen zusammenwachsenden Architektur vor Augen zu haben. Das erste und zugleich vollkommenste Exemplar ist der schöne Brunnen in Nürnberg 1385—96 (Abb. 368), der in jüngster Zeit aus völligem Verfall auch in der ursprünglichen Polychromie wieder erstanden ist. Der klare Aufbau wirkt im Verein mit den für ihre Zeit vorzüglichen Figuren — oben acht Propheten, unten sechzehn Könige und Kurfürsten — ungemein



Abb. 368. Der schöne Brunnen in Nürnberg.

frisch [1]). Ziemlich getreue Nachbildungen in Rottenburg 1470, in Urach 1495—1518, einfachere in Ulm, Syrlinbrunnen 1482, Freiburg in B., Fischbrunnen von 1490, in Renaissanceformen übersetzt in Rottweil um 1550, drei übereinander stehende Säulchenbaldachine, sehr geschickt verjüngt und mit zahlreichen Figuren, oben mit einem Landsknecht besetzt. Es ist bezeichnend, daß auch Sakramentshäuschen ähnliche Übersetzungen erfuhren (Beispiele St. Georg in Köln 1556, Münster in Bonn 1616). Eine vereinfachte Variante bietet der Schloßbrunnen in Stadthagen 1552. Hier ist der Aufbau zu einem mehrfach abgesetzten Rundpfeiler zusammengezogen, den unten vier Tugenden in Nischen, oben Justitia schmücken. Die Brunnenschale stützen außen sechs auf Löwen ruhende Säulchen, ein Motiv, das offenbar von den romanischen westfälischen Taufsteinen übernommen ist. Hiermit stirbt auch diese Form ab.



Abb. 369. Krönung des Apollobrunnens in Nürnberg.
Phot. von F. Schmidt.

2. Die Renaissance bevorzugt bei weitem wenigstens für Steinbrunnen die einfache Säule. Es würde zu weit führen, alle Varianten nach den Formen des Postaments, des Schaftes, der Kapitäle, der Höhen- und Breitendimensionen, der Wasserspeier zu verfolgen. Die Abwechslung ist unendlich, ebenso wie die Gliederung der meist achteckigen Brunnenkästen. Typisch bleibt die Krönung mit einer Figur, teils Heilige, teils Fürsten, Wappenhalter oder volkstümliche Typen. Vorbildlich scheint auch hier der Entwurf eines großen Meisters, Holbeins Zeichnung für den Sackpfeiferbrunnen in Basel, dessen Sockel lustige Bauernpaare umtanzen. Die übrigen Beispiele setzen in Masse erst nach 1550 ein, mit Herzog Ulrich 1549 und mit Meerweibchen 1557 in Bietigheim, mit Herzog Maximilian in Reutlingen 1570, mit Hildegard in Ulm (Kameralamt) ca. 1560, mit gepanzertem Ritter, der Lanze und Schild hält

1) Die Reihen gehören zwei verschiedenen Meistern an. PÜCKLER-LIMPURG, Die Nürnberger Bildnerkunst. Straßb. 1904. S. 47ff.

und als Heilger wie in Naumburg (St. Wenzel 1580) oder als Roland wie in Hildesheim 1540 (Abb. 190) angesehen wird, in Bretten 1555, Sommershausen und Weißenburg am Sand 1680, hier als Schweppermann bezeichnet. Einen Michael als Seelwäger sehen wir auf dem Marktbrunnen in Bernkastel, St. Georg zu Pferd mit dem Drachen kämpfend auf dem Herterichsbrunnen in Rothenburg, einen Merkur mit Schlangenstab in Bamberg (Michelsberg) 1725, einen Neptun in Tübingen 1617, Löwen als Wappenhalter in Reutlingen (Nikolaiplatz) und Külsheim 1573. Oft sind leider die Figuren zugrunde gegangen wie bei dem Marktbrunnen zu Miltenberg 1583, dessen Säule besonders fein gezeichnet und von Putten umtanzt ist. Die Lebenskraft der Säule reicht über das Rokoko hin, die letzte zopfige Fassung mit Urnenkrönung zeigt z. B. der Marktbrunnen in Oberndorf am Neckar ca. 1770 oder in Weikersheim mit flatternden Engeln.


Abb. 370. Minervabrunnen v. G. Labenwolf in Altdorf.

Eine Gattung für sich bilden die figurierten Bronzebrunnen, die sich in der Hauptsache auf Nürnberg, Augsburg und München verteilen. Die Nürnberger gehen zeitlich voran. Schon Ende 14. Jh. [um 1390] entstand der Hanselbrunnen im Spitalhof, ein Musikant, der auf der Klarinette bläst. Das Wasser fließt aus dem Instrument und aus zwei Röhren, die in den Ohren stecken. 1532 vollendete Hans Fischer den Apollobrunnen (Abb. 369) für den Schießgraben (jetzt im neuen Ratshofe). Die Figur ist nach dem Apollo vom Belvedere gearbeitet, die Wasserspeier am Sockel, echt Fischersche Erfindungen, Masken und Delphinreiter. Das Erbe der Fischer übernahm Pankraz Labenwolf, der 1549 den Brunnen für den großen Ratshof vollendete. Man nimmt mit Recht an, daß Peter Flötner

den Riß dazu lieferte. Das gemuschelte Becken, die schlanke dorische Säule mit Widderköpfen und Festons am Sockel verraten deutlich seine feine Hand. Als Krönung dienen vier Seepferdchen, welche Wasser speien, und ein Christusknabe. Es ist klug berechnet, daß die Wasserstrahlen erst den Umriß vollenden. Eine modifizierte Wiederholung schuf der Sohn Georg Labenwolf 1576 (jetzt im Hof des ehemaligen Gymnasiums in Altdorf, Abb. 370). Hier ist die Säule ausgeschaltet, die vier Seepferde stehen gleich auf dem zum Dreifuß umgestalteten Sockel, dagegen ist die Figur, eine Minerva, auf mehreren Knäufen erhöht und ein reizend bewegter Umriß gewonnen[1]). Pankraz hingegen verließ die klassischen Motive und es gelang ihm die volkstümlichste, unbedingt zündende Schöpfung, das Gänsemännchen (Abb. 371), ein Bauer, der zwei wasserspeiende Gänse auf dem Markt feilhält. »Greift nur hinein ins volle Menschenleben«. Ein Seitenstück dazu, der Sackpfeifer, ist erst nach 1870 nach dem erhaltenen Holzmodell gegossen und vor dem Dürerhaus aufgestellt. Künstlerisch angesehen gebührt dem Tugendbrunnen B. Wurzelbauers 1589 (Abb. 372) die Krone. Hier ist wieder auf den dreiteiligen Etagenbau des schönen Brunnens zurückgegriffen. Den Kern bildet ein abgesetzter, verjüngter Rundpfeiler mit breiten Ausladungen, auf denen unten sechs und oben die siebente Tugend (Justitia) stehen, in der Mitte blasende Putten mit Schilden. Das Spiel des Wassers ist so voll wie möglich ausgenutzt, es kommt nicht nur aus den Trompeten der Knaben und den Brüsten der Frauen, sondern im Gegenspiel auch aus den Röhren der unteren Löwenmasken und der äußeren Brüstungspfeiler, ein wahres Kreuzfeuer von Strahlen, das die Wirkung doch etwas beeinträchtigt. Eine andere Schöpfung des Meisters, der Venusbrunnen für den Fürsten Ch. v. Lobkowitz, ist erst nach langen Irrfahrten an seinen Bestimmungsort Prag gelangt, ein drittes, der Herkulesbrunnen für Schloß Durlach, 1605, ist verschollen.



Abb. 371. Das Gänsemännchen in Nürnberg.

1) Georg Labenwolf lieferte 1570—71 einen Brunnen mit zehn Figuren für das Lusthaus in der Aue bei Kassel, 1576—82 einen 200 Ztr. schweren für K. Friedrich II. in den Schloßhof von Kronberg und einen anderen für die Sternwarte Uraniborg, welche ebenso verschollen sind wie der »springende Brunnen« eines Markus Labenwolf in Augsburg mit dem Parisurteil, ebenfalls für das Kasseler Lusthaus geliefert.

Das letzte große Brunnenwerk Nürnbergs ist der Neptun- oder Peuntbrunnen, 1660—68 von Georg Schweigger und mehreren Gehilfen gegossen, aber nie aufgestellt, endlich 1797 an Zar Paul I. verkauft und im Park von Peterhof errichtet. Doch ist der Verlust 1902 durch einen Nachguß auf dem Nürnberger Markte ausgeglichen.



Abb. 372. Der Tugendbrunnen in Nürnberg.
Phot. von F. Schmidt.

Der Ruhm der Münchener Brunnen verteilt sich auf das Künstlerdreiblatt Peter Candid, Hubert Gerhard und Hans Krumper, deren Anteil im einzelnen nicht leicht zu sondern ist[1]). Unstreitig das geistvollste Werk ist der Perseusbrunnen, wozu B. Cellinis Gruppe in Florenz 1550 als nächstes Vorbild diente. Hier ist alle Architektur aufgegeben. Der Held steigt vorsichtig über den schönen Leichnam, das abgeschlagene Medusenhaupt hoch in der Linken. Das Wasser schießt in mehreren Strahlen aus den beiden Schnittflächen. Die vier Knaben (als Jahreszeiten) waren wohl ursprünglich für den Rand der Wanne gedacht. Viel aufwendiger ist der Wittelsbachbrunnen mit Herzog Maximilian auf einem Pfeilerbau, der mit dem ganzen Requisit der Renaissanceformen behangen ist. Auf dem Rand des Troges stehen die vier Elemente als Neptun, Vulkan, Juno und Ceres, dazwischen lagern die vier bayerischen Hauptflüsse Donau, Lech, Isar, Inn. Von einem großgeplanten Bavariabrunnen ist nur die Hauptfigur als Krönung eines Tempelchens im Brunnenhof der Residenz und von vier kleineren die Bronzebilder der vier Jahreszeiten im Nationalmuseum erhalten. — Ein Werk Krumpers ist die Brunnensäule in Kempten, 1601, schlank wie ein Laternenpfahl, auf dem Sockelrand speien Delphine zwischen neckischen Putten Wasser, oben steht ein römischer Ritter mit zwei Schilden. Das alleinige Werk Gerhards ist der Augustusbrunnen in Augsburg

1) P. Rée, Peter Candid. Bamb. 1890. — Häutle, Gesch. d. Residenz i. München. Lpz. 1883.



Abb. 373. Herkulesbrunnen in Augsburg.

1589—94 (Abb. 199), dessen Hauptfigur ungemein erhaben auf hohem Pfeilersockel steht, daran die Wasserspender, vier delphinhaltende Knaben an den Ecken und vier Meerweibchen am Sockel, deren Brüste springen. Doch kommen auch hier Gegenstrahlen von den vier am Beckenrand gelagerten Flußgöttern her, die sich bei Augsburg vereinigen, Singold, Wertach, Lech und Brunnenbach. Diese Benutzung des Schalenrandes ist fraglos von Italien über München gekommen (Ammanatis Neptunsbrunnen in Florenz 1571) und im Barock vollends totgehetzt.



Abb. 374. Knabe mit Gans vom Herkulesbrunnen in Augsburg.

Die Augsburger Gießerei befruchtete Adrian de Vries[1]) mit seinen Erfindungen, »dan der Aderian nempt sich das güssen nit an, dann er bossir num ins

1) BUCHWALD, Adrian de Vries. Lpz. 1899. — ILO, Jb. d. allerh. Khs. I, 118. V, 89.

wax«. Sein mit W. Neidhard ausgeführtes Hauptwerk ist der Herkulesbrunnen 1596—1602 (Abb. 373), an dem die Möglichkeiten, Wasser springen zu lassen, ziemlich erschöpft sind: Oben die Hydra mit fünf Rachen, am Sims vier Löwenköpfe, auf dem Sockelrand vier Nymphen, von denen eine ein Tuch, die andere ihre Haare ausringt (Vergl. Giov. da Bolognas badendes Mädchen der Fontäne in Villa Petraja zu Florenz), die dritte und vierte ihre Füße aus Kannen begießen,



Abb. 375. Der singende Brunnen in Prag.

am Sockel vier Knaben, die Gänse und Schwäne quälen (Abb. 374), und vier wasserspeiende Jünglingsbüsten mit Fischen und Muscheln. Einfacher in jeder Hinsicht ist der Merkurbrunnen 1599, die Hauptfigur von Giov. da Bolognas »Merkur auf dem Windhauch« beeinflußt, und der Neptunsbrunnen in Danzig 1620 (Abb. 337), während ein reicherer Brunnen für Schloß Frederiksborg, 1616 »mit neun metallenen Bildern lebensgröße geziert und zu Prag gegossen«, nur in einzelnen Figuren (in Drottningholm) erhalten ist. Ebenda sind fünf Brunnenfiguren Adrians aus dem Wald-

steinpalais in Prag. Hier ist ein kleineres Werk unter Nürnberger Einfluß entstanden, der singende Brunnen im Belvederegarten (Abb. 375), 1564—69 vom Büchsenmeister Thomas Jarosch unter mancherlei Beihilfe gegossen. Als letztes Zeugnis reinen Renaissancegeistes kann man den Leopoldsbrunnen in Innsbruck 1627 von Kaspar Gras ansehen, erst 1893 aufgestellt, und als Spätling in sehr feinen Formen den Wilibaldbrunnen in Eichstädt von 1695. Endlich hat R. Donner



Abb. 376. Brunnen in Schönbrunn.

1739 für den Neumarkt in Wien einen Brunnen geschaffen, der sich deutlich an den Augustusbrunnen anlehnt. Die Hauptfigur »Fürsichtigkeit« ist für das damalige Wien nicht ohne komischen Beigeschmack, die vier delphinhaltenden Knaben und die vier Flüsse Unterösterreichs auf dem Beckenrande sind — sehr freie — Reproduktionen der Augsburger Vorlagen.

Die meisten der Nürnberger und Augsburger Brunnen sind mit kunstvollen Eisengittern umgeben. Völlige Lauben aus Schmiedeeisen, die Schöpf- oder Ziehbrunnen über-

dachen, finden sich in Prag (kl. Ring 1560) Brück a. d. Mur 1570, Neiße 1686, Graz 1587 bis 1590 u. a.

3. Im Barock und noch mehr im Rokoko lösen sich allmählich die festen Formen und machen phantastischen, oft ganz maßlosen Erfindungen Raum[1]). Neben die älteren Motive treten besonders blasende Tritonen, schnaubende Seepferde, Nixen und Najaden, Fischermädchen und angelnde Kinder in Muschel- und Grottenbauten. Eine Wanderung durch die Gärten und Parke von Belvedere und Schönbrunn (Abb. 376), Eremitage (Bayreuth) und Wilhelmshöhe, Nymphenburg, Würzburg, Sanssouci u. a. belehren darüber, wie überall die Poesie der Springbrunnen, Kaskaden, Wasserschlößchen und Weiher stark empfunden und allegorisch eingekleidet wurde. Neben witz- und geistvollen Konzeptionen finden sich auch tolle Sachen, über deren Sinn und Zusammenhang man nicht gut reden kann ohne die Akten zu kennen. So haben wir in Veitshöchheim einen Felsberg, auf dem sich bacchantische Musikweiblein und Bücherfrauen tummeln, während vom Gipfel ein lediges Roß in die freie Luft sprengt, anderer Phantastereien nicht zu gedenken. Eine Monographie über die figurierten Brunnen der Barock- und Zopfzeit würde sehr erwünscht und erquicklich zu lesen sein.

II. Öffentliche Denkmäler.

A. HOFMANN, Denkmäler [Hb. d. Archit. IV. 8.]. Stuttg. 1906.

Unter den Sammelbegriff »Denkmal« fallen eine Reihe öffentlicher Monumente von rechtlicher oder religiöser Bedeutung, unter denen das »Denkmal« im modernen Sinn anfänglich nur eine geringe Rolle spielt. Es handelt sich um die mancherlei Marktzeichen, Rolande, religiöse Denksäulen, Grenz- und Wegsteine, Sühnkreuze, Wahrzeichen und Standbilder.

1. Marktzeichen, Rolande.

ZÖPFL. Altertümer III. Lpz. 1861. — R. BERINGUIER u. R. SCHRÖDER, Die Rolande Deutschlands. Berl. 1890. — P. PLATEN, Der Ursprung der Rolandsbilder. Progr. Dresd. 1899. — G. SELLO, Der Roland zu Bremen. Br. 1901. — DERS., in Brandenburgia XII. 1903. 277 u. brandenburg. preuß. Forsch. III. 404. — DERS., Vindiciae Rulandis Bremensis. Br. 1904. — K. HELDMANN, Die Rolandsbilder Deutschlands. Halle 1904. — DERS., Rolandsspielfiguren, Richterbilder oder Königsbilder. Halle 1905. — S. RIETSCHEL, Hist. Zs. LXXXIX. 457. Vergl. Dplf. II. 10. 87. — Die reiche ältere Literatur bei HELDMANN. — JOSTES, Roland i. Schimpf u. Ernst. Zs. Ver. rhein-westf. Volkskunde I. 1904. 6.

Das ursprüngliche Marktzeichen war der Pfahl (palum), der in feierlicher Handlung vom Stadtherrn und den Urbürgern gepflanzt wurde und vielerorts noch im »Maibaum« fortlebt, ein Sinnbild der Freiheiten und Hoheitsrechte, die der Stadtherr mit dem offenen Markt verband und darauf ausübte. Bei der Vergänglichkeit des einfachen Holzmastes ist es begreiflich, daß man die gleiche Bedeutung anderen, dauernden Monumenten beilegte. Dies ist bei den beiden Marktkreuzen in Trier der Fall. Das eine auf dem Hauptmarkt ist eine antike Granitsäule mit Kalksteinkapitäl, darauf ein griechisches Kreuz mit Gotteslamm einerseits und einer Inschrift andererseits, daß es zur Erinnerung eines Kreuzregens (ob memoriam signorum

1) ANDR. BÖCKLER, Arch. curiosa nova, Bau- u. Wasserkunst. Frankf. 1644, Nürnb. 1664.


Abb. 377. Marktkreuz zu Trier.

crucis quae celitus super homines venerant) 858 von Erzb. Heinrich errichtet sei, 1724 renoviert (Abb. 377). Das andere vor St. Paulin, 1088 von Propst Cuno und Remigius errichtet. Beide Memorien sind zu Marktkreuzen geworden. Ein ähnliches Verhältnis mag bei der Bernwardssäule in Hildesheim obgewaltet haben, ehe sie in den Dom versetzt wurde. In Süddeutschland ist der gleiche Gedanke vielfach in den ma. Betsäulen, Prangern und Brunnenfiguren verkörpert, den volkstümlichen Ausdruck hat er erst verhältnismäßig spät in den Rolanden gefunden.

1. Der Roland ist eine spezifisch deutsche und zwar norddeutsche Erscheinung, eine meist jugendliche, vollgepanzerte Rittergestalt von riesiger Größe, barhaupt, das entblößte Schwert senkrecht nach oben in der Rechten, einen Schild mit dem Reichsadler an der linken Schulter, in Haltung und Form von gesuchter Altertümlichkeit. So der berühmteste seiner Gattung, »Roland der Ries am Rathaus zu Bremen steht er als Standbild standhaft und wacht«.

Die Frage nach der Herkunft und Bedeutung der Bilder und des Namens ist etwa so heiß umstritten wie die der Steinmetzzeichen, Rillen oder Stimmtöpfe. Auf den älteren Anschauungen von Grimm und Zöpfl fußend hat Platen mit großer Lebhaftigkeit die mythologische Deutung erneuert. Viele Rolandsstätten seien Kultstätten Donars gewesen, ausgezeichnet durch eine »Irmensäule« mit dem Riesenbild des Gottes, welches als glückbringendes Verkehrssymbol auf den Markt der anwachsenden Stadt verpflanzt und zunächst mit den alten Attributen, Keule und Hammer, von der Kirche geduldet, seit der Bekanntschaft mit der französischen Rolanddichtung aber auf den berühmten Paladin Karls d. Gr. umgedeutet und ritterlich ausgestattet worden sei. So wenig wie diese befriedigt die Meinung Sellos: In den neuen sächsischen Städtegründungen des 10. Jh. wie Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg habe man »aus Freude an monumentaler Bildnerei« Königsbilder aufgestellt, die zunächst ohne Rechtsbedeutung vom Volke doch als Sinnbilder städtischen Lebens aufgefaßt und bei späteren Stadtgründungen wie in Halle, Berlin, Hamburg als Merkmale der Stadtfreiheit nachgeahmt wurden. Man habe später, als alles Große und Herrliche mit dem Namen Karls d. Gr. verknüpft wurde, die Bilder mit der Karlssage und mit Roland verbunden und sie im Kampf mit den Stadtherren als Symbole der »Kaiserfreiheit« proklamiert, zuerst 1366 in Bremen, und ihnen mit der riesenhaften Größe die staatsrechtliche Bedeutung der Reichsunmittelbarkeit und den Gattungsnamen »Roland« gegeben. Rietschel sieht sie umgekehrt als Zeichen der dauernden Gerichtshoheit des fürstlichen Stadtherrn an. Diese Meinung ist von Heldmann erweitert und geklärt. Er findet zwei Stammväter der Rolandfiguren, zu Halle und Bremen; von jenem stammt wesentlich die Form und Bedeutung, von diesem der Name und die höhere Prätension. Der Hallesche Roland ist das Bild des Richters und zwar des obersten Stadtrichters, des Burggrafen von Magdeburg, wie er mit aufgerichtetem Schwert Frieden gebietet. Den Namen Roland hat er erst 200 Jahre nach seiner Errichtung erhalten und zwar von Bremen her. Der Bremer Roland ist ursprünglich wie die anderen alle eine Spielfigur. Das Rolandsspiel war eine Übung der ritterlichen Stadtjugend. In Münster wurde z. B. nach einer drehbaren Holzfigur gestochen, die mitten auf dem Markt auf einer eisernen Säule stand; sie trug im rechten Arm eine Scheibe, im linken einen Narrenkolben, und der Witz des Spiels bestand darin, mit einem Speer die Scheibe zu treffen und so rasch um die Figur zu laufen, daß man dem Streich des Kolbens im linken Arm entwischte. Eine solche

Spielfigur wurde 1366 in Bremen vom Stadtherrn verbrannt, 1404 aber in Stein erneuert und mit Schwert und Reichsadler versehen. Durch den Bürgermeister Johann Hemeling empfing sie unter mancherlei Urkundenfälschung die Deutung auf »die vryheit, de Karl und mennich vorst vorwar derer stede ghegeven hat«. Beide Beispiele wirkten nun zusammen, überall die Holzfiguren durch Steinstatuen zu ersetzen und die Rolandstädte als Sitze selbständiger Stadt- oder höherer Landgerichte zu prätendieren, vereinzelt auch wie in Magdeburg den Roland als Urkunde städtischer Freiheit, der Reichsunmittelbarkeit zu benutzen.



Abb. 378. Der Roland zu Halle.

Die ältesten Rolande, so auch der hallische, scheinen Holzfiguren gewesen zu sein (Bremen 1366, Hamburg 1375, Greifswald 1398), wie es auch Reste oder sichere Überlieferungen für Nordhausen, Potzlow in der Uckermark, Plötzky bei Magdeburg, Zehden in der Neumark belegen. Sie waren transportabel (der der Lübecker Zirkelgesellschaft Anf. 17. Jh. auf Kufen), demnach auch nicht irgendwie an den Markt gebunden (in Elbing auf der Brücke, in Jeßnitz auf einer Wiese), vielfach gewiß nur kunstlose Zimmermannsarbeit, das Ziel ein Brett oder eine Scheibe (Meldorf, Lübeck, Münster) oder wie beim ältesten Magdeburger ein Schwert in der vorgestreckten Rechten. Das Maß überschritt jedenfalls nicht wesentlich die Höhe eines Reiters (2.60—3 m). Diese Merkmale finden sich noch an bäuerlichen Spielrolanden bis Mitte 19. Jh.



Abb. 379. Der Roland zu Bremen.

Der hallische Roland (Abb. 378), so erstmals 1426 genannt, um 1270 in Holz errichtet, 1718 auffallend treu in Stein erneuert, stellt nach Heldmann den obersten Stadtrichter, den Burggrafen von Magdeburg in dem Moment dar, wo er Dingfriede gebietet. Auffassung und Tracht ist durchaus die ritterliche der gleichzeitigen sächsischen Großplastik, Waffenrock (Suckenie), Mantel, Stulphandschuhe, Almosentasche und Messerscheide am Gürtel, auf dem Haupt das Schapel (als Blumenkranz), in der Rechten das Schwert (ähnlich Sizzo in Naumburg), die Linke an den Schoß gelegt; es ist das ein Zug, der später immer wiederkehrt und daraus zu erklären ist, daß die dem hallischen Bildner vorschwebenden Originale die Linke auf den Schild stützen. In jüngerer Zeit war die umschrankte Dingstätte und der Roland selbst durch ein offenes Häuschen überdacht.

Hiermit ist nun aber ein Typus aufgestellt, der in den wesentlichen Punkten den »Roland« für alle Zukunft bezeichnet: Der (jugendlich-ritterliche) Graf mit aufgerichtetem Schwert und bloßem Haupt. Es ist m. E. ganz nebensächlich, daß bei den jüngeren Bildern die Rüstung, der Plattenharnisch durchaus üblich wird. Das lag im Zug der



Abb. 380. Rolandsäule an der Karlsbrücke in Prag.

Zeit und läßt sich ebenso bei der Grabplastik verfolgen. Es wird sich auch schwerlich entscheiden lassen, ob die Haltung der Rechten (angezogen in Bremen, Halberstadt, Zerbst, ausgestreckt in Magdeburg, Quedlinburg, Brandenburg) durch die Spielrolande beeinflußt ist. Es wird sich ebensowenig ein grundsätzlicher Unterschied der Rolande mit Mantel (Halle, Bremen, Halberstadt) und ohne solchen herstellen lassen. So viel ist klar, daß der Bremer Roland (Abb. 379) formell in unbedingter Abhängigkeit vom hallischen und dessen vermutlichen Nachkommen steht — für das 14. Jh. fehlen leider alle Denkmäler — und daß er seinerseits als erster Steinroland von Riesengröße [9 m bei 5.45 m Figur] für die Monumentalisierung der hölzernen Richter- oder Spielfiguren sowohl dem Namen wie der Prätension nach vorbildlich geworden ist. Die Tracht — Lendner mit Hängeärmeln, Dusing, Plattenrüstung mit spitzen Kniekacheln, Mantel — entspricht völlig dem Jahr der Aufrichtung 1404. Wirklich neu ist der kleine, lose auf der linken Schulter angeheftete Schild mit dem Reichsadler und der Inschrift:

Vryheit do ik ju openbar
de Karl und mannig vorst vorwar
desser stadt gegewen hat
des danket gode is min raht.

Hierin ist der Roland als Symbol der Kaiserfreiheit proklamiert, und wie zündend das Beispiel wirkte, das bezeugen die nun schnell folgenden Steinrolande von annähernder Größe (Halberstadt 1433, 4.20 m [Abb. 320], Quedlinburg um 1440, 2.75 m, Magdeburg 1459, Brandenburg 1474, 5,30 m, Belgern 5.25 m, Zerbst 1475, 4 m, Stendal 1525, 5.50 m), denen spätere und kleinere (Perleberg 1546, 3.80 m, Buch um 1700, 3.30 m, Calbe 5 m, 1658, Nordhausen 3.20 m, Neustadt 3.50, Questenberg 3.24) folgen. Den Adlerschild haben nur die in Quedlinburg, Halberstadt, Zerbst angenommen. Das Horn Olifant findet sich nur einmal, 1610 in Belgern, der Helm ist auch erst den jüngeren Rolanden, Stendal 1525, Perleberg 1546, Belgern 1610 und Calbe 1658 eigen. Ein Königsbild mit Krone und Reichsapfel bietet der Roland von Wedel. In Bramstedt (1827) hat man einen römischen Krieger gesetzt. Ganz einzig ist der zu Neustadt: das Schwert an der Linken, die Rechte zum Schwur erhoben. Man kann daraus ersehen, daß sich der Typus, sicher unter Einfluß der süddeutschen Brunnenfiguren, im 16. Jh. zersetzte.

Ein Roland, welcher mit dem Bremer viel Verwandtschaft hat, steht auf einem Strebepfeiler der Prager Karlsbrücke, ein Werk der Spätgotik, doch gänzlich erneuert (Abb. 380).

Er ist behelmt, hat das bloße Schwert in der Rechten, die Linke ist auf einen mächtigen Schild mit dem Prager Stadtwappen gestützt. Am Sockel sind drei Figuren, ein Engel, ein Ritter und ein Kaufmann, der Waren ausruft, in Relief dargestellt. Diese Säule gilt als Symbol der Stapelgerechtigkeit auf der Moldauinsel Campa, im Volksmund aber (ganz wie der Roland) als Denkmal eines sagenhaften böhmischen Helden Brunsplik.



Abb. 381. Mariensäule in München.

2. Die Marktsäule tritt im katholischen Deutschland seit Anfang 17. Jh. in religiöser Fassung glänzend hervor. Auf die Vorgeschichte der Betsäule braucht hier nicht eingegangen zu werden. Den zugrunde liegenden Gedanken der Devotion beutete der wieder erstarkte Katholizismus bei allen Anlässen mit dem politischen Beigeschmack aus, den Sieg der Gegenreformation und den Triumph der päpstlichen Kirche so stark wie möglich auszudrücken. Märkte, Kirchplätze, Straßen, Brücken werden in unabsehbarer Masse mit religiösen Denkmälern geschmückt, das ganze öffentliche Leben unter den Schutz und die Macht der Heiligen gestellt. Das erste maßgebende Monument ist die Mariensäule in München (Abb. 381), 1638 als Denksäule für die 1632 und 34 überstandene Kriegs- und Pestgefahr errichtet, am Sockel vier Knaben, die mit Ungeheuern, Krieg, Pest, Hunger und Ketzerei kämpfen. Nachahmungen in Mödling 1650, dem Friedensgotte geweiht, »der uns hat gfurth aus der Kriegsnoth«, auf dem Markt zu Prag 1656 (Abb. 198), am Hof zu Wien 1668, vor dem Münster zu Konstanz 1682 u. a. Lediglich durch Form und Namen unterschieden sind die Dreifaltigkeits- oder Pestsäulen[1]), die sich um 1720 besonders häufen und eine Vorflut der modernen Denkmalswut darstellen. Das Vorbild ist die Pestsäule am Graben zu Wien, 1687—93 von einem Italiener L. O. Burnacini errichtet, ein reicher Sockel und ein pyramidenartiger, von zahlreichen Figuren belebter Wolkenballen, auf dem die Trinität thront. Nachahmungen in Dux, Ratschitz, Teplitz, Linz, Olmütz, Krems, St. Pölten, Reichstadt, sämtlich um 1720, und an zahlreichen anderen Orten Österreichs. Trotz der oft ausschweifenden Form und der handwerklichen Mache sind diese Säulen voll Stimmung und malerischer Reize, jedenfalls im Rahmen ihrer barocken Umgebung nie langweilig. Noch weiter ist das Verbreitungsgebiet der Nepomuksäulen,

1) DOEBNER, Statuen u. Dreifaltigkeitssäulen im nw. Böhmen. Dpfl. IV. 89. — A. FRANTZ, Die Dreifaltigkeitssäule in Töplitz. Mitt. CC. XXV. 18.

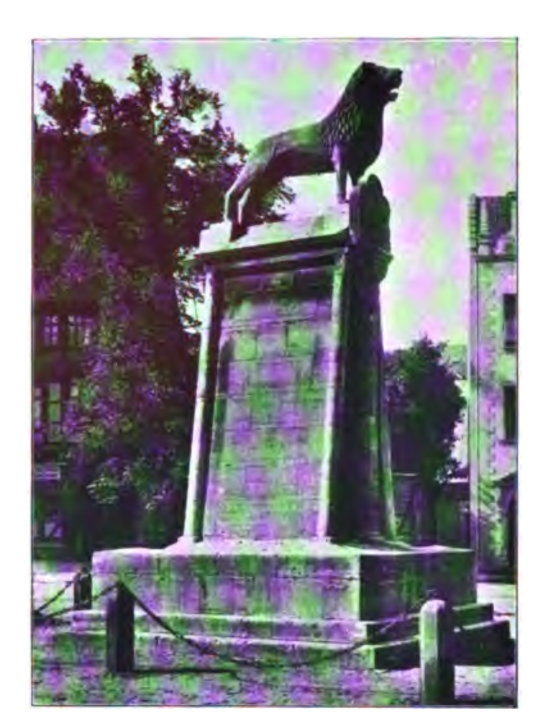


Abb. 382. Löwensäule in Braunschweig.
Photogr. Verlag Zedler & Vogel, Darmstadt.

die von dem Standbild des Heiligen auf der Prager Brücke 1683 ihren Ausgang nahmen und sich im Aufbau des Sockels oft den Pestsäulen nähern wie in Breslau.

3. Die Hoheits- und Grenzzeichen haben eine alte Geschichte. Enlart will schon in der antiken Wölfin, die Karl d. Gr. im Palasthof zu Aachen aufstellte, ein Hoheitszeichen sehen, das in Frankreich Nachfolge fand. Jedenfalls ist aber der Bronzelöwe Herzog Heinrichs in Braunschweig (Abb. 382) von 1166 ein sprechendes Symbol der Herrschermacht und man kann auch die Siegeskreuze auf den Schlachtfeldern hierher rechnen, auf dem Marchfeld 1272, bei Göllheim, Seckenheim, Freiburg i. B. u. a. Grenzzeichen[1]) sind oft primitive Steine mit einem Kreuz, dem Symbol alles Rechtes, bezeichnet, so die merkwürdigen Steingebilde (Sau, Bär, Mönch, Jungfrau), mit denen man um 1148 den Bezirk des Augustinerklosters am Zobten eingrenzte. Anderwärts und später allgemein hat man auch Grenzsteinen die Kreuzform verliehen und ihnen ein Hoheitszeichen (Schwert, Bischofsstab, Rad, Beil) eingeritzt, wodurch sie sich leicht mit den Mordkreuzen berühren. Aber es finden sich auch rohe oder zubehauene Steinklötze (Mark-, Bannsteine) mit Wappen und Wappentieren[2]). In Wien ist 1898 ein merkwürdiger Grenzstein ausgegraben, der die Judenschaft der Leopoldstadt vom Bürgerspital schied; er trägt vorn den Reichsapfel, einen Drudenfuß, die Jahrzahl 1656 und zwei undeutliche hebräische Worte. Oftmals wird die Abgrenzung von Weichbilden, Gerichtsplätzen, Freiheiten durch aufgemalte oder eingemeißelte (rote) Hände erwähnt.

4. Mord- und Sühnkreuze.

A. Franz, Alte Steinkreuze u. Kreuzsteine i. Mähren. Mitt. CC. XIV. 106. XX. 74. XXV. 1. XXVII. 50. — K. Lind, Denksäulen, ebd. XIV. 15. — Wilhelm, Alte Kreuzsteine i. Böhmen, ebd. XXVII. 98. — A. Czerny, Alte Steinkreuze, ebd. XXI. 74. — P. Grueber, Die Denksteine a. d. Loiblstraße, ebd. XXI. 195. — W. Franz, Alte Steinkreuze im nw. Böhmen. Ergebztg. XXII. 1—102. — Loth, Steinkreuze in d. Umg. v. Erfurt. Mitt. Erf. XVIII. 73. — F. Bösigk, Über Mordkreuze. Mitt. Sächs. A. V. X. 31. — Walthierer, Steinkreuze. Anz. Germ. Mus. 1860. 207.

1) W. Schulte, Steinaltertümer am Zobten, Jb. schles. Mus. I. 133.

2) F. v. Hasslinger, Ältere Grenzsteine bei Mödling. Monatsbl. Landeskunde N.-Ö. 1904. — F. Brackebusch, Ält. Grenz- und Denksteine. Braunschw. Mag. II. 45.

K. LIND, Martersäulen. Mitt. Wien. 1892. 94. — A. DRESELLY, Grabschriften, Martl-Bildstöckl- u. Totenbrett-Verse. Salzb. 1904.

Nach altgermanischem Recht wurde Mord und Totschlag durch ein Sühngeld gesühnt, welchem offenbar auf kirchlichen Antrieb ein Sühnkreuz hinzugefügt wurde, das der Mörder an der Blutstelle setzen mußte. Dieser Brauch ist urkundlich hinreichend bezeugt. Das älteste Beispiel ist ein Stein bei Zscheiplitz a. Unstrut, wo Pfalzgraf Friedrich von Landgraf Ludwig II. erstochen wurde. Gleichwohl ist die lokale Überlieferung ganz in Konfusion geraten. Auf dem Eichsfeld soll Bonifatius, in Böhmen und Mähren Cyrill an den bezeichneten Stellen gepredigt haben, in Österreich werden sie bald als Husiten-, Türken-, Russen- oder Franzosenkreuze, in Hessen als Bonifatius- oder Zehntkreuze bezeichnet, in Thüringen und Sachsen glaubt man einen schwedischen oder französischen »Oberst« darunter begraben. Die Formen sind wechselnd vom reicheren Tatzen- und Lilienkreuz bis zum schlichten Stein. Eingeritzt ist meist die Mordwaffe (Schwert, Dolch, Beil, Lanze, Pfeil, Hammer), aber auch das Handwerksgerät (Pflugschar, Kelle, Löffel, Schere, Schild, Winzerhippe, Spaten) oder das Bild des Ermordeten. Ähnliche Steine pflegte man übrigens plötzlich auf dem Weg Verstorbenen oder Verunglückten zu setzen. »A. D. 1480 fiel Lorentz Brun von ein pferd zco tod« steht auf einem Stein bei Erfurt. Ganz volkstümlich hat sich die Sitte bis in die Gegenwart in den Marteln, Bildstöcklen und Totenbrettern der Alpenländer erhalten, welche auf einer erhöhten Holz- oder Steintafel eine Darstellung des Unglücksfalles mit beschreibenden Versen tragen.

5. Wahrzeichen.

W. SCHÄFER, Deutsche Städtewahrzeichen (von Leipzig u. Dresden). Lpz. 1858. — A. KERSCHBAUMER, Wahrzeichen Niederösterreichs. Wien 1905.

Für die uferlos geschwätzige, meist herzlich dumme Sagenbildung ist nichts bezeichnender als die Entstehung der Städtewahrzeichen. In den Kreisen der Handwerksburschen und Pilger bildete sich allmählich ein Kanon von Merkwürdigkeiten heraus, welche jeder gesehen haben mußte, um sich über den Besuch einer Stadt ausweisen zu können. Die Erfinder der zugehörigen Märchen sind die klugen Küster, Gastwirte, Herbergsväter und sonst unwissende Tröpfe, und der Unfug konnte nur entstehen in einer Zeit, wo das Verständnis für die Vorstellungswelt der Väter am Erlöschen war. Lassen wir alle Naturdenkmäler, Architekturen, Kuriositäten usw. beiseite, so bleiben im strengen Sinn zwei Klassen



Abb. 383. Die schöne Bärbel von Ottenheim in Straßburg.



Abb. 384. Brückenmännle in Regensburg.

von Wahrzeichen übrig, auffallende, rätselhafte, verstümmelte **Bildwerke an Kirchen und Hauszeichen.** Die **kirchlichen Wahrzeichen** sind zum großen Teil Steinmetzscherze, harmlose, witzige, auch obszöne Einfälle, Selbstporträts, Tierfabeln, Symbole, denen man später eine frei erfundene Bedeutung unterlegte, so das Heringsmännchen an St. Johannis in Saalfeld, der Käselieb im Dom zu Zeitz, der Specht und die schachspielenden Meerkatzen im Dom zu Naumburg, der Frosch am Gewölbe der Stadtkirche in Römhild, der Spatz auf dem First des Münsters zu Ulm, der auf Rosen wandelnde Esel an der Marktkirche zu Halle, die drei Rebhühner an St. Marien zu Mühlhausen, die sieben Hasen auf dem First von St. Michael in der Wachau, das »garstige Ding«, eine Frau, die angeblich einen Hund umarmte, ehemals an der Kreuzkirche in Dresden. Der Unverstand ist oft greifbar. In einem Wasserspeier am Dom zu Regensburg sah man den Baumeister, der sich vom Gerüste stürzt, und in einer Heimsuchung einen Mönch, der eine Nonne küßt. Wilgefortis mit dem Geiger, Simson auf dem Löwen, Martin auf dem Pferd gaben zu den wunderlichsten Deutungen Anlaß[1]). Dasselbe gilt von einem bekannten Straßburger Wahrzeichen, dem »schönen Bärbel von Ottenheim« (Abb. 383) an der Tür der Kanzlei. Mit ihrem Gegenstück, einem bärtigen Greise im Turban, stellte sie offenbar Prophet und Sibylle dar. Der Volksmund sah aber darin ein stadtbekanntes Liebespaar, den Grafen Jakob von Lichtenberg und ein schönes Bauernmädchen aus Ottenheim. Schwarz gewordene Bilder, der schwarze Herrgott zu Dresden, die schwarze Madonna zu Einsiedeln, der große Herrgott zu Schaffhausen, der schwäbische Heiland zu Überlingen, auch verstümmelte Grabfiguren, das Manndl ohne Kopf in Krems, die »Ölgötzen« (Apostel eines Ölbergs) an der Kreuzkirche in Dresden, der zweibeweibte Graf von Gleichen im Dom zu Erfurt galten als Wahrzeichen, die erst durch Sagenbildung ihren Sinn erhielten. Fast alle Außenkanzeln werden als Pest-, Luther- oder Tetzelkanzeln bezeichnet, Löcher im Fußboden als des Teufels Fußspuren. Neben den gut bezeugten Baumeistern wie Bohnensack im Dom zu Magdeburg und Buchsbaum in St. Stephan zu Wien sind legendäre zu volkstümlichem Ansehen gelangt, Sabina, die Tochter Erwins, am Münster zu Straßburg und das Brückenmännel Matz-Fotze an der Brücke in Dresden, angeblich Matthäus Fotius, den Vasari zu 1279 erwähnt. Über das Regensburger Brückenmännle (Abb. 384) s. o. S. 335.

Die **Hauszeichen** sind schließlich allein die **gewollten Wahrzeichen.** In einer Zeit, wo man Hausnummern nicht kannte, führte jedes Haus einen selbst-

Abb. 385. Poentermännchen in Leipzig.

1) v. HAMMER, Mysterium Baphometis revelatum. Wien 1818.

gewählten Namen und meist auch das redende Bild, Wappen oder Marke: zur Lilie, Rose, Linde, Eiche, zum Schwan, Löwen, Bären, Ochsen, weißen Roß, zur goldenen Feuerkugel, Arche Noäh, zum Stern, Ritter, Mohren, wilden Mann usw. Hiermit trifft die Gewohnheit zusammen, geistliche Bilder und Heiligenfiguren als Schutzmittel und Hüter des Hauses aufzustellen, allen voran die Mutter Maria, den großen Christoph, die hl. Dreikönige, St. Florian, doch auch Georg, den Patron der Ritter, oder Nikolaus, den Patron der Kaufleute. Später kamen mythologische Gestalten, Hermes, Bacchus, Gambrinus, Justitia, auch scherzhafte Vorstellungen, die ballspielende Katze, der flötenblasende Esel, der predigende Fuchs vor den Gänsen, und barocke Allegorien auf, deren Auslegung zu komischen Mißdeutungen führte. An einem Dresdner Haus war Ganymed angebracht mit der Inschrift: »Der Adler Ganymeden hebt«; man sah darin eine Gans, »die sieben Personen getötet«. Das Moritzepitaph am Wall in Dresden bezeichnete man als »Horche«, weil die Gemahlin des Kurfürsten das Geheimnis ausgeplaudert habe, das die Brüder sich anvertrauten, und dafür mit dem breiten Maultuch bestraft sei. Ähnlich ist es dem Poentermännchen in Leipzig gegangen, welches einen »Gesäckten« mit kreuzweis gefesselten Armen und der Überschrift »Poenitere« darstellt (Abb. 385). In der Figur des Winters an einem Haus unter den Tuchlauben in Wien sah man den König Corvinus, der verkleidet in die Stadt gekommen sei, und hundert mehr dergleichen. Bissiger gemeint sind die »Neidköpfe«, Menschen- oder Tierfratzen mit ausgestreckter Zunge; vereinzelt wird von Spottbildern berichtet, welche den vorübergehenden ihre Posteriora zeigten. An Rathäusern oder Stadttoren findet man eine Satire auf Bürgereintracht, zwei Hunde, die sich um einen Knochen balgen.



Abb. 386. Reiterstatuette Karls des Gr. (Paris).

Sehr vielfältig sind endlich die Wahrzeichen, welche lediglich in kleinen Zunftkreisen bekannt waren. Eine Art Fremdenbuch bildete der »Stock im Eisen« in der Kärntnerstraße in Wien, ein Baumstrunk, der von wandernden Hufschmieden Kopf an Kopf mit Nägeln beschlagen ist. Einem gleichen Brauch verdanken die Nagelsteine Norddeutschlands ihr Dasein, die auch fast ganz mit Zwecken benagelt sind.

6. Denkmäler als öffentliche, von einer dankbaren Nachwelt gesetzte Standbilder sind bis in das 19. Jh. eine ganz sporadische Erscheinung. Es liegt dies aufs tiefste in der kirchlich orientierten Gesinnung des Ma. begründet: Alles Interesse ist auf das Grabmal gerichtet, für welches der Vornehme womöglich bei Lebzeiten, jedenfalls aber die nächsten Anverwandten nach seinem Tode sorgen. Selbst in Fällen, wo man das Andenken längst Verstorbener ehren wollte, griff man zur Form der kirchlichen Grabtumba wie bei dem Kenotaphium Heinrichs II. und Kunigundens im Dom zu Bamberg von Riemenschneider und vieler anderer. Oder man stellte Bildsäulen und dergl. doch in Kirchen auf, wie die Stifter in Naumburg. Hieran hat auch die Renaissance nichts geändert und man müßte eigentlich die ganz unermeßlich reiche Welt der Grabmäler und Epitaphien vorführen, um zu zeigen, daß die Lücke in unserer älteren Kultur in anderer Form tatsächlich ausgefüllt ist. Auch formal. Denn einzelne jener Denkmäler — man denke an die Baldachintumba des Pfalzgrafen Heinrich (gest. 1095) in Maria Laach um 1200, an die Laube über dem Grabe des Grafen Enno in Emden 1548 oder des Edo Wiemken in Jever 1564, an das Wandgrab des Marschalls von Sachsen in St. Thomas zu Straßburg — sind so monumental entworfen, daß sie auf einen freien Platz gestellt wahrscheinlich manches unserer modernen Standbilder beschämen würden.



Abb. 387. Der Reiter in Bamberg.

Gleichwohl hat eigentlich der volle Begriff des Denkmals als Standbild unserer alten Kunst niemals gefehlt und ist durch die Jahrhunderte mit einzelnen, seltenen aber um so interessanteren Beispielen belegt. Die Reihe wird aufs glänzendste eröffnet durch die Reiterstatue Theoderichs (eigentlich Zenos) in der Pfalz zu Aachen, wahrscheinlich inmitten des großen Hofes (Abb. 31), welche Karl d. Gr. 801 von Ravenna überführen ließ[1]. Nach Walafried Strabos Schilderung (de imagine Tetrici) war es ein vergoldeter Bronzeguß von Überlebensgröße, das Roß schreitend, die Hinterbeine zum Sprung eingezogen, der König mit dem Schild in der Linken, in der Rechten den Speer schwingend, das Postament mit (älteren, römischen) Mänadenfriesen in Bronze geschmückt, sechs Ellen hoch. Durch dieses Vorbild angeregt ist wahrscheinlich die kleine auf Karl d. Gr. getaufte Reiterstatuette (Abb. 386), früher im Metzer Domschatz, jetzt im Museum Carnavalet in Paris. Der Sitz und die Haltung des Mannes, die Bewegung und besonders der Kopf des Pferdes sind so gut, daß man die Bedenken der Kritiker vollständig verstehen kann, welche das Werk in die frühe Renaissance versetzen.



Abb. 388. Hermann und Regelindis im Dom zu Naumburg.

Zu voller Klarheit haben die großen Plastiker des 13. Jh. die Idee des Standbildes herausgearbeitet, und es gehört nicht zur geringsten Würze dieser erlauchten Kunst, wie frei und groß das Laientum, das Reinmenschliche, Ritterliche, Heldenhafte in die Kirche eingeführt wurde. Den Reigen eröffnet der »Meister der Adamspforte« in Bamberg um 1230, der den Kaiser Heinrich und seine Gemahlin

1) Bock, Die Reiterstatue usw. B. Jb. 1844. 1. — Dehio in Zahns Jb. f. Kw. V. 176. — W. Schmidt ebd. VI. 1. — v. Schlosser, Beitr. z. Kunstgesch. 1891. 164. — H. Grim, Berl. 1869. — Stephani, II. 172. — S. a. Mehrtens, Bildsäulendenkm. Stuttg. 1894.

Kunigunde in klassischer Haltung und Gewandung wie einen römischen Imperator hinstellte. Kann man ihn hier immerhin damit entschuldigen, daß beide Personen schon zu seiner Zeit heilig gesprochen waren, so fällt dieser Grund fort bei dem Reiter an einem Langhauspfeiler, dessen Benennung (Konrad III., Andreas v. Ungarn?) unsicher ist (Abb. 387). Hier blickt uns künstlerisch vollendet die stolze, selbstbewußte, gut frisierte, elegante, leicht verträumte Kultur der letzten Hohenstaufenzeit in französischer Einkleidung an. Das kerndeutsche Gegenstück hierzu bilden die zwölf »Stifter« des Naumburger Doms (Abb. 388), lebensgroß vor den Laufgang des Westchors gestellt, acht Grafen und vier Frauen in teilnehmender Leidenschaft um einen Zweikampf, ein Gottesurteil gruppiert. Ist schon dieser Gegenstand in einer Kirche unerhört, so fallen die einzelnen Figuren ganz aus der Schablone der Kirchenplastik; es sind Typen sächsischen Adels mit ausgeprägten, selbst unschönen persönlichen Charakterzügen, so lebenswahr, saftig, bodenständig, daß man sie als Höhepunkte deutscher statuarischer Kunst bezeichnen kann. Aus derselben Hand stammt noch ein Kaiserpaar — Otto I. und Edith — im Dom zu Meißen, dieselben, die wir als Sitzfiguren im Dom zu Magdeburg finden. Hier reifte auch der Gedanke, dem großen Gründer der Stadt ein Standbild auf offenem Markt zu setzen (um 1250). Man griff dabei auf das Bamberger Reiterbild zurück, ja man könnte von einer reiferen Wiederholung durch denselben Meister reden. Der edle französische Königstyp mit der breiten Perücke hat hier seine äußerste Verfeinerung gefunden, der Gaul ist in wundervoller Lebenstreue gelungen. Zwei Siegesjungfrauen schreiten ihm mit Schild und Lanze voraus. Ein Baldachin in den Formen des hl. Grabes deckte die Gruppe; der jetzige ist von 1651[1].



Abb. 389. St. Georg im Prager Burghofe.

1) v. Quast, Die Statue Kaiser Ottos d. Gr. Zs. chr. Arch. u. Kunst 1856. 108.



Abb. 390. Denkmal des großen Kurfürsten auf der Königsbrücke in Berlin.

Das einfache Standbild ließe sich durch die Kirchenskulptur an Portalgewänden, Pfeilern und Fassaden hundertfach belegen, auch an Reiterbildern fehlt es nicht, man denke an Rudolf v. Habsburg an der Westfassade des Straßburger Münsters, an die beiden Könige innen über dem Westtor in Regensburg, die zahlreichen Martins- und Georgsbilder. Auch der Profanbau machte sich den Schmuck von Fürstenbildern zu eigen: Kurfürsten am Rathaus zu Bremen, am schönen Brunnen

zu Nürnberg u. a., wobei noch an die unter Karl IV. entstandene Porträtgalerie im Prager Dom zu erinnern wäre. Aber ein öffentliches Denkmal hat die Gotik doch nur noch einmal hervorgebracht. Es ist der hl. Georg auf dem Hradschin in Prag (Abb. 389), ein Bronzeguß, 1373 durch Georg und Martin v. Klausenburg gefertigt, wobei das Pferd im Bau und der lebhaft erschreckten Bewegung besser gelungen ist, als der Mann.

Abb. 391. Denkmal Zietens von Schadow in Berlin.

Auch in der Renaissance lebt das Denkmal nur in gebundenen Formen weiter. Eine ganze Versammlung von Bronzestandbildern umgab allmählich das Grab Maximilians in Innsbruck, derselbe Vorgang wiederholte sich im Domchor zu Freiberg um das Moritzgrab. Andererseits nahmen die Brunnen dieser Zeit (S. 346) gern Denkmalscharakter an. Aber es ist doch sehr auffallend, daß die hochberühmten italienischen Vorbilder keinen der Renaissancefürsten zur Nachahmung reizten. Der Anstoß kam erst von Frankreich, wo nach 1680 zahlreiche Reiterbilder Ludwigs XIV. entstanden.

Das erste Zeugnis dürfte der Schloßbrunnen in Bayreuth sein, ein echt barockes Werk nach C. Dienzenhofers Entwurf von Elias Ränz ausgeführt und 1698 vollendet. Dargestellt ist der Türkenbesieger Markgraf Georg Ernst, einen Türken niederreitend, am Sockel ebenfalls als wilde Reiter die vier Flüsse des Landes. In demselben Jahre entstand das Modell des großen Kurfürsten für die Schloßbrücke in Berlin von Andreas Schlüter (Abb. 390)[1]), das 1700 von Joh. Jacobi gegossen und 1703 aufgestellt wurde; die vier Sklaven kamen erst 1709 und die Sockelreliefs 1710 hinzu. Haltung und Auffassung der Figur sind stark von Girardons Denkmal Ludwigs XIV. abhängig, die Naturtreue, der Adel der Gesinnung und die Tatkraft, die Roß und Reiter eint, erregten aber schon bei den Zeitgenossen laute Bewunderung.

Sehr viel zahmer ist das Reiterstandbild des Kurfürsten Johann Wilhelm in Düsseldorf, 1703—11 von dem Niederländer Gabriel de Grupello geschaffen, wo jedoch der Fürst nicht in der Römertracht, sondern recht glücklich im Zeitkostüm

1) P. Seidel, Der gr. Kurfürst in der Plastik seiner Zeit. Hohenzollernjb. 1898. 101.

dargestellt ist. Als echter Römer erscheint jedoch wieder August der Starke in Dresden-N., 1730—33 von Ludwig Wiedemann in Augsburg in Kupfer getrieben, 1736 enthüllt [1]). Die gekünstelte Stellung des springenden Rosses auf eingezogenen Hinterbeinen, das süßliche Lächeln des Mannes wirken übertrieben und unerfreulich. Klassizistisch angehaucht ist dagegen das Reiterbild Fr. August III. auf dem Königsplatz in Leipzig, 1779 nach Oesers Entwurf, und ganz vornehm, antik ruhig hat Franz Zauner den Kaiser Joseph II. in Wien dargestellt [2]). Die Sockelreliefs wirken sogar in der griechischen Formsprache etwas kalt. Das letzte Stadium der Denkmalskunst bezeichnet im Norden J. G. Schadow. Schon sein Lehrer Ant. Tassaert hatte gewagt, die Generale Seidlitz und Keith (1778—88, jetzt in Lichterfelde) einfach in der Uniform ihrer Regimenter darzustellen. In diesem Sinn arbeitete Schadow die Statuen von Ziethen (Abb. 391) und vom alten Dessauer für Berlin und den großen König selbst für Stettin (1797), durch schlichte Naturtreue und monumentalen Geschmack bei weitem die besten Werke des 18. Jh. Noch vertrauter ist er dem deutschen Volke durch das liebreizende marmorne Doppelbild der Königin Luise und ihrer Schwester 1797 im Schloß zu Berlin geworden.

Auf die dekorative Plastik, soweit sie sich mit Denkmälern an Bauten und in Gärten auslebte, kann nur im Vorübergehen hingewiesen werden. Es handelt sich dabei meist um Mythologien, Raptusgruppen, Personifikationen aller Art. Den Ton schlug sehr glücklich Adriaen de Vries an (Raub der Proserpina, Venus und Adonis im Schloßgarten zu Bückeburg). Neue Anregungen brachte das französische Barock und die Gartenkunst von Versailles. Die Wiener Gärten, Nymphenburg, Bayreuth, Würzburg, Veithöchsheim (»Berg Helikon« von Dietz) usw. sind voll davon. In der Vielgeschäftigkeit für diese Dutzendware ist eins der kräftigsten Talente, der Würzburger P. Wagner, völlig aufgegangen.

In den Naturstein gearbeitete Denkmäler scheinen seit dem Relief an den Externsteinen sehr selten geschaffen worden zu sein. Um so interessanter ist das sog. »steinerne Album« an einem Sandsteinfelsen über der Unstrutmündung bei Naumburg, 1722 von Freunden des Kaufmanns J. C. Steinauer gestiftet, von einem Meister Barthel B. M. gearbeitet, eine Fuchsjagd, ein Reiterbild Herzog Christians und eine Reihe biblischer Weinszenen.

III. Gärten.

J. v. FALKE, Der Garten, seine Kunst u. Gesch. Berl. u. Stuttg. o. J. — S. MEYER, Gartenbuch. Lpz. 1905. — F. L. v. SCKELL, Beitr. zur bild. Gartenkunst. Münch. 1818. — Beschreibung deutscher Gärten. Altona 1785. — HIRSCHFELD, Theorie der Gartenkunst. 1775. — Kurze Theorie der empfinds. Gartenkunst. Lpz. 1786. — J. G. GROHMANN, Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten. Lpz. 1796. — v. HOHBERG, Georgica curiosa. Nürnb. 1687. — DIESEL, Augenweide herrl. Gärten u. Lustgebäude. Augsb. o. J. — DE CAUS, Hortus Palatinus. Heidelb. 1620. — VREDEMAN DE FRIES, Hortorum viridariorumque formae. Antverp. 1585. — G. RIAT, L'art des jardins. Paris (1900). — MANGIN, Hist. des jardins. Tours 1888. — LAMBERT u. STAHL, Die Gartenarchitektur. Handb. d. Archit. IV. 10.

1. Der Plan von St. Gallen zeigt uns die Gartenkunst unter den Karolingern in achtbarer, praktischer Höhe. Die Trennung von Obst-, Kräuter- (Arznei-) und Gemüsegärten mit zahlreichen Beeten hielt sich wenigstens bei Klöstern durch das Mittelalter. Die Zisterzienser waren als Obstwirte berühmt. Aber auch die höfische Gesellschaft des 13. Jh. verlegte ihr Frühlingsleben, Spiel und Tanz in den Baum-

1) J. L. SPONSEL, Neues Arch. für sächs. Gesch. XXII. 102.
2) ELLMAURER, Le monument de Joseph II. Vienne 1807.

garten, auf den »Anger«. Daß der Sinn für Rasen, Blumenteppiche und Rosenlauben im 14. Jh. in höchster Verfeinerung fortlebte, ersehen wir aus den köstlichen kleinen Bildern der Altkölner »Maria im Rosenhag«, und die weitere Ausbildung des Ziergartens mit Beeten, Rosenhecken, Lusthäuschen, Bächen, Teichen und Springbrunnen belegen die zahlreichen Bilder der »Liebesgärten«. Es ist deshalb durchaus verständlich, wenn »das Buch von den Früchten« 1484 am Rhein auch »bei einfeltigen bawersleuten wunderliblich angelegte gaerten« erwähnt, deren Lob übrigens auch Aeneas Silvius singt. Die Bekanntschaft der süddeutschen Patrizier mit der Gartenkunst und dem Villenbau der Italiener kann also die Pflege und Liebe nur weiter befruchtet haben. Die Gärten der Peller und Tetzel in Nürnberg, der Fugger in Augsburg waren schon Ende 15. Jh. hoch gepriesen. Auch in Speyer und Frankfurt fanden sich schöne Lustgärten vor den Toren, und die Straßenbezeichnung »Rosengarten« deutet darauf hin, daß man schon damals öffentliche Gärten innerhalb der Mauern kannte[1]).

Aber es ist richtig, daß man erst in der Hochrenaissance den Garten als Teil der Architektur, als Rahmen und Bühne des Schlosses und Landhauses schätzen lernte. Wie man aus Merians Topographien ersieht, war die Anlage streng geometrisch, die Hauptwege stern- oder kreuzförmig auf das Haus gerichtet, auch der Baum- und Küchengarten in diese Disposition einbezogen, die Blumenbeete, deren Flor durch den Import neuer Gewächse aus dem Orient (Tulpe) und Amerika sehr bereichert war, in unendlichem Wechsel quadratisch, kreis-, stern-, rautenförmig angelegt und von Laubengängen aus beschnittener Weißbuche eingefaßt. Weiherhäuschen inmitten kleiner Seen, Kanäle von Gondeln belebt, Spielplätze, Stechbahnen und verschlungene Irrgänge, Labyrinthe aus Rabatten gebildet unterbrechen das Einerlei. Was man dagegen in italienischen Gärten höchlichst bewunderte und eifrig nachahmte — Schickhardts Reiseberichte sind dafür lehrreich —, das waren die Spielereien und kuriösen Erfindungen, Wasserorgeln, singende künstliche Vögel, Vexierwässer und Kaskaden, Spiegel- und Echokünste, Grottenbauten, Kunstbrunnen, Terrassen mit Statuenschmuck usw. (Abb. 363). Der Heidelberger Schloßgarten von de Caus 1620 war seiner Zeit musterhaft, aber betrübenderweise sind von dieser witzigen Gartenkunst nur dürftige Trümmer und Bruchstücke erhalten. Der Grottenhof in München vermag eine entfernte Vorstellung zu gewähren. Vergleiche auch Belvedere und Waldsteinhalle in Prag. Die zweite Hälfte des 17. Jh. beherrscht der holländische Garten mit seinen großen, regelmäßigen Blumenbeeten, in der Umrahmung durch beschnittene Hecken und Muschelmauern herzlich langweilig.

2. Wie die Architektur, so empfing auch die Gartenkunst des Barock ihre entscheidenden Anregungen aus Frankreich. Hier hatte Le Nôtre in den Gärten von Versailles ein klassisches Muster geschaffen, indem er die Kunst italienischer Hügelgärten auf die Ebene übertrug und zugleich mit höchster Meisterschaft den Gedanken entwickelte, den Ziergarten des Hauses in den schattigen Park und diesen unmerklich in die freie Natur überzuleiten. Sein Programm, das in seinen zahlreichen anderen Schöpfungen je nach dem Gebäude variiert, ist folgendes.

1) A. BIESE, Die Entwickl. des Naturgefühls im Ma. und der Neuzeit. Lpz. 1888.

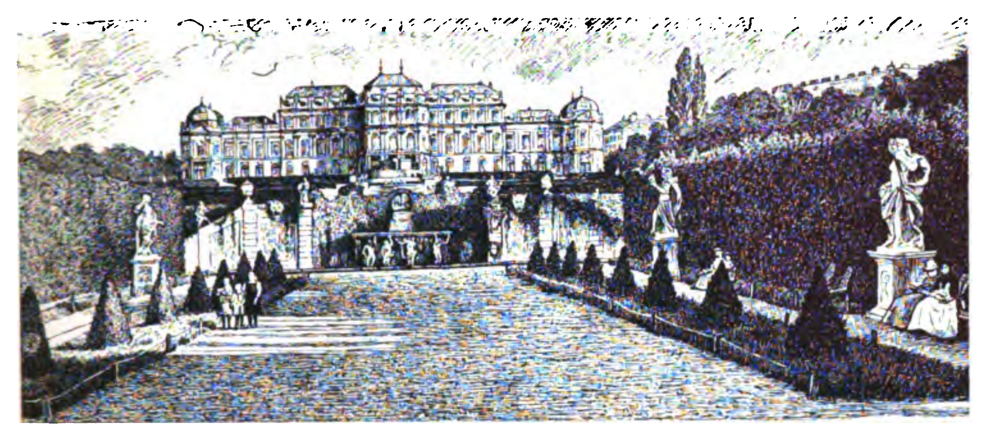


Abb. 392. Garten des Belvedere in Wien.

Vor dem Palast zieht sich eine Terrasse mit reicher, statuengeschmückter Brüstung hin, welche mit beschnittenen Orangebäumen besetzt der Hofgesellschaft als Bühne dient, um ihre Toilette- und Anstandskünste zu zeigen und die weiten Perspektiven zu genießen. Freitreppen führen herab zum »Parterre«, besetzt mit kurzgeschorenen Rasenflächen (Boulingreens), durch Teppichbeete und niedrige Buchsbäume in Pyramiden- und Kugelformen, belebt, seitlich durch Laubgänge oder Baumkulissen, vorn durch eine Brüstung mit Statuen, Treppen und Wasserwerken abgeschlossen. Hieran schließt sich in der Hauptachse die große Avenue mit verschlungenen, aber ganz symmetrischen Promenadenwegen, Beeten, Wasserbecken, Springbrunnen, Statuenreihen, seitlich eingefaßt von Hecken, Laubengalerien und Baumalleen, nach vorn durch einen niedrigen Bau, ein Wasserschloß, eine Orangerie, Fasanerie, Gloriette oder auch nur durch eine Kaskadenarkatur begrenzt. Ähnliche »Waldstraßen« gehen vom Parterre nach den Seiten und Diagonalen. Sie verlieren sich als Durchhaue und Lichtungen im Wald oder offenen Feld. Man hat später gerade die Meisterung der Natur, die »Schneiderkünste der Schere«, mit wohlfeilem Spott übergossen. Und in der Tat finden sich Ausschreitungen und Künsteleien, Baumalleen von quadratischem Zuschnitt, förmliche Mauern mit Toren und Fenstern, Figuren, Tiere und Menschen. Aber als Kunstwerk steht der französische Garten, zumal wo die Verbindung mit dem Park gegeben ist, unerreicht da und wirkt auch auf den modernen Menschen mit der überall eingetretenen Verwilderung, wie in Versailles selbst, in Schönbrunn oder Nymphenburg, ganz unvergleichlich. Sehr viel nüchterner ist der Eindruck da, wo der freie Baumwuchs ganz fehlt, wie in Belvedere zu Wien (Abb. 392) oder in Herrenhausen. Hier kann der Aufenthalt an heißen Sommertagen auch für Leute in Perücken und goldenen Röcken nicht anders als qualvoll gewesen sein. Dieser Art war auch die ganz theatralisch mit einer Menge von Grotten und Gartenhäusern aufgebaute Favorite J. L. Dienzenhofers in Mainz. Aber von unvergänglichem Reiz sind etwa Gärten wie am Palais Schwarzenberg, Liechtenstein, Schönborn, Favorite in Wien, Schleißheim, Würzburg, Brühl, Mirabell in Salzburg und Sanssouci, wobei eben die elegische Stimmung versunkener Pracht unser Gefühl am stärksten bestimmt. Die Wirkung ist nicht minder bedeutend, wenn sich die Situation umkehrt, das Schloß in der Tiefe, Garten und Park an einem Berghang sich in die Höhe ziehen. So in Schönbrunn, wo sich das Parterre bis an den Fuß des Hügels hinzieht und mit einem phantastischen Wasserschloß endet, darüber die »Avenue« als breite Bergwiese, auf der Höhe durch die »Gloriette« von 1775, einen Arkadenbau mit entzückender Rundsicht, abgeschlossen. Ähnlich hatte schon 1701—14 Guernier den »Karlsberg« (Wilhelmshöhe) bei Kassel angelegt, oben ein kyklopisches Wasserschloß, das Oktogon, von einer riesenhaften Reproduktion des farnesischen Herkules bekrönt; von hier stürzt ein dreifacher Wasserfall in einer nahezu 300 m langen Kaskade mit mehreren Absätzen, Sammelbassins und Vexierwässern zur Neptunsgrotte nieder.

Man kennt das Erstaunen Goethes über die Schönheit der Leipziger Gärten. Der Apelsche (Abb. 393) kam ihm vor wie die »Elysischen Felder«. In der Tat wetteiferten die reichen Patrizier einiger Handelsstädte in dieser Hinsicht mit den Fürsten. In Leipzig genoß neben dem Apelschen noch der große und kleine Bosische Garten besonderen Ruhm. Nicht minder werden die gleichzeitigen Danziger Gärten gefeiert. Der Rottenburgsche zu Strieß, der Schopenhauersche zu Ohra und die »Pelonker Höfe« waren im gleichen französischen Stil angelegt. »Viele übereinander liegende Terrassen, Teiche, Parterren, große und kleine, bedeckte und unbedeckte Alleen, Kabinette von Bäumen und von Gitterwerk, Rasenbänke, angenehme Fußsteige in dem dichtbuschigen Gipfel des Berges usw., alles dieses war mit Geschmack angelegt und wechselte miteinander ab«. Auch diese Herrlichkeit ist versunken. Nur der königliche Garten in Oliva, der mit den »gleichmäßig geschorenen Laubwänden seiner haushohen Buchenallee« und dann durch einen Aushau in einem Fichtenwäldchen bis an die See zu reichen schien, ist als verwildertes Zeugnis französischer Gartenkunst geblieben.

Die Nachäffung des »Sonnenkönigs« ging so weit, daß Markgraf Friedrich von Bayreuth sich auf seinen Münzen und Medaillen entgegen seinem natürlichen Profil mit einer Habichtsnase abbilden ließ. Als sich daher der große König vom Prunk des Hofes in seine Eremitage von Marly flüchtete, war nichts natürlicher, als daß die meisten deutschen Fürsten auch ihre Eremitagen und Solituden haben mußten. Die beste Vorstellung dieser Art Natursitze bietet die Eremitage von Bayreuth, von David Ränz für Markgraf Georg Wilhelm 1715 angelegt, der darin mit seiner Gemahlin und anderen Gleichgesinnten als Eremiten verkleidet (»Narren in folio«) hauste; das Schloß ist eine klosterähnliche Schöpfung mit Zellen aus Rustika und Naturstein, höchst barocken Sälen (Refektorium) und Grottenturm, seit 1736 von Markgräfin Wilhelmine als »Abtei« bewohnt und weiter ausgebaut. Durch St. Pierre ließ sie nach dem Vorbild des grand Trianon in Versailles das kleine Wunderwerk der Orangerie aufrichten, zwei einstöckige Viertelkreisflügel mit Arkaturen, inmitten ein »Sonnentempel«, davor ein großes Bassin, in welchem alle Meerwunder Wasser speien. Andere witzige und empfindsame Einfälle der Fürstin sind in dem Parke verteilt, ohne die freie Waldnatur zu schädigen. Aber noch tiefer flüchtete dieselbe Fürstin in die Einsamkeit. Ein Wäldchen mit malerischen Felsgebilden bei Burg Wernitz gab ihr 1745 Veranlassung, die Szenerie von Fénélons Telemach auszuführen; es ist Sanspareil[1]), ebenfalls von St. Pierre bearbeitet. Von einem bescheidenen Schlößchen gehen die verschlungenen Wege hinein in eine heroische Welt der Abenteuer, zum Felsen der Liebe, zu den Grotten der Kalypso, Diana, Mentors, Cybeles, der Sirenen und Sibyllen, zur Höhle Vulkans, zum Denkmal Penelopes und zum Regenschirm Dianas. Es fehlt nicht ein Theater vor der Kalypsogrotte mit einer Bühne aus Muscheln, Natursteinen und bunten Inkrustationen, welche damals als höchster Ausdruck des Natursinnes galten. Ähnlich das Seifersdorfer Tal, 1781 von Gräfin Chr. Brühl in einen romantischen Park umgewandelt, darin ein Altar der Tugend, eine Ruine der Vergänglichkeit, eine Hütte des Pythagoras u. a.[2])

3. Der englische Landschaftsgarten gelangte nach Deutschland erst in der verballhornten Form, die er durch Chambers Chineserien erhalten hatte. An sich war der Gedanke, die unberührte Natur als Garten zu genießen, gegenüber den französischen Künsteleien gesund, eine berechtigte Reaktion gegen den übertriebenen »Stil«, wodurch das Inselvolk mit seinem nüchternen Instinkt mehrfach in das

1) C. GEYER, Sanspareil, Arch. Oberfranken XXI. 1. In Kupfern v. J. G. KÖPPEL, Erlangen. 1793.

2) In Kupfer gestochen von W. G. BECKER, Dresd. 1792,

Kunstleben des Kontinents eingriff. Aber wo immer es sich darum handelte, die Requisiten der Natur, den »Urwald« (mit vielen exotischen Bäumen!), die Felsen, Teiche, Wasserfälle künstlich zu schaffen oder gar auf kleinstem Raum zusammenzudrängen, ergab sich eine weit größere Unnatur, die durch Überfüllung mit Ruinen, Brücken, Pavillons, Tempeln, chinesischen Hütten und Türmchen und anderen Spielereien noch erhöht wurde. Den ersten englischen Garten legte Baron von Münchhausen in Schwöbber bei Hameln an, ihm folgte 1705 der Veltheimsche Park zu Harbke bei Helmstedt, der Rheinsberger, Wörlitzer u. a. Der blinden Verwüstung französischer Gärten arbeitete mit Erfolg der Theoretiker Hirschfeld entgegen und den reinen englischen Naturpark konnte F. L. v. Sckell in vorbildlichen Arbeiten zu Schwetzingen, Aschaffenburg, München (englischer Garten) verwirklichen. Einen entschieden klaren und großen Blick und Geschmack hat auch Goethe bei der Anlage des Parkes in Weimar bewährt. Freilich der innige Zusammenhang mit dem Haus, die tektonische Funktion des Gartens ist meist völlig aufgegeben und erst in jüngster Zeit von englischen Architekten — ganz nach dem Muster unserer alten deutschen Renaissancegärten — wieder aufgenommen worden.

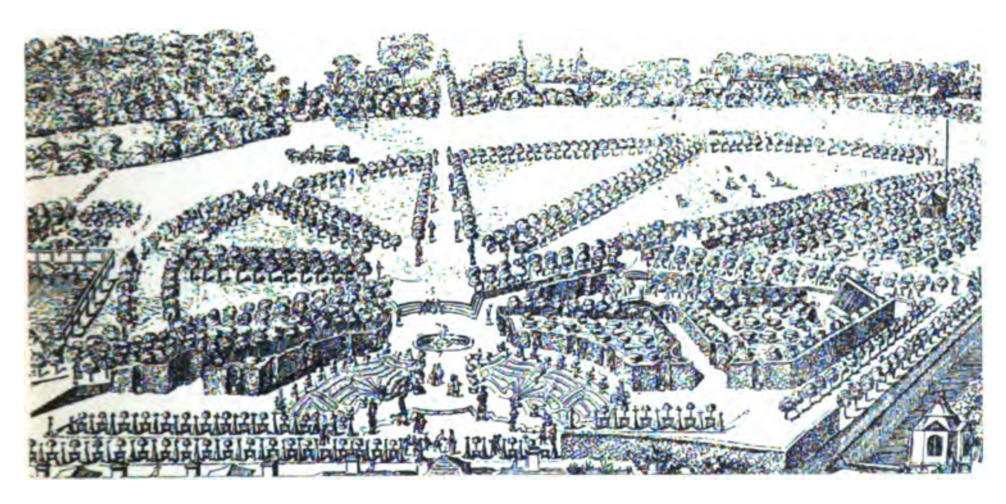


Abb. 393. Der Apelsche Garten in Leipzig (etwa 1750).



Abb. 394. Kaisersaal in Goslar.

ZWÖLFTES KAPITEL
DAS ZIMMER

HEYNE, Kunst im Hause (Ma.) Basel 1890. — PAUKERT, Die Zimmergotik in Deutsch-Tirol. Lpz. 1889—94. — G. HIRTH, Das deutsche Zimmer der Ren. Münch. u. Lpz. 1880. 4. Aufl. 1899. — J. W. DEININGER, Mal. Innenräume (Kunstschätze a. Tirol II. u. IV.). Wien 1902. — S. A. LEINHAAS, Wohnräume d. 15. u. 16. Jh. nach gleichzt. Darst. Berl. — JESSEN, Das Ornament d. Rokoko u. s. Vorstufen, Lpz. 1894. — C. GURLITT, Das Barock- u. Rokokoornament Deutschl. Berl. 1889. — P. HALM, Ornamente u. Motive d. Rococo. Frankf. — F. FOLNESICS, Innenräume u. Hausrat d. Empire ... in Ö.-Ungarn. Wien. — AUFLEGER, Die reichen Zimmer d. Residenz zu München. M. 1893. — AUFLEGER, Innendekoration d. Kgl. Lustschlosses Schleißheim. Münch. 1890. — LUTHMER, Plast. Dekorationen a. d. Palais Turn u. Taxis. Frankf. 1890. — F. HAUPTMANN, Das Innere des Bonner Schlosses. B. 1901. — C. LEIBIG, Rokokomot. v. Schloß Hirschberg. Münch. 1889.



eber die innere Ausstattung des älteren deutschen Hauses sind wir nur dürftig durch sekundäre Quellen unterrichtet und diese haben meist nur die vornehmsten Verhältnisse im Auge. Es ist bezeugt, daß unter Karl d. Gr. die Holzhäuser innen gerohrt und mit Kalkputz verkleidet waren. Aus den Miniaturen läßt sich entnehmen, daß die Wände zur Hälfte vertäfelt, darüber mit Mosaikmustern bemalt waren. Der Fußboden ist allgemein Estrich, die Decke das bekannte Gefüge aus Balken und Brettern (laquearium), die Fenster werden mit Läden geschlossen oder mit Tüchern verhangen, die Türen kann man sich nach dem Muster vieler romanischen Kirchtüren mit Eisen beschlagen denken.

Selbst Metalltüren und Bronzegitter wie im Münster zu Aachen mögen in Palästen vorgekommen sein. Über die Aufteilung und Benutzung der Räume möge man das oben über Klöster, Burgen und Pfalzen bemerkte vergleichen. Das schlichte Bürgerhaus dürfte in der romanischen Zeit jene für ihre Zeit glänzende Wohnkultur nicht erreicht haben. Das Hauptgelaß scheint ein heizbares Wohn- und Schlafzimmer gewesen zu sein, daneben darf man nach späteren Analogien ein Kinderzimmer, eine Kleiderkammer und Küche, getrennt davon das Privet (secessus) im Hofe annehmen. Den vornehmsten Schmuck des Hauses wird wie im späteren Ma. das Mobiliar gebildet haben. Teppiche und Decken und Kalkmalereien belebten gewiß die freibleibenden Wände und die niedrigen Zimmer dürften an traulicher Wohnlichkeit, eigenartigem Geschmack und gediegener Ausstattung den Vergleich mit einem aufgedonnerten »Salon« der Gegenwart aushalten, wenn wir beide konfrontieren könnten.

Aber gerade dieses Kapitel der Kunstgeschichte wird ein unbeschriebenes Blatt bleiben. Es ist keine Frage, daß die Epoche der Kreuzzüge, die Blütezeit der höfisch-ritterlichen Kultur sich eine entsprechende Folie schuf und das Innere von Schloß und Haus gewiß noch reicher und glänzender durchbildete als die äußere Architektur. Aber zwischen den berauschenden Schilderungen gleichzeitiger Dichter und der nackten, kahlen Wirklichkeit aller überkommenen Denkmäler klafft ein Widerspruch, den keine Phantasie überbrücken kann. Die großen Säle der Pfalzen sind Räume von einer Weite und Höhe, wie sie in späterer Zeit selten übertroffen worden sind. Dürftige Reste lassen uns schließen, daß die Wände mit figürlichen, Decken, Säulen und alles Holzwerk mit ornamentalen Malereien geschmückt waren. Aber selbst wo dieser Dekor erneuert ist (Goslar, Wartburg), fehlt



Abb. 395. Rittersaal im Schloß zu Marburg.



Abb. 396. Der Saal des Artushofes zu Danzig.

für unsere Anschauung die Fülle der sonstigen Ausstattungsstücke, des gesamten Hausrats, der die weiten Hallen erst wohnlich machen mußte (Abb. 394).

2. In der Gotik drängt sich vereinzelt die Wölbung in den Innenbau und bringt eine völlige Umgestaltung des Raumbildes hervor. Obwohl der Scheitel der Decke höher liegt als früher, bringen doch die Stützen, die aufsteigenden Kappen, die tiefen Fensternischen den Eindruck der Schwere, Enge, Beschlossenheit weit mehr zur Geltung als bei hohen Kirchenhallen, zumal beim Profanbau die Auflösung der Wand in breite Fenster und die äußere Verstrebung gescheut wurde. Auch bleibt das klare gotische System durch Ausschaltung der Wandstützen sozusagen halbschürig. Dies macht sich selbst in den meisterhaft entwickelten Sälen zu Marburg Anfang 14. Jh. (Abb. 395), zu Marienburg und Danzig (Artushof 1350, Abb. 396) geltend. In dem letzteren Beispiele ist der Durchmesser der mittleren Stützenreihe aufs äußerste verringert, die Fächergewölbe mit größter Leichtigkeit konstruiert und für feierliche Saalbauten ein Typus geschaffen, der in der neueren Zeit mit Glück wieder aufgenommen werden konnte. Der letzte Schritt auf diesem Wege, die völlige Unterdrückung der Stützen, ist von den Spätgotikern in den Sälen der Meißner und Prager Burg unter Einziehung der Streben und tonnenförmiger Netzwölbung gemacht, eine Lösung, die mehr technisch als ästhetisch befriedigt (Abb. 397).

Eine interessante Abart stellen die mit einer Holztonne gewölbten, sonst holzverkleideten Zimmer dar, von denen mehrere im Bayer. Nat.-Mus. in München aufgestellt sind (Amtsstube des Weberhauses in Augsburg 1457 von Peter Kaltnhoff gemalt, aus dem Schloß zu Füssen und des Rathauses zu Augsburg). Die satten, tiefen Töne der Schablon-

muster und eingestreuter Figur- und Porträtmalerei wirken durch vorherrschendes Grün-Rot-Schwarz etwas ernst. Auch einige Ratssäle mit Holztonnen sind zu nennen, zu Regensburg der Kaisersaal, zu Lüneburg die Laube, deren Schnitzerei und Bemalung jedoch im 16. Jh. vollständig erneuert wurde.

Im schlicht bürgerlichen Gebrauch hielt sich jedoch die flache Holzbalkendecke, bemalt oder naturfarben. Die Konstruktion ist schwankend. Teils sind starke Bohlen zwischen die Balken eingenutet, teils eine verputzte Klaiberdecke aus Lehmstakung eingefügt, teils auf die Balkenlage eine Bohlendecke von unter- und überblatteten Brettern gelegt. Hiervon sind im Gebiet des norddeutschen Fachwerks, in den Dielen und Bürgersälen vieler Rathäuser noch zahlreiche Beispiele erhalten. Die Wände wurden mit einer leichten, zwei- oder dreiteiligen Musterung übergangen — oft direkt auf den Lehmputz — was etwa dem Aufwand der modernen Tapeten entspricht. Daneben finden sich auch noch flüchtige Figurmalereien. Doch ist gerade diese unscheinbare Kunst meist unter späterer Tünche verschwunden. — Weit glänzender hat sich das getäfelte Zimmer in Süddeutschland, namentlich in den Alpenländern (Tirol) entfaltet. Hier sind im Laufe des 15. Jh. zwei entscheidende Schritte vorwärts gemacht, die dann in der Renaissance zu voller Wirkung kamen, die architektonische Behandlung der Wand und ihre organische Verbindung mit der Decke. Ein bezeichnendes Beispiel bietet der Ratssaal zu Überlingen. Die Wand ist völlig klar in Füllung und Stütze gegliedert und die letzteren sind geschickt in einen breiten Kreuzbogen- und Zinnenfries übergeführt, der (mehr nur symbolisch) als Auflager der Balkendecke dient. Türen



Abb. 397. Der Wladislawsche Saal in der Prager Burg.

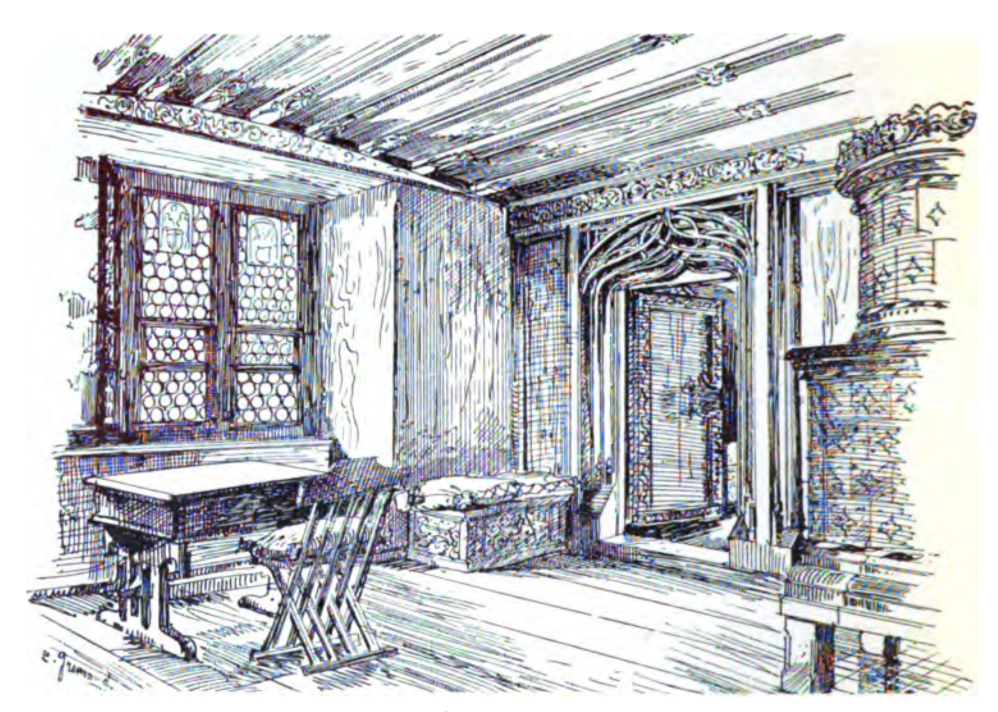


Abb. 398. Zimmer der Äbtissin von Helfenstein in Zürich.

und Fenster werden entsprechend in den architektonischen Rahmen eingefügt und das biegsame, spätgotische Flachornament ist wie dazu geschaffen, um ausgestochen die Balken und Pfosten zu beleben oder aufgelegt (auch aufgemalt) die Felder zu füllen. Da nun alle formierten Teile kräftig in Rot, Blau und Gold bemalt, die Flächen im braunen Holzton belassen oder mit schabloniertem, gepunztem Leder überzogen sind, so ist das niedrige »tiroler Zimmer« leicht das stimmungsvollste, traulichste, wärmste im physischen und ästhetischen Sinn, was es geben kann, und man atmet darin so heimatlich leicht und wohlig, weil man in den tiefen Nischen und Erkern vor den kleinen Fenstern in Ruhe alle Winterstürme kann vorbeirauschen hören (Abb. 398). Hohensalzburg (goldene Stube), Reiffenstein und andere Schlösser Tirols enthalten Prachtstücke dieser Art, das tiroler Landesmuseum in Salzburg hat eine Reihe Zimmer mit voller Ausstattung. In mannigfach abgestufter Weise folgen Bürger- und Bauernstuben den reicheren Vorbildern.

Im übrigen ist das »gotische Zimmer« besser aus den intimen Schilderungen der Maler und Stecher zu studieren, und am feinsten hat Dürer die Stimmung des beschlossenen Raumes mit dem hereinspielenden Sonnenlicht und dem ganzen Krimskrams der Ausstattung in dem Kupferstich des hl. Hieronymus getroffen. Anderen gab die Darstellung der Verkündigung, der Geburt und des Todes Mariä Gelegenheit, ein stilles Mädchenzimmer oder eine Wochenstube mit peinlichster Treue zu schildern.

3. In der sogenannten Renaissance halten sich begreiflicherweise die gotischen Traditionen noch sehr lange. Wir sahen schon oben, daß die grundlegenden Merkmale des modernen Hauses, die Erhöhung der Geschosse und Zimmer erst langsam seit Ende 16. Jh. von Holland her Eingang fanden. Dies ist bei Beurteilung

der getäfelten Renaissancezimmer festzuhalten, denen nach unserem Gefühl immer 1 Meter an Höhe zu fehlen scheint. Aber auch die Konstruktionen blieben noch lange lebendig. Die Holzbalkendecke finden wir teilweis selbst in Schlössern und Rathäusern wenig verändert bis Ende 17. Jh. Und das gedrückte Stern- und Netzgewölbe auf kurzen toskanischen Säulen kommt eigentlich erst jetzt in Flor und behauptet sich in Hallen, Trinkstuben, Ratszimmern usw. bis gegen 1580 (Abb. 300, 399). Bei beiden Formen wird dann gelegentlich ein flacher Stuck, Konsolsimse, Rahmen, Beschläge, Rosetten, auch pflanzliches Ornament und Mauresken angesetzt. Auf die bemalten Zimmer kommen wir unten zurück.

Der Ruhm der »altdeutschen Stube« steht indes vorwiegend auf der Schreinerarbeit. Maler und Musterzeichner, Flötner voran, haben auch hier die Wege gewiesen. Mit freudiger Begeisterung nahmen die Tischlerarchitekten die neuen Formen auf, die sich der Holztechnik weit bequemer fügten, als die eckige und verschnörkelte Spätgotik, und suchten ihren Ehrgeiz darin, im Zimmer ein volles architektonisches Gerüst aufzubauen. Die Wand wird zur Fassade im Kleinen. Will man die Baukunst jener Zeit richtig beurteilen, so muß man immer die Zimmerdekoration hinzunehmen. Hier erst kommt der ganze Formenreichtum, die spielende Leichtigkeit des Entwurfs und der endlosen Kombinationen, Erlerntes und Erdachtes zu vollem Ausdruck, meist reiner und »stilvoller« als am Außenbau. Man merkt die theoretische Schulung an Vitruv, Vignola und Palladio, wie ja auch von Schreinern zahlreiche »Säulen-, Reiß- und Lauberbüchlein« stammen. Gemäßigt wird dieser scharfe Architektursinn durch die allgemeine Vorliebe für naturfarbene, nur



Abb. 399. Diele im Rathaus zu Eßlingen.
Nach Stiehl, Das deutsche Rathaus.



Abb. 400. Getäfeltes Zimmer im Frauenhaus zu Straßburg.

leicht gebeizte Hölzer — neben Eiche besonders Kirschbaum, Birke, Ahorn, Esche — denen nur selten etwas Gold aufgesetzt wird.

Der Aufriß (Abb. 400) gestaltet sich im allgemeinen so, daß in etwa 1—1,50 m Abständen alternierend mit kleineren Interkolumnien Pilaster, Säulchen oder Hermen aufgerichtet werden, die in $^{2}/_{3}$ Höhe des Gemachs ein Gesims oder Bordbrett tragen, während in Bankhöhe ein Sockel (oder auch die alte feste Wandbank) die Unterlage bildet. Die Felder des Gerüstes werden mit Rahmen — wiederum meist wechselnd — rechteckig und rundbogig und mit maserierten Tafeln geschlossen. Das obere Drittel der Wand ist oft frei, entweder schlichter Putz oder mit Figur- und Landschaftsbildern, Teppichwebereien, Stofftapeten [1]), in seltenen Fällen mit Ledertapeten gefüllt, die im 16. Jh. nur in Spanien gearbeitet wurden. Als oberen Abschluß muß man die bunte Reihe von Zinn- und Steingefäßen denken. Die Künstler haben aber auch durch Urnenaufsätze oder Giebelkrönungen selbst nachgeholfen und die Trennung ihrer Wandarchitektur von der Decke unnötig scharf betont. Im anderen Fall ist auch das obere Drittel mit einer Säulchen-, Arkaden- und Tafelfüllung kleineren Maßstabes ausgesetzt und die organische Verbindung mit der Decke durch ein Konsolgesims hergestellt. In den Füllungen waltet ein bemerkens-

1) »Grobe Hanftuche, auf welche derbe Rankenmuster unter Aussparung des Grundes mit farbiger Scherwolle aufgedruckt wurden« [LUTHMER] z. B. in Schloß Thann v. d. Rh.

werter Unterschied zwischen der süd- und norddeutschen Kunstübung. Im Süden bleibt die Füllung glatt, durch schön gemaserte Hölzer dem Auge interessant, in einzelnen Fällen durch Intarsien belebt. Das Muster hierfür bietet die Ausstattung des bischöflichen Schlosses Velthurns 1580 (Abb. 401); aber auch das Faulerpalais in Näfels, das Fuggerstübchen im National-Museum zu München, das Zimmer aus Höllrich im Kunstgewerbemuseum zu Berlin 1570, das Fürsteneckscbe Zimmer in Frankfurt u. a. bieten bezeichnende Beispiele. Im Norden dagegen ist in die Füllung eine weitere Kleinarchitektur von Muschelnischen, Hermen, Gebälk und Giebeln eingesetzt. Tonangebend ist der Kapitelsaal in Münster, mit Wappen und Flachornamenten Flötnerschen Stils belebt. Noch stärker ist das Relief im Fredenhagenschen Zimmer zu Lübeck, in der Kriegsstube des Rathauses zu Bremen, im Junkerhof zu Erfurt, im Pellerhaus zu Nürnberg u. a. betont. Allgemein ist das immer freier und stärker vortretende Spiel mit Säulen, die einzeln oder gepaart sich von der Wand lösen und entsprechende Verkröpfungen der Sockel und Simse nach sich ziehen. Als Hintergrund gab man ihnen einen Rahmen oder eine Muschelnische, wiederum von Hermen oder Säulchen eingefaßt, und erreichte damit die schattenreichste, belebteste Wandgliederung, die sich nur irgend denken läßt[1]). Aber unnahbar und sozusagen stachlig, nur für Prunkräume brauchbar bleibt diese Übertreibung, wenn man sich dagegen der klebrig polierten Wirts- und Bauernstuben erinnert, deren Bankrücken durch die Scheuerarbeit von Generationen in Glanz gehalten werden.

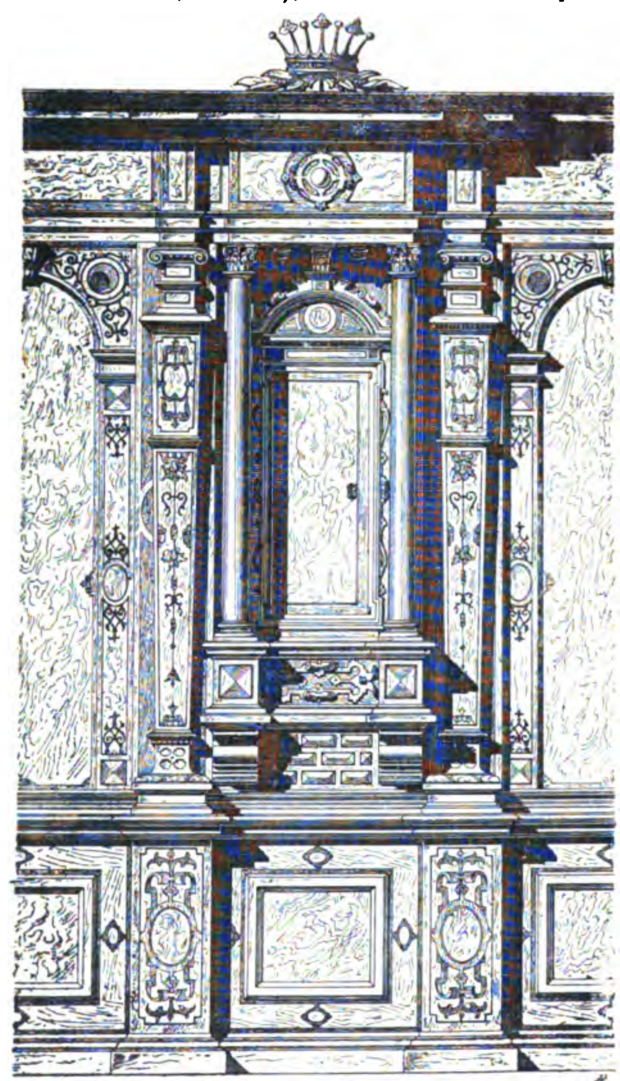


Abb. 401. Wandvertäfelung im Schloß Velthurns, 1580.

1) Eine ganz ähnliche Multiplikation der Säulchen hatte Anfang 13. Jh. der kirchliche Übergangsstil im Innenbau geübt. Die Parallele ist sehr merkwürdig.

In dieses Rahmenwerk werden die Öffnungen, Fenster, Kamine, Wandschränke, Toiletten, Ehrensitze geschickt eingearbeitet. Die Stelle jedoch, auf die der Schreiner sein ganzes Können sammelt, ist die Tür. Selbst bei einfachem Getäfel erhält sie ihren besonderen Rahmen mit Pilastern, vorgesetzten Säulchen, darüber ein Gebälk und eine Attika mit Wappen oder plastischem Schmuck, von einem geraden, gebrochenen, geschweiften Giebelwerk bekrönt. Bei reicheren Mitteln werden auch diese Architekturteile vervielfältigt und verstärkt, die Türfüllungen genau so wie die Wandvertäfelungen reliefiert und in einzelnen Beispielen, wie im Rathaus zu Bremen, im Schloß zu Bückeburg, wachsen sich die Rahmen zu wahren Architekturorgien aus, an denen die ausschweifendsten Entwürfe Dieterleins in Eichenholz, Marmor und Vergoldung Gestalt gewinnen.

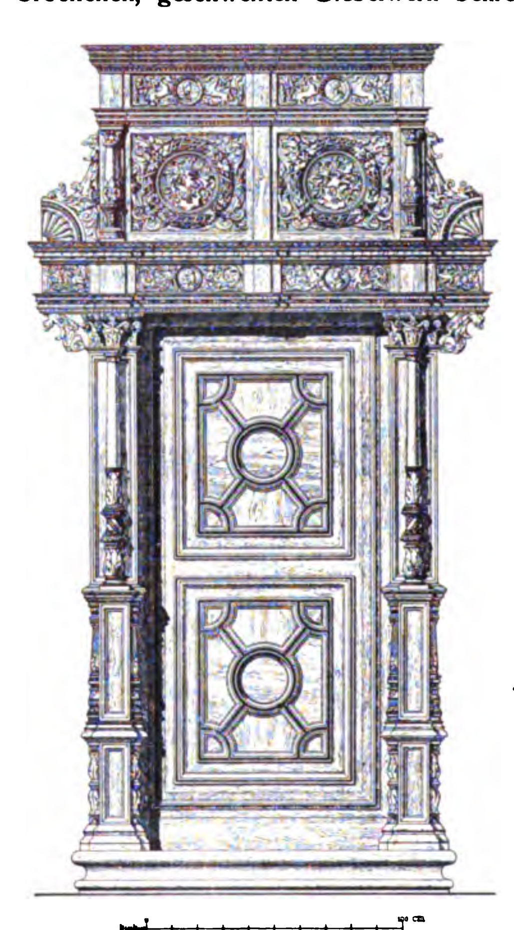


Abb. 402. Tür in der Münze zu Braunschweig. (Nach Pfeifer.)

Hand in Hand hiermit geht die Ausbildung der Kassettendecke. In Italien waren »jene prächtigen, aus Brettern konstruierten Kassettendecken entstanden, in denen die Balken, in kunstvollen Durchkreuzungen Muster bildend, nur noch Scheinkonstruktionen waren; sie wurden in der Werkstatt fertiggestellt und an die eigentlichen Deckenbalken angehängt, ein direktes Erbe aus dem römischen Massivbau«. Serlio hatte ganze Reihen von Entwürfen geliefert, welche nachzuahmen und weiterzubilden die deutschen Meister nicht müde wurden. Zu den mannigfachen geometrischen Lagerungen der fein und zierlich profilierten Balken, die sich in Kreuz-, Stern- und Kreisformen verschlingen, gesellt sich bald die Lust am Detail. Nicht nur die Felder, auch die Balken werden mit Flachornament belegt, durch Intarsia belebt; die Hauptmedaillons nehmen in einzelnen Fällen Figurmalereien auf. Die Schnittpunkte werden mit Rosetten, Knöpfen, Hängezapfen besetzt. Ein Meisterstück dieser Art bietet der »goldene Saal« des Rathauses in Augsburg (Abb. 404) von Elias Holl, zumal hier auch die Verbindung mit der Wand geschickt hergestellt und bei der Höhe des Saales der großzügigen Komposition eine bessere Wirkung gesichert ist, als in den gewöhnlich drückend niedrigen Zimmern der Schlösser und Bürgerhäuser. Die höchste Leistung filigranartiger Schnitzerei dürfte

indes der »rote Saal« des Danziger Rathauses (Abb. 405) von Simon Hörl 1606—09 mit Bildern von Isaac v. d. Blocke darbieten. Der Dekor der Wand ist hier eigenartig, unten eine gemusterte rote Ledertapete, darüber, durch einen Sims mit Hängezapfen getrennt, ein Bilderfries mit Gemälden von Vredemann de Vries, der prächtige, polychromierte Kamin ein Werk des Genter Wilhelm Bart von 1596.

Neben der Täfelung spielte die Malerei im Zimmerdekor der Renaissance wahrscheinlich eine viel größere Rolle als wir heut ermessen können. Denn sehr vieles ist schon im Barock und Rokoko dem Bedürfnis der Neuausstattung zum Opfer gefallen, der Rest im Zeitalter der Tünche und der billigen Tapete verschwunden. Es sei zunächst hingewiesen auf ein Zimmer im Mönchehaus zu Goslar, 1561 von Daniel Poppe mit Figuren und üppigen Arabesken bemalt, weiß und schwarz auf blauem Grund. Eine ähnliche leichte Architekturmalerei um 1580 im Frauenhaus zu Straßburg. Dies kann für bessere Bürgerhäuser als typisch gelten. Auch Paläste mit wesentlich malerischem Dekor sind einige zu nennen, voran die beiden Badestuben im Fuggerhaus in Augsburg (Abb. 406), 1571 bis 1572 von Antonio Ponzano ganz nach italienischer Weise bemalt. An den Wänden Landschaften und Grotesken, an der Decke, die durch Stuckleisten gegliedert ist, mythologische Figuren und pikante Arabesken, ein Kabinettstück von intimer Wirkung, das nicht seinesgleichen hat. Auf die Residenz in Landshut und die Trausnitz ist schon oben hingewiesen (S. 279). Italienische Arbeit ist auch die Malerei in Velthurns. Flüchtige Handfertigkeit verraten die mit Intarsien wechselnden Malereien in der Wilhelmsburg bei Schmalkalden 1585—89, Fenster und Türen von Rollwerk und Grotesken eingerahmt, breitspurige Landsknechte als Türwächter, auf den Deckenfeldern Alle-

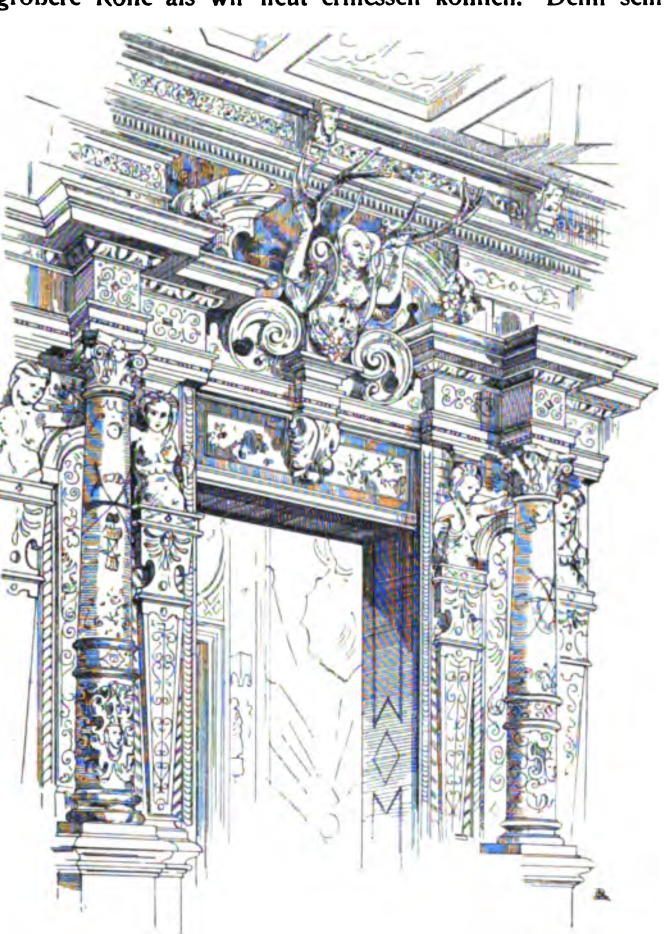


Abb. 403. Tür auf der Feste Koburg, um 1620.



Abb. 404. Der goldne Saal im Rathaus zu Augsburg.

gorien und dergl., deren Wirkung durch die geringe Geschoßhöhe (beim Riesensaal 4,5 m gegen 12,5×25 Grundfläche) noch mehr beeinträchtigt wird. Im Bankettsaal des Schlosses Steinsau sind Reste von ausschweifenden Liebesszenen erhalten.

4. Im Barock vollzieht sich eine entscheidende Wendung der inneren Ausstattung, schon dadurch motiviert, daß die allgemeine Erhöhung der Geschosse ganz andere Verhältnisse schuf, wie auch die großen Fenster eine ungewohnte Lichtfülle einströmen ließen, die sich womöglich in zahlreichen Spiegeln bricht. Wirkungsvoller war jedoch die entschiedene Ersetzung der Holzarchitektur durch den Stuck, der die Bemalung und Marmorierung nach sich zog[1]). Wie im spätgotischen Zimmer wird die Stimmung wesentlich durch die Farbe beherrscht, aber nicht mehr bunt und dumpf, sondern hell, freudig, glanzvoll. Man lernt es, die verschiedenen Räume nach Charakter und Bestimmung abzutönen. Neben dem feierlichen Weiß mit Gold sind besonders Rosa, Gelb, Grün in lichten Nuancen beliebt. Durch Marmorierung der Stützen, durch Tapeten, Wand- und Decken-

1) Buff, die Anfänge der Stuckaturkunst in Augsb. Zs. Schwab. u. Neub. XXIII. 1896. — Th. Rogge, Stuckaturen im Badezimmer des Fuggerhauses. Kgwbl. IV. 15. — Tillesen, Das Schloß zu Mannheim. Innendekorationen. Mannh. 1897. — Hager, die Wessobrunner Stuckatoren. Oberbayr. Archiv. XLVIII. 466. — J. B. Schmidt. Joh. B. Zimmermann. Altbayr. Mschr. II. 9. — Czihak u. Simon, Königsberger Stuckdecken. Lpz. 1899.

gemälde oder Gobelins werden die Farbenakkorde voller. Hier war das eigenste Feld der Italiener, die mit ihren bayerischen Schülern den Geschmack beherrschten, bis sie durch die Franzosen abgelöst wurden. Vom Standpunkt der deutschen Kultur hat es deshalb nur einen geringen Reiz, die Bewegung bis in ihre mannigfachen Spielarten hinein zu verfolgen.

Der Aufriß ist zunächst klar und rein tektonisch (Abb. 407). Pilaster, Halb- und selbst Vollsäulen gliedern die Wand im Abstand der Fensterachsen und tragen ein kräftiges Gebälk mit Verkröpfungen. Darüber vermittelt ein Mezzanin mit neuen kurzen Wandstützen, häufiger jedoch eine breite Kehle (mit Stichkappen für Oberlichter) den Übergang zur Decke. Man pflegt diese glückliche Überleitung als »Spiegelgewölbe« zu bezeichnen, obwohl in den seltensten Fällen Steinwölbung zugrunde liegt. Die Konstruktion ist vielmehr Bretterschalung auf Balken mit Stuckverkleidung. Der »Spiegel« selbst ist sehr variabel in große und kleine Felder aufgeteilt oder auch mit einem einzigen, riesenhaften Gemälde gefüllt, das in der Hauptsache aus Luft und Wolken besteht. Die Fenster sind in breite Rund- oder Flachbogennischen gefaßt, die bis auf den Fußboden herabgehen, und ergeben nach innen



Abb. 405. Der rote Saal im Rathaus zu Danzig.
Nach einer Photographie von R. Th. Kuhn, Danzig.



Abb. 406. Badezimmer im Fuggerhaus zu Augsburg.

eine richtige Arkatur. Die fensterlosen Wände haben über einem hohen (selten noch getäfelten) Sockel große Felder, die nun vornehmlich den Ton des Zimmers bestimmen, je nachdem sie nur leicht gefärbt, mit Flachstuckornamenten, Gemälden, Teppichen oder Spiegeln gefüllt sind. Oft auch sind darin Rundbogennischen mit Standbildern eingelegt. Kamine, Wandschränke, Ehrenstühle geben Anlaß zu schicklichen Unterbrechungen des Schemas. Die Architektur der Türen kehrt allgemein zu den einfachsten, geradezu gesucht schlichten Umrahmungen zurück. Innerhalb dieses allgemeinen Schemas sind die Variationen endlos, je nachdem die »Architektur« sich laut und breit vordrängt oder vornehm zurücksteht. Vergleicht man nur die volle Formsprache des Dresdener Gartenpalais oder des Wiener Belvedere mit den derben, plumpen Gliedern des Georgenschlosses in Bayreuth oder der Breslauer Universität, die entzückend leicht und reich hingestreute Stuckierung von Schleißheim mit der ernsten Pracht des Berliner Schlosses, so hat man eine Vorstellung davon, was die bewegteste, nervöseste Epoche unserer Vergangenheit fast gleichzeitig empfand und auszudrücken vermochte.

5. Die Blütezeit der Haus- und Wohnungskunst brachte das Rokoko, eine Palastkunst wie das Barock, aber mit der tiefsten Wirkung auf alle Volkskreise. Finden wir doch in hunderten entlegener Landkirchen und selbst in besseren Bauernstuben das Rokoko heimisch und alle Handwerker, Bildhauer, Stuckateure, Tischler, Schmiede völlig vertraut mit den Grundsätzen und Motiven des neuen Geschmackes. Zumal seit die Augsburger Stecher das Land mit Vorlagen für alle Kunstzweige

überschwemmten, fand man im »Augsburger Geschmack« eine Einheit des Stils, wie man sie nie vorher besessen.

Das Prinzip der Rokokodekoration läßt sich kurz als Befreiung von der Architektur bezeichnen. Der ganze bauliche Apparat der Pilaster, Gebälke, Konsolen usw. verschwindet so ziemlich ganz aus dem Innenbau, damit das schwere, hohe Relief der Wände und Decken. Dafür tritt beherrschend ein feingliedriges, aber flach profiliertes Leisten- und Rahmenwerk ein und bestimmt den Charakter des Rokoko als Flächenkunst. Die Ausstattung des erzb. Palais in Straßburg, seit 1728 nach de Cottes Plänen von Massol ausgeführt, bietet das reinliche Muster der französischen Schule (Abb. 408). In Stuck gezogene Leisten teilen die Wand geradlinig auf, die Füllungen und Kartuschen neigen überall zu weichen, unsymmetrischen Biegungen und werden durch muschliges, pflanzliches und figürliches Ornament unterbrochen und verknüpft. Türen, Spiegel, Kamine und dergl. sind so absichtlich in die Gliederung einbezogen, daß ihre bauliche Eigenart fast verschwindet. Auch der scharfe Akzent zwischen Wand und Decke ist verwischt. Leicht und graziös führt ein geschwungener Rahmen in den Plafond über. Die Farbe wird mit äußerster Verfeinerung der Empfindung benutzt, ein helles Gelb und Grün in milchigem Ton bevorzugt, in den Prunkräumen immer noch Weiß mit Gold. Kleinere und größere Bilder in den Kartuschen über den Türen mit kräftigen Farben wirken als pikanter Reiz in der duftigen Gesamtstimmung. Die



Abb. 407. Der spanische Saal in der Prager Burg.

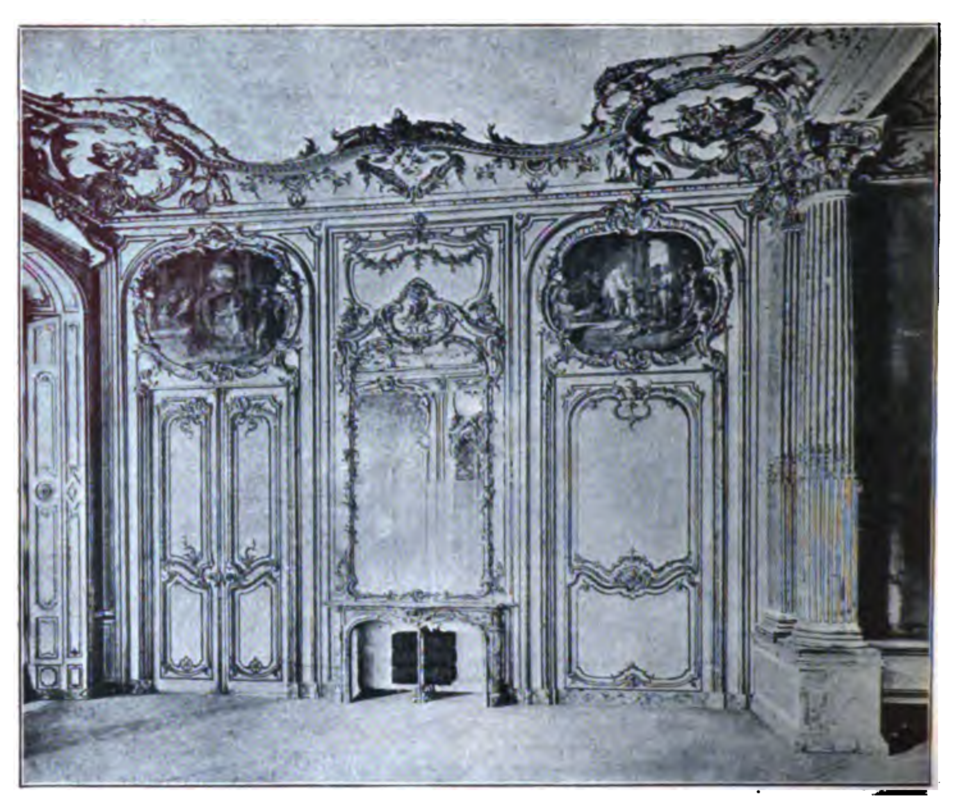


Abb. 408. Salle du Dais im bischöflichen Schloß zu Straßburg.

Werke der echten Franzosen stehen überall auf dieser Höhe. Die Prunkzimmer Karls VII. in der Münchener Residenz, der Amalienburg, des Schlosses Brühl u. a. geben davon Zeugnis. Die führende Rolle war für die Zukunft dem Stuck bestimmt.

Die Entwickelung des Stuckes ist in dieser Zeit rapid. Das ganze Barock hatte mit klassischen Formen gewirtschaftet und ein schweres Akanthuslaub, Lorbeergewinde, Perlstäbe, Konsolfriese u. dergl. bevorzugt. Um 1700 tritt das »französische Laubwerk« auf, ein leichter, feingezackter Akanthus, vermischt mit Eichenlaubgehängen, Rosen, Trauben, jagenden Tieren, Putten und Fratzen. Hiermit vereint sich um 1715 das »Schlingen- und Bandelwerk«, das sind bandartige Streifen, manchmal breite und schmale nebeneinander, welche in symmetrischen Verschlingungen über die Flächen, Wand- und Deckenfelder gezogen und ebenfalls reichlich mit naturalistischen Erfindungen durchsetzt wurden. Eine fast notwendige Konsequenz desselben war weiter das Gitterwerk, kreuzweis gelegte Bänder, mit Rosen und Sternen geschmückt und seit 1720 zur Verbindung des Bandelwerks, zur Füllung größerer Flächen, namentlich der Fensterleibungen sehr beliebt. Zu gleichem Zweck dienten aber auch jene eigenartigen Gehänge, die schon einmal in der Frührenaissance die Mode beherrscht hatten, malerische Gruppen von Werkzeugen, Instrumenten, Geräten des Krieges und Friedens, der Wissenschaften und Künste, der Jagd, Schiffahrt, des Handels und Ackerbaues, von flatternden Bändern und Knoten durchschlungen. Da man, wie bemerkt, zugleich das ganze Werk der Natur, jedes wirksame Laub, einheimische und fremde Blumen und Früchte, zahlreiche Tierarten und Phantasiewesen, nicht zum wenigsten die menschliche Figur, besonders Kinder und Frauen, in das Ornament hineinzog, so schwelgte diese Zeit in einem Überfluß naturalistischer Motive, wie nie zuvor. Man kann die scheinbar mühelos, mit unbedingter Treffsicherheit, mit unerschöpf-

licher Erfindungskraft und feinster Geschmackswahl geschaffenen Dekorationen nur rückhaltlos bewundern, obwohl ein gut Teil des Verdienstes den Musterzeichnern und Stechern J. Ch. Weigel, J. C. Reuttiman, J. Unselt, Aegid Bichel, C. Bodenehr, L. Heckenauer, J. Indau, J. L. Eysler, A. Biller, Paul Decker, J. J. Schübler zufällt.

Aber einen tiefen Rückschlag empfing diese reiche Ornamentik gerade durch eine neue französische Erfindung, das Muschelwerk (rocail), die dem Goldschmied J. A. Meissonier zugeschrieben wird und die durch Stiche von J. Wachsmuths, J. M. Hoppenhaupt, J. E. Nilson, G. B. Göz, J. M. und F. X. Feichtmayr, F. X. Habermann und F. Cuvilliés schnell Verbreitung fand. In der Praxis läßt es sich etwa seit 1735 feststellen, um 1750 hat es schon fast die Alleinherrschaft, um 1770 wird es als geschmacklos empfunden und beginnt abzusterben. Sein schneller Siegeszug ist aus der allgemeinen Tendenz der Zeit zu begreifen.

Hatte schon das französische Barock die Architekturformen im Innern des Hauses verabschiedet, so gingen die deutschen Schüler und Nachtreter viel weiter, indem sie einen förmlichen Kampf gegen die gerade Linie, das Gleichmaß und die Trennung der Bauglieder eröffneten. Wie sich die Grenzen zwischen Stuck und Malerei verwischen, so wuchert auch der Kapitälschmuck fessellos nach unten auf die Stütze, noch oben auf das Gebälk, und vor allem die Grenze zwischen Wand und Decke wird absichtlich überschritten (Abb. 409). Gleich wilden Protuberanzen schießt der Dekor, erst Stuck, dann Malerei, aus der senkrechten in die wagrechte Ebene und der höchste Triumph ist eine gemalte Brüstung oder Säulenstellung, die sich scheinbar in die freie Luft verliert. Die Residenz in Kempten und das Schloß in Bruchsal bieten in dieser Hinsicht das Zügelloseste, dessen die Archi-



Abb. 409. Saal im Palais Schäzler in Augsburg (1765).

tektur fähig ist. Das Muschelwerk in seiner teigartigen Biegsamkeit bot die bequemste Handhabe, um die gewagtesten Kurven, Übergänge und Phantasiesprünge zu vermitteln. Technisch sehr leicht zu handhaben und von den Stechern auf förmlich alphabetische Motive gebracht, die sich zu jedem Zweck ohne viel Nachdenken komponieren ließen, verdrängte es den blühenden Naturalismus des frühen Rokoko teilweis so vollständig, daß ganze Säle mit aller Ausstattung lediglich nur die unermüdliche Variation des Themas »rocail« aufweisen (Abb. 410).

Aber schon vor Mitte des 18. Jh. durchbricht eine andere Manier alle bisherige Stilisierung, eine überspannte, realistische Strömung, welche die einzelnen Wohnräume noch schärfer zu differenzieren und weniger formell als inhaltlich zu stimmen sucht. Den Ausgangspunkt bildet die Chineserie. Als die Franzosen (Watteau, Pillement, Boucher) in der chinesischen Innenausstattung eine neue Würze für den ermüdeten Geschmack erkannt und glücklich nachgeahmt hatten, spukte es alsbald in allen Köpfen von »chinesischen Zimmern«. Neben kostbaren echt chinesischen Lack- und Ledermalereien brachte man Szenerien à la chinoise, phantastisch umrahmt und möglichst unsymmetrisch hingestreut, auf Decken und Wände. Eine ganze, echte Zimmereinrichtung, ein Geschenk ihres großen Bruders, besaß die Markgräfin Wilhelmine in der Eremitage bei Bayreuth. Die Nachahmung sprang bald auf heimatliche Formen über, wobei die neue englische Naturschwärmerei von starkem Einfluß war. Ein Zimmer mit Landschaften, ein anderes mit »Spalier«,



Abb. 410. Festsaal im Schloß Heidecksburg zu Rudolstadt.



Abb. 411. Zimmer im Wespienschen Haus zu Aachen.



Abb. 412. Marmorsaal im Neuen Palais zu Potsdam.

ein anderes mit Felsen und Grotten, ein Gartensaal, auf dessen Wände der Kreuzzaun, die Türen, Lauben, Bäume, Weinranken, Vögel usw. stuckiert sind, eine Galerie wie eine Allee von Palmbäumen eingefaßt, dies war der neueste Geschmack. Aber auch Spiegel, Porträts, Gobelins, Seidenstoffe, selbst geschliffene Steine wurden als Grundlage der Ausstattung gewählt. Es ist begreiflich, daß sich die Tektonik nun auf das schlichteste, geradlinige Rahmenwerk beschränkt oder ganz auflöst. Es finden sich Decken, die einfach blauen Himmel markieren, andere mit einem Streumuster von Blumen und Putten. Ein Gang durch die Eremitage in Bayreuth oder die reichen Zimmer der Münchener Residenz führt diese Wunder vor Augen.

Der reiche Adel und das Bürgertum folgten in mäßigem Abstand dieser verfeinerten Kultur des Wohnens und es finden sich in Landschlössern und Patrizierhäusern immer noch zahlreiche Zimmerfluchten, welche durch gediegene Pracht und vornehmen Geschmack überraschen. Jedenfalls ist das 18. Jh. die entscheidende Epoche, wo das Bürgerhaus von innen heraus seinen Charakter wandelt, aus den niedrigen Räumen, den engen, finsteren Stiegen und Verbindungsgängen zu den hohen, freien, lichtvollen und bequemen Formen der Palastarchitektur emporstrebt.

Zopf und Klassizismus bezeichnen die Ermüdung und Reaktion auch im Innenbau. Der Zopf, wie man das späte Rokoko besonders in Norddeutschland nennt, folgt der Tendenz, die Verwilderungen und Auswüchse zu zähmen, die das Rokoko unter den Händen der Stuckisten erlangt hatte. Mit der Rückkehr zur geraden Linie und Symmetrie wurde auch der schrankenlose Naturalismus der Innendekoration beschnitten, das Muschel- und Zackenwerk zu nüchterner Mäßigkeit sowohl im Kontur wie im Relief zurückgeführt. Damit verbindet man ein feingezeichnetes Laub- und Rankenwerk und einige neue allegorische Motive, die schnäbelnden Tauben, Fackeln, Medaillons, Kränze, Säulen, Urnen. Mit Unrecht ist gerade der

Potsdamer Zopf in den Ruf der Steifheit geraten. Sanssouci und Verwandte können mit den graziösesten Schöpfungen der zwanziger und dreißiger Jahre wetteifern.

Der Klassizismus schob zunächst das Hauptausdrucksmittel des Rokoko fast ganz beiseite, den Stuck[1]). Seine »pompejanischen Zimmer« sind der Malerei ausgeliefert, die Wände einfarbig mit Bevorzugung von Tiefrot; Sockel, Pilaster, Friese aufgemalt, die Rahmen der Türen und andere Öffnungen Weiß mit Gold. Häufig ist die Papiertapete mit entsprechenden Farbentönen benutzt. Man kennt das mehr aus Gartenhäuschen, Tempelchen, Vorhallen u. dergl., die aus dieser Zeit übrig geblieben sind. In Wohnräumen wirkt die Manier so steif, fremd und kalt wie nur möglich, selbst da, wo inzwischen eine ganz moderne Ausstattung den ursprünglichen Rahmen belebt.

1) Es ist bezeichnend für den Umschwung der Gesinnung, daß der alte wackere Hofstuckist F. X. Feichtmayr in München aus Mangel an Beschäftigung sich 1772 um die Konzession für einen Krämerladen mühte.

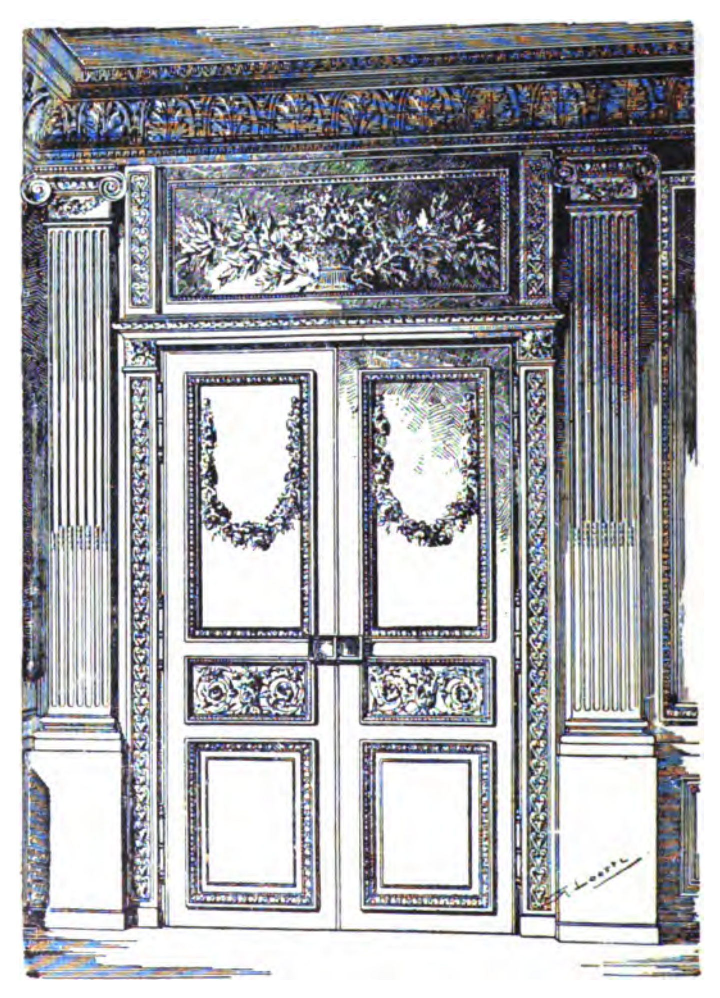


Abb. 413. Innendekoration im Stil Ludwig XVI. in einem Haus in Straßburg.

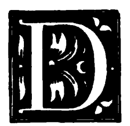


Abb. 414. Fassadenmalerei am Rehlingerhaus zu Augsburg.

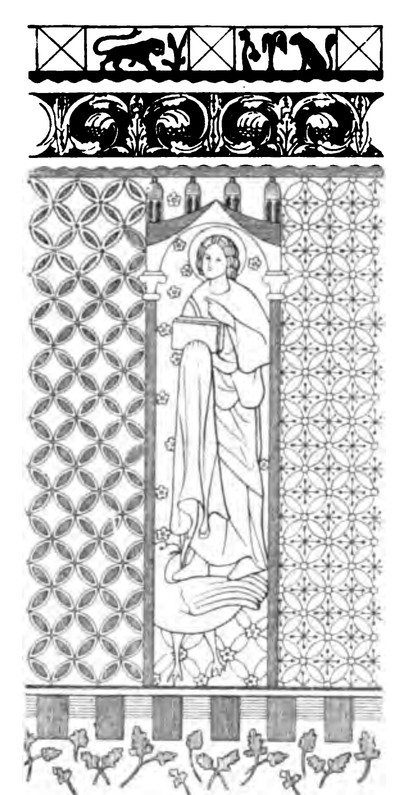
DREIZEHNTES KAPITEL

DIE WANDMALEREI

O. GERLAND, Die spätrom. Wandmalereien im Hessenhof zu Schmalkalden. Lpz. 1896. — P. WEBER, Die Iweinbilder im Hessenhof usw. Zs. f. b. K. N. F. XII. 73. 113; C. W. HASE, Zs. f. chr. K. VI. 21. — W. SCHMITZ, Die bemalten rom. Holzdecken im Mus. zu Metz. Düsseld. 1898; Zs. f. chr. K. X. — J. v. SCHLOSSER, Studien z. Gesch. d. ma. Profankunst. Jb. allerh. Kshs. XVI. 1895. XIX. 1898. — J. v. ZINGERLE u. J. SEELOS, Fresken-Zyklus in Schloß Runkelstein. Innsbr. 1857. — S. a. WALDSTEIN, Mitt. CC. N. F. XX. 1894. 1. und K. LIND, ebd. 144; ZINGERLE, Germania II. 467. XXIII. 28. — DURRER u. WEGELI, Zwei schweiz. Bilderzyklen Anf. 14. Jh. Mitt. ant. Ges. Zürich XXIV. — ZELLER-WERTHMÜLLER, Die herald. Ausstattg. einer Züricherischen Ritterwohnung ebd. XVIII. — ETTMÜLLER, Die Freskobilder zu Konstanz ebd. XV. — ILLO, Wandm. 15. Jh. im Kapitelsaal der Templer in Metz. Zs. b. K. XXIV. 116. — L. LENTZ, Die Wandgem. i. d. Burgkapelle zu Zwingenberg. Darmst. 1893. — NEUWIRTH, ma. Wandgem. u. Tafelbilder der Burg Karlstein. Prag 1896. — E. EWALD, Farbige Dekorationen v. 15. b. 19. Jh. Berl. 1892. — BASSERMANN-JORDAN, Die dekor. Malerei der Ren. am bayer. Hofe. München 1900. — A. BUFF, Augsb. Fassadenmalerei. Zs. b. K. XXI. 58. 104. — F. THIRSCH, Die Augsb. Fassadenmalerei. Diöz. Arch. f. Schwaben XX. 185. — LASKE, Wilhemsburg s. o. S. 274. — F. TRAUTMANN, Die Fresken des Schließledersaals zu Wasserburg a. Inn. Altbayer. Mschr. I. 142. — G. VÖGELIN, Fassadenmalerei in d. Schweiz. Anz. schweiz. Altertüm. 1880. — O. DONNER v. RICHTER, Die Malerfamilie Fyoll und der Römerbau. Frankf. Arch. III. F. V. 1896. 56. — B. PFEIFFER, Die Malerei der Nachren. in Oberschwaben. Württb. Viertelj-schr. XII. 23. — Die Freskenmalereien am Raths. zu Bamberg. Tech. Mitt. f. Malerei XIX. 205. Dpfl. V. 19. — G. MÜLLER-GROTE, Die Malereien im Rathause zu Goslar. Berl. 1892. Dazu ENGELHARD, Zs. f. b. K. N.F. IV. 116.


Die farbige Behandlung des Innern gehörte durchaus zum Charakter des deutschen Hauses und ist für die Frühzeit unserer Kultur in einer Weise bezeugt, welche den Untergang aller Denkmäler nur um so schmerzlicher macht. Mit kühner Hand griff man profane und zeitgenössische Stoffe auf, deren Besitz für uns Geschichtsquellen ersten Ranges sein würden. Karl d. Gr. ließ im Palast zu Aachen neben den sieben freien Künsten seine Kriege in Spanien darstellen. In der Pfalz zu Ingelheim entstand unter Ludwig d. Fr. vor 826 eine jener beliebten Antithesen, den Taten heidnischer Helden waren die »Taten der Väter« gegenübergestellt. Ein zweiter Zyklus behandelte die Gründung des römisch-christlichen Reiches durch Konstantin, die Taten Theodosius', Karl Martells Feldzug gegen die Friesen, Pipins Eroberung Aquitaniens, die Kaiserkrönung Karls und seine Unterwerfung der Sachsen; das waren die »gesta dei per Francos«. Im Valkhof zu Nimwegen war der trojanische Krieg und der Alexanderzug gemalt. Ja auch König Heinrich ließ im Speisesaal der Pfalz zu Merseburg ein Gemälde der Schlacht bei Riade 933 aufstellen.

Erst im 13. Jh. setzen die Monumente selbst ein, zunächst noch dürftig genug, aber selbst in den Bruchstücken lehrreich für den durchaus malerischen Sinn der Zeit. Hier steht voran ein kleiner tonnengewölbter Raum im sogenannten Hessenhof zu Schmalkalden, Anfang 13. Jh., worin in teppichartigen Bildstreifen übereinander die Taten Iweins geschildert werden, jetzt noch erhalten 24 Szenen, drastisch kurz im Ausdruck, geschickt, fast routiniert in der Bewegung, scharf umrissene Zeichnungen mit Braun und Gelb gefüllt. Als Gegenstück dekorativer Kunst sind die 1896 in einem Haus der Ponceletstraße zu Metz gefundenen und jetzt im Museum aufbewahrten Holzdecken unschätzbar, auf den Balken pflanzliches Ornament, auf den Füllbrettern eine ganze Sammlung der wildesten Tierbilder und abenteuerlichsten Ausgeburten, durch bunte, kräftige Farben dekorativ sehr wirksam. Ganz auf der Höhe der besten kirchlichen Wandmalereien stehen dagegen die leider so trümmerhaften Kölner Hausmalereien (Mus. Wallraff-Richartz).


Abb. 415. Wandmalerei in Metz.

Aus einem Haus am Holzmarkt Mitte 13. Jh. ein fürstliches Gastmahl, König und Königin mit Gefolge hinter einer gedeckten Tafel, darüber eine Dame graziös in eine Bank zurückgelehnt und ein Ritter mit übergeschlagenen Beinen, vornehm im Ausdruck und in den Bewegungen[1]). Aus einem Haus an der Hochstraße Maria mit Kind auf gepreßtem Goldgrund Ende 14. Jh. Aus dem Hansasaal des Rathauses

1) P. Clemen, Romanische Wandmalereien der Rheinlande. Düsseld. 1905. Taf. 57.

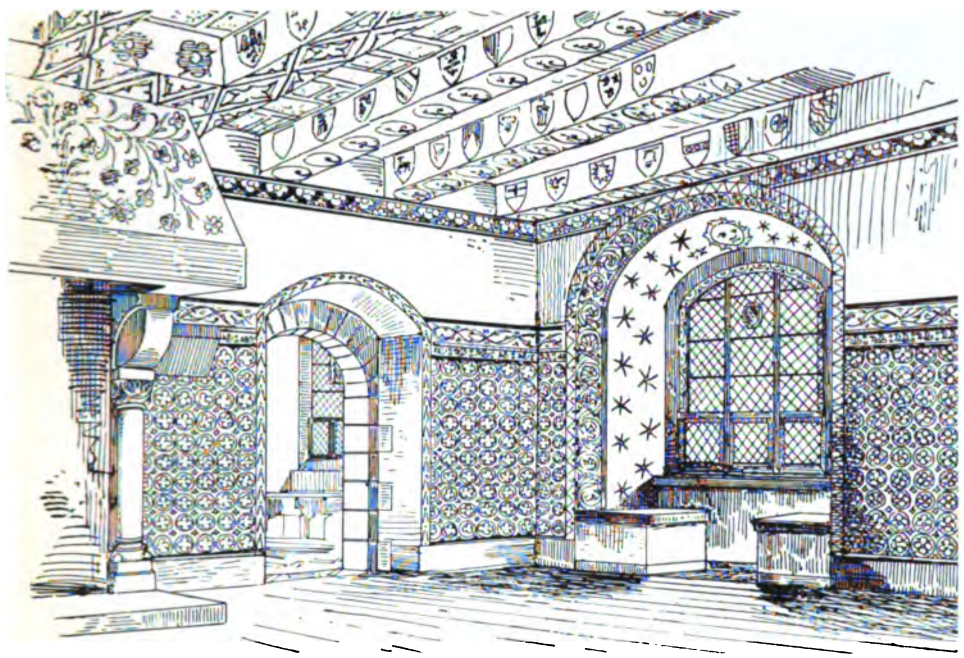


Abb. 416. Zimmer aus dem Haus zum Loch in Zürich.

von 1370 vier Propheten und Kaiser Karl IV. Aus dem Hause Glesch Anfang 15. Jh. die Geschichte vom lieblosen Sohn in vier Bildern, unsicher in der Zeichnung, aber volkstümlich charaktervoll[1]).

Reichere Reste sind noch im Süden erhalten. Im Lichthof des Hößlinschen Hauses in Regensburg um 1290 die Erstürmung einer Minneburg. In einem Haus zu Augsburg (Kopie im Museum) ein Turnier auf freiem Platz vor einer Musikantentribüne. Im Ehinger Hof zu Ulm Propheten, allegorische Gestalten und Episoden aus der ritterlichen Dichtung. Im Kapitelsaal der Tempelherren in Metz 15. Jh. ein einfach wirksames System, turnierende Ritter und Standheilige mit einer Einfassung von Friesen und Teppichen, die Farben Schwarz, Rot, Braun und Gelb (Abb. 415). Im Haus »Zum Grundstein« zu Winterthur ein lockeres Bild nach Neidharts Gedicht »Das Veilchen«. Ganz originell war in einem Haus in Konstanz (Münsterplatz 5, Hinterhaus) in 21 Bildern aus Anfang 14. Jh. die Flachs- und Hanfbereitung und Weberei durch Frauen dargestellt, sehr einfach in braun, rot, grün und schwarz angelegt, und in der »hohen Kammer« daselbst die äußerst beliebten Siege weiblicher List über männliche Schwäche, Adam und Eva, Simson und Delila, David und Batseba, Judith und Holofernes, Virgil im Korb, Aristoteles und Phyllis, Tristan und Isolde (Durchzeichnungen im Rosgartenmuseum). Ebenda aus derselben Zeit ein Fresko aus einem Domherrnhof, die Erstürmung einer Minneburg. Im Landesmuseum zu Zürich ist ein Zimmer aus dem Haus »Zum Loch« mit Ornament- und Wappenmalereien rekonstruiert (Abb. 416); die Ausstattung einer Trinkstube in Diessenhofen ist durch Durrer und Wegeli aufgenommen worden, welche außerdem noch sieben erhaltene Profanzyklen der Schweiz namhaft machen. Weitere glückliche Funde werden zweifellos das Bild einer fast versunkenen und vergessenen Kultur abrunden und ausfüllen.

Hierzu gesellen sich die künstlerisch meist noch wertvolleren Malereien in Burgen und Burgkapellen. In letzteren herrscht naturgemäß das Stoffgebiet und der Stil der kirchlichen Wandmalerei. Es sei nur an die Malereien der Kapelle

1) C. Aldenhoven, Gesch. der Kölner Malerschule. Lübeck 1902. 142.



Abb. 417. Wandmalerei im Rathaussaal zu Goslar.

in Friesak, verwandt mit denen im Dom zu Gurck, Ende 12. Jh., und an die der Schloßkapelle in Forchheim um 1250 erinnert. In einem Zimmer zu Neuhaus in Böhmen ist die Georgslegende »ganz im Geist des damaligen Ritterlebens (1338) dargestellt«, ähnlich die Fresken im Treppenhaus des Karlsteins von Nikolaus Wurmser (1359—61) mit der Legende der heiligen Wenzel und Ludmilla. Dagegen in Liebenfels (Thurgau) finden wir Szenen des Minnelebens, z. B. unter einer Weinlaube eine reichgeputzte Dame, die einen »wilden Mann« am roten Faden führt, und die völlig von dem romantisch-ritterlichen Geiste diktiert sind. Die beste und bekannteste profane Malerei des Mittelalters ist der Zyklus auf Runkelstein bei Bozen, den Niklaus Vintler gegen Ende 14. Jh. malen ließ.

In der offenen Hofarkade sind zunächst die zwölf berühmtesten Helden, zu dritt geordnet, die drei berühmten Liebespaare und drei starken Degen, ebensoviel mächtige Riesen und gewaltige Weiber dargestellt. Ein anschließendes Gemach zeigt die Geschichte »Garels im blühenden Tal«, ein anderes einfarbig in grün mit aufgesetzten Lichtern (terra verde) den Roman von Tristan und Isolde; ein »Neidhartsaal« ist mit Szenen von Ballspiel, Tanz, Jagd und Turnier gefüllt; am besten durch Erhaltung und Ausführung sind die Malereien des Badezimmers: Nackte Figuren, welche sich anschicken, in das Bad zu steigen, Männer und Frauen, an eine Wehrstange unter einer Halle gelehnt, die den Badenden zuschauen, und allerhand ausländische Tiere. Die Technik ist überall flott und leicht, nach Art der illuminierten Federzeichnungen ohne Modellierung, der Hintergrund farbig mit Teppichmustern.

2. Die Renaissance gebar hohe Hoffnungen und Versuche, die Kunst der führenden Meister für die Monumentalmalerei fruchtbar zu machen. Schon auf Michael Wohlgemut geht eine ehrenvolle Aufgabe dieser Art zurück. Ende 15. Jh. malte einer seiner Schüler den Huldigungssaal im Rathaus zu Goslar, an der Decke biblische Bilder, an den Wänden Sibyllen wechselnd mit Kaisergestalten nach den gleichen Motiven in Hartmann Schedels Weltchronik, Deckfarben auf Holz, dekorativ sehr wirksam (Abb. 417). Bekannt sind dann die Entwürfe Dürers für den Kaisersaal des Nürnberger Rathauses, die Verleumdung des Apelles, der Triumphzug des Kaisers Maximilian und die Gruppe der Stadtpfeifer, von G. Pencz 1521 in Tempera ausgeführt und durch spätere Übermalung verdorben[1]). Glänzender bewährte sich noch des jüngeren Holbein Begabung im malerisch-dekorativen Stil. In Luzern und Basel zauberte er auf die Giebel der Häuser reizvolle Palastfassaden mit Arkaturen, Kolonnaden und lebhaften Gruppen, von denen sich leider nur die leichten Skizzen erhalten haben. Das »Haus zum Tanz« (Abb. 418) hielt er noch später für die gelungenste Schöpfung. 1521 malte er eigenhändig den Ratssaal zu Basel aus, in einer freien Arkatur Beispiele republikanischer Tugend

1) WALTHER u. LOCHNER, A. Dürers Wandgem. im gr. Ratshaussaal. Nürnb. 1869. — THAUSING, Dürer II, 162.

und strenger, selbst despotischer Gerechtigkeit, Samuel und Saul, Rehabeam, Charondas von Catanea, Zaleukos von Lokris, Curius Dentatus, Sapor und Valerian, dazwischen historische und allegorische Figuren. Die Bilder waren schon 1577 »vom Wetter arg geschändet« und sind der Feuchtigkeit des Saales gänzlich zum Opfer gefallen. Die heut noch erhaltene innere und äußere Bemalung des Hauses stammt von Hans Bock um 1580. Das gleiche Schicksal haben die Malereien in den kurfürstlich sächsischen Schlössern Torgau, Lochau, Wittenberg gehabt, bei denen Dürer, Cranach, Jac. Walch beschäftigt waren. Daß im Schifferhaus zu Lübeck (1624) die Stiche einer Bilderbibel kopiert wurden, entsprach der fromm-treuherzigen Sitte[1]. Der Stoffkreis der Bibel ist in der späteren Renaissance doch das Lebenselement der Volkskunst.

Von entscheidender Bedeutung war die bayerische Kolonie von Italienern und italienisch gebildeten Niederländern unter Führung von Antoni Ponzano, Friedrich Sustris und Peter Candid. Sie bürgerten nicht nur das reife Dekorationsprinzip und die gute Freskotechnik des Südens, sondern auch die reichen Vorstellungen der antiken Märchenwelt in die profane Kunstübung ein. Am ersten arbeitete sich der Tiroler Hans Bocksberger in die neue Manier ein, der schon 1542—53 an der Ausmalung der Residenz in Landshut beteiligt war. Seine Fassadenmalereien in Salzburg, München, Regensburg, Augsburg, Ingolstadt, Passau sind verloren, sein großes Geschick für Massenbewegung, Schlachten, Aufzüge jedoch in zahlreichen Entwürfen und den Aufnahmen des Schließledersaals zu bewundern. Seinem Sohn Melchior wird der »Goliath« in Regensburg zugeschrieben (Abb. 241). Ein volles Kompendium der Renaissancemalerei bietet die Trausnitz. Neben Fr. Sustris waren Alex Siebenbürger und Chr. Schwartz daran beschäftigt. Von Siebenbürger rühren neben allegorischen Bildern die lustigen Sachen, die Darstellung einer italienischen Komödie im

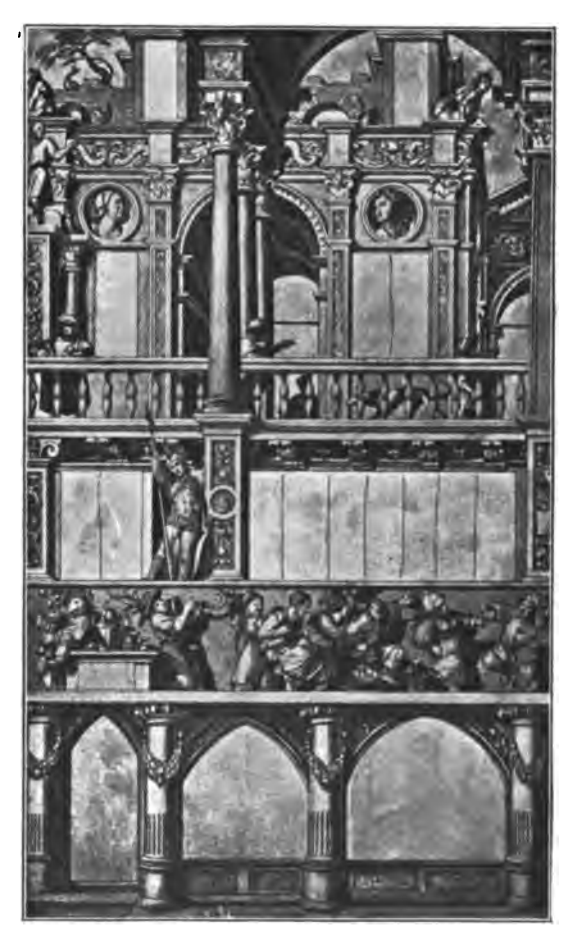


Abb. 418. Entwurf zu einer Wandmalerei für das Haus zum Tanz von Holbein.

1) TH. HACH, Die Gemälde im Haus der Schifferges. zu Lübeck. Zs. Lübeck IV, 136.



Abb. 419. Wandgemälde im Treppenhaus der Trausnitz.

Treppenhaus (Abb. 419) und die Narren im »Narrensaal« her (1564—78), von Schwartz das große Deckenbild im Speisesaal. Ähnlich steht es bei der Residenz in München, wo das Antiquarium, die Grottenhalle, die Tierzimmer, die Steinzimmer, der Wappengang, die Halle zu den vier Schäften, der große Kaisersaal (Decke jetzt im Nationalmuseum) die Arbeiten der Italiener Padovanino, A. M. Vivano mit denen von F. Sustris und Peter Candid vereinigen, in der Gesamtheit ein großes Bild des damaligen Geisteslebens, in welchem historische, mythologische, christliche und heidnische Elemente zusammenflossen. Das Einzelne oft von entzückender Formenschönheit und farbigen Reizen. Die hochgerühmte Pracht der Augsburger Fassaden ist fast ganz verblichen und gerade Werke deutscher Meister wie Bocksbergers und Christoph Ambergers sind verloren. Nur die Fresken Giulio Licinios am Rehlingerhaus (Abb. 414) 1560 haben Dank vorzüglicher Technik dem nordischen Klima getrotzt, breite, robuste Figuren auf Konsolen, deren schwere Rollwerkumrahmung merkwürdig von der feinen, zierlichen Kunst der Zeitgenossen absticht. Für die Decke des Rathaussaales zeichnete Candid die Entwürfe. Die Ausführung durch Matthäus Karger seit 1619, der auch das Weberhaus schmückte, ist nüchtern und hart, kommt aber in der großen Architektur bestens zur Geltung (Abb. 404).

Die späteren Leistungen sind wenigstens durch die Remshartschen Stiche leidlich festgehalten. Wir lernen daraus z. B. Hans Rottenhaimer kennen, der das Welserhaus, den Barfüßer Torturm, die Häuser Ph. Adlers und Ambr. Höchstetters (mit einer Schlacht), auch Matth. Hofers in Grottenau bemalte, wovon das letztere als schönstes galt. An Augustin Schreibers Haus von 1677 sehen wir Orpheus, die Jahreszeiten, die Erdteile und Elemente. Noch im 18. Jh. war die Freude an den bunten Fassaden ungebrochen. Joh. G. Bergmüller, 1717—46 tätig, zierte die goldene Traube, Haus Holzapfel usw. Von seinen zahlreichen Schülern ist Joh. Holzer (gest. 1740) in den Stichen mit elf Fassaden vertreten, besonders wurde ein witziger Tanz an einer Brauerei »Am vorderen Lech« (Abb. 420) mit Lob über-

häuft, leidlich ist nur die Fassade ›Zu den drei Kronen‹ erhalten. Was in Regensburg an innerer und äußerer Bemalung zugrundegegangen ist, läßt sich nicht annähernd schätzen. Das einzige, durch die Jahrhunderte immer wieder aufgemalte Zeugnis ist der große Goliath am gleichnamigen Haus.

Am Oberrhein pflanzte die Tendenzen Holbeins sein Schüler Hans Bock fort. Außer den Malereien im Rathaus zu Basel schuf er die Fassade des Schmiedezunfthauses, »prächtige Arkaden mit Durchblicken, dazwischen allegorische Gestalten und mythologische Szenen, welche auf das Schmiedehandwerk Bezug nehmen«. Verwandt hiermit ist das Haus zum Ritter in Schaffhausen von Tobias Stimmer, der sein bestes in Fassadenmalereien leistete, Tugenden, Mythologien, im Giebel der Todessprung des M. Curtius. Weit trockener ist die äußere Dekoration des Rathauses in Mühlhausen 1552 von Christian Vackersterffer, unten Rustika, in der Mitte Kolonnaden, oben die Tugenden in Nischen. Ornamentale Malereien sind dann bei Rathäusern überhaupt nicht selten. Villingen, Rottweil, Kitzingen u. a. bieten anmutige Beispiele. Selbst im äußersten Osten haben wir ein Denkmal der farbenfrohen Zeitströmung, das Rathaus in Posen, dessen Arkadenbau 1616 mit Mauresken und Putten in »hoffnungsvollem Grün« bemalt wurde. Der schlesischen Renaissance ist die Pflege des Sgraffito eigen, worin nicht nur Quaderungen, Wappen und Arabesken, sondern auch Figuren ausgeführt wurden (Schloßtor in Oels 1603, Grafenort, Scheune in Sächsich Haugsdorf, Giebel am Schloß Pohlwitz u. a.)

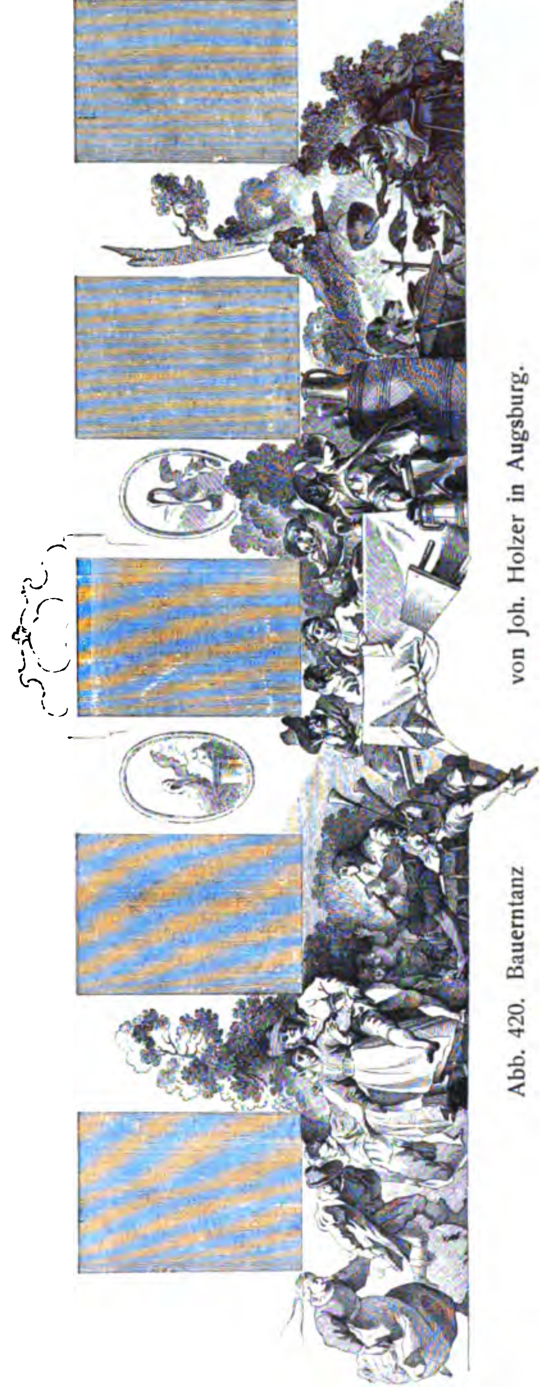


Abb. 420. Bauerntanz von Joh. Holzer in Augsburg.



Abb. 421. Deckengemälde J. B. Zimmermanns in Nymphenburg.

3. Im Barock tritt zunächst die äußere Bemalung so gut wie völlig zurück und auch im Inneren hat die Malerei einen harten Kampf mit dem Stuck auszufechten. Man kann fast von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Fortschritte verzeichnen, die der Malerei gelangen, bis der ganze Plafond für ein einziges großes Deckengemälde wieder erobert war (Abb. 409). Damit verband sich die sichere Handhabung einer fast unverwüstlichen Freskotechnik, deren leuchtende Farben noch heut in Erstaunen setzen. Die Komposition und der Ideenkreis verlaufen allerdings in einer tötlichen Einförmigkeit. Hierfür hatte Andrea del Pozzo in seinen Kuppelmalereien das Schema gefunden: Eine gemalte Architektur, vor welcher sich die Aktion der Irdischen entfaltet, darüber ein endloser Luftraum, den die himmlischen Figuren, auf Wolkenballen schreitend, sitzend oder herabstürmend mühsam ausfüllen; der Sinn ist irgend eine frostige Allegorie, ein Triumph, eine Glorifikation, zu welcher der Aufwand der malerischen Energie in keinem Verhältnis steht. Angenehmer und witziger sind gewöhnlich die kleineren Eck- und Zwickelbilder (Abb. 408).

Pozzos Art lernen wir an der Decke des großen Empfangssaales des Liechtensteinschen Gartenpalais in Wien kennen, mit den Taten des Herkules. Als Lehrer einer fruchtbaren Generation von Virtuosen gilt der Münchner Karl Loth, der in Venedig zwei bedeutende Schüler, Joh. Fr. Rottmayr aus Laufen (1660—1730) und Peter Strudl aus Tirol (1648—1714) heranzog. Rottmayr wirkte in unglaublicher Vielgeschäftigkeit in Wien, Salzburg, Prag, Breslau u. a. O. Zu seinen besten Schöpfungen, die durch schwungvolle Komposition und helle, heitere Farbe ausgezeichnet sind, gehören die Decken im großen Saal zu Pommers-

felden, im alten Wiener Rathaus (1713) und im Palais Liechtenstein. Strudl dagegen, bei guter Komposition etwas gedankenleer und trüb in der Farbe, hat sich durch seine Wiener Akademie um die Erziehung des jüngeren Geschlechtes verdient gemacht: Michelangelo Unterberger (1695—1758), Paul Troger (1698—1777), der die Bibliothek in Zwetl ausmalte und im Refektorium zu Altenburg einen Sonnenaufgang von 160 qm bemalter Fläche schuf, Daniel Gran (1694—1747), der vor anderen berühmt in den Schlössern Hatzendorf und Eckartsau, in der Hofbibliothek, im Palais Schwarzenberg, im ständischen Landhaus zu Wien vielbewunderte Fresken schuf, Ant. Franz Maulpertsch (1724—96), dessen akademisch zahme Fresken in der Hofkanzlei schon den Einfluß Tiepolos verraten.



Abb. 422. Fensterumrahmung in Berchtesgaden.

In Bayern bildeten sich an eingewanderten Italienern wie Amiconi die Brüder Asam, die indes mehr für Kirchen und Klöster arbeiteten (Abb. 291). Nur Cosmas Damian (1686—1742) war bis 1724 im Treppenhaus und der Kapelle zu Schleißheim tätig, maßlos in perspektivischen Kunststücken. Seine Schüler waren Matthäus Gindter und Chr. Th. Schäffler. Auch der Stuckist J. B. Zimmermann handhabte den Pinsel noch als Siebzigjähriger mit jugendlicher Meisterschaft. Sein »Triumph des Lichts« in Nymphenburg (Abb. 421), 1756 gemalt, mag eine Vorstellung der ganzen kraftgenialen Manier geben. Ungezählt sind die Namen der faustfertigen Maler, welche neben diesen die Alpenländer entsandten. Ihr Ruhm wurde doch augenblicklich verdunkelt, als Tiepolo im Treppenhaus und im großen Saal der Residenz zu Würzburg 1750 Gemälde von wahrhaft königlicher Beherrschung der technischen Mittel, von unerreichter Helligkeit des Tons und berauschender Lichtwirkung schuf. Die gleichen Eigenschaften bewährte C. Carlone, der 1730 die Decke in Schloß Heimsheim und 1733 die Familiengalerie in Ludwigsburg mit Mythologien schmückte. Neben ihm ist der Franzose Nic. Guibal († 1784) als Maler und Akademiedirektor für die schwäbische Kunst von bestimmendem Einfluß. Von dem bekannten J. K. Seekatz finden sich in Schloß Wolfshagen reizende Schäferidyllen und ländliche Szenen. Am Niederrhein hat der trierische Hofmaler Januarius Zick (1733-97) die glänzende Manier Tiepolos im Schloß zu Koblenz und zu Engers nachzuahmen versucht. Im alten Galeriegebäude zu Düsseldorf zeigte ein Italiener, was jener Zeit an tollen Inventionen möglich war: die Kurfürstin Anna Maria wird nackt von Minerva in den Olymp eingeführt. — In der Sphäre des preußischen Hofes sind dagegen die Holländer tonangebend und schulbildend, die sich aus Rubens und Rembrandt eine mittlere Linie zwischen Helldunkel und Farbenfreude geschaffen hatten, Peter de Coxcie (Bildergalerie im Schloß zu Berlin), S. Th. Gericke, Anton Schoengans, Matthias Terwesten, Amadeus Vanloo, die in den Berliner, Potsdamer, Charlottenburger Bauten malten. Sie wurden unter Friedrich d. Gr. durch die Franzosen Ant. Pesne und Nic. B. le Sueur abgelöst. Neben diesen behaupten Huber und Rode als Freskomaler eine achtbare Rolle. Man könnte mit Aufzählung der Namen und Werke Bände füllen und würde doch von der Leichtigkeit des Schaffens, von der flüchtigen und doch dekorativ unbedingt schlagenden Kunst keinen zutreffenden Eindruck erzeugen. Denn an die wirklichen Könner reihen sich überall Scharen von Fludribussen, die das Prinzip und die Manier bis zur Karikatur erniedrigten.

Die süddeutsche Fassadenmalerei der Renaissance hat aber noch eine volkstümliche Nachblüte im Barock und Rokoko in den kleinen Städten, Dörfern und Höfen Oberbayerns erlebt. In Wasserburg, Weilheim und Landsberg, Berchtesgaden, Tölz, Wolfratshausen, Mittenwald u. a. sind die breiten Außenseiten der Häuser vom Ende 17. bis Anfang 19. Jh. fast ausnahmslos mit ornamentalen und figürlichen Malereien geschmückt worden; leider werden sie in der Gegenwart selbst von Bauern als »schiach« empfunden und un-

bedenklich übertüncht. Das Prinzip ist locker. Selten ist verhältnismäßig eine volle Architektur mit Pilastern, Säulen und Gebälk durchgeführt. Gewöhnlich begnügt man sich mit einer Umrahmung der Türen und Fenster, wobei der Stilentwickelung folgend alle Rahmenformen vom barocken Rollwerk bis zu den wildesten Muschelzacken durchgekostet werden (Abb. 422). Dazwischen sind dann entweder frei oder in Medaillons und Kartuschen Figurenbilder ausgestreut, biblische Szenen, Standheilige, Nachahmung von Gnadenbildern, auch volkstümliche Sachen, Postreiter, Fuhrwerke, stolze Pferde und possierliche Affen (Abb. 186). Als Künstler werden beispielsweise genannt der »Lüftlmaler« Franz Zwick in Oberammergau, der Mittenwalder Karner, Sebastian Troger in Weilheim, von dem eine ganz vorzügliche Kreuzschleppung am Streicherhaus von 1788 erhalten ist. Etwas ältere Beispiele finden sich im tiroler Oetztal (das Gasthaus zum Stern in Oetz 1573, Haus Graßmayr in Habichen), im Pitz- und Oberinntal, wo um diese Zeit Hans Ardüser aus Davos tätig war[1]). Mag ein modernes Auge durch mancherlei Flüchtigkeiten und grelle Buntfarbigkeit, meist Sünden späterer Übermalung, verletzt werden, als Beispiele für die breite Volkstümlichkeit des barocken Kunstlebens sind die Bauernmalereien doch unschätzbar.

In Norddeutschland, besonders in Franken und Hessen, in der Wetterau, Schwaben und Rhön, aber auch in Brandenburg, Pommern und der Niederlausitz finden wir als Schmuck der Wand den Kratzputz, worin altgermanische Motive, Flechtwerk, Wellen, Spiralen noch bis zur Gegenwart neben Pflanzen-, Tier- und Menschenzeichnungen fortleben, auch flächig und farbig, weiß auf gelbem Grund, behandelt. Offenbar aus der in Niederdeutschland allgemeinen Backsteinmusterung hat sich der mehr geometrisch bestimmte Vierländer Kratzputz (Abb. 423) entwickelt[2]). Hier werden aus dem rotgestrichenen Putz die zierlichsten Kreis- und Fließenmuster, auch Blumen und Inschriften ausgekratzt, besonders neben den Türen und in den Giebelfeldern, und sie bilden mit den weiß oder grün gestrichenen Balken, Läden und Türen einen so vornehmen Dekor, wie man ihn in der Bauernkunst nicht sucht. Die Technik ist mit den ältesten Beispielen erst seit Mitte 18. Jh. nachweisbar (1766 in Altengamme) und auch in das Innere des Hauses eingedrungen, heut aber abgestorben.

1) HALM, Hausmalereien im Oetztal. Dpfl. VIII. 41.
2) O. SCHWINDRAZHEIM, Vierländer Kratzputz. Dpfl. V. 9.



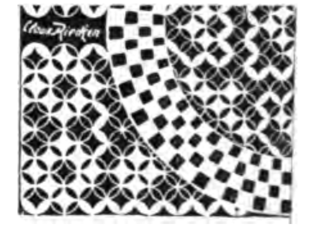



Abb. 423. Vierländer Kratzputz.



Abb. 424. Rokokotisch in Schleißheim. (Zu Seite 421.)

VIERZEHNTES KAPITEL

DER HAUSRAT

F. LUTHMER, Deutsche Möbel der Vergangenheit. Lpz. 1902. — F. S. MEYER, Handb. der Ornamentik. 4. A. Lpz. 1892. — A. G. MEYER, Tafeln z. Gesch. der Möbelformen. Lpz. 1904. — P. JESSEN, Formenlehre f. Möbeltischler. Berl. 1896. — V. FALKE, Ma. Holzmobiliar. Wien 1894. 2. A. 1897. — DERS., Holzschnitzereien. Wien 1893. — LESSING, Vorbilderhefte d. Kgl. Kunstgewerbemuseums Berlin. st. 1889. — L. CASPAR, Musterg. Möbel d. 15.—17. Jh. Frankf. 1889. — H. STEGMANN, Die Holzmöbel d. Germ. Mus. Mitt. 1902. 62. 98. 142. — J. H. v. HEFNER-ALTENECK, Ornamente d. Holzskulptur v. 1450—1820 a. d. bayer. Nat.-Mus. Frankf. 1880. — DERS., Trachten, Kunstwerke u. Gerätschaften vom frühen Ma. bis Ende 18. Jh. 2. A. Frankf. — J. FOLNESICS, Innenräume u. Hausrat d. Empire u. d. Biedermeierzeit in Österr.-Ungarn. Wien. — A. RIEGL, Zur Gesch. d. Möbels im 18. Jh. Mitt. österr. Mus. f. K. u. I. N. F. I. 1887. 467. — K. LACHER, Mustergült. Holzintarsien d. 16. u. 17. Jh. Graz 1889. — CH. SCHERER, Technik u. Gesch. der Intarsia. Lpz. 1891. — R. DOHME, Möbel aus den kgl. Schlössern zu Berlin u. Potsdam. Berl. 1889. — C. GURLITT, Möbel deutscher Fürstensitze. Berl. 1888. — E. THOME, Aachener Möbelindustrie u. Holzschnitzerei (Louis XIV—XVI). Die Rheinlande II, 36. — V. BERLEPSCH, Möbel v. Schloß Tratzberg. Kgwbl. III, 30. — F. ZELL, Bauern-Möbel a. d. bayer. Hochland. Frankf. 1899. — DERS., Volkskunst im Allgäu. Münch. 1902. — R. FORRER, Alt-Elsäß. Bauernstühle. Els. Rundsch. IV, 29. — VIOLLET-LE-DUC, Dict. rais. du mobilier franç. Paris 1858—75. — H. HAVARD, Dict. de l'ameublement et de la décoration. Paris 1887—90. — BONNAFÉ, Le meuble en France au 16e siècle. Paris 1887.

esser und sachlich richtiger als das romanische Wort »Möbel, Mobiliar« bezeichnet unser gutes »Hausrat« die reiche, fast grenzenlos vielgestaltige Welt der Ausstattungsstücke, deren Behandlung um so mehr unter strengste Beschränkung auf die Grundzüge gestellt werden muß, als sie das Interesse nach den verschiedensten Richtungen hin fesseln und ableiten.

Zunächst ist aller Hausrat ein Ergebnis des praktischen Lebens und Bedürfnisses. Seine Arten und Formen wechseln, steigen und fallen mit der Kulturhöhe nicht nur des Einzelnen, sondern auch des Volkes. Gewisse Grundformen, wie sie vom rohen Bedürfnis diktiert werden, kehren allerzeiten und allerorten wieder, aber sie wandeln sich jeweils in allen Stufen »von knappster Zweckmäßigkeit bis zur üppigsten Bequemlichkeit, vom Alltagsstück bis zum Prunkstück, vom allgemeinen Gebrauch bis zur Standessache«. Ein gewaltiger Abstand wird überall zwischen dem Hausrat eines Bauern oder Tagelöhners und dem eines Fürsten sein, und doch werden sich in den verfeinerten immer die einfachsten Formen erkennen lassen, die jeder Kulturschicht nach Sitte, Lebensführung, Tischzucht, Ruhebedürfnis, Tracht, Besitzstand und Erholungsarten gemeinsam sind. Für die archäologische Forschung hat die kulturgeschichtliche Seite des Hausrats das höchste Interesse und die Darstellung der Einzelstücke, der Gattungen und Arten von Tisch, Stuhl, Bett, Schrank usw. nach den Grundformen und ihren Entwickelungsreihen, ganz abgesehen von Kunst und Material, müßte strengwissenschaftlich für unsere Zwecke genügen.

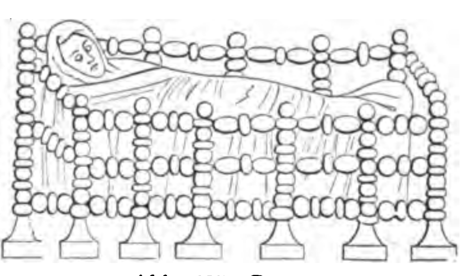


Abb. 425. Bett.



Abb. 426. Stuhl.

Aus dem Stuttgarter Psalter.

Indes wird die rein sachliche und monographische Auffassung des Hausrates durch seine technische und stilistische Bedingtheit gekreuzt. Das Möbel wird im ganzen einen anderen Charakter annehmen, wenn es aus Pfosten und gedrehten Gliedern oder aus Brettern gefügt ist, wenn es wesentlich auf Anstrich und Farbe oder auf Schnitzerei berechnet wird, wenn dem einfachen Kern ein Überzug von edlerem Material oder von Stoff- und Lederbezügen gegeben wird. Man kann beobachten, daß gewisse Glieder wie Beine, Armlehnen, freie Endigungen in allen Stilen die Neigung haben, naheliegende Tier- und Pflanzenformen anzunehmen. Noch stärker ist aber der Einfluß der jeweiligen Architekturformen auf die Struktur und Durchbildung des Hausrates. Theoretisch ist die Möglichkeit denkbar, daß das Holz als wesentlichstes Material unter der Hand des unabhängigen Schreiners seinen eigenen Stil verfolgt, seine hölzerne Formsprache, die lediglich durch die Gebrauchsformen, die Art der Verbindungen, der Werkzeuge und aller technischen Hilfsmittel bedingt wäre. Aber diesen Standpunkt behauptet das Möbel nur in den seltensten Fällen und auf den ganz primitiven, bäuerlichen Stufen. Vielmehr ist es das Kennzeichen des gehobenen Geschmacks, daß im Holz die Formen, Einzelglieder und Ornamente der jeweiligen Architektur nachgeahmt werden. Ähn-

lich dem Eisen offenbart das Holz eine derartige Ausdrucksfähigkeit, daß es sich allen Stilwandlungen leicht und bequem anschmiegt, ja manchmal erst die letzten und feinsten Tendenzen der Architektur auszusprechen erlaubt. Hierdurch gewinnt der Hausrat in den einzelnen Epochen eine weitgehende Uniformität. An großen und kleinen Stücken ist der gleiche Niederschlag von Bauformen zu verfolgen. Und es empfiehlt sich deshalb, um endlose Wiederholungen zu vermeiden, zuerst in einem historischen Längsschnitt die technische und stilistische Entwickelung kurz aufzureißen.

I. Die geschichtliche Entwickelung.

1. Aus dem frühen Mittelalter sind uns profane Holzmöbel überhaupt nicht erhalten. Unsere Kenntnis gründet sich auschließlich auf Miniaturen und dichterische Beschreibung, gegen deren Wirklichkeitssinn aber die stärkste Vorsicht am Platz ist. Denn gerade die Buchmalerei verhält sich jahrhundertelang einfach kopierend und schleppt aus der antiken Überlieferung eine Menge unverjsandenes Beiwerk fort. Schon technisch stand die Schreinerei anscheinend gegen die Metall- und Textilkünste weit zurück. Man kannte bis ins 15. Jh. die Sägemühle und das Brett, wahrscheinlich auch den Hobel nicht. Man war also in den Konstruktionen auf das Spaltholz, Bohlen und Pfosten, beschränkt, in den Verbindungen auf Nagelung und Verzapfung. Eingenutete dünne Füllungen und aufgeleimte Verkleidungen, Marketterien sind dabei nicht gut denkbar, obwohl sie gerade in Miniaturen häufig angedeutet scheinen. Wenigstens stammen alle furnierten Reliquienkästchen der romanischen Zeit aus dem Orient. Dagegen bediente man sich mit Vorliebe der Drehbank. Die gedrehten Pfosten und Docken an Stühlen, Betten, Schreib- und Lesepulten könnten geradezu für den Hausrat bis in die Hohenstaufenzeit als typisch gelten (Abb. 425 und 426). Auch dem Schnitzmesser kann man ein weites Feld der Betätigung einräumen. Ganz allgemein gehen schon in Karolingerzeiten die Endigungen, Lehnen, Knäufe und Füße in Löwen-, Greifen- und Vogelköpfe oder -klauen über, und die hohe Ausbildung des Flachornaments ist durch nordische Beispiele gewährleistet. Im übrigen scheint die Bemalung wie beim Bauernmöbel überwogen zu haben oder man brauchte Decken und Teppiche, die die rohe Holzform dem Blick entzogen.



Abb. 427. Französische Truhe. 13. Jh.
Sammlung Peyre, Paris.

Der Umfang des Hausrats war nach unseren Begriffen gering und der Gebrauch vielfach dem heutigen entgegengesetzt. Das Hauptsitzmöbel war nicht der bewegliche Stuhl, sondern die feste Bank, ein Kastenmöbel, das zugleich als Truhe und Schrank, auch als Lagerstatt diente. Der Tisch wurde auf Böcken davor auf-

gerichtet und nach dem Gebrauch wieder abgebrochen. Stühle kannte man, abgesehen etwa von rohen Schemeln, nur als Ehrensitze in Kastenform auf festem Standort oder als Klappstühle. Das Bett verleugnet die Kastenform nicht, auch wo es als »Gitterbett« auftritt. Bei Vornehmen ist an Stelle unseres Sofas ein Prunkbett (Lotterbett) zum Ausruhen über Tag in Gebrauch. Ganz unbekannt war anscheinend der Schrank, dessen Funktionen durch »Gewandkammern«, große und kleine Wandnischen erfüllt wurden.

Für die ersten tastenden Versuche gerade in den Bergungsmöbeln sind die zahlreichen Kirchenkästen bezeichnend, oft nur ausgehöhlte Eichenstämme oder roh aus dicken Bohlen mit Holznägeln zusammengefügt und völlig mit Eisenbändern beschlagen (Abb. 427). Zwei frühgotische Ornatschränke dieser primitiven Zimmermannstechnik in der Sammlung Wilczek, ein gleicher sowie eine Riesentruhe von ca. 1260 in Schulpforte.



Abb. 428. Kirchenstuhl in Christiania, Rückwand.

Für die Gestaltung der Stühle können die bekannten skandinavischen Kirchenstühle (Abb. 428—430) eine Anschauung geben. Es sind Kästenstühle mit Lehnen und Fußbank, aus Pfosten und Bohlen verzapft und vernagelt und mit jenem eigenartigen, rein romanischen Flachornament geschmückt, das für die nordische Holzkunst so bezeichnend ist. Auch die Knäufe sind als Tierköpfe behandelt. Wenn man sie auch frühestens ins 14. Jh. setzen darf, so gehen sie als Typen doch sicher auf Formen des 11. und 12. Jh. zurück. Jüngere, leichtere Exemplare (Museum in Christiana), bei denen die Bohlen durch ausgesägte Füllbretter ersetzt sind, etwa 15. oder erst 16. Jh., tragen noch immer das erstarrte Flechtwerk und die Tierverschlingungen.

2. In der hohen und späten Gotik bereichert sich der Umfang des Hausrats nach allen Seiten. So beschämend arm in einzelnen Fällen die Ausstattung von Burgen geschildert wird, so überfüllt scheint uns allmählich das bessere Bürgerhaus. Die zahlreichen Nachlaßinventare des 15. und 16. Jh. geben den lebendigsten Eindruck davon, daß der wohlhabende Bürger einen guten Teil seines Vermögens in Hausrat, Betten, Kleidern, Gebrauchs- und Prunkgerät anzulegen pflegte. Fassen wir

nur das Wohnzimmer ins Auge, so kommen zu den immer noch festen Wandbänken hohe Ofensitze, manchmal mit Klapplehnen, leichte Stühle und Schemel mit und ohne Rücklehnen, zu dem beweglichen Bocktische feste Prunk- und Schreibtische mit Schubfächern, zu den Wandnischen eine ganze Reihe von Kastenmöbeln, Fächer und Stollenschränke, Waschkästen, Hängeschränkchen, dazu Himmelbetten, Wandregale, Bortbretter, Leuchterweibchen, Vogelhäuser und Bilder in Holzrahmen.

Gewisse technische Fortschritte begünstigten den schnellen Aufschwung der Möbelschreinerei. Seitdem 1320 angeblich in Augsburg die Sägemühle (wieder) erfunden und die Herstellung dünner Bretter ermöglicht war, gewinnt das Möbel an Leichtigkeit und zerlegt sich ähnlich der gotischen Wand in Rahmen und Füllung. Die gedrehten Pfosten verlieren sich vollständig, die Eisenbeschläge werden auf das notwendige, Bänder und Schlösser, beschränkt. Die Wirkung des Hobels macht sich überall an den tief unterschnittenen Leisten und Simsen mit den feinsten Pro-



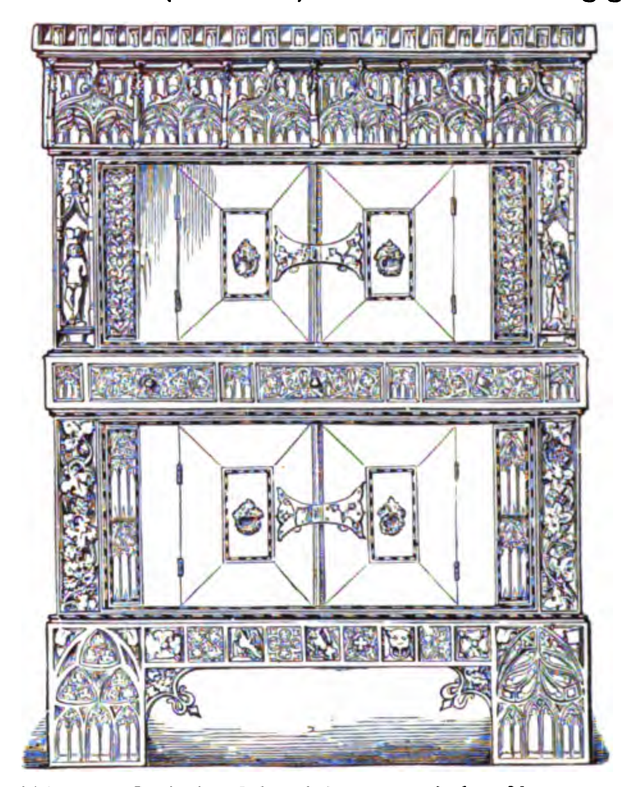
Abb. 429. Stuhl aus Island im Museum zu Kopenhagen.



Abb. 430. Stuhl im Museum zu Stockholm.

filen geltend. Die Glanzleistungen der gotischen Schreinerei liegen ja vorzugsweise im Kirchenmöbel. Hier ist in den Chorstühlen schon gegen Ende 13. Jh., später auch in Altarwerken und Kanzeln entschlossen der Schritt zu reinen Architekturformen gemacht. Dünne Säulchen, Maßwerke, Fialen, Baldachine und Wimperge beherrschen den Holzstil vollkommen und verführen leicht zu einer extravaganten Filigranarchitektur, an welcher nur die technische Meisterschaft über eine gewisse Geistesarmut hinwegtäuschen kann. In der profanen Tischlerei wirkt aber der romanische Sauerteig noch lange nach. Vor allem hält sich hier das Flachornament mit bemerkenswerter Formenfrische bis zum 16. Jh. Es sind nicht nur die Füllungen, sondern auch die Pfosten, Borten, Rahmen, Fuß- und Kopfleisten, die in Flach- oder Tiefschnitt reliefiert werden (Abb. 431). Neben Maßwerken und lederriemenartigem Bandgeschlinge finden wir mancherlei Naturlaub mit verstrickten Tieren, alte Motive von kämpfenden Bestien, verschlungenen Drachen, Hund und Hirsch, Jagdszenen, Wappen, selbst figürliche, meist biblische Darstellungen. In der Ausführung zeigt sich ein auffallender Gegensatz zwischen ober- und nieder-

deutscher Art, der sich aber leicht aus dem vorwiegend benutzten Holz erklärt. In Sachsen und am Rhein, wo man das beste Eichenholz benutzte, überwiegt der Tiefschnitt mit plastischem Charakter. Die Maßwerke und Laubarten heben sich stark, schattenreich, wie aufgelegt vom Grunde. Hierbei ist der rheinischen Schule ein Hobelornament eigen, die Pergamentrollen, welche unbewußt an die antike Kannelierung anklingen, und ein Bandelwerk, aus breiten Kehlen mit Rundstabrändern bestehend, das xförmig ineinander dringt und eine Vorform des barocken Bandelwerks (s. o. S. 267) darstellt. Im Süden dagegen, besonders in den Gebirgsländern, wo man auf das langfasrige, leicht springende Kiefern- und Tannenholz angewiesen war, ist der Flachschnitt, die »Tiroler Gotik«, landesüblich. Hierbei wurde der Umriß des breit und flächig angelegten Ornaments mit dem Geißfuß umrissen und der Grund mit dem Breitmeißel ausgesprengt, zu besserer Wirkung übrigens noch kräftig rot oder blau gefärbt. Die Invasion von Architekturformen hält sich in bescheidenen Grenzen. An Pfosten und Ständern setzen gelegentlich Säulen oder Fialen an, als Abschluß ist allgemein der Zinnenfries beliebt. Aber nirgend tritt die reine Baukonstruktion so bestimmend und langweilig wie im Kirchenmöbel hervor. Das Relief des Hausrats bleibt immer mäßig, geht nie aus dem Brett heraus, hindert weder den Gebrauch noch den Verkehr. Und es ist begreiflich, daß die Möbelgotik der modernen Schreinerei eben durch ihre holzgemäße Flachornamentik die fruchtbarsten Anregungen gegeben hat.


Abb. 431. Gotischer Schrank im germanischen Museum.

3. In der Renaissance erfuhr der Hausrat wieder einige Bereicherung und wichtige Umbildungen. Als neue Formen bürgern sich von der Schweiz her das (eingebaute) Büffet und von Holland her wenigstens in Norddeutschland die Leinwandpresse, allgemein die Brauttruhe, die reicheren Bilderrahmen und in den fürstlichen Kreisen die eigentlichen Prunkstücke, kostbare Tischchen, Schmuckkästchen, »Kunstschreine« mit allerhand mechanischen Spielereien ein. Das charakteristische Möbel dieser Zeit ist aber der riesige, mehrteilige Schrank, der im Zimmer oft eine ganze Wand einnimmt, sonst aber seinen Platz auf der Diele hat. Noch bedeutender sind die technischen Neuerungen. Neben der Schnitzerei, die nun gern

zum Halb- oder Hochrelief übergeht, dringen von Italien und den Niederlanden her die Inkrustationen ein, das einfache Furnier mit mehrfarbigem Maserholz und die Intarsia (Abb. 432). Diese gefällige Flächenkunst war schon im 15. Jh. in Italien zur höchsten Vollendung gediehen, faßte aber erst um 1530 in Deutschland Fuß, vornehmlich in Augsburg, Nürnberg und am Niederrhein, und nahm eine eigene, malerische Entwickelung. Ihrer Entstehung nach ist sie auf ebene Flächenfüllung

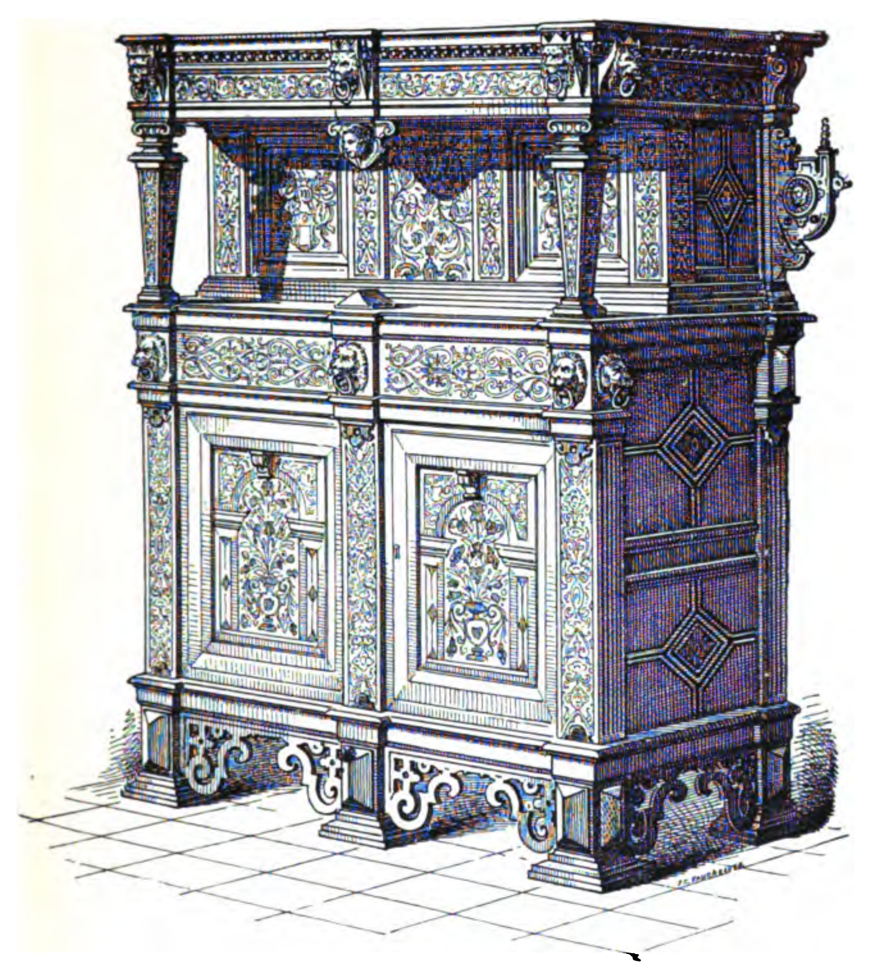


Abb. 432. Kölner Aufsatzschrank. Wien, Sammlung Liechtenstein.

mit linearem Ornament zugeschnitten, indem das Muster gleichzeitig aus zwei hellen und dunklen Plättchen ausgesägt und mit verwechselten Farben (»Männchen und Weibchen« in der Schreinersprache) aufgeleimt wird. Die Deutschen begnügen sich aber nicht mit den üblichen Arabesken, sie gehen zu Blumenstücken, Jagden, Landschaften und grotesken Architekturen über, wobei buntfarbige Hölzer, zumal Grün, und eine leichte Brandmalerei zu Hilfe genommen werden. Auch legen sie Intarsia auf runde und gebogene Hölzer, Säulchen und Konsolen. Statt der vollen Intarsia finden sich an Ulmer Schränken auch bloße Ornamente, aus dünnem Furnier-



Abb. 433. Schrank im Neuen Palais zu Potsdam.

holz gesägt, aufgelegt. Noch ergiebiger für den malerisch-erzählenden Sinn erwies sich die Inkrustation von Ebenholz und Elfenbein, wobei die Innenzeichnung graviert und geschwärzt wurde, wirkliche Intarsia wechselnd mit größeren Elfenbeinplättchen, die in Kupferstichmanier graviert werden. An Stelle des Elfenbeins werden auch Metalleinlagen, Silberplättchen mit getriebener Arbeit, Schildkrot, farbige Steine, besonders Lapislazuli und Perlmutter verwandt, worin gleichfalls die Nürnberger und Augsburger Ebenisten glänzten.

Was nun schließlich die Bildungsgesetze des Hausrats anlangt, so ist schon oben (S. 272) der überwiegende Architekturcharakter der Renaissanceschreinerei betont. Er kommt recht eigentlich bei den Kastenmöbeln, Schrank und Truhe, zur Geltung, welche ganz wie die Wandvertäfelung behandelt mit Kolonnaden, Nischen, Giebeln, Gebälken usw. ausstaffiert werden. Tische, Stühle, Bettgestelle nehmen an Füßen und Pfosten dem Zug der Zeit entsprechend Säulchenformen an, wobei auch die vergessene Dreharbeit, seit ca. 1600 in Korkzieherwindungen, wieder zu Ehren kommt. Indes ist dieser Architekturgeschmack nur in Süddeutschland und erst in der zweiten Hälfte des 16. Jh. herrschend geworden. Vorher findet man den mehr flächigen Stil der Gotik mit schwachen Pilastern und dergl. und dem naturalistischen Ornament des Flötnerschen Geistes. Diesen Charakter bewahren im ganzen die Schreiner von Nord- und Westdeutschland. Ihre Möbel erhalten ein viel regeres Leben und Interesse durch die reiche Übung der figürlichen Plastik, mit der die Füllungen bedacht werden. Und als sich die Hochrenaissance auch hier geltend machte, wurden statt der immerhin steifen Säulchen vielmehr die beweglicheren und graziöseren Hermen und Karyatiden in freien, oft ganz entzückenden Fortbildungen verwandt. Die spätere Renaissance, die Zeit des Ohrenknorpels, gefällt sich sehr in ausgesägten und aufgeleimten Brettornamenten, welche ihre Herkunft von der Rahmenschreinerei nicht verleugnen und wenig Reiz haben. Ein begeisterter Herold des Knorpelstils ist um 1660 der Frankfurter Stadtschreiner Friedr. Unteutsch.

4. Das Möbel des **Barock** bietet gegen das der Renaissance gehalten nur

wenig Eigenart, wozu im Ornament die schwere, blattreiche Akanthusranke und in der Technik die massenhafte Verwendung des Furniers, die vortretenden, vielfach verkröpften Spiegel der Türen und die Flammleisten des Rahmenwerks gehören, »deren mechanische Herstellung von Hans Schwanhard erfunden war«. Dagegen erscheint uns heut das Rokoko als eine unvergleichlich hohe Blütezeit der Möbelkunst, in der ein förmlicher Kultus mit geschmackvollen Zimmereinrichtungen getrieben wurde. Und in der Tat überbietet das Rokokomöbel an Leichtigkeit, Bequemlichkeit, Formen- und Farbensinn, technischer Bravour und vornehmer Eleganz alle früheren und späteren Leistungen. Wie hier jede architektonische Linie verlassen und das Holz in weiche, flüssige, in steter Biegung begriffene Formen gegossen wird, das verdient schlechterdings Bewunderung. Wir brauchen nicht zu sagen, daß die deutsche Schreinerei in gläubiger Anbetung den französischen Mustern folgte und auch die neuen, der Versailler Hofkultur entsprossenen Erfindungen einbürgerte, die vielfach noch heut den Stolz des Salons oder der guten Stube ausmachen. Hierzu gehören — schon dem unübersetzbaren Namen nach — die Kommode, ein Schubkastenmöbel auf ursprünglich sehr hohen, dann immer niedriger werden Beinen, das Bureau oder Kabinett, eine Schreibkommode mit Aufsatz, dessen schräge, mittlere Tür niedergeschlagen als Tischplatte dient, während dahinter eine Menge kleiner Schränkchen und Schubkästen Platz findet, der Spiegeltisch, die Stand- oder Stockuhr, der Lehnsessel, die Chaiselongue und das Sofa. Auch kommt jetzt erst der Begriff zusammengehöriger Möbel, das Etablissement, die Garnitur auf, die volle Zimmereinrichtung uniformen Charakters, welche ganz wesentlich der eintönigen reizlosen Verödung unserer modernen Zimmerkultur vorgearbeitet hat.


Abb. 434. Kaiserstuhl in Goslar.

In der Konstruktion beherrscht die geschwungene Linie den Kontur des Möbels nach allen Seiten (Abb. 424 u. 433). Die Ausbauchung und Einziehung der Wände geht womöglich zugleich



Abb. 435. Lehnstuhl mit Überbau (15. Jh.). Paris.

von oben nach unten und von rechts nach links vor sich und setzt sich verstärkt in den Rahmenhölzern und Füßen fort, ergreift aber auch die oberen und unteren Abschlußleisten, so daß außer Tisch- und Kommodenplatten die ebene Fläche und die gerade Linie ganz ausfallen. Naturgemäß wird die Holzfaser durch die beständige wag- und senkrechte Schweifung so arg durchschnitten, daß man sie dem Auge nicht mehr offen zeigen kann. Furnier, Lack, Vergoldung müssen diese Mängel verdecken; sie stumpfen allmählich die Freude am Naturholz — abgesehen von kostbaren Fremdhölzern, Ebenholz und Mahagoni — gänzlich ab, und schon Mitte 18. Jh. ist das auf den Ton des Zimmers gestimmte, farbige Möbel keine seltene Erscheinung. Hand in Hand hiermit geht die Stoffbekleidung der Sitzmöbel. Schon in der Renaissance finden wir oft gepreßte Lederbezüge der hochlehnigen Stühle über Roßhaarpolstern. Dies Verfahren wird im Rokoko zur Regel, nur daß die feinsten, delikatesten Samt-, Seiden- und Damastbezüge mit blumigen Streumustern benutzt wurden, deren empfindliche Farben nun erst die Lichtschützer, Jalousien, Vitragen und Kattunbezüge in Aufnahme bringen. Nicht weniger verschwenderisch ist die Zeit an kostbaren Beschlägen, Goldbronzen auf Ebenholz, vergoldeten Leisten und Muschelrahmen. Das Furnier feiert auf den geschweiften Flächen und bei dem ausgesprochen naturalistischen Zug des Ornaments (S. 267) seine größten Triumphe. Ja es war einem deutschen Meister, David Roentgen in Neuwied (1743—80), beschieden, die Kunst der farbigen, figürlichen Marketterie zu europäischem Ruf zu erheben.

5. Das Möbel des Klassizismus und des Empire bietet die ersten entschiedenen Versuche der Nachahmung historischer Formen. Mit der republikanischen Römertugend und dem antiken Staatsgedanken hielt man auch das private Leben der Alten und seinen Rahmen einer Auferstehung für fähig, ein Gedanke, der noch Schlüter und Karl Bötticher allen Ernstes beschäftigte. In Frankreich waren es die Architekten Percier und Fontaine und die Ebenisten der Familie Jacob-Desmalter, welche die Schlösser vom Prunk des ancien régime säuberten und mit neuen Ausstattungen füllten. Der Eifer der Rheinbundfürsten zog deren Schöpfungen in Masse nach Deutschland und erklärt es, daß Ausstattungen dieser Zeit bei uns noch häufiger sind als im Mutterland. Die Schlösser zu Würzburg, Kassel, Stuttgart und viele kleine Residenzen sind noch reich daran.

Stilistisch boten die antiken Sitzmöbel, die elegant gebogenen Lehnstühle, die Dreifüße und Klinen, die Putztische und Kandelaber teils im Original teils

in Abbildungen brauchbare Vorbilder zu direkter Nachahmung. Im übrigen, so bei allen Kastenmöbeln, versagt die Kraft der Nachschöpfung, und die Formen werden leicht plump, steif und langweilig. Am empfindlichsten macht sich der Bruch mit aller überlieferten Ornamentik geltend. Der dürftige Ersatz durch Füllhörner, Thyrsus-Stäbe, Liktorenbündel, Lyren, Sphinxe, Urnen, Mäander- und Palmettenfriese bestimmt noch heut den fremdartigen toten Eindruck. Denn diese Symbole, herausgerissen aus einer versunkenen Kultur, was sollen sie dem modernen Menschen, ja selbst dem phantastischen Neurömer sagen? — Der Bestand des Hausrats wird weniger bereichert als alteriert. Neue Erscheinungen sind die Stellwände (Paravents) und Stellspiegel (Psyches), Kandelaber und Blumentische. Die Kommode wird durch den Sekretär oder den Servierschrank zurückgedrängt, für kleine Tische, namentlich Waschtische, kommt der Dreifuß in Aufnahme. Die vorher so zierliche Spiegelkonsole nimmt schwere, geradlinige Formen an, Prunkbetten sehen wie »befestigte Lager« aus. Völlig unvermittelt und unausgeglichen ist oft das Verhältnis freiplastischer Motive zu rein linearen Gliedern, dünner, zerbrechlicher Stützen zu schweren Auflagern und umgekehrt. Gewisse Verdienste kann man nur dem gründlichen Umschlag der Technik zuschreiben. Die Künsteleien des Schnittes und der Profilierung verschwinden ebenso wie das Relief und die Inkrustation. Das glänzend polierte Naturholz kommt jetzt zum erstenmal zu seinem Recht, das weiße Akajou, das braune spanische und das tiefrote holländische Mahagoni, daneben Ahorn, Kirschbaum und Ulme. Den eigentlichen Schmuck machen Beschläge, Scharniere, Endigungen von vergoldeter Bronze. Im schlichten Bürgerhaus lebt das Empiremöbel, aller vornehmeren Reize und Römertugenden entkleidet, als »Biedermeierstil« bis gegen Mitte 19. Jh. fort.

II. Die Einzelformen des Hausrats.

1. Der Stuhl verdient den übrigen Sitzmöbeln schon darum vorangestellt zu werden, weil er nach deutscher Anschauung ursprünglich durchaus als Ehrensitz gilt. Die unaufhörlichen fremden Kultureinflüsse haben es zu einer spezifisch deutschen Form des Stuhls nicht kommen lassen. Auf die »Ästhetik des Sitzens« gesehen wird zu allen Zeiten der Armsessel bevorzugt und zwar in einer wiederstandsfähigen, kräftigen Kasten- oder Pfostenkonstruktion. Bequemlichkeit und Eleganz treten dabei zurück. Dagegen ist den mittelalterlichen

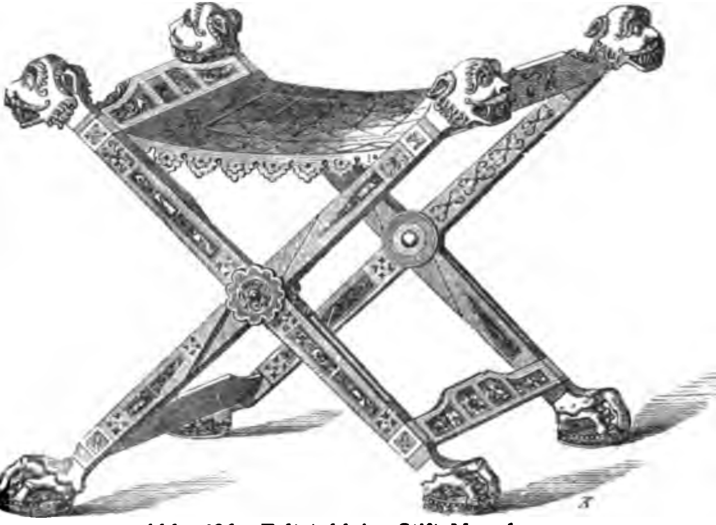


Abb. 436. Faltstuhl im Stift Nonnberg

Stühlen eine auffällige Höhe der Beine eigen; denn bei den primitiven Heizmitteln und dem üblichen Estrichboden der Zimmer war es erwünscht, die Füße möglichst vom Fußboden zu isolieren. In den friesischen Stuben, die von Sturmfluten zu leiden haben, ist das ganze Mobiliar auf besondere Füße gestellt.

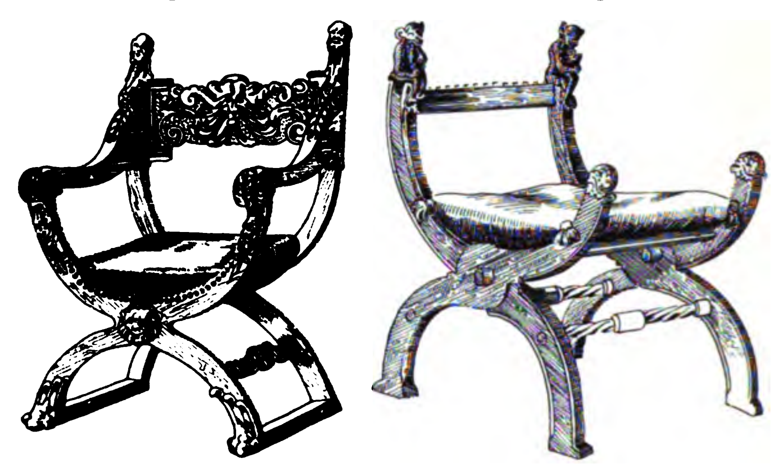


Abb. 437. Faltstuhl der Sammlung Figdor in Wien.

Abb. 438. Fester Faltstuhl von 1629 in Berlin.

Für den Lehnstuhl in Kastenform haben wir ein vornehmes, altes Beispiel in dem Kaiserstuhl Karls d. Gr. im Münster zu Aachen[1]). Er ist aus glatten Marmorplatten mit Kupferbändern zusammengefügt, der Sitz ein Eichenbrett, auf vier Pfeilerchen erhöht und auf Stufen zugänglich, die aus einer antiken Säulentrommel geschnitten waren. Hiernach kann man sich leicht ein Bild der ältesten Holzthrone machen. Ursprünglich ein Kirchenstuhl ist auch der »Kaiserstuhl« in Goslar (Abb. 434), aus dem dortigen Dom stammend, jetzt im großen Saal des Kaiserhauses aufgestellt. Der Sitz eine Steinkiste mit tiefen »Füllungen«, an den Ecken Säulchen auf Kugeln, die Lehne sehr kunstvoll in Bronze gegossen, drei Tafeln mit durchbrochenen Baumranken gefüllt, Anfang 13. Jh. Die Ausführung in Holz lernten wir schon oben (S. 404) kennen. Sie ist in der Gotik mit Pfosten und Füllbrettern, aber auch noch in Kastenform beliebt und es kommen selbst Beispiele mit erhöhter Rücklehne und Baldachin nach Art der Chorstühle vor (Abb. 435). Seit dem 16. Jh. bürgert sich die Polsterung ein, gepreßtes Leder mit Nägeln angeheftet, dann Gewebe, die nur Sitz und Rücken, letzteren in Medaillenform überzieht, oder auch die Armlehnen und im Rokoko oft den ganzen Sitz zu einem gepolsterten Gehäuse umformt.

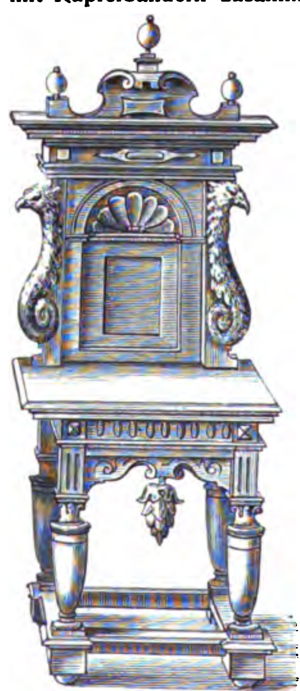


Abb. 439. Stuhl von Vredeman de Vries.

Der Faltstuhl (faldistolium, sella plicatilis) wetteifert in der Gunst des frühen Ma. mit dem Armsessel. Vor diesem hat er die Beweglichkeit und Bequemlichkeit des nachgiebigen Sitzes voraus. In bildlichen Darstellungen, Miniaturen, Siegeln erscheint er oft als Sitz der Fürsten und Bischöfe, fraglos

1) J. BUCHKREMER, Der Königsstuhl der Aachener Pfalzkapelle. Zs. Aach. Gesch. XXI, 135.



Abb. 440. Jamunder Bauernstuhl.

ein Erbstück der antiken Kultur. Schon der bronzene »Thron des Dagobert« befolgt Motive des Faltstuhls. Wir sind aber so glücklich, ein typisches Beispiel im Original zu besitzen; es ist der angebliche Ehrensitz der Äbtissin Gertraud (1235—1252) im Stift Nonnberg bei Salzburg (Abb. 436), »Elfenbeinschnitzereien und Bronzeteile des 12. Jh., im 14. Jh. auf ein neues Holzgestell übertragen«. Die Konstruktion ist vorzüglich, die beiden Sägeböcke oben und unten durch Zargen verbunden, die ausdrucksvollen Löwenköpfe aus Elfenbein geschnitzt, die Klauen, welche noch kleinere Tiere halten, aus vergoldeter Bronze. Die Wandlungsfähigkeit des Möbels sehen wir später, wo Rücken- und Seitenlehnen ansetzen. Die Rückenlehne mit Quersitz ergibt sich einfach durch Verlängerung der Vorderbeine. Ein gotisches Beispiel dieser Art aus Terlan in der Sammlung Figdor (Abb. 437). Ebenso einfach läßt sich beim Längssitz durch Verbindung der erhöhten Kreuzbeine ein äußerst bequemer fester Lehnstuhl gewinnen. Noch andere Varianten ergeben sich aus dem gekreuzten Holzgitter, der Rippen-

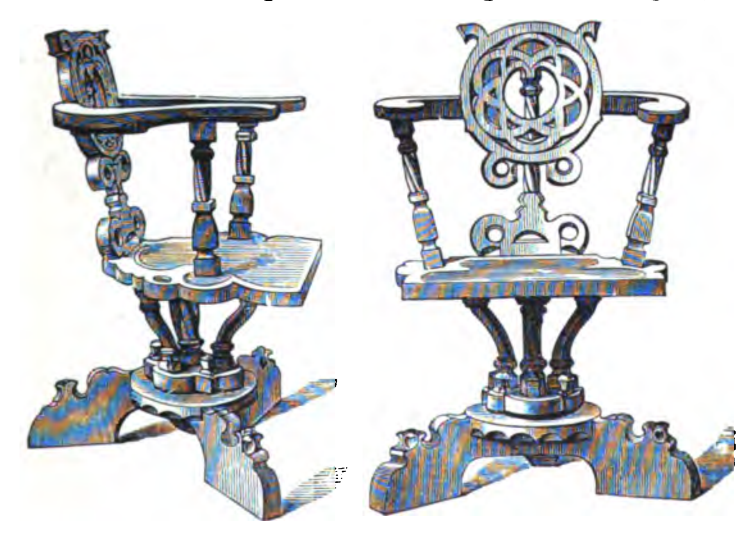


Abb. 441. Drehstuhl aus Katzwang bei Nürnberg.

stuhl, dessen Sitz in einem Scharnier läuft und beim Zusammenfalten aufgeklappt wird, häufig im Bauernmöbel, bald mit geraden, bald mit x förmig gebogenen Rippen (Abb. 398).

Der Schemel ist den alten deutschen Rechtsquellen nur als Dreibein bekannt, ein Brett mit drei eingebohrten Füßen, der typische Handwerkerstuhl, »Schusterschemel«. Er wird mit drei oder vier Beinen auch aus gedrehten Pfosten mit Flechtsitz konstruiert, so das beliebte Sitzmöbel in Nordwestdeutschland. Oder die Beine werden durch zwei gerade oder schräg stehende Bretter ersetzt (Malerschemel), oder durch einen Dreifuß, auf welchem der runde Sitz beweglich ist (Drehstuhl). Im höfischen Zeremoniell lebt er noch bis Ende 18. Jh. als »Taburet« fort, die unterste Staffel des »Rechtes auf Sitz« und fraglos ein gutes Erziehungsmittel zu anmutiger Haltung. Aus dem Dreibein läßt sich sehr leicht ein Lehnschemel entwickeln, indem der Rückenpfosten verlängert und mit einem Schulterblatt besetzt wird; Seitenlehnen vom Schulterblatt zu den Vorderpfosten vollenden dann das Bild des sitzenden Menschen: Zwei Beine, der Rücken, und die Arme auf die Knie gelegt, das ist hier statisch aufgefaßt (Abb. 444). Der Vierbein mit Lehne ergibt dann den Typus »Stuhl« schlechthin, mit Brettersitz und eingezapftem Brett als Lehne noch heut der übliche Bauernsitz (Abb. 440. 151. 153), aber mit geschnitzter Lehne auch im Bürgerhaus heimisch. Bildungsfähiger ist noch die Konstruktion aus Pfosten und Rundhölzern, leicht und hochbeinig mit Flechtsitz im Norden, schwer und hochlehnig mit Lederbezug im Süden. Ein französischer Sondertyp ist der »Reitsitz«, wobei die Lehne als Armstütze für den rücklings Sitzenden gepolstert ist, geschaffen für Gebet und Kartenspiel. Eine hübsche Schöpfung ist der Drehsessel mit Armlehne, der in der Neuzeit als »Lutherstuhl« beliebt wurde. Das Original angeblich aus der Kirche in Katzwang 16. Jh. ist verschollen (Abb. 441).



Abb. 442. Klapplehnbank. Gemälde vom Meister von Flémalle.

2. Die Bank ist das alte gemeingermanische Sitzmöbel, das wir in allen Hausformen (S. 16. 162), in Refektorien (S. 22) und Pfalzen als feste Wandbank, in den Kirchen als Chorgestühl finden, selbst als Herrschersitz für eine oder mehrere Personen (Bankstuhl), später überall im öffentlichen Gebrauch, in Rats- und Gerichtsstuben (Schöffenbank), in Ständesälen (Grafenbank), Trinkstuben, Schulen, Läden und Kontoren (Wechselbank, Bankier, banca rotta). Im bürgerlichen und bäuerlichen Zimmer umzieht sie die freien Wände, pflanzt sich besonders gern vor den Ofen und dient vor dem Bett zugleich als Stufe, Truhe und Sitz. Erst das Sofa verdrängte sie aus den besseren Haushalten. Die Konstruktionen sind fast so vielseitig wie beim Stuhl, bald in Brettern, bald in Pfosten oder beides kombiniert.

Vorzüglich beliebt ist die Kastenbank, die vor der Blütezeit der Schränke als Truhe dient. Nicht minder die Klapplehnbank vor dem Ofen, welche bald die vordere, bald die Rückseite des Körpers zu erwärmen gestattete (Abb. 442).



Abb. 443. Kastenbett. Museum zu Byggdö.

Die Wandbank war ursprünglich und in späterer einfacher Form ein Sitzbrett, durch Stege unterstützt (Abb. 399) und an den Enden mit Wangen abgeschlossen, wofür Schloß Tratzberg eine ganze Reihe einfacher, der goldene Saal der Feste Salzburg die prächtigsten Beispiele bietet. Den Rücken decken Wandbehänge und Kissen (dorsalia, bancalia), die natürlich in getäfelten Stuben entbehrlich wurden. Aus Schilderungen von Gastmählern sehen wir, daß freistehende, lehnenlose Bänke schon um der Bedienung willen ganz gewöhnlich waren; Lehnenbänke müssen demnach etwas ausgezeichnetes bedeuten. Gotische Kastenbänke mit Flachornament beim Grafen Wilczek auf Kreuzenstein, sehr reiche im Rathaus zu Sedletz (Böhmen), mit hoher Rücklehne, niederrheinisch, im Kunstgewerbemuseum zu Köln und im Germ. Mus. Bauernbänke mit roher Pfostenund Bohlenkonstruktion, die Rücklehne mit romanischem »Geriemsel« noch im 17. und 18. Jh, im Museum zu Stockholm.



Abb. 444. Bettstatt aus dem Ostenfelder Hof in Lingby.

Seit Ende 17. Jh. dringt aus dem Orient über Frankreich das weichliche Sofa ein (Divan, Ottomane, Chaiselongue), eine Polsterbank mit Lehne für mehrere Personen, das bald nur eine Rücklehne, bald nur eine oder zwei Seitenlehnen, bald alle drei vereint hat und je nachdem als verlängerter Stuhl oder als Kombination von zwei (auch drei) Stühlen (zuweilen wirklich mit Trennungswangen) gelten kann. Jedenfalls ist die Lehne niedrig, der »Garnitur« angepaßt, und die Polsterung verschlingt allmählich das Holzwerk. Es ist so recht der »Langsitz« geistreicher Frauen, der Thron der intimen Kauserie, das Symbol des beginnenden Kaffeeklatsches.



Abb. 445. Prunkbett nach Herrad v. Landsberg.

Die öffentlichen Steinbänke an Kirchen, Brunnen, Rathäusern, unter Dorflinden usw. sind noch ein völlig unbetretenes Gebiet der Forschung. Daß auch hier witzige Erscheinungen nicht ganz fehlen, mag ein völlig aus Stein gehauenes Sofa vor einem Haus in Oberlungwitz i. S. belegen.

3. Das Bett[1]), die Lagerstatt, ist auf jeder Kulturstufe das erste und unentbehrlichste Möbel, worin das menschliche Leben beginnt und schließt, sei es aus Streu, Stroh und Fellen gehäuft oder als Kunstbau mit Seide und Daunen gefüllt. Wie die Bank gehört es zum festen Hausrat als Einbau der Wohnstube (Nischenbett), für die Familie das Symbol der Hausehre und Fruchtbarkeit, auf welchem die Mutter die feierlichen Wochenbesuche, die Witwe die Beileidsbesuche empfängt,

1) K. SEIFERT, Das Bett im Ma. Zs. f. d. Kulturgesch. II. 1857. 74.

und wo die Toten aufgebahrt werden. In fürstlichen Kreisen genießt es dieselbe oder höhere Verehrung wie der Thron, als Paradebett ist es die Stätte der Audienzen und Regierungslast (lit d'honneur, lit de justice), wenn auch erst der französische Hofton das Aufstehen und Ankleiden (lever) zu einer Staatsaktion machte und selbst vorm leeren Bett eine Huldigung verlangte wie vor Geßlers Hut. Aus dieser Ehrenstellung rückt es im 18. Jh. in das Boudoir und wird von den zucht- und ruhelosen Frauen dieser Zeit zum Reizmittel, zur Tugendfalle umgebildet. Mit



Abb. 446. Himmelbett. 16. Jahrh.

Behagen legten sich nach dem großen Umsturz die bluttriefenden Republikaner dahinein, die Soldaten aber erneuerten das spartanische Feldbett. Für den Kulturwandel ist es bezeichnend, daß man im Ma. ganz allgemein nackt und in halbsitzender Stellung schlief, daher die hohen Kopfkissen, Kopfenden und Betthimmel.

Das Schlafbett ist in älterer Zeit immer breit, zweischläfrig, ein Kastenmöbel, wie es noch die nordischen Rauchstuben bieten (Abb. 8. 443). Auch das Nischenbett der niederdeutschen Bauernstube (Abb. 444), die Schlafkästen des Gesindes (S. 150) geben die primitivsten Typen wieder. Für die romanische Zeit geben die Miniaturen, vor allem Herrad, eine reiche Anschauung, wobei allerdings der Bau aus gedrehten Rundhölzern und Dockenreihen (wie schon bei den alemannischen Totenbetten von Oberflacht) überwiegt und der feste Boden fehlt. Hier werden Gurte an Ringen angedeutet, wobei es unklar bleibt, wie das hohe Kopfende zustande kommt und ob die Pfosten stehend oder liegend (als Querhölzer) zu

denken sind (Abb. 445). Auf ähnliche Konstruktionen aus Rundhölzern kommt dann die Renaissance zurück. Die Gotik entwickelt die Bettlade, überwiegend ein schmuckloses Kastengefüge, dessen Bezüge nach den Bildern bis auf den Boden reichen, während an Stangen der Decke die Vorhänge des Himmels laufen, die tagsüber aufgeknüpft, nachts völlig zugezogen werden. Diesen Betthimmel übersetzt die oberdeutsche Zimmergotik in Holz, indem sie das Bett von der Nische, Wand und Decke löst und selbständig, zu einem »Zimmer im Zimmer« macht. Zu diesem Zweck wird das Kopfende erhöht und zunächst ein Halbdach, durch Seitenwangen gestützt, angesetzt (schönes Exemplar im hist. Mus. zu Basel). Wird das Fußende ebenso behandelt, so ergibt sich ein gewölbter Betthimmel, der an den Langseiten durch Vorhänge vollends geschlossen werden kann (Sammlung Wilczek). Bei anderen Beispielen ist die Abdeckung gerade, so bei dem vielfach abgebildeten Kastenbett des Germ. Mus. Die Bretter sind meist durch reiche Flachschnitzerei

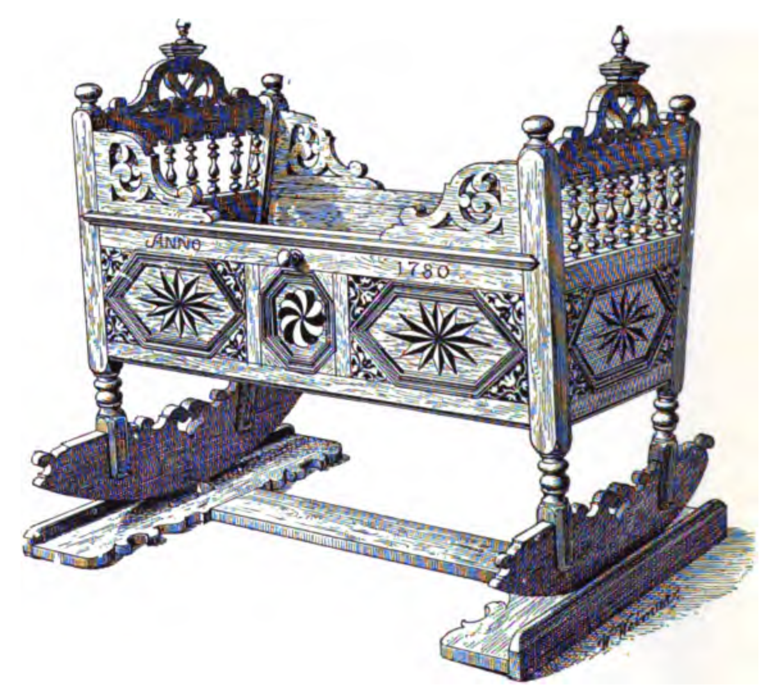


Abb. 447. Vierländer Wiege. Museum in Hamburg.

belebt, in der Fußborte und in den Wangen finden sich Maßwerkfenster, innen an der Kopfwand Bortbretter und Kästchen. — In der Renaissance bleibt nur die Kopfwand stehen, am Fußende tragen Säulchen das Gerüst des Baldachins, der nunmehr wieder überwiegend aus Webstoffen gemacht und manchmal zeltartig erhöht ist. Es kommen aber auch Betthimmel auf vier freien Säulchen vor (Abb. 446) (Paul Scheurls Prunkbett im Germ. Mus.), selbst ganze Eisengestelle (Kunstgew.-Mus. Frankfurt a. M.) und andererseits Baldachine, die noch an der Wand oder der Decke hängen. Im Rokoko tritt die Tischlerei gegen die Kunst des Tapezierers sehr zurück. Ausgesuchte Raffungen des Baldachins, die mit der Mode wechselten und sich durch fremdartige Namen empfahlen, kostbare Bezüge, Decken und Polster fesselten das Interesse in der Richtung auf äußerste Verweichlichung.

Von dem oft genannten Spannbett (Lotter-, Kulter-, Faulbett, Kutsche), das im Haushalt die Stelle unseres Sofas vertrat, haben wir keine rechte Anschauung, da Originale nicht erhalten sind und die Abbildungen nur mehr oder minder kunstvolle Lehnen erkennen lassen. Die Wiege ist ein Miniaturbett in Kastenform, einfachsten Falls ein Korb. Da man im Ma. und bis in unsere Tage eine schaukelnde Bewegung für das Gedeihen des Kindes

notwendig hielt, so suchte man alle Möglichkeiten heraus. Das einfachste ist die Schaukel an Stricken, die an der Decke befestigt sind. Demnächst ein festes Gestell mit zwei senkrechten Balken, in welche das Kastenbettchen durch Zapfen eingreift. Diese Gattung wird zuerst durch die Wiege Heinrichs V. von England 1388 (in Brislington), in Deutschland durch eine Münchener Krippe 15. Jh. belegt. Allgemeiner ist aber die Konstruktion auf Kufen, die Lotze oder Hotze, wobei die Füße auf ovalen Brettstücken (Gängeln) ruhen. Vielfach ist eine Unterlage, Podest mit Leisten, beliebt, die das Fortwandern der Wiege verhindern sollen, ebenso sind die Gängeln an beiden Enden mit Voluten gegen das Überschlagen zugeschnitten, und Spannreifen oder Wickelbänder beugten dem eigenmächtigen Herausfallen des Kindes vor. Auch findet sich am Kopfende ein Galgen oder Spannreifen mit Vorhängen, um Licht und Fliegen abzuwehren.

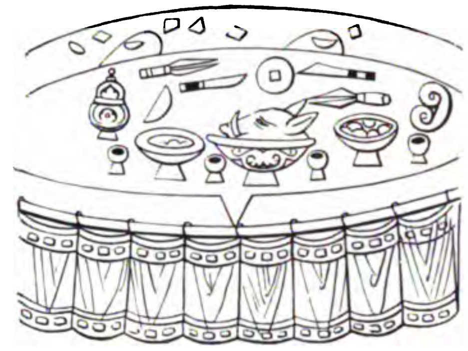


Abb. 448. Gedeckter Tisch nach Herrad.

4. Der Tisch als stabiles Möbel, als Mittelpunkt des Familienkreises ist anscheinend erst dem späteren Ma. zu verdanken. Viele Beschäftigungen und Unterhaltungen, die uns an den Tisch fesseln, waren dem hohen Ma. noch fremd. Lesen und Schreiben verrichtete man an Pulten. Der älteren Geselligkeit waren vielmehr feste Tische im Wege. So ist es erklärlich, daß auch der unvermeidliche Speisetisch bis ins 15. Jh. nur als rohe Bedürfnisform erscheint, eine lange, ovale oder runde Tafel, die auf Böcken oder Schragen ruht und vom Tischtuch fast bis zum Boden verdeckt wird. Eigenartig ist ein Tisch bei Herrad, rings mit hohem Rand (?) und Rundstab umgeben, an dem in Ringen eine Traperie hängt. »Die Tafel aufheben« erinnert noch daran, daß nach dem Mahl das ganze Möbel hinausgetragen wurde wie noch heut bei Zweckessen »mit darauffolgendem Tänzchen«. In der späteren Gotik wird der fliegende Tisch dadurch etwas stabiler, daß die Böcke

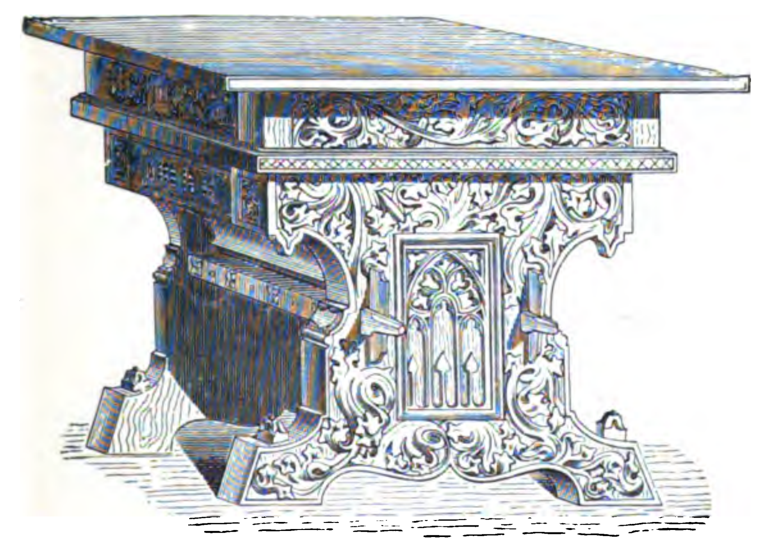
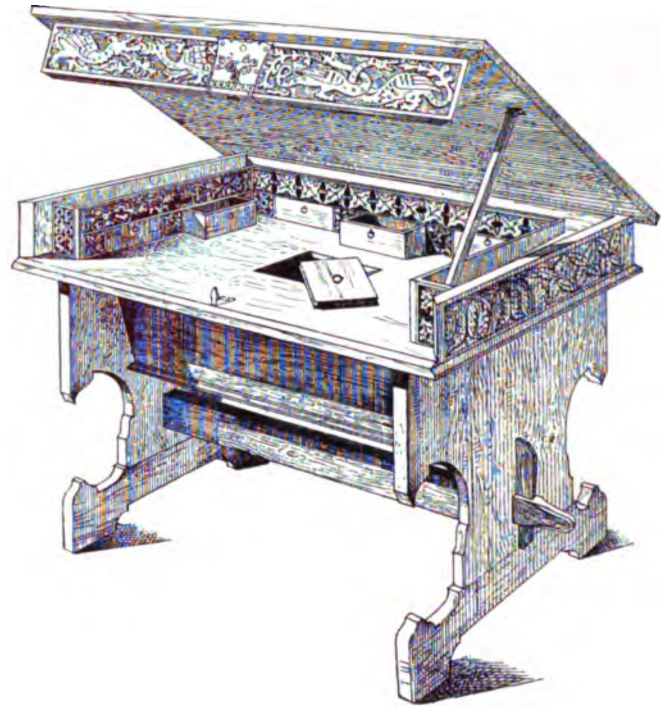
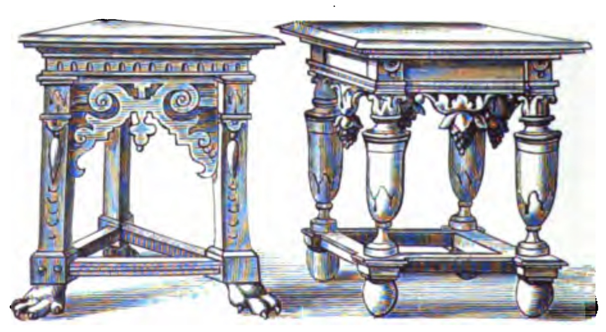


Abb. 449. Gotischer Tisch im Germanischen Museum.


Abb. 450. Schreibtisch im Museum zu Basel.

oder Schragen durch Sprossen (Spriegel) verbunden werden; und zwar werden sie nicht mehr als Pfosten, sondern als Bohlen (Dielen) mit Fuß- und Hirnleiste konstruiert und die Spriegel in mittlerer Höhe hindurchgesteckt und verkeilt (Abb. 398). Die Tischplatte ist noch lange beweglich. Um das Gestell noch mehr zu befestigen, kommen Fußspriegel und Zargen hinzu, und beim derzeitigen Mangel an Kastenmöbeln benutzt man letztere zur Einlegung eines Schubfachs (Tischkastens). Manchmal wird dann nach unten noch ein schmaleres Kastenfach angehängt, das durch eine Öffnung in der Platte wie ein Burgverließ zugänglich ist, und ein Exemplar im Museum zu Basel mit aufschlagbarer Decke zeigt zwischen den Zargen die zahlreichen Schubkästchen eines modernen Schreibtisches (Abb. 450). Daneben sind runde, sechs- und achteckige Platten auf einer Mittelstütze, die etwa dem Stiel eines Taufsteins oder einer Kanzel nachgebildet ist, nicht unbekannt.

Ganz ungemein reiche Formen brachte die Renaissance auf den Plan. Weniger im einfachen Haushalt, wo die schweren gotischen Konstruktionen mit ausgeschnittenen Bohlenstützen noch lange nachhalten, als in vornehmen Prunktischen. Hier wurden an den Stützen alle denkbaren Motive durchprobiert. Zunächst Beine, erst in schlanker Säulchenform, dann als Docken mit schweren Kugeln (Abb. 451) oder als gewundene Stäbe gebildet, senkrecht oder gespreizt, durch Kopfzarge und Fußbänder (auch in diagonaler Richtung) verbunden. Dann Böcke, deren Stirnwände in Hermen, konsolartige Figuren, Löwen- und Drachenleiber und -füße aufgelöst sind. Endlich für Rundtische Ständer oder Schäfte,


Abb. 451. Tische von Vredeman de Vries.

bei denen drei oder vier Füße im unteren Drittel eingezapft sind, während die Platte eingeschraubt oder auch durch knaggenartige Arme gehalten wird. Durch Figurierung der Teilstützen, durch Kombination von Beinen und Böcken, durch Einsetzung von Kästen oder tieferen Platten (Etagen) entstehen weitere Spielarten. Ebenso durch die Behandlung der Platte die Auszieh- und Klapptische. Ist die Platte bei Gebrauchstischen glatt, so wird sie bei Prunk-, Spiel- und Bureautischen be-

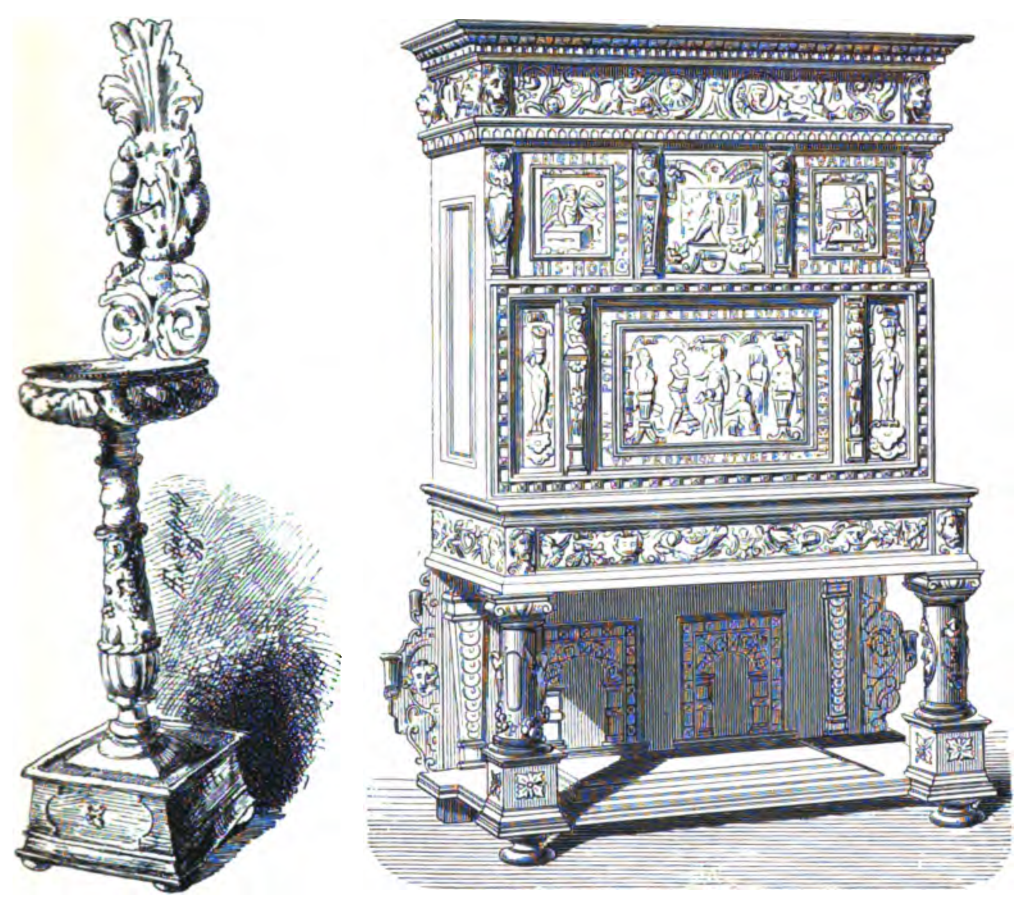


Abb. 452. Waschkasten (17. Jh.) aus Schloß Tratzberg.

Abb. 453. Norddeutscher Stollenschrank. Österr. Museum.

malt, markettiert oder geätzt. Im einfachsten Fall finden wir eine Schieferplatte als Rechentafel eingesetzt. Besonders beliebt waren Platten aus Solnhofer Stein, in welche Kalendarien, Münz- und Maßtabellen und allerhand Rechentafeln in einer Umrahmung von Kartuschen und ganzen Bilderzyklen eingeätzt sind. Aber auch bemalte Tische mit Landschaften und Jagdstücken, solche aus Ebenholz mit Silberintarsia, getriebene oder gravierte Silber- und Elfenbeinplatten, Schildkrot, Lapislazuli und anderer Steinmosaik sind in Schlössern und Sammlungen (Berlin, Dresden, München, Wien) zahlreich vertreten. — Diese Vielfältigkeit der Arten und Formen geht im Rokoko merklich zurück und es bildet sich ein Normaltyp, der von allen

Nebenfunktionen entlastet auf zierlichen, geschwungenen Beinen steht, transportabel und möglichst bequem, hindernisfrei. Die Zarge wird überzogen und aufgelöst in leichtes Bandel- und Muschelwerk (Abb. 424). Neuartig sind aber die Spiegel- und Konsoltische, die auf S-förmig geschwungener Stütze oder auf zwei Beinen ruhen (Abb. 409), und die kleinen Hilfs- und Nebentischchen (Guéridons), die zur Aufstellung von Nippsachen, Näschereien, Lichten usw. dienten.

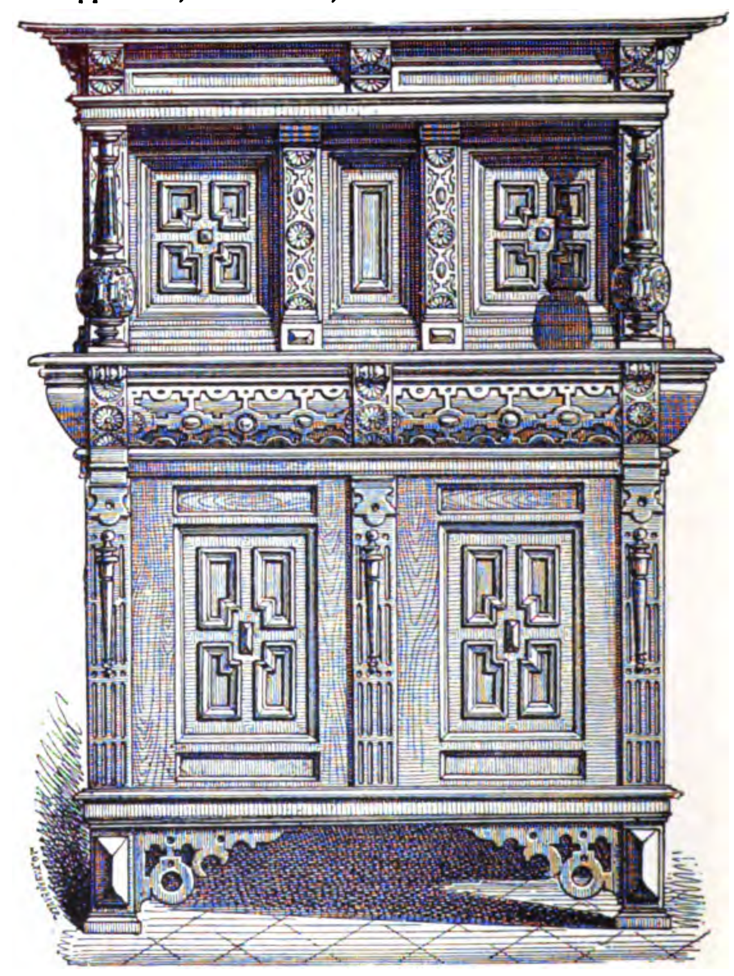


Abb. 454. Vlämischer Aufsatzschrank. Wien, Sammlung Liechtenstein.

5. Der Schrank entwickelt sich erst im Lauf des 15. Jh. und zwar nicht in der Richtung auf die oben (S. 404) erwähnten frühgotischen hohen (Kleider-) Schränke zu, sondern breit und vielteilig als Gefäß- und Gerätbehälter mit einer Reihe einzelner Fächer und Türen, wobei an den Seiten und in der Mitte ziemlich breite Stege der Wand stehen bleiben. Man könnte den gotischen Schrank eine stets wechselnde Vereinigung von Kästen nennen, von denen in der Regel zwei oben und zwei unten stehen, in der Mitte durch ein Querfach mit Klapptür oder Schublade getrennt. Landschaftlich stehen die oberdeutschen in einem gewissen

Gegensatz zu den rheinischen und nordischen. Bei den oberdeutschen (Abb. 431) überwiegt die Bretterfügung mit Flachornament und Zinnenkranz, ohne hohes Relief, bei den niederdeutschen die Pfostenkonstruktion mit Füllungen, wobei die Rand- und Trennungsglieder in feinen Architekturprofilen stark, schattenreich entwickelt werden S. 408). Hieraus erklärt sich auch der spezifisch niederrheinische »Stollenschrank«,

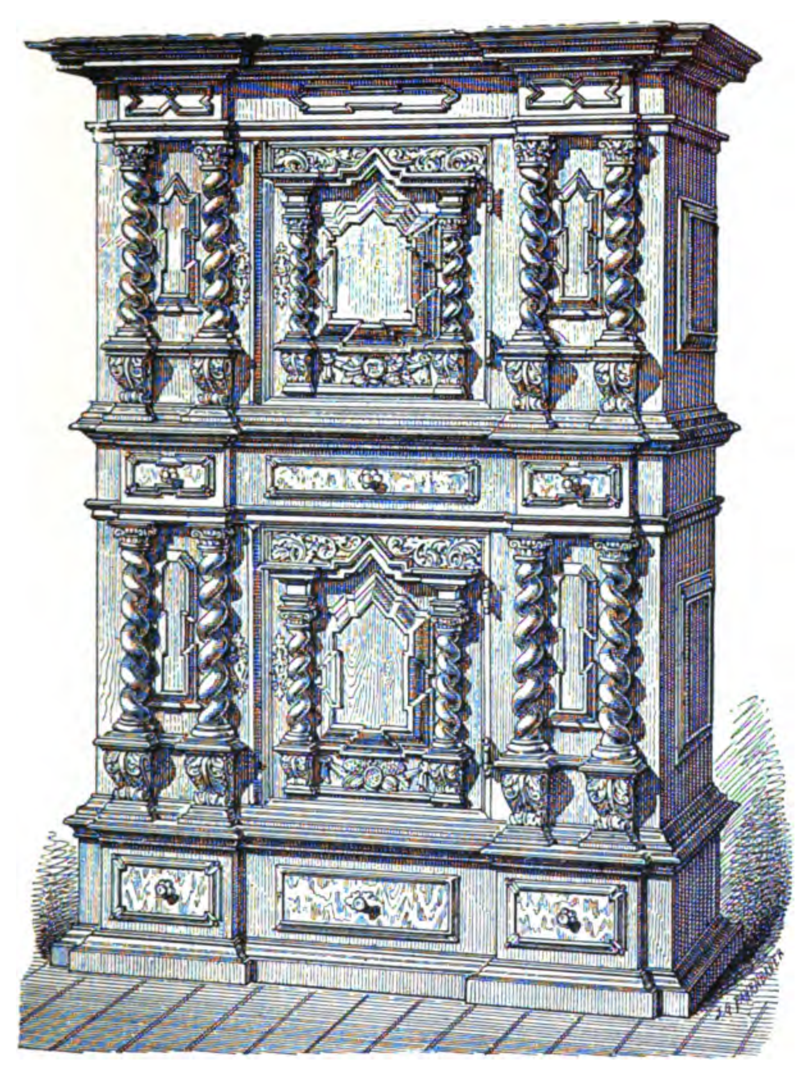


Abb. 455. Deutscher Schrank. 17. Jh. Wien.

ein Halbschrank auf hohen Beinen für das Speisezimmer, auf dessen untere, freie Platte die größeren Kühl- und Trinkgefäße gestellt wurden, während auf der oberen Glas und Zinn und in den Schränkchen und Schubläden das übrige Gerät Platz fand (Abb. 453). Wenn die Fassade aus dem halben Sechs- oder Achteck konstruiert wird, so enden die mittleren Pfosten in hübschen Hängezapfen. Für den gleichen Zweck hatte man auch ein Möbel, das sich zwischen Tisch und Schrank bewegt, den

Schautisch, die Kredenz (Dressoir), unten ein Wandtisch (oder Schränkchen), darüber mehrere Stufen mit Bortbrettern und als Bekrönung ein Baldachin. Ähnlich aufgebaut ist der (bloß süddeutsche) Waschkasten (Piscina), in seiner einfachsten Form ein Zinn- oder Kupferkessel, darunter ein Becken, beides an eine Bohle oder einen Pfosten gehängt (Abb. 452). Bei reicheren Beispielen wird das Waschgerät in eine Nische zusammengefaßt, deren Untersatz und Überbau ein Schränkchen bildet. Das Möbel erklärt sich aus der ma. Tischzucht und verschwindet, sobald das Tischbesteck in Gebrauch kam. Die ganze Zierlichkeit gotischer Ornamentik kommt dann an den kleineren und größeren Hängeschränkchen zum Ausdruck, welche mit ihren durchbrochenen Türchen und Füllungen zu den kunstvollsten Schöpfungen der Schreinerei gehören.



Abb. 456. Danziger Schrank im Stadtmuseum zu Danzig.

In der Renaissance macht sich bis über 1550 hinaus der Stilwechsel fast ausschließlich im Ornament geltend (Abb. 455). Die Architekturmotive, die wie bemerkt im Nordwesten früher und lebendiger (Hermen, Karyatiden usw.) als im Süden (Säulchen und Pilaster) ansetzen, führen langsam zu größerer Auffassung. Das Querfach verschwindet allmählich. Weite Verbreitung gewinnt der Vierfächerschrank, entweder glatt in der Mitte geteilt, so daß man an zwei aufeinandergesetzte Truhen erinnert wird, oder mit Vergrößerung der unteren Fächer in zweidrittel Höhe. Eine der glücklichsten Erfindungen dieser Art ist der rheinische Aufsatzschrank, bei welchem die kleineren Oberfächer zurücktreten, das Kranzgesims aber wieder vorgezogen und durch freie Stützen, Säulen, Docken, Hermen oder Karyatiden getragen wird (Abb. 454 u. 432). Der entscheidende Schritt zur endgültigen Fassung des Möbels vollzog sich jedoch in süddeutschem Gebiet, indem die Wandvertäfelung mit ihren Maßen und Austeilungen auf den Schrank übersprang (um 1600). Hinfort beherrscht eine große Säulenstellung die Fassade,

unterbaut von einem Sockel mit entsprechenden, gewöhnlich drei Postamenten, zwischen denen man Schiebkästen anbrachte und bekrönt von einem breiten hohen Gebälk. Hier haben wir nur noch zwei große Türen, hinter denen sich die innere Teilung nun ganz nach Bedürfnis und Belieben vollzieht; da aber die Eck- und Mittelsäulen das Aufschlagen der Türen nicht wenig behindern, so schreitet man im Barock dazu fort, den Türen je halbe Schrankbreite zu geben, die Säulchen aufzuleimen und die mittlere derselben als Schlagleiste zu benutzen. Erkennt



Abb. 457. Der Pommersche Kunstschrank. Berlin, Kunstgewerbemuseum.

man dieser Schöpfung als Kunstform alle Vorzüge zu, so wird man doch gegen den komischen Gegensatz von Mittel und Zweck nicht blind sein. Denn ähnlich wie bei den gleichzeitigen Türen kommen die Säulen, die scheinbar zur Statik des Möbels von höchsten Nöten sind, beim jedesmaligen Öffnen herausgewandert. — Die Umbildung der gotischen Kredenz zum Buffet vollzog sich in der Schweiz, und die neue Form ist erst im 19. Jh. gemeindeutsch geworden. Hier ist mit der Form des Doppelschranks der Vorteil des Tisches verbunden, indem zwischen das reichere Ober- und das schlichtere Unterteil ein freies Zwischenfach mit Bortbrettern zur Aufstellung von Gefäßen eingelegt wurde. Da sich auch die Wasser-



Abb. 458. Bureau von Oeben und Riesener. (Louvre.)

blase an dieser Stelle noch vereinzelt findet, so kann man die Disposition der Waschkästen als bestimmend für das Buffet ansehen.

Im Barock wird der Schrank im ganzen wieder flächiger, neben gewundenen Säulchen nehmen bescheidene Pilaster überhand (Abb. 455). Für den beliebtesten Typus des 17. Jh., den Hamburger Schrank, ist sogar die durchgehende Furnierung bezeichnend, die sich selbst auf Gesimse und die heraustretenden Spiegel der Türen erstreckt, technisch angesehen immer eine Bravourleistung. Die Krönung nimmt hierbei gern eine bloße mittlere Verkröpfung, bei den Danziger Schränken eine gebrochene Giebelform an, die Füße werden allgemein breitgedrückte Kugeln (Abb. 456). Über den Schrank des Rokoko ist nach den oben S. 409 klargelegten Bildungsgesetzen wenig zu bemerken. Zu eigenartig reizenden Erfindungen gibt sowohl der Unterbau, vielfach in Kommodenform, als besonders die Krönung Anlaß. Hier finden sich geschwungene und durchbrochene Giebel, denen der Umriß der Türen folgt, überlagert von Putten und allegorischen Weibern, bekrönt von Urnen und Fruchtgehängen. Die Behandlung zehrt wesentlich von Motiven, die früher schon als Portalkrönungen ihre Rolle gespielt hatten (Abb. 433).

Die Begleiterscheinungen des Schrankes können wir nicht im einzelnen verfolgen. So ergibt allein das Luxusmöbel »Kunstschrank« eine vielgestaltige Entwickelungsreihe, die durch Anwendung aller S. 407 genannten Inkrustationsmittel noch bunter wird. Den Ausgangspunkt bilden (seit Anfang 16. Jh.) Schreibkästen, glatte Kassetten, meist auf zugehörigen zierlichen Tischchen, deren Vorderwand als Schreibunterlage heruntergeklappt

wird und eine Reihe Schubkästen in einer Miniaturfassade sehen läßt. Andere Kassetten dienten als Reisenecessaire, Schmuckkästen, Apotheken, und nahmen als solche ein äußeres Architekturgehäuse an, bei welchem die Kostbarkeit des Materials mit der kunstvollen Arbeit wetteifert. Der Haupterzeugungsort war Augsburg, wo die Kistler Baumgärtner und Angermaier und die Goldschmiede David Ottemstätter und Matth. Wallbaum einander in die Hände arbeiteten. Das größte und bedeutendste Stück ist der »Pommersche Kunstschrank«[1], 1617 für Herzog Philipp II. von Pommern gearbeitet, der in seinen unzähligen Kästchen und Läden die ganze Reiseausstattung des Fürsten, Tafelgerät, Rasierbecken, Karten- und andere Spiele usw. enthält (Abb. 457). Auch in Nürnberg, Eger, Prag, selbst in Bremen und in Hamburg wurden hervorragend schöne »Augsburger Kasetten« gearbeitet.

Im Rokoko bürgert sich für ähnliche Zwecke das Kabinett oder Bureau ein, ursprünglich ein Schreibtisch mit Schubladen, auf dessen Platte zurückgeschoben sich ein Schränkchen aufbaut. Unter zahlreichen Varianten wird in Deutschland am beliebtesten die Schreibkommode, unten drei bis vier Schubkästen, in der Mitte ein Querfach, dessen geneigter Deckel niedergeschlagen als Schreibtisch dient, dahinter zahlreiche Kästchen für Papiere usw., darüber ein schrankartiger Aufbau mit zwei Türen und manchmal noch zwei Kästenreihen. Bequemer sind die Stücke mit geteilter Kommode und aufwärts schlagender Klappe, von denen in bürgerlichen Haushalten immer noch manche Exemplare in Gebrauch sind (Abb. 458).

Die Truhe ist das älteste Kastenmöbel und man kann sich das primitive Bohlengefüge sehr leicht nach den romanischen Kirchenkästen vorstellen. Ihre reichste Blütezeit erlebte sie im 16. und 17. Jh. besonders in Nordwestdeutschland, wo sie als Brauttruhe die Mitgift der jungen Frau bildete und barg. Die frühesten Beispiele führen uns wieder den Gegensatz nord- und süddeutscher Art vor Augen. Die süddeutsche Truhe steht schon im 15. Jh. auf einem eigenen, sockelartigen Postament, welches dann allgemein als Schrankfuß übernommen wurde (Abb. 459). Im Norden werden dagegen Füße und Rahmen zugleich durch senkrechte Bohlen gebildet, zwischen denen wagrechte, eingefalzte Bretter den Kasten bilden. Der Dekor ist dort mehr umstochene Flachschnitzerei, hier mehr Relief, wobei jedoch Maßwerkfüllungen überwiegen. In der Renaissance vollziehen sich die Gliederungen und Dekorationen auch in den landschaftlichen Spielarten genau wie beim Schrank (Abb. 460). Nur ist zu bemerken, daß sich am Niederrhein und teilweis auch in Niedersachsen das erzählende Relief — meist biblischen Inhaltes — an der Vorderwand in glänzendster Weise entfaltet. Prachtstücke dieser Art birgt die Sammlung Roentgen in Bonn.

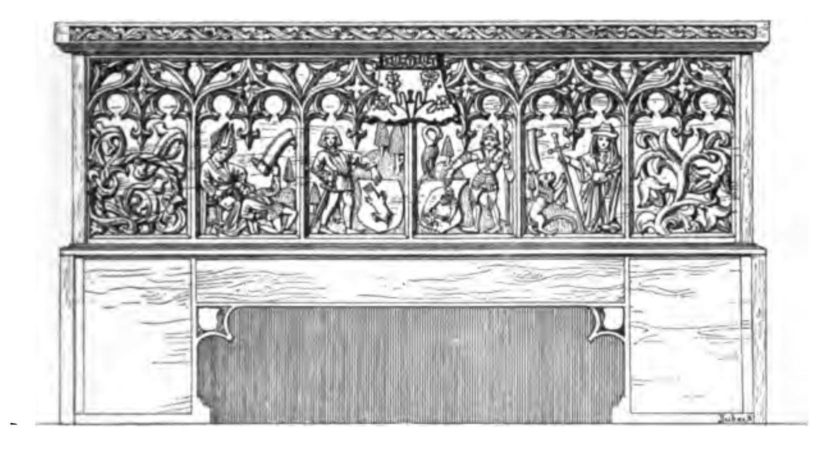


Abb. 459. Truhe im Museum zu Basel.

1) J. Lessing, Der Pommersche Kunstschrank. Jb. kgl. preuß. Kunsts. IV. V. 1883/4.

6. Die kleineren Möbel können wir nur flüchtig berühren, da sie entweder nur in wenig Stücken vertreten sind oder so sehr den allgemein gültigen Gesetzen des Möbelstils unterliegen, daß wir bei jedem Einzelstück nur oft Gesagtes wiederholen könnten. So ist die auf Nordwestdeutschland beschränkte Leinenpresse nichts anders als ein kleiner, starkgebauter Tisch auf vier Füßen mit Schublade, auf welchem ein Galgen mit dem Schraubengewinde steht, von der rohen Bedürfnisform wechselnd bis zum reichornamentierten Prunkstück. An Schrankformen lehnen sich die Kastenuhren an, welche zum Schutz der Gewichte eine schmale, fast bis zur Decke reichende Röhre haben, deren Einkleidung allen Stilwechseln unterliegt. Die Pulte, deren man beim Schreiben und Lesen bedurfte, zeigen in romanischer und nachgotischer Zeit gedrehte Säulchenstützen, in gotischer daneben auch schrankartige Unterbauten oder Etagen zwischen Pfosten, auf denen Bücher und Schreibgerät abgelegt werden können. Scherenpulte, nach Art der Faltstühle konstruiert, und kurze Setzpulte sind aus dem kirchlichen Gebrauch gleichfalls in den bürgerlichen übernommen worden. Betschemel nähern sich oft den Pultformen, indem an die truhenartige Kniebank eine Stirnwand oder eine freie Stütze mit geneigter Platte oder Armlehne angesetzt wurde. Schließlich wären noch eine Reihe kleiner Sachen und Geräte, Bortbretter, Bilderrahmen, Handtuchhalter, Lichthalter, Bandwirkerrahmen, Weifen, Spinnräder, selbst Butterfässer und Pferdekummte zu nennen, an denen sich die Formen des Holzmöbels bewähren. Vorzüglich sind es die Mangelbretter, an denen sich seit Ende 16. Jh. die volkstümliche Kerbschnitzerei bis nahe an die Gegenwart betätigte.

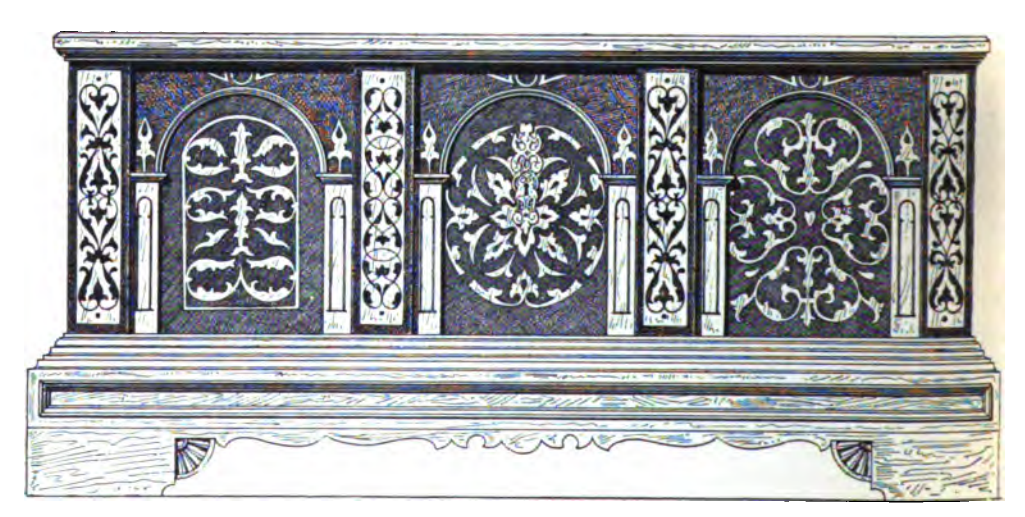


Abb. 460. Truhe mit Intarsia. Museum zu Salzburg.



Abb. 461. Gefäßgruppe aus der Ausstellung zu München 1876.
(Zu Seite 439 u. 442.)

FÜNFZEHNTES KAPITEL

GERÄTE UND GEFÄSSE

Die systematische Beschreibung der Kleinwelt, die unsere Alten unter »Schiff und Geschirr« verstanden, stellt uns vor die größten Schwierigkeiten der Disposition. Wollte man rein sachlich nur den Formen und Arten, ihrem Nutzen und Gebrauch nachgehen, so würde man auf eine Geschichte der Gewerke und Erfindungen hinauskommen, die ohne störende Abschweifungen dem künstlerischen Gehalt der Gegenstände nicht gerecht werden könnte. Umgekehrt würde auch eine reinliche Stilgeschichte nicht zum Ziele führen, weil sich hier die Eigenart der Materiale und ihrer Techniken zu stark fühlbar macht. Vielmehr ist es geboten, die »technischen Künste« nach Gruppen ihrer vorzüglichsten Materiale voranzustellen. Hierbei werden sich die Gefäße nach Form und Gebrauch vollständig, Gerät- und Schmuckformen teilweise darstellen lassen. Der verbleibende Rest wird dann in sachlicher Ordnung behandelt werden.

I. Gold und Silber.

F. Luthmer, Gold u. Silber. Lpz. 1888. — J. Lessing, Gold u. Silber. Berl. 1892. — A. Ilg in B. Buchers Gesch. d. techn. Künste II. 1886. — J. v. Falke, Gesch. d. Kunstgew. Berl. 1888. — M. Rosenberg, Der Goldschmiede Merkzeichen. Frankf. 1890, Nachtr. ebd. 1891. — A. Seder u. F. Leitschuh, D. Kunstgew. in *Elsaß-Lothringen*. Straßb. st. 1900. — A. Weiss, D. Handwerk d. Goldschmiede zu *Augsburg*. Lpz. 1897. — F. Sarre, Die *Berliner* Goldschmiedezunft. 1895. — E. Hintze, Gesch. der *Breslauer* Goldschmiede. B. 1905. — Die Zunftrolle usw. der *Altonaer* Goldschmiede. Mitt. aus d. Altonaer Mus. 1902, 30. — H. Loersch u. Rosenberg, Die *Aachener* Goldschmiede. Zs. Aach. XIII, 230. XV, 63. —

K. SCHIREK, Die Goldschmiedezeichen *(Mährens)*. Festschr. Realsch. Brünn 1902. — DERS., Die Punzierung in *Mähren*, ebd. 1902. — A. WINKLER, Die Gefäß- u. Bunzenstecher d. d. Hochren. Jb. kgl. pr. Ks. XII, 93. — E. v. CZIHAK, Die Edelschmiedekunst in *Preußen*. Düsseld. 1903. — v. HEFNER-ALTENECK, Deutsche Goldschmiedewerke d. 16. Jh. Frankf. 1890. — SCHESTAG, Gefäße d. Ren. (Punzenarbeiten). Wien 1876. — C. GURLITT, *(Sächs.)* Goldschmiede des 16. Jh. Kgwbl. II, 19. III, 177. 216. 240. IV, 203. — M. ROSENBERG, *(Straßburg* als) Goldschmiedestadt. Kgwbl. II, 41. 65. — H. MEYER, Die *Straßburger* Goldschmiedekunst. 1881. — F. CRULL, D. Goldschmiedeamt zu *Wismar*. 1887.

Monographien. J. L. SPONSEL, *J. M. Dinglinger* u. s. Werke. Stuttg. 1904. — BECK, Die Künstlerfam. *Dinglinger* aus Bibrach. Diözes. Arch. f. Schwaben XVI, 97. — J. LESSING, Die Silberarbeiten des *Ant. Eisenhoit*. Berl. 1880, s. a. C. v. DRACH, Kgwbl. III, 123. IV, 107 und K. BERLING, ebd. IV, 4. — M. ROSENBERG, *F. Hillebrandt*. Kunst u. Gewerbe 1888, 110. — Über *W. Jamnitzer* s. M. ROSENBERG, A. PABST, C. GURLITT, Kgwbl. I, 21. 51. 129; LUTHMER, ebd. III, 86; SCHLIE, ebd. IV, 152; M. ROSENBERG, ebd. N. F. III, 146; D. v. SCHÖNHERR, Mitt. österr. Gesch. XI; M. FRANKENBURGER, Beitr. zur Gesch. *W. J.* Straßb. 1901. — Über *Elias Lenker* s. A. ESSENWEIN, H. BÖSCH, Mitt. Germ. Mus. 1886, 179. 1893, 3. — B. OLSEN, *Jacob Mores*, Vater u. Sohn. Hamb. 1903. — G. WUSTMANN, *Hans Reinhart d. ält. u. jüng.* Kgwbl. I, 161.

Schatzkammern. B. KUGLER, Beschr. d. Kunstk. zu *Berlin*. 1838. — SCHÜRMANN u. LUTHMER, Großh. hess. Silberk. zu *Darmstadt*. 1884. — ERBSTEIN, Das kgl. grüne Gewölbe zu *Dresden*. 1884. 1892. — C. GRUNER, Das grüne Gewölbe in *Dresden*. 1862; GRAFF u. GRÄSSE, Berl. 1877. — O. BRIEN, Die Hofsilberkammer u. Hofkellerei zu *Dresden*. 1880. — LUTHMER, Der Schatz des Freih. v. Rothschild. *Frankf.* 1883. — C. A. v. DRACH, Silberarbeiten d. kgl. Samml. *Kassel*. Marb. 1888. — E. v. SCHAUSS, Die Schatzk. in *München*. Nürnb. 1880. — SCHLIE, Aus der großh. Kunstsamml. zu *Schwerin*. Kgwbl. N. F. III, 65. 175. — LEITNER, Die Schatzk. des österr. Kaiserhauses. *Wien* 1889. — v. HEFNER, Die Kunstkammer zu *Sigmaringen*. München 1866—86.

Sammlungen. STOCKBAUER, Der Metallschmuck des bayer. Gew.-Mus. in *Nürnberg*. 1887. — H. FRAUBERGER, Samml. Metzler in *Frankfurt*. 1897. — M. RADE, Kgl. hist. Mus. zu *Dresden*. 1884. — HEFNER-ALTENECK, Kunstschätze aus dem bayer. Nat.-Mus. *München*. — v. CZIHAK, Der Schatz der St. Georgsbruderschaft in *Elbing*. Zs. f. b. K. N. F. XII, 127. — Album der kunstindustr. Samml. des allerh. Kaiserhauses. *Wien* 1901. — PAZAUREK, Nordböhm. Gewerbemuseum, *Brünn*. 1898.

Ausstellungen (Wissenschaftl. Kataloge oder Tafelwerke). *Graz* 1883 (K. LACHER). *Karlsruhe* (ROSENBERG) 1881. *Münster* 1879. *Leipzig* 1879. *Steyer* (S. WEBER) 1885. *Brünn* 1885. *Augsburg* 1886. *Riga* (A. BUCHHOLTZ) Berl. 1896. *Düsseldorf* 1902 (v. FALKE u. FRAUBERGER) 1904. *Erfurt* 1903 (DÖRING). *Magdeburg* 1904. *Straßburg* 1895 und 1905 (Schmuck von R. FORRER).

1. Die Technik. Zur Würdigung der Edelschmiedekunst ist die Kenntnis ihrer Arbeits- und Verzierungsweisen notwendig, welche so vielseitig sind wie in keinem anderen Gewerbe.

a) Das Gießen ist die älteste, einfachste, freilich auch unsparsamste Technik, insofern eine in Stein geschnittene oder in Tonsand gebildete Form mit flüssigem Metall ausgegossen wird. Für wiederkehrende, flachreliefierte Stücke wie Leisten und Medaillons, für widerstandsfähige Teile, Henkel und Füße, ist jeweils der Kastenguß nach Holzmodeln, von Formstechern in Buchsbaum geschnitten und in den Formsand gedrückt, üblich geblieben. Für feinere Werke mit tiefen Unterschneidungen bot er zu große Schwierigkeiten und man wandte den Voll- oder Hohlguß über verlorenen Wachsformen (à cire perdue) an. Beim Vollguß wird das Modell aus Wachs gebildet, mit feinstem Ton überzogen, ummantelt und

beim Brennen der Form (oder auch erst durch den glühenden Metallfluß) ausgeschmolzen, beim Hohlguß vollzieht sich derselbe Prozeß über einem Tonkern, welchem eine Wachsschicht mit der künstlerischen Modellierung aufgelegt, ummantelt und ausgeschmolzen wird, so daß nur der Zwischenraum zwischen Schale und Kern ausgegossen zu werden braucht. Auf gleichem Verfahren beruht der Nachguß von reinen Naturformen. Besonders im 16. Jh. pflegte man kleine Blätter und Blüten, Käfer und dergl. zu umformen, auszugießen und zu reizenden Gruppen, Schmuckstücken, Kränzen usw. zusammenzustellen, worin die Nürnberger und Augsburger ihre Meisterschaft zeigten.

b) Das Treiben ist die höhere, persönlichere Art der Schmiederei. Sie hat zur Grundlage ein gewalztes oder gehämmertes Blech, das durch dicht aneinandergesetzte Hammerschläge auf Ambosen von der Mitte nach dem Rande zu »aufgezogen« oder »ausgetieft« wird und zunächst die Rohform des Gefäßes erhält. Durch weitere Aufziehung von Buckeln wird das Gefäß nicht nur geräumiger, sondern auch stabiler (Abb. 462). Die eigentliche Treibarbeit greift aber zu den Mitteln der Ziselierung über. Außer verschieden geformten Hämmern und Ambosen benötigt der Arbeiter hierzu einer großen Zahl (bis 250) feiner Stahlmeißel, der Punzen (Lauf-, Satz-, Matt-, Haar-, Perlpunzen). Mit diesen wird das Ornament und der figürliche Schmuck umrissen, von der Rückseite aufgetrieben, von vorn niedergesetzt und so fortschreitend vom groben zum feinen Relief vollendet. Als Unterlage dient immer ein wechselnd hintergossener, elastischer Kitt.



Abb. 462. Pokal von Hans Petzold.

Bei engen Gefäßen wird das Auftreiben durch die Schnarre besorgt, einen zugespitzten, vorn umgebogenen Stahlstab, der festgeschraubt durch Schläge in hämmernde Bewegung gesetzt wird, während der Goldschmied das Gefäß über die schwingende Spitze führt und »aus dem Handgelenk« die Auftreibung gedeihen läßt.



Abb. 463. Giebel des Annoschreins in Siegburg.

Für die Herstellung von Massenartikeln auf kaltem Wege kommen das Prägen (für Münzen und Medaillen) und Pressen (für Bleche) unter einer »Matrize« aus Stahl in Betracht, in welche das Relief negativ eingegraben ist. Seit der Spätgotik sehr beliebt ist das »Kräuselwerk« (Abb. 463). Hierbei werden in dünnen Silberblechen Ranken und Blätter ausgeschnitten, getrieben, gebogen und gemischt mit Drähten zu Buketts usw. zusammengelötet. Sägearbeiten in flachen Plättchen finden dann weiter bei aller Intarsia, bei Montierung von Glas- und Steingefäßen, bei zarten aufgelegten Beschlägen Verwendung.

Auch die Verbindung verschiedener Teile kann durch Treibarbeit, Falzen oder Nieten stattfinden. Das Falzen, ein Übereinanderschlagen der Ränder, hat immer nur beschränkte Verwendung gefunden, wo die Nähte nicht stören, das Nieten ist jedoch unentbehrlich sowohl bei Montierungen von Glas usw., als auch bei Verbindung gefärbter Teile, welche nicht mehr ins Feuer kommen dürfen. Bei weitem häufiger ist aber das Löten, die heiße Verbindung von Metallteilen mittels einer weicheren Legierung, dem »Lot« (Amalgam von Silber, Kupfer, Zink), unter einer Stichflamme. Durch die Beimischung eines »Lötmittels« (Borax) schützt man die Ränder vor Oxydation.

c) Die Behandlung der Oberfläche ist zunächst auf das Glätten, Schleifen und Polieren der Haut gerichtet; es werden aber weiter die verschiedensten Mittel benutzt, um durch Mattierung, Rauhung, Punzierung das Ornament und die Figuren gegen den Grund, Fleisch- und Stoffteile gegeneinander abzusetzen. Da die beiden Edelmetalle nur in starken Legierungen (mit Kupfer) verwandt werden [1]), so sucht man durch Ausscheiden der Legierung an der Oberfläche (Weißsieden beim Silber, Säurebad beim Gold) den reinen Materialglanz herzustellen. Außerdem läßt sich Gold in der Masse rot, blau, grün, gelb färben und vorzüglich als Überzug von Silber, Kupfer, Bronze usw. benutzen. Entweder auf kaltem Wege, indem Blättchengold mit Pigmenten aufgelegt wird, oder mittelst Feuervergoldung. Hierbei wird das Gold bis nahe an den Schmelzpunkt erhitzt und mit Quecksilber zu einem weichen Amalgam verbunden, dieses mit der Bürste auf das Objekt gestrichen und unter beständigem Bürsten (um das Perlen zu verhüten) das Quecksilber verdampft. Das Verfahren hat nur den Nachteil, daß sich das Gold leicht auf die tiefsten Stellen zieht, das Relief schwächt und an den erhöhten bald abgegriffen wird.

Die Gravierung wird genau wie beim Kupferstich mit dem Grabstichel ausgeführt und sehr ausgiebig sowohl bei Grundierungen wie für Ornamente und Figuren in Strichmanier angewandt. Hiermit konkurriert seit 15. Jh. das Ätzverfahren. Hierbei wird entweder der Grund vollständig mit einem von Säuren unangreifbaren Wachsüberzug, dem Ätzgrund, überdeckt und die Zeichnung mit der Nadel bis auf das blanke Metall einradiert oder man malt mit dem Pinsel ein Muster in Wachslösung auf und läßt eine (Schwefel- oder Salpeter-)Säure so lange auf das freiliegende Metall wirken, bis eine geringe Schicht desselben aufgelöst ist. Nach Entfernung des Ätzgrundes wirkt die erstere Manier ähnlich wie die Gravierung, letztere ergibt ein breites Flachmuster. Den gleichen Effekt wußte übrigens W. Jamnitzer durch Stempel zu erreichen. Es findet sich besonders am Rand von Bechern seiner Zeit.

d) Eine Art Intarsia, auf Metalle angewandt, ist das Tauschieren, Einlegearbeit von Gold auf Silber oder von Silber auf Eisen und Bronze. Hierbei wird eine vertiefte Zeichnung oder ein Flachmuster mit Drähten, Streifen, Bändern oder ausgesägten Platten des Edelmetalls gefüllt und ausgehämmert, wobei es der Haltbarkeit zugute kommt, wenn die Ränder »unter sich gehen«. Die weiteste Verwendung findet die Tauschierung in der Waffenschmiedekunst.

Die aufgelegte Drahtverzierung, Filigran, ist eine der wenigen Urtechniken der Goldschmiedekunst, und in primitiven Kulturstufen muß schon die Herstellung des »gekörnten Fadens« (filum=Faden, Draht; granum=Korn) durch Hämmern

1) Für Schmuckformen sind 18, 16, auch nur 14 Karat üblich, Karat = $^1/_{24}$ Mark Feingold.

und Feilen als höchste Gedulds- und Geschicklichkeitsprobe gewürdigt werden. Im Ma. ließ man den auf dem »Zieheisen« gewonnenen Draht durch einen minimalen Schraubengang laufen, wodurch er in feinsten Windungen »kordiert« wurde, dann durch eine Stahlwalze, die ihn an zwei Seiten glättete und gebrauchsfähig machte. Vierkantige »gezwirnte« oder aus zwei und drei Fäden geflochtene Drähte werden mehr in freien Netzarbeiten verwandt. Das eigentliche Filigran ist immer zur Felderfüllung und Umrahmung benutzt worden. Es neigt seiner Natur nach zu Spiral- und Rankengewinden und wird in fast typisch gleichbleibenden Mustern nach vorgerissener Zeichnung dem Grunde mit Tragantgummi aufgeheftet und schließlich an den nötigen Punkten mit großer Vorsicht angelötet. Durch gröbere und dünnere Fäden wird die Zeichnung gehoben, dickere Goldkörner und Kügelchen, die man leicht aus gehacktem Draht in einer Kohlenstaubbettung zu gießen wußte, werden an den End- und Berührungspunkten und sonst zur Belebung des Reliefs aufgesetzt.

e) Schier endlos ist die Art und Bearbeitung der Edelsteine[1]). Schon der Schliff ist zu einer eigenen Kunst, der Juweliere, ausgebildet. Begnügte man sich durch das Ma. wesentlich mit dem halbkugeligen, »muglichen« Schnitt, so kommen in der Renaissance die zahlreichen Facettierungen zur Erhöhung der Lichtreflexe in Schwung, der Brillant- und Treppenschnitt, der Rosen- und Tafelstein. Auch die Fassung erforderte ebensoviel Kunst als Berechnung. Nur ganz reine Steine vertragen die Fassung in durchbrochener Öffnung (à jour), wobei sie, an der Rundiste von Krappeln umfaßt, ganz lichtdurchlässig bleiben. Die anderen setzte man in Kästen oder Häuschen (aux cabochons) und legte ihnen eine Tinktur (tenctura bei Theophilus) unter, um ihre Fehler zu verbessern; einen schwarzen Anstrich, »Tinte auf Moor«, wo es gilt einen Flecken zu verdecken, oder eine Silber- oder Zinnfolie, welche als Spiegel wirkend das Feuer verstärkt. Halbedelsteine, besonders roter und schwarzer Granat, werden schon in der Frühzeit germanischer Kunst zu Zellenverglasungen benutzt. Das zierliche Florentiner Mosaik aus Glasstiften und bunten Steinen wurde mit höchster Meisterschaft am sächsischen Hofe von Neuber ausgeübt, der die reizendsten Landschaften und Bauernszenen darin ausführte. Perlen finden sich besonders zu Umrahmungen und Einfassungen verwandt, größere auch selbständig im Schmuck. Man faßt die halbierten in Klammern wie Edelsteine, die ganzen in einer Harzbettung. In Perlmutter werden schon seit dem 14. Jh. allerhand Kleingerät, Figürchen, Spiele hergestellt, in der Renaissance sind die ungeteilten Muscheln als Trinkgefäße (Nautilus), mannigfach geschliffen, graviert oder geätzt, sehr beliebt, und dünne Plättchen derselben liefern ein reizendes Furnier der Luxustischchen und Kassetten. Rote Korallen schätzte man wegen der bizarren Bildung bei den modischen Spielereien des Barock, Bernstein wird ähnlich wie Elfenbein zu Marketterien, Kleinplastiken und Gefäßen verwandt.

Ein ganzes Kapitel müßte man den Gefäßen aus edeln Steinen und seltenen Naturprodukten widmen. Onyx, Chalcedon, Achat, Bergkristall, Lapislazuli finden

1) M. Bauer, Edelsteinkunde, Lpz. 1896.

sich zu Schalen, Kannen, Urnen geschnitten und in Gold gefaßt, wobei die alchymistische Vorstellung von den Heil- und Wunderkräften der Steine die Schätzung derselben gerade für Trinkgerät erhöhte. Die Verehrung des Fremdartigen, Mirakulösen zeigt sich auch in der Benutzung von Narvalhörnern, Straußeneiern und Kokosnüssen zu Gefäßen, denen die tiefere Symbolik des Physiologus bis ins 17. Jh. anhängt. Am vielseitigsten führt die Sammlung des Grünen Gewölbes in Dresden in diese eigenartige Liebhaberei ein.

f) Die Schmelzmalerei (Email, Smaltum), die wirkungsvollste aber auch schwierigste Schmuckform des Edelgeräts, ist ebenso reich in ihrer Technik wie in ihrer Geschichte. Es ist die Kunst mit Glasflüssen auf Metall zu malen. Unter Beimischung von Farbenoxyden werden bunte Glasflüsse wie bei der Glasmalerei hergestellt, pulverisiert, mit Wasser, Honig und Harz zu einem dickflüssigen Brei angerührt und mit Federkielen, Spachteln oder Pinsel auf das Metall, den Exzipienten, aufgetragen. In der Muffel bei leichtem Feuer gebrannt ergeben sie einen bald durchscheinenden (transluciden) bald undurchsichtigen (opaken) Überzug von unverwüstlicher Farbenpracht. Die Schwierigkeiten sind bedeutend. Die Glasflüsse schmelzen nicht alle bei gleicher Temperatur, verändern im Brand die Farbe, sinken durch Ausschmelzung der Bindemittel so stark, daß das Verfahren zwei- und dreimal wiederholt werden muß, schwinden beim Erkalten anders als die Exzipienten, ziehen daher die Unterlage krumm oder reißen und springen ab. Um letzteren Übelständen zu begegnen, werden die Exzipienten auch an der Rückseite mit einer farblosen Glaspaste, dem Konteremail, überzogen. Bis gegen Ende des Ma. verstand man die Schmelzmalerei nur in Vertiefungen, Zellen oder Kästen, haltbar herzustellen. Seitdem gelang es in steigender Vollkommenheit, das Maleremail auszubilden.


Abb. 464. Ungar. Drahtemail. Kelch in Preßburg (1576).


Abb. 465. Kanne mit Limoges-Email.

Der Zellenschmelz ist die vornehmste und älteste Art. Der Exzipient ein Goldblech, welches die transluciden Glasflüsse durchleuchtet, die Zellen durch feine Goldstege getrennt. Nachdem die altorientalische Technik seit dem 6. Jh. in Byzanz wieder zu höchster Vollkommenheit erblüht war, fanden einzelne Stücke durch Geschenk und Handel ihren Weg auch nach Deutschland und wurden eine kurze Zeit in Trier unter Erzb. Egbert mit viel Glück nachgeahmt. Sehr viel früher, schon in der Völkerwanderung und vereinzelt bis zu den Karolingern übten germanische Stämme eine barbarische Imitation, das sogenannte Blutemail oder die (merowingische) Zellenverglasung, wobei indes nur Halbedelsteine (Achate und Almandine) in die Zellen gedrückt wurden. Die Kunst ist durch zahlreiche Geschmeide, Spangen, Waffen (Schwert des Childerich) u. a. aus Grabfunden bis in den hohen Norden belegt. Eine dürftige Regeneration des Zellenschmelzes ist das ungarische Drahtemail im 15. und 16. Jh., ein weitmaschiges Filigran aus Silber-

drähten, bei dem nur einzelne Zellen, Blätter, Blüten usw. mit Schmelz gefüllt wurden[1]) (Abb. 464).

Der Grubenschmelz unterscheidet sich in der Technik dadurch, daß die Zeichnung aus einer starken Kupferplatte gestochen wird und die Umrisse, Teilungslinien usw. als Stege stehen bleiben. Bei den älteren Versuchen (seit ca. 1050) wird entweder nur der Grund oder nur die Figur emailliert, auf der Höhe der Entwickelung aber beides, und die Töne werden nun auch ohne Stege vom Rand her streifig aneinander gesetzt, von Blau durch Grün und Gelb nach Weiß aufgelichtet. Hauptprodukte sind allerdings kirchliche Geräte, vor allem die großen Reliquienschreine (Abb. 463), und der Vorort ist für Deutschland Köln. Mit ihm konkurriert ernstlich die Maasgegend (Stablo, Mastricht, Huy, Namür), seit ca. 1180 auch Limoges, wo die Kunst bald fabrikmäßig betrieben wurde und zahlloses Profangerät, Schüsseln, Kannen, Kästchen, Leuchter usw. entstand. Im 13. Jh. nahm das Email etwa die Stellung ein wie das Porzellan im 18. Jh.

Das Maleremail ging von Italien aus. Hier bildete man im 14. Jh. den Reliefschmelz (émail de basse taille) aus. Dabei wird die Zeichnung auf Silber in leichtem Relief aus vertieftem Grunde geschnitten und mit durchsichtigem Glasbrei ein- oder mehrmals überzogen. Das Silber leuchtet aus den Tiefen weniger, an den hohen Stellen aber fast als Weiß hindurch. Nach kurzer Blüte wird die Technik im 15. Jh. wieder aufgegeben und hält sich nur an kleinen Stücken. Vielmehr tritt an seine Stelle seit Ende 15. Jh. das Maleremail. Auf einer Kupferplatte wird eine Schmelzschicht von Dunkelblau oder Schwarz aufgetragen und die Figuren in halbopakem Weiß gemalt. Bunte Farben und Gold können



Abb. 466. Niellierte Schnalle von Th. de Bry.

zur Belebung hinzutreten. Der Hauptort ist Limoges, wo die Familien Pénicaud, Limosin Nouailher, Reymond eine europäische, zuletzt wieder ganz fabrikmäßige Tätigkeit entfalten (Abb. 465). Gegen Ende 17. Jh. gelang es schließlich, mit bunten Farben auf weißem Grunde zu malen, und hierin leisteten auch die Nürnberger Meister Bedeutendes. Es sind kleine Medaillons, Dosen, Kupferringe, die um Silbergerät gelegt wurden, mit einer entzückenden Feinheit der Zeichnung und der Farbe.

In der Renaissance liebte man kleine Goldfigürchen, Bijouterien aller Art, mit Maleremail zu schmücken, wobei die Gegensätze von opakem und luziden Schmelz und blankem Gold gute Farbenwirkungen ergeben.

Lediglich eine Begleiterscheinung des Grubenschmelzes ist das Email brun. Hierbei wird ein Leinölüberzug einer Rotkupferplatte eingebrannt, die Zeichnung dann mit der Radiernadel und Schabeisen eingekratzt oder ausgespart und die blanken Teile feuervergoldet. So kennt es auch Theophilus. Neben den Schmelzmalereien war aber sowohl in der Gotik wie in der Renaissance die Bemalung mit kalten Farben in viel weiterem Maße in Schwang als wir glauben. Nicht nur die Bronze-, Zinn- und Eisensachen wurden freudig bemalt, auch das Silberzeug war teilweise mit Lackfarben übergangen, die das Email ersetzen sollten.

g) Das Niello (nigrum, nigellum, blakmal) ist eine Verbindung von Gravierung und Email oder wenn man will, eine Vorstufe des Grubenschmelzes. Es wird in die Gravierung (meist auf Silber) ein schwarzer Glasfluß eingeschmolzen und mit

1) G. Radisicz, Das ungar. Drahtemail Kgwbl. IV. 123. — J. Hampel, Das ma. Drahtemail. Budapest 1888.

der Metallfläche wieder glattpoliert. Die ältesten Beispiele sind Kirchengeräte der Karolingerzeit (Tassilobecher 779); durch das ganze Ma. hindurch ist das Blakmal bekannt, in der Renaissance wird es sowohl bei Szenen und Figuren als auch bei Ornamentfüllungen (Mauresken) mit besonderer Virtuosität geübt. Für kleine Gehäuse, Uhrkapseln, Schnallen usw. kann es geradezu als typisch gelten (Abb. 466).

2. Über das profane Edelgerät des hohen Ma. sind wir nur dürftig, durch seltene Stücke unterrichtet, die sich in Kirchenschätze verirrten und erhalten blieben. Reichlicher sind die Denkmäler erst seit Mitte 15. Jh. vertreten. Wir sehen, daß der kirchlich-gotische Gefäßstil auch die profanen Becher, Kannen, Hörner, Kästchen usw. beherrscht, ohne doch der dort vielfach überwuchernden Kleinarchitektur zu verfallen. Viele Formen haben gerade in der Spätgotik ein so gutes, materialrechtes Gepräge empfangen, daß sie bis zum beginnenden Rokoko vorhielten und auch in der Renaissancefassung noch kenntlich sind. Das Edelgerät der Renaissance hat den hohen künstlerischen Gehalt durch die Vorarbeit der großen Künstler empfangen, und wenn die Kraft eines Stils darnach bemessen werden kann, wie er das kleinste Stück des täglichen Gebrauchs durchdringt, so gebührt ihnen der Ruhm, die den Kunstgewerblern tausend Motive in den Schoß warfen. Voran steht hier Holbein d. J., der in seinen von Wenzel Hollar gestochenen Zeichnungen ebenso frische Erfindungskraft als Formensinn und Eleganz entfaltet. In ähnlichem Sinn arbeiteten die Kleinmeister aus Dürers Schule, Altdorfer und Aldegrever, die Behams, Hans Brosamer und Virgil Solis, später Paul Flindt u. a.



Abb. 467. Akleybecher in Lüneburg von 1486.

Die außerordentliche Häufung des Edelgerätes im 16. und 17. Jh. beruht auf ökonomischen und finanziellen Umständen, die eine kurze Würdigung verdienen. Man brauchte es zur Repräsentation, als Sparkasse und als vornehmeres Zahlungsmittel. Bezeichnend sind die Bräuche und Gewohnheiten der Stadtgemeinden. Eine mittlere Stadt wie Lüneburg hatte um 1610 dreihundert Silbersachen. Die Fürsten ließen ihr Edelmetall zu Prachtgefäßen ausarbeiten, um es in Notzeiten wieder einzuschmelzen. Kein Besuch, kein Einritt, keine Bewirtung verging ohne gegenseitige Geschenke. Amtspersonen stifteten dem Ratssilber kostbare Stücke zur Erinnerung, vornehme Geschlechter bei Todesfällen »die Herwedde«, denkwürdige Ereignisse werden durch Schaustücke verewigt (Interimsbecher von Lüneburg 1548). Dem Gaste brachte man den »Willkomm« entgegen, das Steuerzahlen wird durch einen Trunk aus dem »Schoßbecher« (Lüneburg 1530, Reval 1639) versüßt. Ebenso hatten und mehrten die Zünfte, die ritterlichen Orden, die Schützengesellschaften, die Meistersinger ihre Silbersachen mit mancherlei Hoheitsgerät, Ehrenketten, Kleinoden, Meisterkronen, Zunftstäben und Zeptern. Übrigens war es durchaus gute Sitte, genossene Gastfreundschaft oder bezahlte Dienste noch durch Becher, Pokale usw. zu lohnen. Man vergleiche den Nachlaß Heinrich Schickhardts. — Derselbe Brauch findet sich im Familienleben. Was sich im schlicht bürgerlichen Hause ansammelte, kann uns der Regensburger Silberfund von 1869 lehren. Der Täufling erhält einen Patenbecher, der Bräutigam einen Hochzeitsbecher wie Dr. Luther 1525 von der Universität, die Braut ein Kleinod des Mannes »zur Morgengabe«.

Hiernach wird es nicht überraschen, daß in einer trinkfrohen Zeit der Becher, das Trinkgerät bei weitem überwiegt, alle Erfindungskraft bis zu den barocksten Seitensprüngen beschäftigt und alle Maße überschreitet, eine förmliche Glorifikation des Durstes. Wir finden nicht nur Einzelbecher und Humpen von der geräumigsten Form, sondern auch »Willkommen« von Riesenhöhe wie den Pokal des Landschadenbundes in Graz von 1 m, deren praktische Verwendung doch



Abb. 468. Doppelbecher aus dem Regensburger Silberfund.



Abb. 469. Zunftbecher aus dem Regensburger Silberfund.

fraglich ist. Staunenswert ist die Variation der Formen. Die Spätgotik hatte den Akleybecher ausgebildet, ursprünglich zwei Reihen von Buckeln, durch eine Einschnürung getrennt, der Deckel ähnlich aus Buckelkränzen getrieben und mit einer Blume, einem Wappentier oder einem Helden bekrönt (Abb. 467). Bei Vermehrung der Buckelreihen geht der »knorrechte« Pokal in den »Traubenbecher« über und die Buckel werden wie Fischblasen ausgezogen oder »herzknorrig« gestaltet. Der Deckel war unentbehrlich in einer Zeit, wo man die gefährlichsten landwüchsigen Krätzer nur

heiß und gewürzt trank. Er ist häufig (auch bei Kannen) als Tabernakel oder als Burg mit Zinnenkranz entwickelt. Sehr beliebt sind die »Doppelscheuer«, bei denen ein Becher als Deckel des anderen dient (Abb. 468), auch die Haufenbecher, kleinere Gefäße, die garniturenweise ineinander gesteckt wurden. Der eigentliche Renaissancepokal imponiert stets durch den feinen Kontur, der sich mit eleganten Aus- und Einbiegungen vom breiten Fuß über einen stellenweis ganz dünnen Schaft zur Kuppe schwingt und im Deckel schnell abflaut. Alle Kombinationen der Kreislinie und Ellipse sind hier benutzt und erschöpft. Hierzu kommen

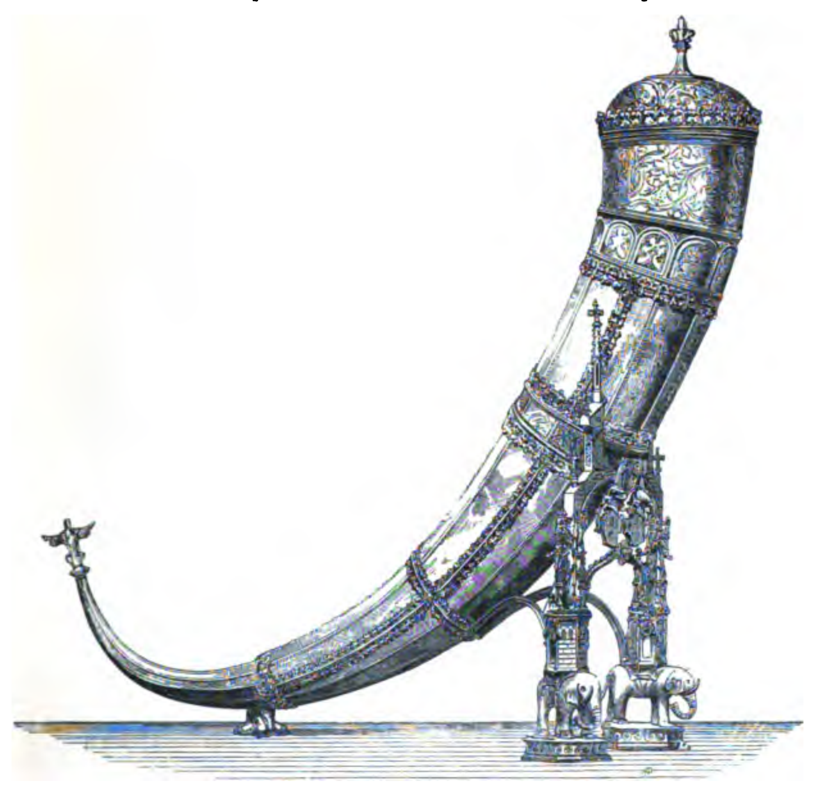


Abb. 470. Trinkhorn aus Lüneburg.

aber endlose phantastische Formen, Tiergestalten, Wappentiere (Bär 1467 in Berlin, Falke ca. 1600 in Torgau, Hahn ca. 1690 in Münster), Innungszeichen (Fingerhut der Schneider in Nürnberg 1580, Schlüssel, Bergleute, Buttenmänner, Kriegsgerät, Globen von Atlas getragen) und komische Figuren, Narren usw. Beliebt sind Sturzbecher in Gestalt einer Frau, die »Hausfrau« in Erfurt 1566, die »Jungfrau mit dem Kessel«, ein Doppelbecher, dessen größere Hälfte (Frauenrock) der Herr leerte, während der Dame die kleinere, das schwebende Gefäß in den erhobenen Armen, ohne Verschütten gereicht werden mußte (Abb. 461). Höchst elegant wie Stengelgläser erscheinen die Birnbecher, deren Fuß und Schaft in Naturform gehalten ist. Ein Riesenaufwand an Erfindungskraft ist an Trinkspiele aller Art verschwendet. So eine Diana auf dem Hirsch (in Berlin von Wallbaum ca. 1600 und öfter), welche

durch ein Uhrwerk im Sockel getrieben einem der Zecher zuläuft, ein reitender Kentaur in Dresden, ein bogenschießender Amor von W. Jamnitzer (Rothschild). Ferner die Mühlenbecher, die »Hansel im Keller«, die Vexierbecher mit doppelten Wänden, mit herausspringenden Tieren, schießenden Pistolen usw.[1]). Von naturalistischen Formen blieb dem Deutschen am vertrautesten das Horn, und zwar wie in der klassischen Zeit der Metgelage das riesige Stierhorn, das in Silber montiert und mit Füßen zum Aufstellen eingerichtet wird (Abb. 470). Ein frühes Beispiel



Abb. 471. Straußenei-Becher nach V. Solis.

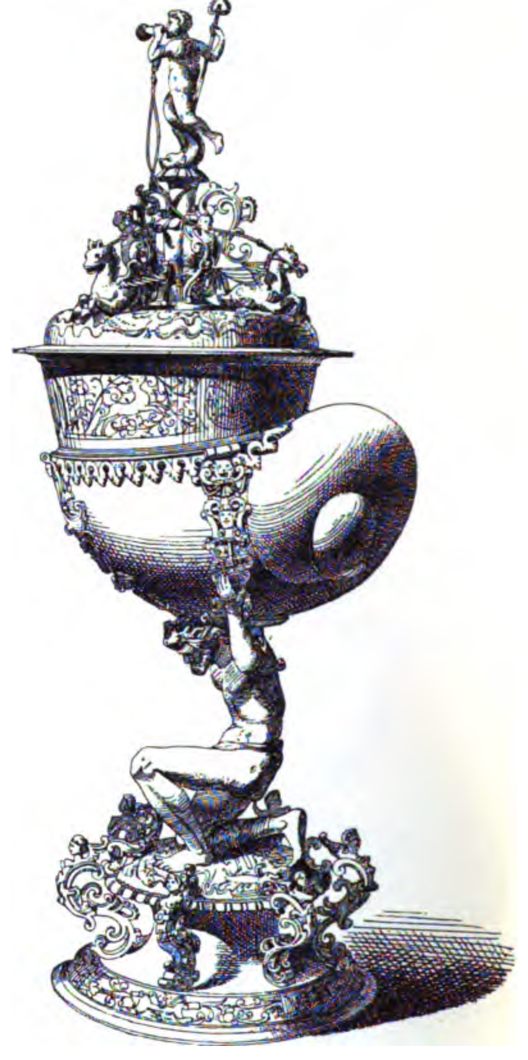


Abb. 472. Nürnberger Nautilus-Becher. 16. Jh.

14. Jh. mit Lederfutteral im Rathaus zu Naumburg, mit turmtragenden Elefanten von 1486 im Ratssilber zu Lüneburg, als Walfisch mit Jonas gestaltet im Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Hiermit konkurriert seit alters das Straußenei, das auf einen Fuß gestellt die gefälligste Pokalform bot (Abb. 471), später auch als Leib eines laufenden Straußen in Silber montiert. Die Muschel wurde zu den

1) TH. V. CEDERSTRÖM, Die schwarzburger Willkommen. Zs. Münch. Alt. Ver. VII. 1.

überaus beliebten Nautiluspokalen verarbeitet, wobei als Schaft- und Deckelkrönung die Mythologie des Meeres, Neptun, Fischweibchen, Seepferde verwandt werden (Abb. 472). Ganze Sammlungen dieser Art im Grünen Gewölbe.



Abb. 473. Kugelbecher. Germ. Mus.

Das persönliche Trinkgerät ist bis ins 17. Jh. der Humpen, nach Art der Steinkrüge rund, dick und geräumig, der Henkel als Hermenweibchen gestaltet, der Deckel von einer Tier- oder Menschenfigur bekrönt, die Wandung graviert, getrieben oder gegossen, auch aus Holz oder Elfenbein geschnitten. Im Barock ist eine plumpe Becherform häufig, zylindrisch, unten leicht gerundet, auf drei Kugeln stehend, der Kugelbecher (Abb. 473). Beide Formen sind gern dadurch dekoriert, daß gespaltene Gold- oder Silbermünzen in die Wände eingelassen wurden. Ein Prachtstück, ganz aus antiken Gemmen zusammengesetzt, in Wien.

Kannen des Mittelalters aus Silber sind selten. Man trug Wein und Bier in großen Holz- und Zinnkannen auf, die einen Hahn zum Einlassen hatten.



Abb. 474. Krug aus dem Regensburger Silberfund.



Abb. 475. Kanne in Aachen.

Ein seltenes Stück aus dem 15. Jh. ist die Kanne der Grafen von Ziegenhain in Kassel, Nachbildung eines Holzbottichs mit Reifen, der Ausguß ein Adlerhals, der Fuß drei Türmchen (Abb. 461). Ein Schraubendeckel mit Ring dient zum Tragen. In Motiven des Buckelkelchs ist die schlanke 75 cm hohe Bergkanne in Goslar von 1471 gearbeitet. Noch in der Renaissance sind die Weinkannen geradwandig, den Humpen in Form und Ausstattung ähnlich. Die zierliche italienische Form (Abb. 465) — Kelchfuß, kugliger oder eiförmiger Bauch, enger Hals — diente vielmehr als Gießkanne (Aquamanile) (Abb. 476, 477), eine dazu gehörige Schale als »Handfaß«. Mit diesen Stücken wurde besonderer Luxus getrieben. Eine der geistvollsten Schöpfungen ist die ursprünglich

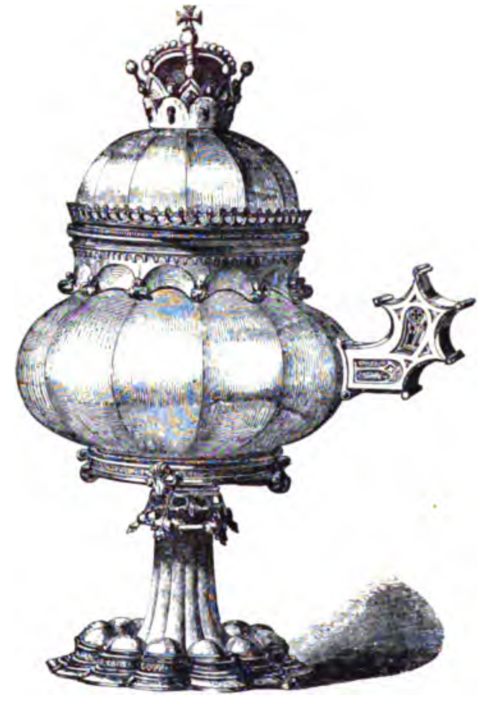




Abb. 476. Kanne in Wien.



Abb. 477. Kanne von W. Jamnitzer.

in Zinn gebildete Garnitur — Kanne und Schüssel — von F. Briot, die mehrfach, noch Anfang 17. Jh. in Silber nachgeahmt wurde. Kostbar durch das Material sind Garnituren von Bergkristall oder mit Perlmuttereinlagen in Dresden, Wien und München. Viele Stücke sind nach der Wandlung der Tischzucht als Taufgerät in Kirchen gelangt. Im Rokoko kommen mit den neumodischen Getränken Kaffee und Tee auch neue Kannen auf, die sich an die Formen des Porzellans anlehnen.

Die Schale auf hohem Kelchfuß wird erst im 16. Jh. als Konfektteller beliebt, der Boden (Fond), eine große Szene umfassend, für sich gearbeitet und oft einzeln erhalten. Augsburger Arbeit um 1570 sind die 52 Schalen in der Silberkammer zu Florenz und die hochgerühmte Minervaschale im Louvre. Ein ausgezeichnetes Prunkstück ist die Deckelschale von Jonas Silber in Nürnberg von 1589, das Weltgebäude darstellend (Kunstgewerbemuseum Berlin). Im Barock tritt dafür die flache

Platte ein, deren breiter, gewellter Rand sich besonders zur Entfaltung des dicken Akanth- und Päonienmusters eignete.

Das Schiff war schon im frühen Ma. als Weihrauchgefäß bekannt, im profanen Gebrauch ist es bald Tafelaufsatz, Speisebehälter, Trinkgeschirr oder bloßes Schmuckstück und wird mit voller Takelage und Bestückung auf einem Kelchfuß oder auf Rädern gebildet. Als Tafelaufsätze waren noch Elefanten mit Türmen beliebt, ein bekanntes Stück von Chr. Jamnitzer (in Berlin) diente als Tischfontäne für Rosenwasser. An die Pokalform lehnt sich das Wunderwerk W. Jamnitzers an, 1549 für den Rat in Nürnberg gearbeitet (Abb. 478). Im Barock finden wir zierliche Bauten mit Platten für Gewürzbüchsen und Töpfchen, darüber Fruchtschalen und Lichter, belebt durch Figuren. Im Rokoko sind Lauben (für kleine Porzellane), später Trajanssäulen, Quadrigen, antike Ruinen und dergl. in Flor.



Abb. 478. Tafelaufsatz von Wenzel Jamnitzer. 1549.

Im 17. und Anfang 18. Jh. wird das Geschirr durch einige neue, dem verfeinerten Bedürfnis und Geschmack entsprechende Gefäße ergänzt, die Suppenterrine (Abb. 479), Eiskessel, Kühlbecken, Wasserflaschen, Traubenständer, Obstschalen. Das Salzfaß, vorher in hoher Becherform mitten auf dem Tisch, wird jetzt ein zierliches Büchschen oder Näpfchen, in zahlreichen Exemplaren auf der Tafel verteilt.

Der ausschweifende Luxus des Barock und Rokoko stellte den Goldschmieden neue Aufgaben in den großen Toiletten und Bestecken, welche oft in hunderten von Einzelstücken den übertriebenen Künsten der Körperpflege dienten, Waschbecken, Schalen, Dosen,

Büchsen, Odeurfläschchen, Haarkräuseln, Rasiermesser usw. vereint mit dem Frühstücksgeschirr. Beispiele noch an vielen Höfen erhalten, am kostbarsten die reingoldene Toilette Maria Theresias in 60 Stücken (Wien).

3. Die Geschichte und Statistik der Goldschmiedekunst ist erst in dem letzten Jahrzehnt vorzüglich durch die Forschungen Marc Rosenbergs auf sichere Grundlagen gestellt worden. Schon im 13. Jh. geht der Betrieb aus den klösterlichen Werkstätten in bürgerliche über und ordnet sich im 14. Jh. überall und ziemlich gleichmäßig in der Zunft. Es war ungemein segensreich, daß die Zünfte etwa seit Mitte 15. Jh. allgemein die »Schau« einführten, um im Kampf mit den wilden Goldschmieden, den »Bönhasen«, eine Kontrolle zu üben und Ge-



Abb. 479. Terrine von L. Imlin, Straßburg. 1720.

währ zu leisten für Herkunft und Vollwichtigkeit. Die Merk- und Beschauzeichen sind die wichtigste Quelle unserer Erkenntnis geworden. Der Zunftmeister oder der Münzwardein »bestachen« das fertige Stück, indem sie in einer Zickzacklinie, dem »Wüchsenzeichen« eine Silberprobe entnahmen und ein Wachssiegel aufdrückten. Auf der städtischen Schau wurde dies durch das Stadtzeichen ersetzt, daneben schlug der Meister seine persönliche Marke ein. Das Stadtzeichen (Anfangsbuchstabe L=Leipzig, N=Nürnberg, D=Dresden, T=Torgau oder Wappen, Bär=Berlin, — Pinienzapfen »Pyr«=Augsburg) wird manchmal noch mit dem Jahrbuchstaben verbunden, der aber nur in zwei bis drei Jahren wechselte und für jede Stadt besonders festgestellt werden muß. Die Meisterzeichen sind entweder Monogramme (J. S.=Jonas Silber, L. B.=Ludwig Biller, B. Q.=Bernhard Quippe in

Berlin) oder sprechende Zeichen (Horn=Jäger, Rose=Rosner) oder Hausmarken und Wappen (Widderkopf=Hans Petzolt) oder beides verbunden (W mit Löwenkopf= Wenzel Jamnitzer). Die völlige Klärung der Herkunft wird nur dadurch etwas getrübt, daß einzelne Goldschmiede als Großunternehmer bei kleinen Meistern arbeiten ließen und deren Sachen mit ihren Stempeln zeichneten. Andererseits sehen wir daraus, daß die deutsche Edelschmiedekunst im 16. und 17. Jh. eine Weltindustrie war und in mehr als 100 Städten zu einer heut kaum verständlichen Blüte, nicht ohne manche lokale Eigenheit, gedieh. Im Süden stehen Nürnberg,



Abb. 480. Kästchen von W. Jamnitzer. Dresden.

Augsburg und Straßburg voran, im Norden Dresden, Leipzig, Hamburg, Lübeck, Danzig, Königsberg. Der Osten, die slavische Welt, wurde von hier versorgt, und im Kreml zu Moskau findet sich die größte Sammlung von Gefäßen deutscher Renaissance. Auch die nordischen Schlösser und Museen sind voll davon.

Es seien wenigstens die großen Träger des Ruhmes genannt. Wenzel Jamnitzer (1508 bis 1588) in Wien geboren, seit 1543 in Nürnberg, entschiedenster Vertreter der reinen Renaissance in technischer und stilistischer Meisterschaft. Hauptwerke: Tafelaufsatz von 1549, Kaiserbecher im Berliner Schloß um 1570, Lustbrunnen in Gestalt der Kaiserkrone für Maximilian II., zehn Fuß hoch, nur in Resten vorhanden, Kassetten in Dresden (Abb. 480), in München, wo auch mehrere Becher, bogenschießender Amor (Rothschild) u. a. Christoph Jamnitzer (1563—1618), Verfasser eines Groteskenbüchleins: Schüssel in Wien, Kanne in Dresden, Elefant in Berlin, Mohrenkopf auf Moritzberg. Minder bedeutend sind die übrigen



Abb. 481. Nautilus von Hans Petzolt.

Glieder der Familie, Berthold, Hans und Abraham. Hans Petzolt 1551—1633, gleichfalls Nürnberger, dem großen Jamnitzer in der weichen Form, teilweis noch mit gotischen Erinnerungen im feinen Relief, im zierlichsten Detail ebenbürtig oder überlegen: Dianapokal im Berliner Schloß, Traubenbecher (Abb. 462) und Humpen im Kunstgewerbemuseum, Nautilusbecher mehrfach (Abb. 481). — F. Hillebrandt (1580—1608), bekannt durch seine Muschelfassungen und hochkünstlerisches Tafelgerät. Von Jonas Silber nannten wir schon die Schale von 1589. Nicolaus Schmidt um 1580 ist im Grünen Gewölbe vorzüglich vertreten. — In Augsburg ist die Produktion mehr fabrikmäßig. Hier flossen die großen Aufträge zusammen. Handlungshäuser übernahmen die Lieferungen zentnerweise und verteilten sie an die einzelnen Arbeiter. Eine Kolonie von Zeichnern und Ornamentstechern war seit Ende 17. Jh. beflissen, die letzte Pariser Mode frisch und warm in die Praxis einzuführen. Aus der Masse der Namen heben sich etwas hervor: Matthäus Wallbaum nach 1588, Erfinder des Trinkspiels »Diana auf dem Hirsch«, das noch in acht Exemplaren vorhanden ist, u. a. auch von zwei Monogrammisten JE und JM. David Altenstetter † 1617, ein Meister des Maleremails (österr. Kaiserkrone und Insignien von 1602). Beide am pommerschen Kunstschrank tätig (S. 425). Christoph Lenker † 1613 (Schüssel in Wien). Später Drentwelt † 1666, die Familie Biller in vielen Gliedern, Sebastian Mylius, Joh. Andr. Thelot † 1734, der jedes seiner Stücke schon mit vollem Namen zeichnet, J. H. Mannlich † 1718 u. a. — In München, wo die Schatzkammer und die reiche Kapelle noch ziemlich unversehrt den Hofprunk des 16. Jh. repräsentieren, lieferte der Hofmaler Hans Mielich (1515—1572) prachtvolle, farbige Entwürfe. — In Straßburg ist Georg Kobenhaupt Vertreter der blühenden Renaissance, anmutig und erfindungsreich wie etwa Jamnitzer (Rappoltsteiner Pokal 1543 in München [Abb. 482], grotesker Büttnerbecher in Darmstadt 1567). Nic. Riedinger (seit 1609) glänzt durch feines Email, Daniel Darnischter (nach 1650) durch breite, flüssige Treibarbeit (Krug in Dresden). Den französierenden Stil C. Imlins erkennen wir aus der Terrine von 1720 in Darmstadt (Abb. 479). Den Klassizismus vertritt J. F. Kirstein, ein enthusiastischer Schilderer des Wald- und Jagdlebens. — In Frankfurt a. M. ist Theodor de Bry (1528—98) mit zwei Söhnen durch zahlreiche Stiche für den Geschmack bestimmend. Den Ruhm Warburgs hat allein Anton Eisenhoit (1554—1603) begründet (silberne Altaraussattung in Herdringen), der mit derselben Hand die strengste Gotik und die reinste Renaissance schuf.

In Hamburg übten Jacob Mores Vater († 1612) und Sohn (bis 1622) eine umfassende Tätigkeit, auch in Prunkmöbeln, für den dänischen Hof. An den erhaltenen Stücken entzückt ein saftiges plastisches Können. — In Prag finden wir unter Rudolph II. eine kleine Kolonie, P. v. Vianen (1610), der in wundervollem Flachrelief seine Figuren aus der tiefen Landschaft hebt, Krenberger aus Nürnberg (Kanne und Schüssel in der Wiener Schatzkammer) u. a. In Dresden arbeiten im 17. Jh. für den Hof die beiden Zach, Georg Mond, Urban Schneweiß, Michael Botza, Daniel Kellerthaler (1613—68), Gabriel Gipfel (1502—11), für August den Starken besonders Melchior Dinglinger aus Biberach (1665—1731), dessen Ruf die großen Kindereien, der Hof des Großmogul, der Tempel des Apis, der Parnassus chymicus, der Triumphus Augustalis begründeten. Die echt barocken Aufgaben sind ihm etwa wie Puppenstuben gelungen. Aber die Beherrschung aller Techniken, die feinste Kunst des Emails, der Steinfassung, des Silbergusses stellen ihn in die erste Reihe. Seine Gefäße (Teeservice aus Gold, drei »Kabinettstücke«) sind trocken, mit einem lederartigen Bandelwerk überladen, andere wie das »Bad der Diana« stachlich phantastisch. Sein Nachfolger Chr. Neuber († 1808) hat reizende Dosen geschaffen. In Leipzig sind die beiden Hans Reinhart als Medailleure bekannt. In Berlin wanderten ein Daniel Mannlich aus Augsburg († 1701), Jochim Grim aus Lüneburg (seit 1676) und ein ganz hervorragendes plastisches Talent, Bernh. Quippe (seit 1689), dessen Nautilusbecher in Dresden zu den besten Schöpfungen gehört.



Abb. 482. Der Rappoltsteiner Pokal von G. Kobenhaupt.



Abb. 483. Messingbecken. 16. Jh. Germ. Museum.

II. Bronze, Kupfer, Zinn.

H. LÜER, Technik der Bronzeplastik, Lpz. 1903. — H. LÜER u. M. CREUTZ, Gesch. d. Metallkunst. I. Stuttgart 1904. — SWARZENSKI, Ma. Bronzegeräte, Berl. 1902. — H. DEMIANI, F. Briot, C. Enderlein und das Edelzinn. Lpz. 1897. — DERS. in Zs. f. b. K. 1899. 205, Rep. f. Kw. 1899. 309. LESSING in Jb. Kgl. pr. Ks. X. 171. — J. ZOELLNER, Zinnstempel u. Zinnmarken. Zs. b. K. N.F. IX. 159. X. 97. 122. — K. BERLING, Sächs. Zinnmarken. Kgwbl. III. 133. N. Arch. f. sächs. Gesch. 1895. 123. — DEMIANI, Sächs. Edelzinn, ebd. 1904. 1. 305. Über das Technische: KARMARSCH, Handb. der mechanischen Technologie. Lpz. 1891.

1. Die höchst ehrenvolle Geschichte des Erzgusses im Ma. hat es fast ausschließlich mit kirchlichen Gegenständen zu tun. Im profanen Leben zog man Bronze, Kupfer und Messing für gewisse Gefäße heran, denen man größere Haltbarkeit zu geben wünschte, so vor allem für das Kochgeschirr. Wie noch heut in manchen Bauernküchen die Pfannen, Tiegel und Kessel, Durchschläge, Wasserkübel aus blankem Kupfer den Stolz der Hausfrau bilden, so finden sich auch in den Museen manche alte Stücke aus Bronze, vornehmlich die dreibeinigen Tiegel (Grapen), deren Herstellung einer eigenen Zunft, der »Grapenpeter« in Niederdeutschland, oblag (Abb. 484). Nicht minder zahlreich sind die Mörser, zweihenklig, mit Linien, Laubfriesen, Inschriften ähnlich wie die Glocken verziert (Abb. 485). Bronzeschüsseln[1]) eines ganz bestimmten Types finden sich teilweis in Kirchen, teilweis bei Grabungen, wo man nur bürgerliche Herkunft vermuten kann, offenbar aus einer Fabrik. 25—32 cm im Dm. sind sie vollständig mit biblischen oder mythologischen Szenen (Pyramus und Thisbe, Mythus der Myrrha) und erläuternden Schriftbändern graviert, zeitlich auf das 11. und 12. Jh. beschränkt, durch Handel über ganz Nordeuropa verbreitet. Offenbar wurden sie durch die

1) J. ALDENKIRCHEN, B. Jb. LXXV. 54. GREMPLER, Schlesiens Vorzeit V. 271, VI. 137, Mitt. Niederlausitz VI. — A. WORMSTALL, Zs. Westfalen LIV. 57. Zs. f. chr. K. X. 239.

emaillierten Kupferschalen im 13. Jh. verdrängt und diese wieder durch die etwas größeren Messingbecken[1]) mit den rätselhaften Inschriften, welche sich zu hunderten in Museen aufgestapelt und in Kirchen als Taufbecken erhalten haben. Sie wurden wohl ausschließlich in Nürnberg geschlagen und für den Gebrauch in Haus und Küche, als Aderlaß- und Wagschalen für Barbiere und Küchenbäcker in Handel gebracht. Die ältesten Stücke von Mitte 15. Jh. sind die besten, die späteren zeigen den Verfall bis zur stumpfen Roheit. Um 1640 erlischt die Produktion. In der Renaissance finden wir tiefere, terrinenartige Becken aus Messing oder Kupfer, die wohl lediglich als Kühler, als Kohlenbecken, vielleicht auch als Waschgefäße dienten (Abb. 483). Die Wasserbehälter in den Waschkästen (s. o. S. 424) haben meist die Form eines Türmchens.



Abb. 484. Kochkessel im Germ. Museum.



Abb. 485. Mörser im Germ. Museum.

Kunstvoller ist eine andere Gruppe von Bronzegerät, die Leuchter und Aquamanilien. Letztere sind ganz typisch als Tiere gestaltet — Löwen, Adler, Greifen, Pferde und Reiter, wobei der gegen den Kopf gebogene Schwanz als Henkel dient (Abb. 486 u. 487). Neben den weitverbreiteten schlichten Typen begegnen doch auch überaus witzige Lösungen. Im kirchlichen wie im bürgerlichen Gebrauch gleicherweise zu Haus halten sich die romanischen Formen bis ins 15. Jh. Dasselbe gilt von den Leuchtern. Nur sind hier die Erfindungen entschieden noch geistvoller, gedankenreicher, insofern die zahlreichen Motive der Tiersymbolik aufgenommen wurden. Der Fuß wird durch drei bis vier Tierklauen gebildet, darüber liegt eine Verschlingung von Ranken, Drachen, Löwen, Salamandern, im Kampf mit Menschen, miteinander oder mit sich selbst, auch gegen den Lichtteller, der meist recht glücklich als Blüte aus dem Gerank entwickelt ist (Abb. 488 u. 489). Den großen kirchlichen Kronleuchtern läßt sich etwas Ähnliches aus dem pro-

1) KLEINWÄCHTER, Zs. Posen XII. 323. — H. STEGMANN, Mitt. Germ. Mus. 1899. 11. — BERGNER, Hb. d. kirchl. Kunstaltertümer 334.

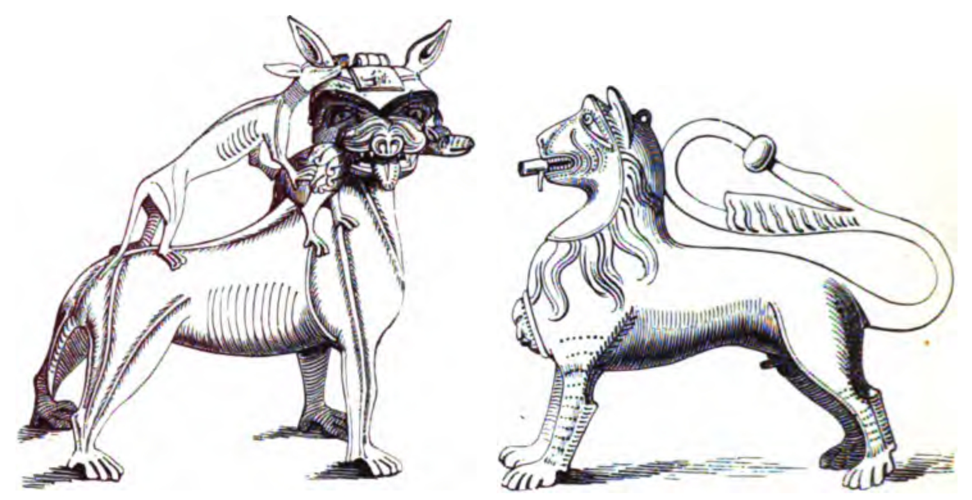


Abb. 486 und 487. Romanische Gießgefäße (Aquamanilien).

fanen Gebrauch nicht zur Seite setzen. Ein Marienleuchter ganz kirchlichen Gepräges im Rathaus zu Goslar, andere in München und Regensburg. Im 16. Jh. kommen die Messingkronen mit Kugeln auf, meist ohne Kunstform, erst im Barock werden die großen, in Akanthranken entwickelten Bronzekronen für vornehme Häuser typisch, oft mit Prismen von Bergkristall behangen. Die Türklopfer der romanischen Zeit sind gleichfalls Bronzen von fast handwerksmäßiger Typik, Löwenköpfe mit einem Ring im Maul. In dieser Form haben sie sich, zeitgemäß umstilisiert, bis in die Neuzeit erhalten. Daneben treten in der späteren Gotik auch ast- und laubförmige Bildungen auf, am Rathaus in Lübeck beispielsweise eine aus Ranken gebildete Rosette mit dem Kaiser und den sieben Kurfürsten. In der Renaissance dringen von Italien her die Lyraformen ein,

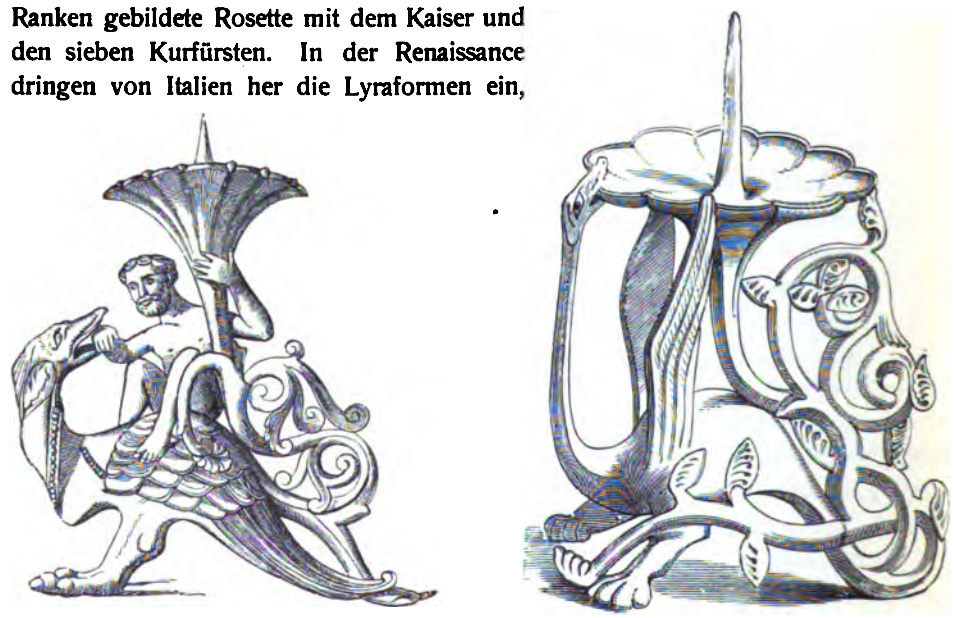
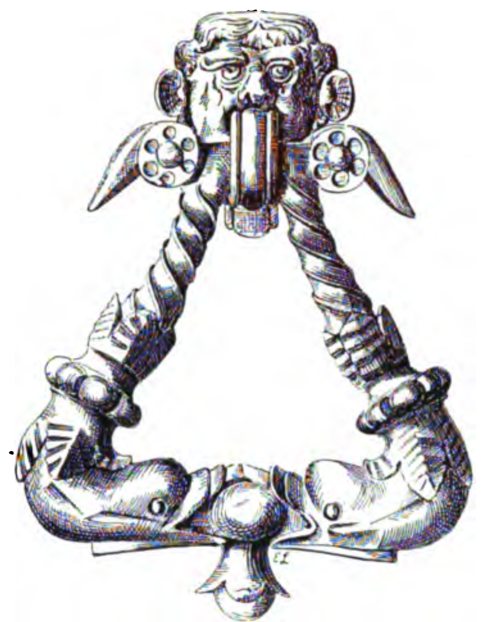


Abb. 488 und 489. Romanische Leuchter.

die oft so reizend aus Figürchen, weiblichen Körpern, Seepferdchen usw. entwickelt sind. Einige Werke von Hubert Gerhard für Schloß Kirchheim (Museum in Berlin und Hamburg) sind kleine Kabinettstücke. Auch in Kaminböcken wirkten die italienischen Vorbilder der Renaissance befruchtend, wenn auch nicht so hohe Kunstwerke wie etwa im Bargello zu Florenz entstanden.


Abb. 490. Türklopfer. 16. Jh. Berlin, Kunstgewerbe-Museum.

Die Leistungen der Großplastik in Bronze fallen teils in die kirchliche Sphäre — P. Vischer arbeitete ausschließlich Grabmäler und Verwandtes, auch das Nürnberger Rathausgitter, 1809 freventlich verschleudert, war ja (1513) für die Fuggerkapelle in Augsburg bestimmt — teils sind sie schon oben bei den Brunnen und Denkmälern gewürdigt. Auf die Kleinkünstler mit ihren Medaillen und Plaketten kommen wir gelegentlich unten zurück.

Noch einmal im Rokoko wurde der Bronzeguß zu höchst ehrenvollen Aufgaben berufen. Wir sahen oben, welche Rolle die Goldbronze im Mobiliar des 18. Jh. spielte. Der Triumph dieser Richtung war das »Bronzezimmer«, worin alles sonst in Holz geschnitzte oder stuckierte Ornament durch Goldbronze ersetzt wurde. Derart ist die Bibliothek Friedrichs d. Gr. in Sanssouci, deren Beschläge vom Goldschmied Kelly gegossen wurden, der Höhepunkt der »Bronzesaal« im Stadtschloß zu Potsdam 1754 von Kambly und Schwitzer ausgeführt[1]). Hierzu kam noch die Vorliebe für Statuetten, meist Nachahmungen italienischer Barockwerke, an denen besonders Dresden reich ist, Spielereien aller Art und künstlerische Standuhren, deren Formen uns aber besser im Porzellan entgegentreten.


Abb. 491. Kandelgießer nach Jost Amman.

2. Das Zinn spielt bis zur Zeit der billigen Fayencen und Porzellane im bürgerlichen Haushalt dieselbe Rolle wie das Silber im vornehmen. Es liefert die Kannen, Schüssel, Teller, Dosen, Leuchter, Löffel, Salzfässer, Terrinen usw. und mag in Deutschland erst im 13. Jh. nach Er-

1) P. SEIDEL, Jb. d. Kgl. pr. Ks. 1895. 48.



Abb. 492. Zinnkanne. Hannover.

schließung der sächsisch-böhmischen Zinngruben das ursprüngliche Holzgefäß verdrängt haben. Dies Verhältnis klingt noch in den Kannen nach, welche die ganze Holzform mit Reifen tragen. Im übrigen sind die Formen meist glatt, da der silberähnliche Glanz des Metalls nur durch reichliches Putzen erhalten werden kann (Abb. 491). Erst im Rokoko kommen die geriefelten und gedrehten Kannen und die muschlig gerandeten Terrinen und Teller auf. Der Dekor besteht in Gravierungen, wodurch die Zunftkannen Schlesiens glänzen, und in eingelassenen Medaillons auf den Deckeln. Ein höheres Niveau nimmt das Zinn dann erst unter den Händen der Renaissancekünstler ein und zwar als bewußter Ersatz für Silber. Neudörfer erzählt von dem Kandlgießer Martin Harscher, gest. 1523: »was ein jeder gemeiner goldschmid von silber gemacht hat, das hat er also rein von Zinn zu wegen gebracht«. Solche Nachgüsse von Silbersachen finden sich namentlich im kirchlichen Gerät; sie haben keine selbständige Bedeutung. Mehr materialgemäß ist eine Gruppe von Arbeiten mit überaus flachen Mauresken, ähnlich den Ätzungen in Solnhofer Stein. Der Meister dieser Sachen N. H. hat sich als Nicolaus Horchhaimer in Nürnberg entpuppt (1561—1583). Offenbar hat er tatsächlich die Gußformen in Stein geätzt (Abb. 493). Daneben finden sich auch einige Zinnteller mit Ätzung im Metall. Eine zweite spätere Gruppe bilden die Temperantiaschalen mit zugehörigen Kannen und eine Reihe verwandter Schüsseln. Der Name stammt von der Mittelfigur der Mäßigkeit, im Fond finden sich noch die vier Elemente, auf dem Rand die sieben freien Künste, friesartig durch das feinste Ornament verbunden, alles in zartem Flachrelief, am Boden mit den Bildnissen, teils von Franciscus Briot, teils von Caspar Enderlein (Abb. 494). Franz Briot aus Damblain, von 1580—1616 in Mömpelgard (damals württembergisch) als Zinngießer tätig, ist der Erfinder der Schale (die Kanne bietet weniger Eigenart), C. Enderlein aus Basel 1560, seit 1584—1633 in Nürnberg, übrigens auch Meistersinger und als solcher Erfinder der



Abb. 493. Zinnform von N. Horchhaimer.

»harten lauteren Zinnweis«, der Kopist, der die Form zweimal, zuletzt 1611 nachgestochen hat. Hieran schließt sich aber eine förmliche Schule. Es sind nun noch zehn große Schüsseln (mit Susanna, Mars, Herkules, dem verlorenen Sohn usw.) bekannt geworden, die im Reichtum der Komposition mit der Temperantiaschale wetteifern, aber weder zu Briots noch zu Enderleins Manier stimmen.



Abb. 494. Temperantiaschale von Caspar Enderlein. (Nach Demiani.)

Letzterer hat übrigens das Stück durch Einsetzung einer Maria in die Mitte zu einer vielbegehrten Taufschüssel umgearbeitet. Briots Modelle sind in Sraßburg von Isaak Faust nachgegossen worden und in derselben Manier sind dort im 17. Jh. zahlreiche Wöchnerinnenschüsseln gearbeitet, in denen jungen Müttern die »Wochensuppe« von befreundeten und verwandten Familien überbracht wurde (Abb. 495).

Das sächsische Edelzinn ist sozusagen nur Plagiat, indem die Plakettenfolgen Flötners, aber auch Figuren von der Temperantiaschale, der Marsschüssel, zierliche Ornamentstreifen usw. nachgegossen und zu Gefäßen gerundet oder in solche ein-

gegossen wurden. Aber es sind dabei doch recht anziehende Produkte entstanden wie die Zunftkanne der Maurer in Zittau von 1562, der Fleischerinnung zu Preßnitz (Sammlung Figdor), Krug und Schale im Louvre ca. 1560, Deckelhumpen der Sammlung Demiani, Tintenfässer, die im 17. Jh. in den Schreibstuben in Gebrauch waren u. a.



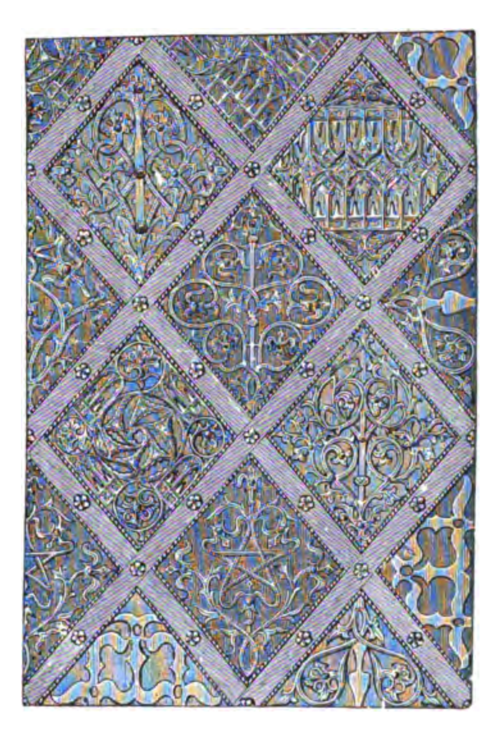
Abb. 495. Wöchnerinnenschüssel. Straßburg.

III. Das Schmiedeeisen.

BECK, Gesch. d. Eisens. Braunschw. 1884—99. — KRAUTH u. MEYER, Das Schlosserbuch. Lpz. 1891. — MEYER, Handb. d. Schmiedekunst. Lpz. 1893. — RASCHDORF, Abb. deutsch. Schmiedewerke. Berl. 1875—78. — V. HEFNER-ALTENECK, Eisenwerke od. Ornamentik d. Schmiedekunst d. Ma. u. d. Ren. Münch. 1870, Frankf. 1885. 1891. — BRÜNING, Die Schmiedekunst st. d. Ende d. Ren., Lpz. 1903. — (WASMUTH), Die Schmiedekunst nach Originalen d. 15. u. 16. Jh. Berl. 1887. — F. EHEMANN, Kunstschmiedearbeiten aus d. 16.—18. Jh. Berl. 1884. — H. RIEWEL, Studien über Schmiede- u. Schlosserarbeiten in Österr. Mitt. CC. XV. — ILG u. KABDEBO, Wiener Schmiedewerke d. 17. u. 18. Jh. Dresd. 1883. — SCHIRECK, Die Kunstschlosserei in Mähren. Brünn 1893. — WUSTMANN, Leipz. Schlosserarbeiten d. 18. Jh. Kgwbl. II. 91. — A. SCHICKER, Schmiedekunst in Straßb., ebd. III. 67. — ROEPER u. BOESCH, Geschmiedete Gitter d. 16.—18. Jh. aus Süddeutschl. Münch. — B. QUARITCH, Ornamental Ironwork. Lond. 1898.

Das Schmiedeeisen ist in seiner Verwendbarkeit fast ebenso vielseitig wie das Holz. Seinen unbestrittenen Wirkungskreis findet es in Beschlägen und Gittern, Geräten und Waffen, Schlössern, Leuchtern, Wandarmen, Ständern aller Art, wird aber auch für kleine Möbel, Pulte, Kästchen benutzt. Die **Technik** ist der des Goldschmiedes nahe verwandt. Doch muß man sich heut immer vor Augen halten, daß in älterer Zeit die Eisenhütten nur ein handelsmäßiges Stabeisen lieferten und dem Schmiede alle weiteren grundlegenden Formierungen, das Ausziehen der

Drähte, das Hämmern der Bleche, Nägel, Niete usw. oblag, ein Umstand, der den Werken gegen die glänzenden Fortschritte der modernen Technik den Reiz des persönlich Geschaffenen, des Frischen und Urwüchsigen bewahrt. Die vorwiegende Behandlung des Metalles meist im Zustand der Weißglut ist das Hämmern, Strecken, Stauchen, Richten und Biegen. Die Verbindungen werden durch Schweißen, Löten, Nieten, An- und Überplattung, Durchsteckung hergestellt. Für die Oberflächenbehandlung kommt neben dem Feilen, Schleifen, Aufhauen und Riefeln auch das Treiben, Ziselieren, Ätzen, Niellieren und Tauschieren in Betracht. Die Stäbe kommen rund, kantig, kordiert, gewunden (torsiert) zur Verwendung, werden gelegentlich aufgeschlitzt, an den freien Endigungen meist zu Voluten oder Spiralen ausgerollt. Dem Prägen der Edelmetalle entspricht die Behandlung »im Gesenke«, worin sowohl die feineren Profile der Stäbe als auch Laub und Rosetten gepreßt werden.


Abb. 496. Türbeschläge der Kirche zu Bruck.

1. Die Formensprache des Eisens behauptet gewiß immer einen eigenen materialgemäßen Charakter, erweist sich aber doch in jeder der großen Epochen so biegsam und geschmeidig, daß die Wandlungen des Geschmacks fein und scharf wie etwa beim Holz oder beim Stuck heraustreten. Der Entwickelungsgang wird wesentlich durch die Beschläge und Gitter bestimmt. Ihren Evolutionen schließen sich meist die anderen Gerät- und Gefäßformen an.

In der romanischen Zeit haben wir ausschließlich Beschläge von Türen und Kästen zu verzeichnen, und die profanen Sachen stehen dabei gegen die kirchlichen in verschwindender Minderheit. Der Zweck des Beschlags liegt nicht in der Richtung auf Verzierung oder Zusammenhalt des Holzes, sondern auf Schutz gegen Angriffe von Beil und Säge. Also breite Bänder, »Zungen«, manchmal dicht nebeneinander gelegt und Kopf an Kopf vernietet, manchmal gespalten und in den Seitenästen spiralig oder lilienförmig ausgehämmert, manchmal begleitet von »Streumustern«, lanzettlichen Blättern, Stern- und Kreuzformen, Lilien, Tierfiguren (Hirsch und Hund), immer in der Absicht, keine größere Fläche ungeschützt zu lassen.

In der Gotik wird das Motiv der Verästelung des Angelbandes zum leitenden Prinzip des Beschläges erhoben. Strauch- oder baumartig zweigen sich vom Hauptband die Seitenäste ab und decken in zahlreichen symmetrischen Ranken die Unterlage. Die Nagelstellen und Astknoten wie die Endigungen werden blechdünn ausgehämmert, letztere als Blätter und Blumen umschnitten und durch Auftreiben mit Buckeln oder aufgenietete Rosetten belebt. Ein Musterbeispiel am Saal des alten Rathauses in München 1470—80, völlig naturalistisches Ast- und Blattwerk an Türen im Germanischen Museum, im Rathaus zu Sterzing, auf Schloß Tratzberg. Zum Schutz des Holzes wird oft noch eine Unterlage

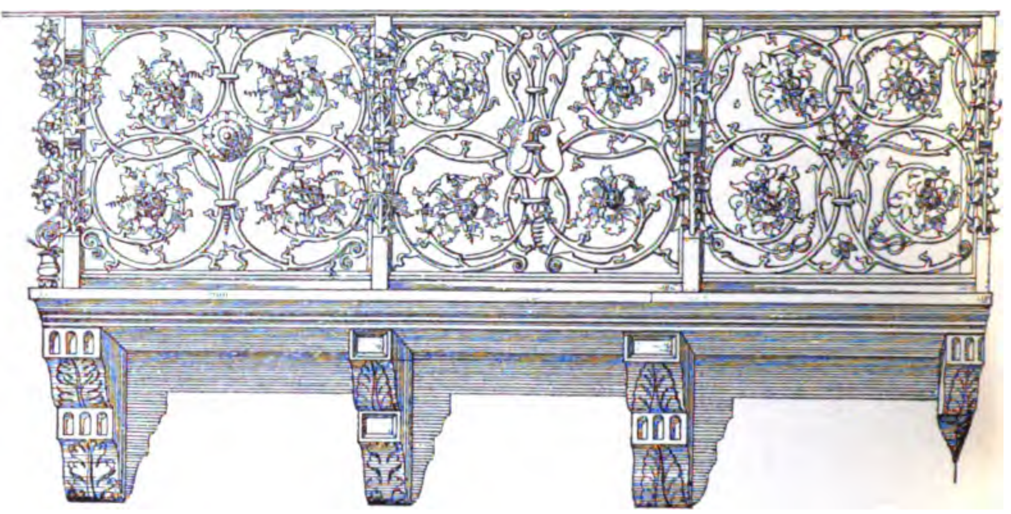


Abb. 497. Gitter vom Fallbrückengang am Rathaus zu Basel.

von rotem oder blauem Leder gegeben und das Eisen selbst verzinnt, lackiert und in einzelnen Teilen vergoldet. In Ostdeutschland (Schlesien, Böhmen) ist eine andere Manier heimisch. Hier wird die Tür ganz mit Blech überzogen, darüber eine Gitterung von schräg gekreuzten Schienen vernietet, die Füllungen mit Paßformen, Maßwerken, Fischblasen ausgesetzt (auch nur ausgemalt) (Abb. 496). Beispiele im Rathaus zu Breslau und auf Schloß Karlstein. Profane Gitter dieser Zeit sind selten und nur ein blasser Abglanz der kirchlichen Formen, die an Sakramentsnischen ihre reizvollste Ausbildung fanden (Abb. 497).

In der Renaissance gelangt umgekehrt das Gitter zu immer steigender und schließlich herrschender Bedeutung, als Tür- und Fenstergitter (Oberlicht), als Brüstung von Balkonen, als Treppenwange, zur Einfriedigung von Brunnen und Höfen. Die Konstruktion ist ungemein leicht und schwungvoll. In ein Rahmenwerk aus kräftigen Schienen wird eine Füllung von dünnen Rundstäben gebracht, welche kreuz- und netzförmig durcheinandergesteckt, in Rankenlinien gezogen oder als »durchdringende Spiralen« miteinander verflochten werden. Durch das Prinzip der vielfältigen Windungen und Überschneidungen gelang es auch, mit den dünnen Stäben den Eindruck des Körperlichen zu erreichen. Dies wird noch dadurch gefördert, daß die Enden zu Blattformen ausgehämmert, mit einfachen Blüten oder kolbenartigen »Spindelblättern« besetzt werden. Um dem Auge mehr Fläche zu bieten, wächst überhaupt die Neigung, den Rundstab an geeigneten Stellen, an den Treff- und Schnittpunkten, breit zu hämmern, und seit 1620 setzen hier die Verknorpelungen, die Ohren, Masken, Greifen und muscheligen Blätter an, wodurch das kalligraphische Schnörkelwerk des 17. Jh. vollendet wird. Es hält sich bis gegen 1680, wo allmählich das schwere, hochreliefierte Akanthusblatt eindringt. Die Glanzleistungen liegen auch jetzt noch in den



Abb. 498. Gitterkrönung des Augustusbrunnens in Augsburg.



Abb. 499. Oberlicht. Süddeutsch. Anf. 18. Jh.

Kirchen- und Grabgittern; von Fenster- und Türgittern haben wir treffliche Muster in Schloß Zell bei Koblenz 1543, im Rathaus zu Lüneburg (von Hans Ruge) 1576, am Zeughaus zu Danzig 1605, am Topler- und Pellerhaus in Nürnberg (1590 resp. 1617), am Rathaus zu Würzburg 1595. Außerordentliche Liebe wurde den Brunnengittern zugewandt. Das erste Meisterwerk war das Gitter des schönen Brunnens in Nürnberg 1587 von Paulus Kühn, dessen Bekrönung 1823 als »stillos« entfernt wurde; 1594 Gitter des Augustusbrunnens in Augsburg von Georg Scheff (Abb. 498), des Merkurbrunnens 1716, des Florianbrunnens in

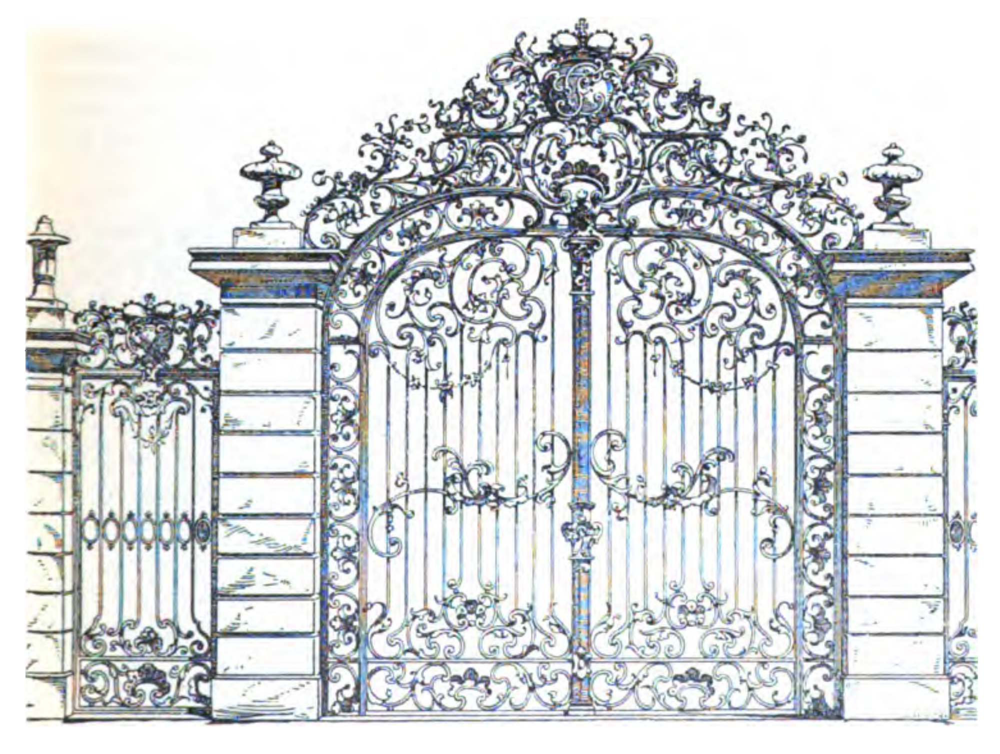
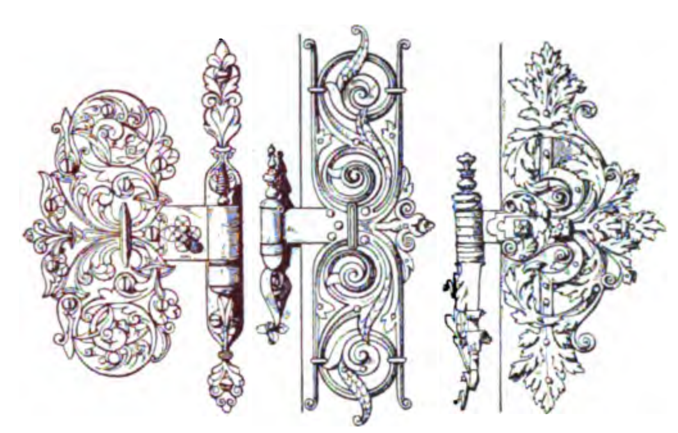
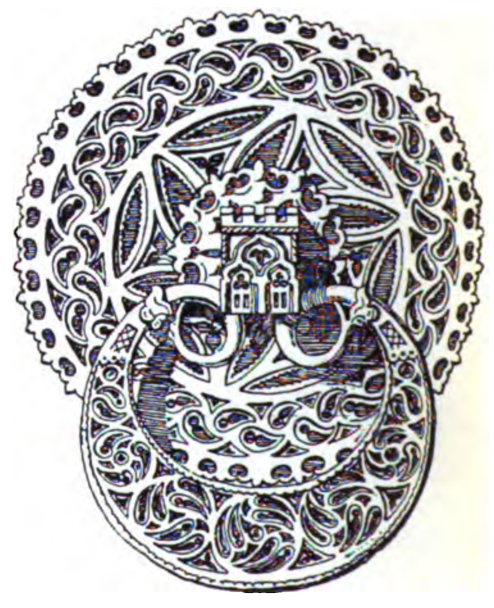


Abb. 500. Parktor im Schloßgarten zu Karlsruhe.
Nach F. S. Meyer.


Abb. 501. Schrippenbänder.

Salzburg 1687 von Wolff Guggenberger, des Neptunbrunnnes in Danzig 1630; und die oben geschlossenen Brunnenlauben auf Schloß Neuhaus in Böhmen 1580, am kleinen Ring in Prag 1560, in Bruck a. d. Mur 1626 (von Hans Prasser) und der »schöne Brunnen« in Neisse 1686 von Wilhelm Helleweg.

Ende 17. Jh. drang durch die zahlreichen »Schlosser-Reiß-Bücher« der französische Geschmack ein, allerdings nie in der architektonischen Breite und Fülle wie im echten Louis XIV., sondern als ein gefälliges »Laub- und Bandelwerk«, dessen Formensprache wir schon beim Stuck (S. 386) kennen lernten. Die technische Neuerung liegt darin, daß nun allgemein dickere Vierkantstäbe, oft gepreßt und ziseliert, verwandt wurden. Die Behandlung wird viel plastischer, die Durchschiebungen durch Hinterschiebungen und Überblattungen ersetzt, der Blattschnitt scharf naturalistisch, Blätter und Voluten rollen sich aus der Ebene heraus, zum Aufputz treten Rosetten, Knöpfe, Hüllkelche, Kronen, Wappen, Urnen, Monogramme, selbst Tier- und Menschenfiguren (Abb. 499). Oft wird der Dekor an einzelne Stellen, auf die Krönungen oder die Ränder und Mitten gehäuft, das übrige mit Staketen ausgesetzt. — Das Rokoko äußert sich wie auch sonst im Kampf gegen die Symmetrie und die gerade Linie. Die geometrischen Gebilde, Kreuz- und Netzwerke, gehen auf wenige, reservierte Stellen zurück, die Füllungen werden durch ein wildes und verschobenes Schnörkelwerk gebildet, worin natürlich die Muschel- und Zackenformen dominieren, sehr gern noch überschnitten durch eingestreute oder hineinhängende Blumen, Sträuße, Girlanden, Embleme usw. Technisch wird das Höchste geleistet, die zartesten Gespinste dem starren Material abgerungen (Abb. 500). Zeitlich lassen sich die Epochen schwer trennen. In München wurde z. B. das Muschelwerk durch die Musterbücher F. Cuvilliés und den Hofschmied Antoine Motte schon in den dreißiger Jahren heimisch, darnach auch am Schloß in Stuttgart und Schloß Brühl. Das Laub- und Bandelwerk finden wir am reinsten und reichsten in Österreich, im Belvedere und Schwarzenbergpalais, in Schloßhof, Salzburg, Prag, das Rokoko in allen Stufen musterhaft am Schloß in Würzburg, wo Georg Oegg und Mark Gattinger 1746—79 arbeiteten. Durch seine riesige Ausdehnung fällt das Hofgitter von Schönbrunn 1763 auf. Aber man findet kleinere Werke, Oberlichter, Fensterkörbe, Wirtshausarme fast in jeder kleinen Stadt.


Abb. 502. Türklopfer. 15. Jh. Augsburg.

2. Die **Beschläge** gehen fast in demselben Maße zurück. Es liegt dies in den veränderten Holzkonstruktionen begründet. Die gestemmten Wände und

Türen der Renaissance mit Rahmen und Füllungen verdrängten die langen Zungenbänder. Man griff zu breiten Kreuz- und Schrippenbändern (Abb. 501). Gleichwohl steht im 16. und 17. Jh. das Beschläge an Türen, Schränken und Kästen noch in hohen Ehren, wird aus dünnem Blech zierlich ausgesägt und graviert oder getrieben, nicht selten verzinkt. Auch die Angelstöcke nehmen an dem Dekor teil. Später wird das Beschläge allerdings mehr und mehr verdeckt oder in vornehmer Weise durch blankes Messing ersetzt. Natürlich kommen immer noch einzelne Außentüren oder auch vollständig eiserne zu Gewölben, Archiven, Schatzkammern mit sehr reichen Beschlägen und ebenso Truhen vor, die eine reiche Armierung von kunstvollen Beschlägen tragen.





Abb. 503. Mittelalterliche Schlösser. Nach F. S. Meyer.

Zur vollen Garnitur gehören immer die Winkelbänder, Schlüsselschilde, Schlösser, Anzieher, Drücker und Türklopfer. Über die älteren Formen der Türklopfer ist schon gesprochen (S. 451). In Eisenausführung kommen schon in der Gotik die Ringe mit den kunstvoll ausgeschnittenen Blechen hinzu (Abb. 502). In der Renaissance entwickelt sich darin eine unabsehbare Vielfältigkeit von einfach-geschmackvollen bis zu den vornehmsten und phantasievollsten Formen. Auch die Anzieher und Drücker sind mit Blechen gleicher Formbildung hinterlegt. Aber einen ganz besonderen Prunk entfaltete das spätere Ma. und die Renaissance in Schlössern und Schlüsseln. Bekanntlich sind hölzerne Schlösser und Schlüssel in Bauernhäusern Ostdeutschlands noch heut in Betrieb[1]), andererseits bezeugen Schlüsselfunde aus frühgeschichtlicher und romanischer Zeit, daß wenigstens eine Art eisernen Vorlegeschlosses zu den frühesten Errungenschaften der Germanen gehört. Die ältesten erhaltenen Beispiele sind Kastenschlösser, bei denen ein beweglicher Bügel oder Flansch in den Kasten eingehakt und durch einen Jagd- oder Radriegel festgehalten wird (Abb. 503). Schon aus dem 13. Jh. haben wir aber Schnappschlösser, bei denen der Riegel durch Federkraft in einen festen Haken des Gewändes, die Schließkappe, getrieben wird. Später hat man alle Erfindungskraft auf verzwickte und komplizierte Mechanismen geworfen und ebenso die Schloß- und Schlüsselbleche durch Gravierung, Tauschierung und aufgelegte Arbeit zu kleinen Kunstwerken erhoben (Abb. 504—506), noch lieber die offene Konstruktion nicht ohne Stolz gezeigt. Die Sammlung von Schlössern im Germanischen Museum und im bayerischen Nationalmuseum bieten dafür die reichhaltigste Anschauung. Beim Schlüssel unterscheidet man die Räute (Griff, Ring), das Gesenke



Abb. 504. Schloßblech. Ende des 15. Jh. Augsburg.

1) R. MIELKE, Hölzerne Schlösser. Dpfl. IV, 4. — Cbl. d. Bauvw. 1902.



Abb. 505. Türdrücker.
Nach F. S. Meyer.



Abb. 506. Schloßkasten.
Nach F. S. Meyer.

(Hals), das Rohr und den Bart; und hier ist es die Räute, welche die wunderlichsten und zierlichsten Formen (Menschen- und Tierfiguren, Arabesken, Monogramme, durchbrochene Gehäuse, Architekturen) annimmt (Abb. 507). Bei Stadtschlüsseln und dekorativen Innungsschlüsseln geht die Zierlust manchmal ins Maßlose.

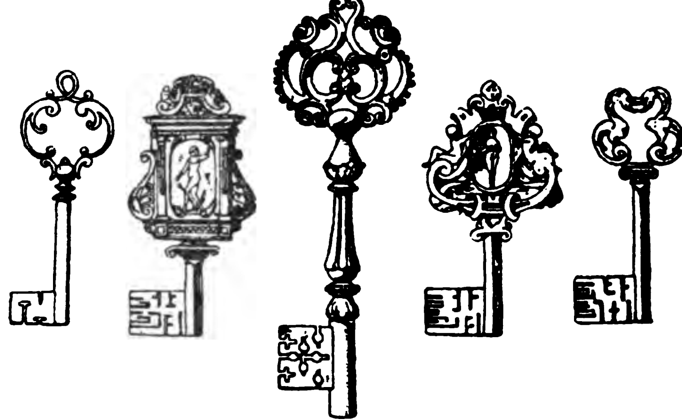


Abb. 507. Renaissanceschlüssel.
Nach F. S. Meyer.

Bei den zahlreichen Stützen, Ständern, Wandarmen greifen die im Kirchengerät ausgebildeten Formen, später die Gittermotive Platz. Die Elemente bilden eine Wandschiene und ein wagrechter Arm, beide verbunden durch eine Strebe unten oder ein Band oben, die Zwickel mit Ranken gefüllt. So als Träger von Wasserspeiern, Wirtshaus-, Herbergs- und Innungszeichen, Firmenschildern. Die reichsten Beispiele finden wir im Rokoko, wo die strenge Rahmenform durch phantastische Gittermotive gesprengt wird und durch Bemalung und Vergoldung an Reiz und Leben gewinnt[1]).



Abb. 508. Wandarm.

Auch in eisernem Beleuchtungsgerät[2]) gibt es eine Fülle von Formen und Beispielen. Die Renaissance hat für

1) J. LESSING, Bemaltes Eisen. Kgwbl. III, 41.

2) BECK, a. a. O. I, 948. II, 293. — C. v. DRACH, Die Eisenhütten des Kl. Haina. Marburg 1889. — H. LÜER, Kronleuchter und Laternen des 16.—18. Jh. Berl. 1903.

Standleuchter, hohe und schlanke wie breite und vollere Kandelaber, für **Handleuchter** und **Wandarme** ebenso praktisch einfache wie künstlerisch reiche Vorbilder geschaffen, die man mit Begeisterung in den modernen Haushalt wieder einführen konnte. Dasselbe gilt von Hängeleuchtern, Lichtkronen, Reifen und Laternen. Hierfür liegen schon aus gotischer Zeit kunstvolle und reiche Beispiele vor, die mit Vierkantstäben, breiten Blechen und ausgeschnittenen Blumen sehr körperlich wirken (Abb. 511), während die Renaissance mit den leichten Rundstäben auf weit nüchternere Formen geriet. Doch ist nicht zu vergessen, daß in diesem Fach die Kirche mit ihrem riesigen Beleuchtungsbedürfnis die Führung bis in die Neuzeit behielt. Nicht anders steht es mit den Ständern für Kessel und Wassergefäße, den Pulten, Glockenstühlchen (Abb. 512), Wetterfahnen, Dach- und Turmkreuzen, worin die Kirche fraglos der profanen Werktätigkeit immer voraus war, wie sie auch die meisten und instruktivsten Sachen bewahrt hat.

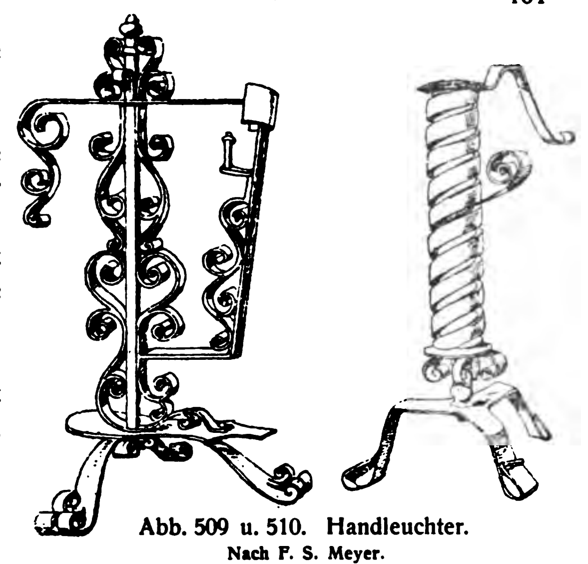


Abb. 509 u. 510. Handleuchter.
Nach F. S. Meyer.

Dagegen besitzt die bürgerliche Kunstschmiederei noch einen Ruhmestitel in den zahlreichen **Kästchen, Schmuck- und Geldkassetten**, aus starkem Blech zusammengenietet, Wände und Deckel mit Gravüren meist des ritterlichen Lebens geschmückt oder mit ausgesägter, getriebener Arbeit, Mauresken oder Figuren, belegt, ein Ersatz für die Holzelfenbeinkästen der vornehmeren Schichten.

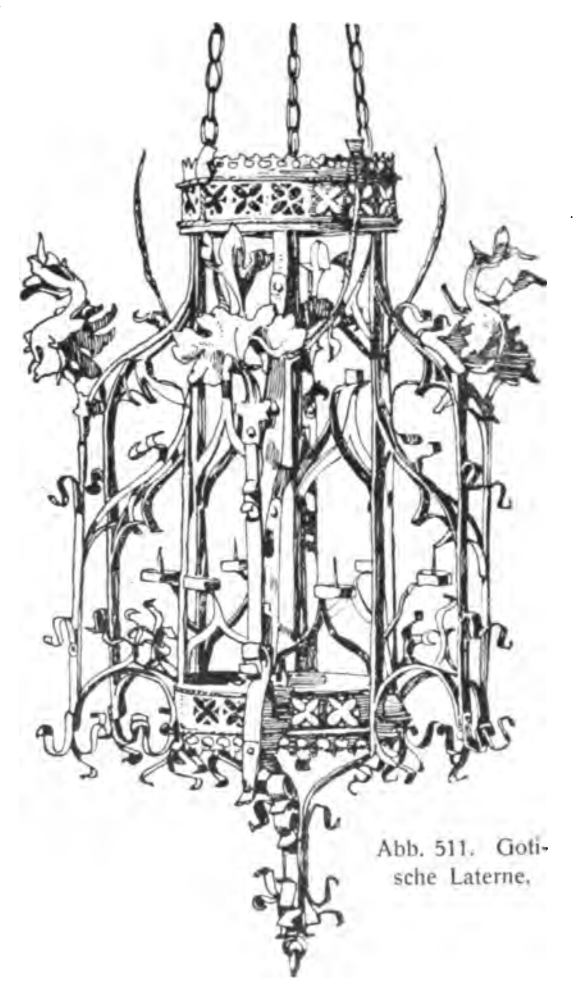


Abb. 511. Gotische Laterne.

Die eigentlichen **Gebrauchs-**

geräte und Werkzeuge entziehen sich naturgemäß mehr dem bildnerischen Triebe (Abb. 513). Aber wie glücklich oft auch diese Stücke durch einen verzierten Knopf, Henkel, Stil oder durch eingeritzte Figuren belebt wurden, davon geben alle Museen Zeugnis, ganz abgesehen von den geätzten und ziselierten Werkzeugen, welche nicht selten für Fürsten gearbeitet wurden. (Schöne Sammlung im Kunsthistorischen Museum in Dresden).

Das Gußeisen tritt erst Ende 15. Jh. und zwar in Wettbewerb mit der Ofentöpferei auf den Plan. Aus dieser Zeit sind die ersten gußeisernen Kastenöfen erhalten (Feste Koburg), aus sechs ineinandergreifenden Platten zusammengesetzt,

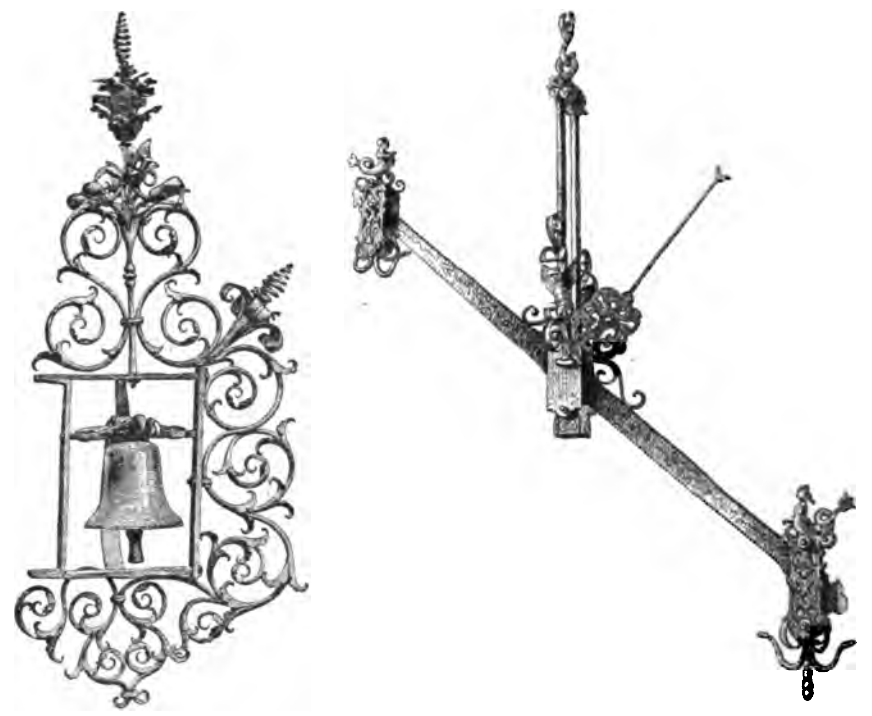


Abb. 512. Glockenstuhl aus Österreich. Nach F. S. Meyer.

Abb. 513. Wagebalken. Städt. Museum in Straßburg.

auf denen in Flachrelief erst Heilige in gotischen Arkaturen, dann im 16. Jh. allgemein biblische Geschichten, Wappen, Reiter, im 17. und 18. Jh. auch weltliche Ereignisse, Turniere, Schlachten usw. dargestellt sind. Zuerst wegen ihres hohen Preises auf die wohlhabenden Kreise beschränkt, bürgerten sie sich allmählich auch im Bauernhaus ein, teils mit, teils ohne Kachelaufsatz wie der »Bilegger« in der friesischen Stube. Im 18. Jh. genoß das Hüttenwerk Lauchhammer (1724 gegr.) den höchsten Ruf, und dort wagte man sich um 1780 auch an höhere Aufgaben, Leuchter, Türen und Figuren. Die technische Vollendung des Gusses führte geradezu zur Verdrängung der Bronze im Anfang des 19. Jh., wo eine ganze Reihe von öffentlichen Denkmälern, ferner Gitter, Vasen und dergl. von ausgezeichneter Qualität in Gußeisen ausgeführt wurden.

IV. Elfenbein.

CHR. SCHERER, Studien zur Elfenbeinplastik der Barockzeit. Straßb. 1897. — DERS., Elfenbeinplastik seit der Ren. Lpz. 1903. — DERS., Studien zur Elfenbeinplastik des 18. Jh. Kgwbl. N. F. VI, 6, 49. VII, 102, 137.

1. Das Elfenbein stand im frühen Ma. in höherem Materialwert als Gold und wurde vorwiegend nur zu kirchlichem Kleingerät verarbeitet. Profaner Herkunft sind wahrscheinlich einige Kämme und Hörner.

Die Hörner sind übrigens ausgemacht von orientalischer Herkunft und als Geschenk- oder Beutestücke nach Deutschland gekommen, das Jagdhorn Karls d. Gr. im Münsterschatz zu Aachen, das Heinrichs des Löwen im Dom zu Braunschweig, das Horn des hl. Blasius im Welfenschatz mit einheimisch-afrikanischen Negerschnitzereien, andere teilweis mit arabischen Schnitzereien im Dom zu Prag, in der Ambraser Sammlung zu Wien, drei im Kunstgewerbemuseum zu Berlin, drei im Museum zu Braunschweig (Abb. 514 u. 515).

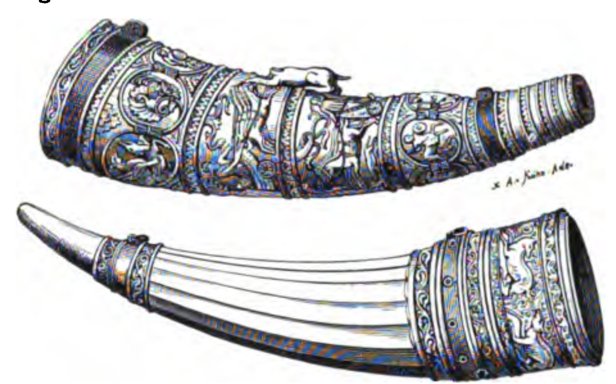


Abb. 514 u. 515. Jagdhörner in Aachen und Prag.

Kämme des frühen Ma. sind noch in ziemlicher Zahl erhalten, teils bischöfliche Konsekrationskämme, ihren Besitzern mit ins Grab gegeben (des Erzb. Anno † 1075 in Siegburg, des B. Benno von Osnabrück † 1088 in Iburg), teils solche von ausgezeichneten Personen (oder doch nach ihnen benannt), Karls d. Gr. im Dom zu Osnabrück, Heinrichs I. im Zither zu Quedlinburg, des hl. Ulrich in Augsburg, der hl. Kunigunde in Bamberg; andere in den Museen zu Nürnberg, Köln, Berlin. Die Form ist schmal und hoch, die einreihigen haben einen lyraförmig gebogenen Griff, die zweireihigen einen Mittelstreifen mit Flachschnitzerei: biblische und erotische Szenen, Kämpfe, Tiersymbolik oder bloßes Ornament.

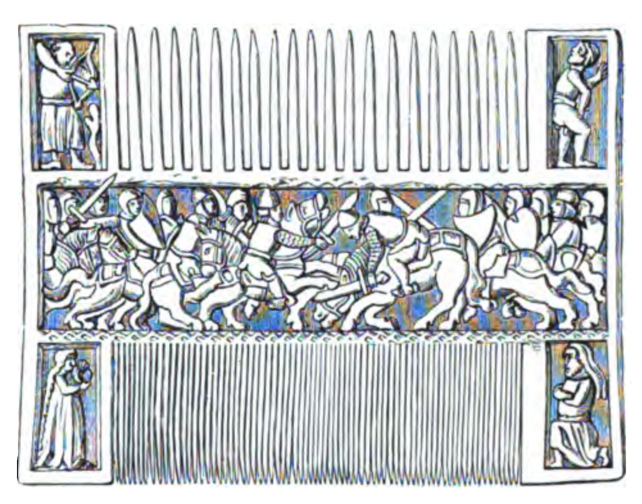


Abb. 516. Elfenbeinkamm in Krakau.

Sehr schwierig ist die Frage nach Herkunft und Bestimmung der romanischen Elfenbeinkästen zu beantworten. Sie sind fast ausnahmslos und sehr früh als Reliquiare benutzt worden, darunter eine große Gruppe arabischer oder byzantinischer Herkunft von ganz profanem Geschmack. Auch von den Kästen deutscher Arbeit (in Quedlinburg, Berlin, München, Braunschweig), die teilweis den Namen von Fürsten tragen, möchte man annehmen, daß sie ursprünglich für weltlichen Gebrauch, als Toiletten und Schmuckkästen gearbeitet wurden, obwohl ihre Bilderreihen streng kirchlich sind. Fraglos gilt dies aber von den beiden Beinkästchen mit der nordisch-germanischen Flachornamentik, dem Cordula-


Abb. 517. Reitergefecht. Elfenbein. Germ. Mus.

schrein in Cammin und dem Kunigundenkästchen aus Bamberg im bayerischen Nationalmuseum, die noch dem Ende des ersten Jahrtausends angehören [1]).

Die Elfenbeinschnitzerei erlahmte im 12. und 13. Jh. vor der bestrickenden Konkurrenz der Schmelzmalerei, belebte sich aber im späteren Ma. gerade durch Kleinarbeiten für den bürgerlichen Gebrauch, Bestecke, Kästchen, besonders aber Spiegelkapseln, auf denen wir Jagden, Liebesgärten, Minneburgen, ritterliche Kämpfe (Abb. 517) usw. finden. Indes ist nicht nur der Geschmack, die Formsprache, der Bilderkreis von französischen Künstlern diktiert, sondern die besseren Stücke der deutschen Sammlungen stammen auch aus französischem (oder italienischem) Import; die deutschen sind mehrerenteils Kopien, nur durch eine gewisse Roheit zu unterscheiden. Hier muß das Material erst noch gesichtet werden.

2. Eine neue Blüte entfaltete sich erst in der späteren Renaissance und im beginnenden Barock, fraglos gefördert durch die gesteigerte Elfenbeineinfuhr, die sich durch die neuen Handelsverbindungen mit Indien und Afrika erschloß. Außer kleinen Reliefplatten werden Humpen (Abb. 518), Kannen, Pokale, Schüsseln, Büchsen, Fächer, Statuetten und kühn aufgebaute Gruppen (Raptusgruppen) aus dem wundervollen Materiale gefertigt, Gewehre, Armbrüste, Pulverhörner damit inkrustiert und es kam dem künstlerischen Gehalt höchlichst zugute, daß die Produktion niemals zunftmäßig eingegrenzt wurde, sondern den Charakter einer Liebhaberkunst behielt. Maler, Bildhauer, Goldschmiede arbeiteten gelegentlich, »in geistigen Feierstunden«, in Elfenbein. Selbst Fürsten füllten ihre Muße mit den hochbeliebten Spielereien und Künsteleien an der Drehbank aus und spornten durch leidenschaftlichen Sammeleifer die Lust und Freudigkeit begabter Kleinkünstler. Es ist nicht zu verkennen, wieviel das Elfenbein dieser Zeit hierbei technisch und stilistisch gewann. Vor allem wurden die Qualitäten des Materials, der Farbe in einer früher nicht geahnten Weise erkannt und ausgebeutet. Der Kultus des Nackten, der Reiz des warmen, weichen Fleisches, die Poesie der menschlichen Haut hat hierin eine Verklärung gefunden, wie sie eben gleichzeitig die berauschenden Farbengedichte von Rubens durchklingt.

Durch Chr. Scherers Forschungen sind wir mit den vornehmsten Künstlern recht gut bekannt: In Augsburg G. Petel † 1634 (Humpen in Wien), B. Strauß und B. Bendl., 1668—1736 (Kruzifix in München). In Nürnberg Leonh. Kern 1588—1663 (Adam und Eva Berlin, hl. Hieronymus Wien), Balth. Stockamer und Mich. Hammer. Die Familie Zick (Peter und Lorenz, letzterer 1594—1666) pflegte hier als Spezialität die Kunstdrechselei mit den mikrotechnischen Künsteleien,

1) STEPHANI, Wohnbau I, 384. F. PRIESS, Der Cordulaschrein. Dpfl. IV, 119.

gebuckelte und passicht gedrehte Becher, durchbrochene Gefäße, Galeeren mit papierdünnen Segeln, Conterfaitbüchsen, Kugelwerke, geflochtene (Dreifaltigkeits-) Ringe, anatomische Modelle usw. Den höchsten Ruhm der Kleinigkeitsdreherei genossen Leop. Pronner und Hautscher, der in einem Pfefferkorn 100 Becherchen zu drehen vermochte. In München Chr. Angermair † 1632, einer der feinsten und vornehmsten Künstler (vier Kunstschränkchen im bayer. Nat.-Mus.), Andr. Faistenberger 1646—1735 (toter Christus ebd.), Franz und Dominik Steinhard (Kabinettschrank im Palazzo Colonna) und Simon Troger († 1769), dessen Spezialität volkstümliche Figuren, Bettler usw. aus Buchs, Nußbaum und Elfenbein sind. In Geislingen wurden zunftmäßig schon seit dem Ma. Altärchen, Kapellchen, Kruzifixe und Nähkästchen hergestellt, noch Ende 18. Jh. waren 36 Meister dort tätig. In Ulm David Heschler (Herkules in Kassel 1635) und J. U. Hurdter, in Stuttgart G. Burrer (Pokal 1616, Galeere 1626 in Wien); in Gmünd schuf Joh. M. Maucher, Bildhauer und »Bixen Schifter«, ausgezeichnete figurenreiche Schüsseln und Kannen (Hohenlohesche Samml. in Nauenstein, Berlin u. a.). In Wien waren tätig Matthias Rauchmüller (Humpen Samml. Liechtenstein 1670, Apollo und Daphne im Hofmuseum), Joh. Casp. Schenk, »Hofpainstecher«, und



Abb. 518. Elfenbeinhumpen mit Putten. 17. Jh.



Abb. 519. Kleopatra. Elfenbein. Mus. Braunschweig.

sein Nachfolger Matth. Steinle † 1727, von dem mehrere Reiterstatuetten stammen, Joh. Ign. Bendel († 1730, Opferung Iphigeniens von 1684), und als Mikrotechniker berühmt Seb. und Paul Haß.

In Norddeutschland bot der Hof von Dresden am meisten Anziehungskraft. Für ihn arbeiteten unter anderen M. Barthel 1625—72 (Opferung eines Stiers, Raub der Sabinerinnen, Löwe und Roß im grünen Gewölbe), Balth. Permoser † 1736, ein Großbildhauer von Ruf, von dem mythologische Sachen und Allegorien (Jupiter, Herkules und Omphale, Jahreszeiten und Elemente) erhalten sind, und die hier heimische Familie Lücke, der Vater C. August 1670—1730 (Scherenschleifer in Gotha, Abb. 520), die Söhne J. Christ. Ludwig 1705—1780 (zahlreiche Arbeiten jeden Genres in Dresden, Braunschweig, Schwerin, Abb. 521), der als vagierender Arkanist endete, und C. August, † 1771 als geschätzter Porträtist, doch verarmt in Danzig. In Kassel finden sich saftige Arbeiten J. Dobbermanns (1682—1745) in Bernstein und Elfenbein. In Düsseldorf schuf Ignaz Elhafen bacchische und erotische Sachen in einer übermütig kraftstrotzenden Manier. In Berlin sind treffliche Arbeiten von Mich. Däbeler 1635—1702 (Stockgriff), Andr. Schlüter (Herkules!) nachzuweisen, in Braunschweig finden wir P. Henke, Ignaz Eichler und andere.

3. Nahe verwandt mit den Elfenbeinen sind die Schnitzereien aus Buchs oder Solnhofer Stein. Man hatte sich seit Anfang 16. Jh. gewöhnt, Modelle für Silberguß, Henkel, Griffe, Knöpfe und besonders für Bildnismedaillons und Plaketten aus diesem Material zu schneiden. Hieraus entwickelte sich die Kleinplastik in Buchs und Stein als ein selbständiger,

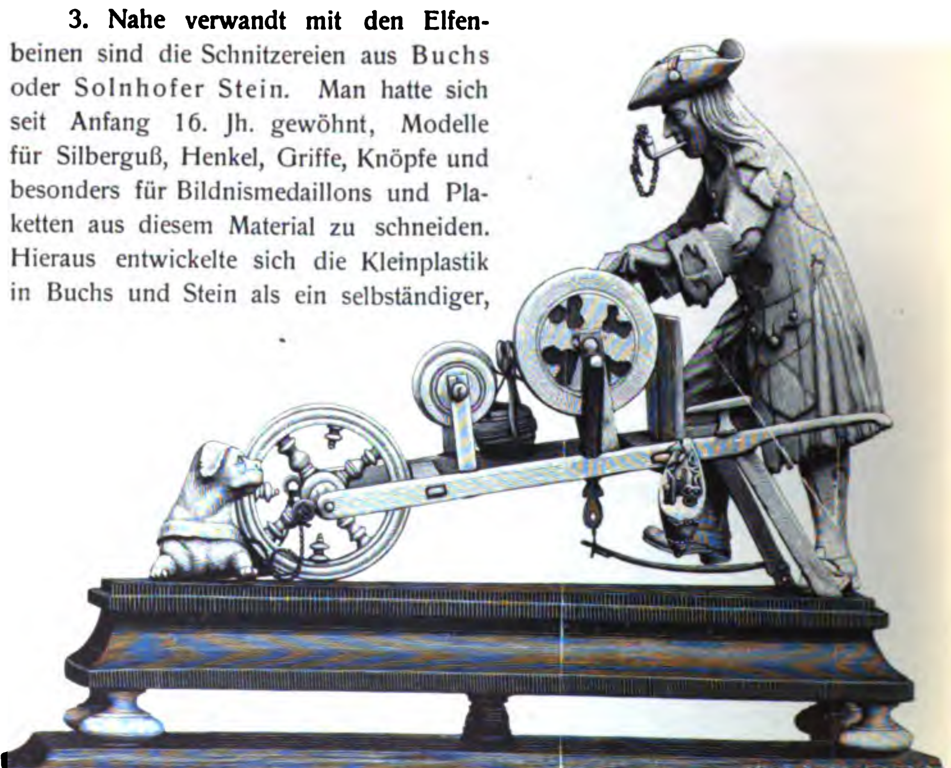


Abb. 520. Scherenschleifer in Gotha von C. A. Lücke.

auf Nürnberg, Augsburg und Kaufbeuren beschränkter Kunstzweig. In Nürnberg steht durch Feinheit des Geschmackes, Erfindungskraft und technische Vollendung Peter Flötner voran, dessen Lust es war »in weißem Stein zu schneiden, nichts andres dann Historien, den Goldschmieden zum Treiben und Gießen«. Er hat ein erstaunlich reiches Werk von (Blei-)Plaketten und Bildnismedaillons hinterlassen (Abb. 522). Neben und nach ihm sind Hans Schwarz, Ludwig Krug und Georg Schweiger zu nennen, welche vielfach Zeichnungen Dürers stachen, in Augsburg Hans Dollinger und Friedrich Hagenauer 1526—46, in Kaufbeuren Hans und Veit Kels; von ersterem stammt das unvergleichlich feine Spielbrett von 1537 für König Ferdinand im Hofmuseum zu Wien, mit recht feuchten und ausgelassenen Humoren (Abb. 523 u. 524).



Abb. 521. Die Wiedererweckung der Kunst von L. Lücke. Dresden.

Hierher gehören ihrer Technik nach auch die »Betnüsse«, die schon in spätgotischer Zeit in den Niederlanden beliebt waren. Es sind Holzkapseln, die am Rosenkranz hängen, innen figurenreiche religiöse Szenen von minutiösester Ausführung bergend.

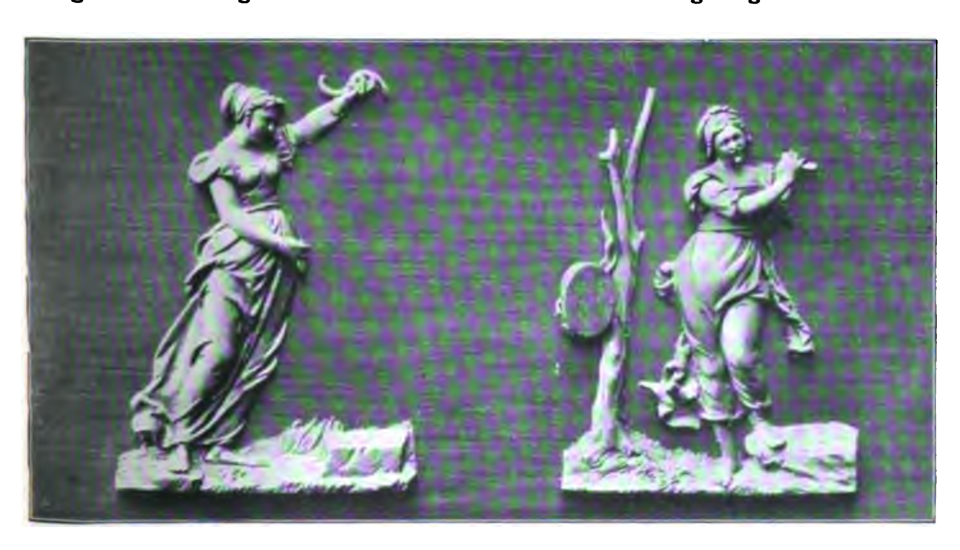


Abb. 522. Modelle Peter Flötners. Holz. Nürnberg.



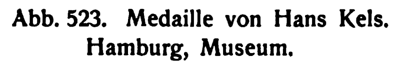

Abb. 523. Medaille von Hans Kels. Hamburg, Museum.


Abb. 524. Brettstein von Hans Kels. Wien, Hofmuseum.

V. Keramik.

F. Jaenicke, Gesch. d. Keramik. Lpz. 1900. (Dazu v. Falke, Kgwbl. N. F. XII, 197). — Ders., Keram. Literatur. Stuttg. 1882 und Champfleury, Bibl. céram. Paris 1881. — P. F. Krell, Die Gefäße der Keramik. Stuttg. 1884. — M. L. Solon, The ancient art stonware... or Grès de Flandres and Steinzeug. London 1892. — O. v. Falke, Majolika. Berl. 1895. — C. A. v. Drach, Beitr. z. Kunsttöpferei. Kgwbl. II, 30. III, 24. C. Pabst, III, 172. — E. Zais u. P. Richter, Die Tonindustrie des Kannenbäckerlandes auf dem Westerwald. Schr. d. Ver. f. Sozialpolitik 1895. LXII. 380. — J. Böhlau, Eine niedersächs. Töpferei des 17. Jh. Marb. 1903. — M. Hohne, Die Bunzlauer Töpferei. Kgwbl. I, 154 s. a. A. Schultz, in Schles. Vorzeit III, 413 und E. Wernicke, ebd. IV, 220, F. Wolff, ebd. N. F. II, 164. — K. Masner, Zur schles. Keramik. ebd. I, 122. — H. v. Zobeltitz, Bauerntöpfereien. Velh. u. Klasings Msh. XVI, 404. — Brinkmann, Hamb. Mus. 235—560. — Hofmann, Zur Gesch. der Töpferei in Waldenburg. Schönb. Geschbl. I, 83, 150, 229. — Kurzwelly in Wuttkes Sächs. Volkskunde 437. — v. Essenwein, Buntglasierte Tonwaren d. 15.—18. Jh. Anz. G. M. XXII. 1875. — M. Wingenroth, Kachelöfen u. Ofenkacheln d. 16.—18. Jh. Mitt. G. M. 1899. 47. 1900. 57 ff. — Roeper u. Boesch, Sammlung von Öfen d. 16.—18. Jh. Münch. 1895. — C. Friedrich, Augustin Hirsvogel als Töpfer. Nürnb. 1885. — H. Boesch, Verz. der Nürnberger Hafnermeister. Kgwbl. 1888. 34.

1. Bauerntöpferei. Was sich aus dem Ma. an Hafnerwaren und Scherben gerettet hat, geht in nichts über die Linien der gemeinen Bauerntöpferei der Gegenwart hinaus. Der leichtgebrannte, poröse Scherben wurde, um ihn für Flüssigkeiten undurchlässig zu machen, mit einer meist farbigen, blauen, braunen, grünen Bleiglasur überzogen, auch mit einem weißen Ton, aus welchem Verzierungen auf dunklem Grunde ausgekratzt wurden. Ornamente und Inschriften sind mit weißer oder gelber Glasur angegossen. Die Formen sind, wie zu erwarten, so schlicht und roh wie nur möglich, geräumig für Familiengebrauch, Suppen- und Milchschüsseln, weitbauchige Flaschenkrüge, Seidelkrüge (mit Zinndeckeln), Blumentöpfe, Senfbüchsen, Bratpfannen und Tiegel. In Norddeutschland finden wir als besondere Art die

»Möschentöpfe« (Möschen ein Kinderbrei), deren Deckelknopf zum Teil als Wiege gestaltet ist, und Wöchnerinnenschüsseln mit entsprechenden Symbolen und Inschriften. Landschaftliche Eigenheiten treten stark hervor. Die Marburger Geschirre tragen z. B. auf rotbrauner Glasur »grobe Blumenverzierungen aus aufgeklebten grünen, weißen und braunen Tonblättchen«.

In Sachsen waren die aschfarbenen, klingenden Waldenburger Gefäße perlenartig mit Sand bestreut, man fertigte u. a. weltbekannte Schmelztiegel und Kolben, tönerne Fäßlein und Flaschen auf Beinen mit Zapfhahn. Penig war berühmt durch Riesentöpfe; man scheint im Muldental die Kreussener Ware roh nachgeahmt zu haben. In der Lausitz (Bautzen) begegnen schwarze Steinkrüge mit eingeritzten Ranken auf gerauhtem Grund und recht bunte »redende« und Wappenteller. In Schlesien beherrschte die Bunzlauer Industrie den Markt (Abb. 525), ein weißgelber Scherben mit schöner brauner (Lehm)glasur, die feinere Ware, das »belegte Geschirr« nach Art des Frechener Steinzeugs mit Ranken, Naturlaub, Ähren, Rosen und anderen Naturblumen, Wappen und Emblemen geschmückt und bemalt. Die Blüte fällt in das 18. Jh., und es ist bezeichnend, daß man sich für den bäuerlichen Bedarf in bewußter Nachahmung von Porzellanformen gefiel.

2. Das Steinzeug, im Grunde nur eine bessere Nummer der Bauerntöpferei, hat einen harten, klingenden, undurchlässigen, aber für Hitze- und Kältewechsel empfindlichen Scherben. Es ist für Kochgeschirr ungeeignet, dagegen das beliebteste Material für Trinkgefäße. Bei weitem das fruchtbarste Produktionsgebiet ist der Niederrhein von Koblenz bis Köln, rechts das nassauische »Kannenbäckerländchen« mit Höhr, Grenzhausen und Siegburg, links Köln, Frechen und Raeren. Die feinen Tone dieser Orte erlaubten vor allem eine zierliche und penible Modellierung und Ornamentation. Die Profile wurden auf der Scheibe nach Holz- oder Metallstegen gedreht, Friese um Hals und Bauch, senkrechte Zierstreifen, Henkel- und Ausgußmasken in leichtgebrannten, saugenden Tonmodellen geformt und mit Schlicker aufgeleimt. Doch kommt auch ein Dekor mit freihändigen Einritzungen vor, der im 18. Jh. sogar weit überhand nimmt. Die Gedankenwelt der Former ist reich und interessant, doch nicht sehr originell, den Kleinmeistern entlehnt, Bauerntänze, Landsknechte, Jagden, Triumphzüge, Allegorien, biblische, mythologische und Volksszenen, satirische und volkstümliche Weisheit, deren Verstand auf eine hohe allgemeine



Abb. 525. Bunzlauer Kaffeekanne. 1768.



Rheinischer Schnelle. Hirschvogelkrug. Rheinische Kanne.
Abb. 526. Steinzeugkrüge. Abb. 527. Siegburger Krug.

Bildung zugeschnitten ist. An einzelnen Orten wie in Siegburg gab man dem weißbrennenden Ton nur eine farblose Salzglasur, im Kannenbäckerländchen behandelte man einzelne Stellen mit blauer Smalte oder violetter Braunsteinglasur, in Raeren ist ein gefälliges Braun beliebt. Kölner Kaufleute führten das Steinzeug der Heimat weit nach dem Norden und Osten über die Grenzen Deutschlands.

Am glänzendsten blühte die Siegburger Töpferei, streng zünftlerisch geregelt und beschränkt, von Anfang 16. Jh. bis zur Zerstörung der Stadt 1632, wo die Meister nach Altenrath übersiedelten. Die unvergleichliche Güte des Tones gestattete hier fast ohne Glasur ein »Weißwerk« herzustellen, bei dem die geschnittene und gepreßte Zier mit aller Schärfe und Reinheit herauskam, seltener daß einzelne Teile durch Kobaltblau (»Blauwerk«) gefärbt oder gelbe und rote Krüge gemacht wurden. Die ältesten Formen sind kleine Henkelbecher mit trichterförmiger Mündung und gewelltem Fuß, der Bauch mit eingeschnittenem Pflanzenornament, später mit drei aufgelegten Medaillons verziert. Der charakteristische Siegburger Krug ist aber die »Schnelle«, ein hohes, schlankes, wenig verjüngtes Gefäß, in dem die Holzform (mit Reifen) noch nachklingt, der Bauch stets mit drei (gleichen oder verschiedenen) Feldern belegt (Abb. 526). Unter den größeren Krügen sind besonders die bauchigen Schnabelkannen durch vornehme, elegante Form ausgezeichnet. Hieran lassen sich drei Manieren des Dekors verfolgen, eingeschnittene Rillen, Kerben und Netzmuster, mit Stengeln eingedrückte Ornamente und aufgelegte, gepreßte Friese, Medaillons, Wappen und Masken (Abb. 527).

Die Frechener Ware, aus einem hellgrauen, unreinen Ton geformt und braungelb bis dunkelbraun glasiert, ist am meisten durch die rundbauchigen, kurzhalsigen »Bartmannskrüge« charakterisiert mit einer bärtigen Maske am Ausguß und einem aufgelegten Gespinst von Eichen-, Rosen- und Weinranken, worin kleine Vögel eingestreut sind.

Das Raerener Zeug ist dem Siegburger an Schönheit ebenbürtig, an Vielseitigkeit überlegen. Die Masse ist hier gelblich, lehmfarben bis dunkelbraun glasiert, in jüngerer Zeit auch grau mit blau. Das Handwerk war augenscheinlich frei, erst 1619 wurden die alten Bräuche in Satzungen gefaßt. Als Hauptmeister des 16. Jh. erscheinen Baldem und Jan Mennicken und der kunstreiche Jan Emans (1568—92) und deren Nachkommen. Die Formen sind anfänglich den Siegburger verwandt, es werden selbst ausgeprägte Schnellen und Schnabelkrüge gefertigt. Später entwickelt sich als Hauptstück der Raerener Riesenkrug, eiförmig mit schlankem Fuß und Hals, schön profiliert und am Bauch mit einem breiten, auch doppelten Figurenfries (Bauerntanz, Geschichte Susannas, des verlorenen Sohnes, Salomo und die Königin von Saba) geschmückt. Daneben sind linsenförmige Feldflaschen als Spezialität gepflegt worden, auf deren Breitseiten die Wappen der Besteller eingedrückt sind; auch Krüge in Eulen- und Figurform, Wurstkrüge, Tischbrunnen u. a. m.

Das Nassauer Steinzeug hat seinen Mittelpunkt in Grenzhausen und den umliegenden Dörfern gehabt und sich bis ins 18. Jh. frisch erhalten, besonders dadurch gestärkt, daß 1614 und 1632 mehrere Siegburger Krugbäcker einwanderten



Abb. 528. Krug aus Grenzhausen. Germ. Mus.



Abb. 529. Apostelkrug von Kreussen. Germ. Mus.


Abb. 530. Sogen. Trauerkrug.

und im letzteren Jahr die erste Gildenverfassung veranlaßten. Die Masse brennt blaugrau und wird wirksam mit Hellblau oder Kobalt, im 17. Jh. auch violett glasiert. Dies führt dazu, das Relief zu beschränken und durch eingedrücktes oder geritztes Flachornament zu ersetzen: Sterne, Rosetten, facettierte Knöpfe werden zu Mustern aneinandergereiht (Abb. 528). Hiernach bezeichnet man eine Gattung »Rosettenkrüge«, deren Bauch vorn mit einer großen, vielstrahligen, bisweilen durchbrochenen Rosette geschmückt ist. Sonst sind die Formen sehr vielgestaltig und bizarr, Wurstkrüge in Ringform, doppelte Wurstkrüge aus zwei sich schneidenden Ringen, große Bierkannen mit Zapfhahn, kugel- und walzenförmige Krüge, schließlich im 18. Jh. Nachahmungen von Porzellanformen, Kaffeekännchen, Teekessel, Salzfässer, Schreibzeuge, Weihwasserbecken.

Von dem rheinischen Steinzeug unterscheidet sich das von Kreussen bei Bayreuth am meisten durch die Bemalung. Die Masse ist hier grau und rot und wird im 16. Jh. mattglänzend braun glasiert, wobei die Schärfe der Modellierung erhalten bleibt, im 17. Jh. aber schwarzbraun, dick und abstumpfend, Figuren und Ornament werden mit Emailfarben bunt bemalt und die Zusammenstellung der Töne (hellblau, weiß, gelb, grün, ziegelrot) ist so reizend, daß die Kreussener Sachen heut hochgeschätzt sind. Die Fabrikation war in Händen weniger Familien, der letzte 1760 gestorbene Vertreter Johann Schmidt nahm das Geheimnis mit ins Grab. Die Formen sind plump und schwer, breite niedrige Deckelkrüge, geschweifte bauchige Kannen, Essigkrüge, Apothekergefäße mit Schraubdeckeln usw (Abb. 529). Nach den beliebtesten Darstellungen unterscheidet man Apostel-, Kurfürsten- und Jagdkrüge, daneben kommen auch solche mit dem Reichswappen, mit Porträts, mit den vier Sinnen und dergl. vor.

Die bloß blau und weiß behandelten bezeichnet man irrtümlich als Trauer- oder Sorgenkrüge (Abb. 530). Sie sind eiförmig und tragen neben eingedrückten Blättern Kerbschnittmuster in Rosetten- und Schachform. Die Emailfarbe, selten mit Schwarz, Gelb und Ziegelrot wechselnd, füllt nur die Kerben. Die Kreussener Herkunft ist sehr zweifelhaft.

Andere emaillierte Töpferwaren eines ganz eigenartigen Typs sind die sog. »Hirschvogelkrüge«, die wahrscheinlich an ganz verschiedenen Orten, z. B. in Annaberg, hergestellt wurden. Birnförmiger Gestalt mit geflochtenem Henkel und eingezogenem Hals sind sie durch Rundstäbe in Felder geteilt, diese mit Ranken oder Figuren gefüllt, der Grund tiefblau, manganviolett oder grün und gelb, der Dekor auch in weiß mit opakem Zinnemail gefärbt (Abb. 526. Noch fortgeschrittener in der Farbe ist eine leider sehr kleine Gruppe schlesischer (breslauer) Emailtöpfereien, vertreten durch vier Schüsseln und einige plastische Sachen von 1517—1612, bei denen die Glasurfarben, durch Einritzungen des Konturs gegen das Ineinanderlaufen geschützt, außergewöhnlich reich und rein auftreten, offenbar im Konkurrenzversuch gegen die italienische Majolika.

3. **Kachelöfen.** Eine glänzende Tätigkeit entfalteten die deutschen Hafner noch in Kachelöfen. Wir begegneten schon in der Frühzeit dem Stiebofen (S. 23), der in der einfachsten Form ein Gehäuse aus Steinplatten und Lehm sein mochte. Beim Erstarken der Töpferkunst lag es nahe, ihn mit Tonwänden zu umkleiden. Ende 15. Jh. steht jedenfalls der Typus des deutschen Kachelofens fest: ein rechteckiger, von außen heizbarer Feuerraum auf einem Steinsockel oder freien Füßen (auch schmiedeeisernen), und ein quadratischer, polygoner oder runder Aufsatz. Beide Teile sind aus mehreren Kachelreihen aufgebaut. Die gotischen Kacheln haben noch durchaus Hohlformen. Es ist nicht undenkbar, daß man zuerst einfache Schüsseln zur Umkleidung verwandte. Der Grund ist napfartig gedreht und die Ränder nach vier Ecken aufgebogen (Schüsselkacheln). Daneben tritt eine halbzylindrische Form auf, ein Hohlziegel, unten und oben durch einen einge-

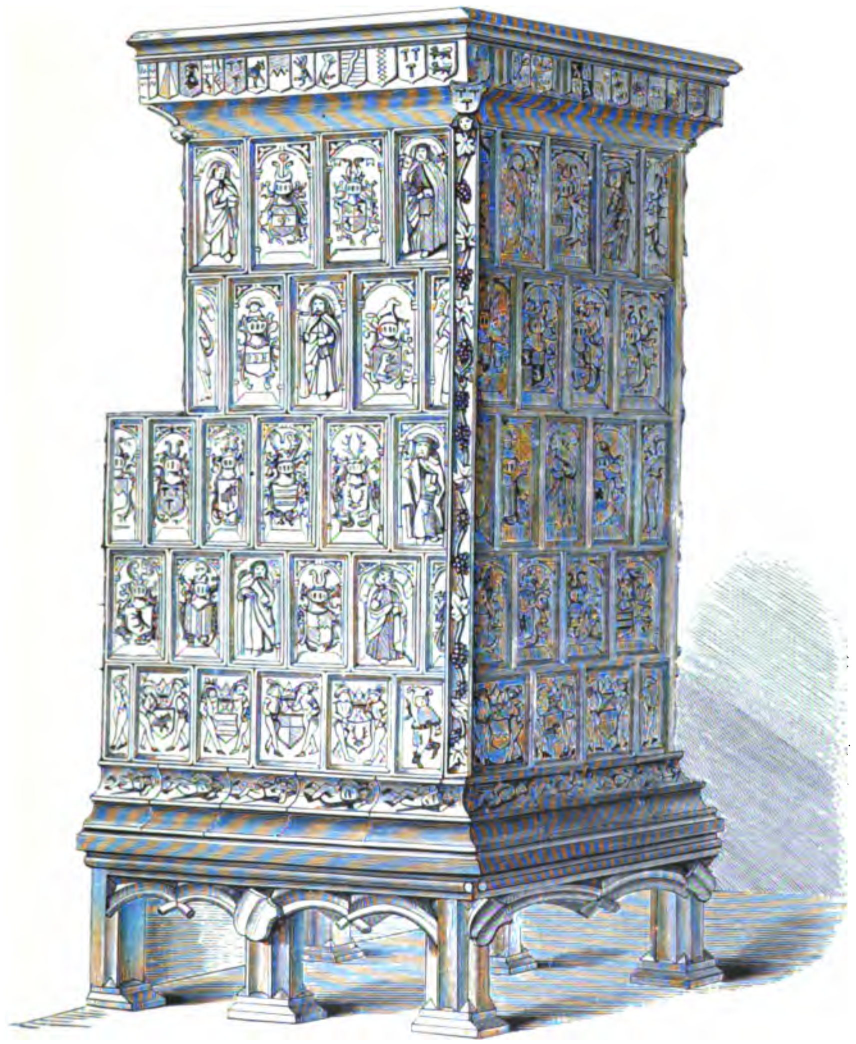


Abb. 531. Gotischer Ofen aus Ochsenfurt. Germ. Mus.



Abb. 532. Nischenkachel. 15. Jh. Germ. Mus.

setzten Boden geschlossen und mit einem Rechteckrahmen belegt, der sich durch eingeformte Nasen und Giebelmaßwerke den gotischen Bildhäuschen nähert (Nischenkacheln, Abb. 550). Aber schon im 15. Jh. verstand man, die Kacheln aus Formen zu pressen. Damit werden sie flacher, fliesen- oder tafelförmig, und es stellen sich als Füllungen Figuren, zuerst Heilige, und Wappen ein. Die Farbe ergibt eine dunkelgrüne Bleiglasur. Intakte Beispiele in Schloß Meran und Hohensalzburg.

In der frühen Renaissance zog der ganze Bilderkreis des neuen Geschmackes in die figurierten Kacheln ein. Wir finden ganze Serien von Vorwürfen und nach damals gestochenen Modellen haben einzelne Werkstätten noch bis ins 18. Jh., ja bis in neueste Zeit gearbeitet. Am beliebtesten sind die sieben freien Künste, die Tugenden und Laster, die klugen und törichten Jungfrauen, die neun guten Helden, die fünf Sinne, die vier Elemente, die sieben Kurfürsten, daneben auch Landsknechte und Frauen, Trachtenbilder, Medaillons mit zeitgenössischen Brustbildern, manchmal auch bloße Architekturen, Rundbögen, Hallen, Kuppelperspektiven. Durch bunte Glasuren hob man die Figuren oder einzelne Teile vom Grunde.



Abb. 533. Hirschvogelofen auf der Burg in Nürnberg.
Phot. von F. Schmidt.

Hatte man bisher nur mit kleinen, gleichförmigen Kacheln gearbeitet, so kam ein größerer Zug in die Ofenarchitektur um 1540. Man gab dem Ofen einen Rahmen von Pilastern, Simsen und Gebälk und formte dementsprechend auch die Füllung in einzelnen großen Kacheln. Der Nürnberger Augustin Hirsvogel, der 1538 von Venedig »viel Kunst in Hafners Werken mitbrachte und welsche Öfen, Krug und Bilder auf antiquitetische Art machte, als wären sie von Metall gegossen«, genießt den Ruhm der Neuerung. Indes kann ihm mit geringer Sicherheit nur ein Ofen auf der Burg in Nürnberg zugeschrieben werden (Abb. 551). Viel greifbarer und entschiedener ist der Einfluß Peter Flötners

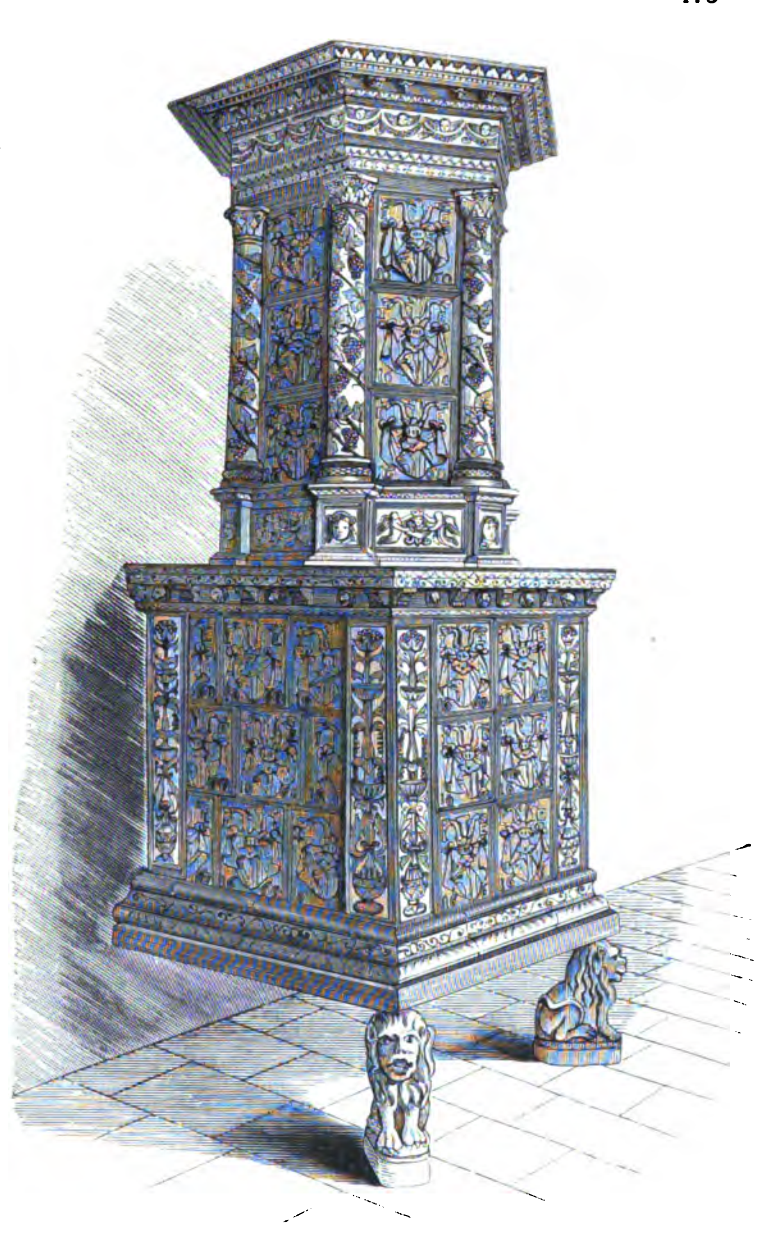


Abb. 534. Bemalter Tiroler Ofen. 1660. Germ. Mus.

und seiner eigenartigen Formenwelt zu spüren bei den Öfen im Wohnzimmer der Königin auf der Burg, in der Stadtbibliothek und im Merkelschen Haus. Die Glasuren sind grün, mit Gold aufgehöht; gegen Ende 16. Jh., wo die Feinheit der plastischen Durchbildung den Höhepunkt erreicht, verwendet man auch schwarz, in Augsburg zeitweis auch nur einen Überzug von Graphitpulver, für kleinere Kacheln nebenbei auch bunte Zinnglasuren. Im Norden (Hamburg, Lüneburg, Lübeck) sind die Kacheln im 17. Jh. in Arabesken und Rollwerk gepreßt, die sich weiß von blauem Grunde abheben.

Ein tiefgreifender Umschwung bereitete sich schon Ende 16. Jh. von der Schweiz aus vor, wo man die Reliefierung auf die architektonischen Teile beschränkte, die Kacheln aber mit bunten Fayencefarben nach italienischer Art bemalte, schließlich das Relief ganz aufgab. Zugleich verband man mit dem Ofen einen gleichfalls aus Kacheln aufgesetzten Ehrensitz mit hoher Rückenlehne, die »Kunst«, die man mit Bildern aus der schweizer oder der römischen und biblischen Geschichte und lehrreichen Sprüchen zu schmücken liebte. Am berühmtesten sind die Öfen von Winterthur und Steckborn. — Im Norden wandte man sich gleichfalls den Fayenceöfen zu, zunächst nur in Blaumalerei, seit Mitte 18. Jh. auch mit

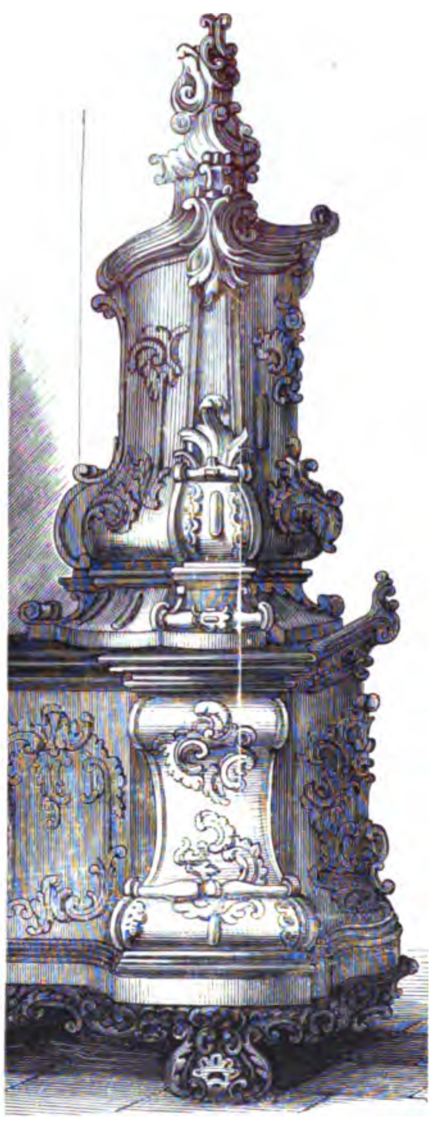


Abb. 535. Rokokoofen. 18. Jh. Germ. Mus.

bunten Farben. Neben der Bilderbibel boten Genreszenen, Landschaften und Seestücke die beliebtesten Vorwürfe.

War bis dahin am Schema des Aufbaues wenig geändert worden, so sprengte das Rokoko die alten Formen und brachte Feuerkästen in Kommodenform, gedrehte, zwiebelähnliche Aufsätze und andere Absonderlichkeiten auf (Abb. 535). Die Etagen sind meist aus einem Stück geformt und gebrannt, in technischer Hinsicht meisterliche Leistungen. Aber mehr und mehr wurde dabei die alte Glasur sowohl wie die Buntmalerei geopfert und die Einfarbigkeit mit ganz zarten Tönen durchgeführt. Noch weiter gehen darin die Öfen des Klassizismus, die der Säulenform zustrebend leicht den äußersten Grad von Langeweile erreichen.

VI. Fayence und Porzellan.

G. Lehnert, Das Porzellan. Bielef. 1902. — A. Brüning, Europ. Porzellan d. 18. Jh. (Ausst. Berlin) 1904. — K. Berling, Das *Meißner* Porzellan u. seine Gesch. Lpz. 1900. — C. A. Engelhardt, *J. F. Böttcher,* der Erfinder des sächsischen Porzellans. Lpz. 1837. — J. L. Sponsel, Kabinettstücke der Meißner Porzellanmanufaktur von *J. J. Kändler.* Lpz. — E. Winter, Die Wegelysche Porzellanfabrik in *Berlin.* Berl. 1898. — G. Kolbe, Die kgl. Porzellanfabrik *Berlin.* 1863. — Über *Kassel* Lenz im Jb. kgl. pr. Ks. I. C. A. v. Drach, Hessenland 1891. — E. Zais, Die bischöfl. wormsische Fayencefabrik zu *Dirnstein.* Münch. 1896. — R. Jung, Die Porzellanfabrik in *Frankfurt* 1666—1773. Frankf. Arch. III, IV u. VII. — H. Stegmann, Die Braunschw. Porzellanfabrik zu *Fürstenberg.* Braunschw. 1893; Chr. Scherer, Kgwbl. N. F. III, 30. — Über *Hanau* C. A. v. Drach, Hessenland 1893. — K. Berling, Die Fayence- u. Steingutfabrik *Hubertusburg.* Dresd. 1891. — E. Zais, Die kurmainz. Porzellanfabrik zu *Höchst.* Mainz 1887. — *Kelsterbach* C. A. v. Drach, Deutsche Töpferztg. 1891; Kgwbl. II, 30. — B. Pfeiffer, Die *Ludwigsburger* Porzellanfabrik. Württemb. Vierteljh. N. F. 1892, 288. — Die Porzellanfabrik d. Gerh. Bontemps in *Mannheim.* Mannh. Geschbl. III, 16. — F. Focke, *Mündener* Fayencefabriken. Kgwbl. IV, 177. — *Nymphenburg,* H. Hirth, Deutsch Tanagra. Münch. 1898. — K. Trautmann, Dominik Aulizeck. Altbayer. Mschr. II, 25. — W. Schumacher, Die *Poppelsdorfer* Porzellan- u. Steingutfabrik. Bonn 1888. — J. v. Falke, Die k. k. *Wiener* Porzellanfabrik. Wien 1887. Zs. f. b. K. 1904. — W. Stieda, Deutsche Fayencefabriken (sächs.). Deutsche Töpferztg. XXXIII, 3—7. — Ders., Fayence- u. Porzellanfabriken im Hessen-Nassauer Gebiet. Nass. Ann. XXXIV, 111. — Ders., Die Anfänge der Porzellanfabrik auf dem Thüringer Walde. Jena 1902.



Abb. 536 u. 537. Delfter Vase und Kanne. 17. Jh.

1. Fayencen.

Die deutschen Fayencefabriken sind weniger in Konkurrenz mit den italienischen als in Nachahmung chinesischen Porzellans groß geworden. Die blendenden Vorzüge des echten Porzellans fanden überall so begeisterten Anklang, daß sich eine schwunghafte Einfuhr desselben über Holland entwickelte und große Summen nach dem Auslande abflossen. Diese dem Inlande zu erhalten, war das landesväterliche Bemühen vieler Fürsten und erklärt ihre Fürsorge und (finanzielle) Teilnahme bei den zahllosen Neugründungen des 17. und 18. Jh. Man glaubte sich dabei immer auf dem Wege, das chinesische Porzellan zu finden oder zu ersetzen und nannte auch die Ware »Porzellaine«. Die äußere Täuschung gelang oft bis zur Überlegenheit, während die Masse bis zu Böttgers Erfindung nichts anderes als Steingut blieb. Am deutlichsten ist diese Entwickelung an der Delfter Fayenceindustrie zu verfolgen, und da die meisten deutschen Fabriken von Delft mittelbar oder unmittelbar ausgingen, so müssen wir einen kurzen Blick auf die dortige Industrie werfen.

Die Delfter Fayenceindustrie tritt erst um 1600 mit zwei Meistern (Plateelbacker) ins Licht der Geschichte; 1613 sind deren acht Mitglieder der mächtigen Lukasgilde und der Betrieb unterliegt dem strengsten Zunftzwange. Seit Mitte 17. Jh. bewirken eine Reihe günstiger Umstände einen riesigen Aufschwung, und die Delfter Waren erobern sich den Weltmarkt. Die Technik ist der italienischen verwandt. Eine geschickte Mischung mehrerer Tonarten ergab den eigenen gelblichen, leichten, klangvollen Scherben, der nach dem ersten leichten Brande in weißes Zinnemail (Wit) getaucht und bemalt wurde; ein Puder von farblosem Glaspulver (Kwaart) schmolz im zweiten Feuer als glänzender Firnis über die Malerei. Anfänglich beherrschte man nur die Blaumalerei (Zaffer), gegen Ende 17. Jh. kamen Rot und Grün hinzu und der reizende Dreiklang von Blau, Rot und Grün sichert den Delfter Sachen allein ihren bleibenden Ruhm. Allein man gelangte in Nachahmung japanischer Porzellane noch zu einem schöneren Farbenkonzert von Blau, Ziegelrot und

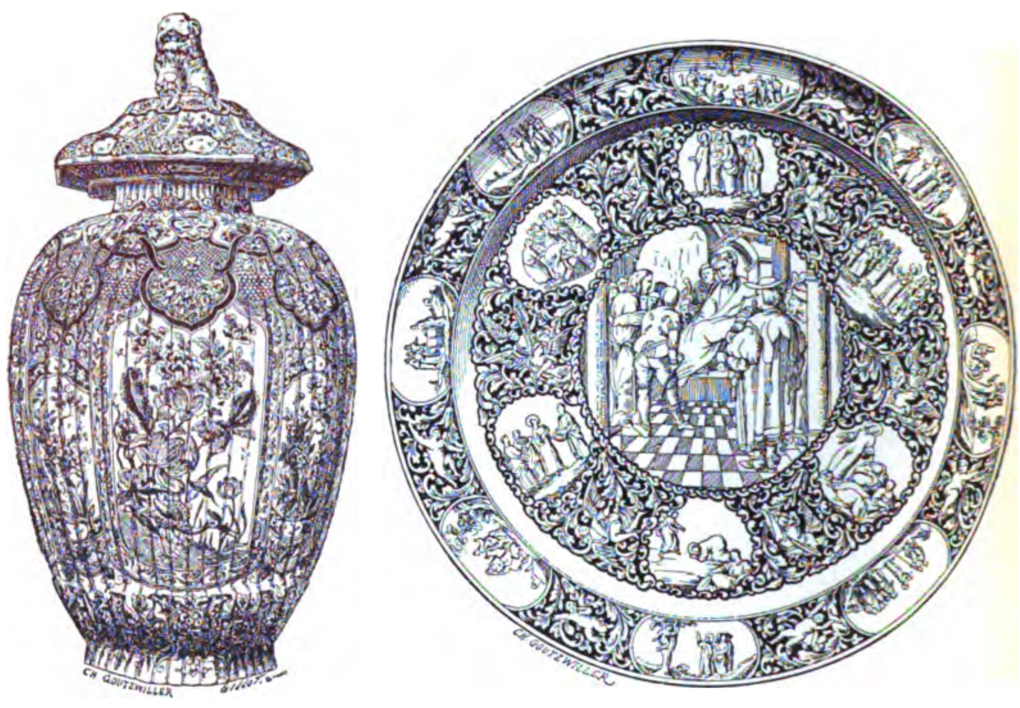


Abb. 538. Delfter Fayencevase. Abb. 539. Delfter Fayenceschüssel. 17. Jh.

Gold, wobei allerdings Rot und Gold über Glasur gemalt und in leichterem dritten und vierten Feuer eingebrannt wurden. Ist schon die Gefäßbildung stark von den östlichen Vorbildern abhängig, so noch mehr die Malerei. Die heimischen Vorwürfe, Landschaften, Volksleben, Bilderbibel, antike Mythologie und Geschichte treten doch vollkommen zurück gegen die endlosen, allmählich schablonenhaft erstarrten Chineserien, die mit dem wechselnden europäischen Ornament die wunderlichste Stilmischung ergeben. Die Hauptmeister sind Samuel van Eenhorn, J. W. Hoppestein, Adr. Pynacker, Aelbregt de Keizer, Abr. de Kooge, Fred. van Frytom und Louwys Fictoor (Abb. 536—39).

In Hanau richteten 1666 Daniel Behagel und Jac. v. d. Walle eine »Porzelain Backerey« ein, die sich, später im Besitz der Familie von Alphen bis Ende 18. Jh. sehr glücklich entwickelte. In Kassel bestand eine 1680 von G. Kumpfe begründete Fabrik unter stets wechselnden Besitzern bis 1766, wo der erste Porzellanbrand glückte. In Nürnberg erscheint 1712 ein Gesellschaftsunternehmen Marx-Romedi-Hemmon, das in Blau- und Buntmalerei (Violett, Zitrongelb und Gelbgrün sind bezeichnend) dem Delfter Farbenreiz nahe kam, im Dekor (Fliederblätter, Fruchtgewinde, Körbe, Landschaften, biblische Bilder, Geschlechterwappen) sich von den Chineserien ziemlich befreite und auch in den Gefäßformen mehr die vaterländische Überlieferung befolgte (Abb. 540). Häufig sind besonders enghalsige Krüge, Anbieteschüsseln mit Konfektschälchen und Sternschüsseln mit sechs Herzen zwischen einer mittleren Sterntiefe. — In Bayreuth eröffnete 1720 der Kaufmann Knöller bei St. Georgen am See eine Fabrik, deren Blüte unter die Regierung des kunstliebenden Markgrafen Friedrich fiel. Ihre mannigfaltigen Gefäße beschränken sich meist auf eine lichte Blaumalerei, daneben scheint das rote, braun oder schwarz glasierte Böttgersteinzeug eine lange Pflege genossen zu haben. In Straßburg gelangte die Hannongsche



Abb. 540. Fayenceteller von Romedi in Nürnberg. (Berlin.)

Fabrik zu einem unbestrittenen und wohlverdienten Ruhm. Der Gründer C. F. Hannong war ein Maestricher Tabakspfeifenfabrikant, der den Betrieb 1721 in Straßburg und eine Filiale 1724 in Hagenau einrichtete. Sein Sohn Paul Anton führte das Unternehmen zu hoher Blüte, suchte 1751 auch Porzellane zu fertigen,



Abb. 541. Hannongsche Fayencen von Straßburg. Hohenlohe-Kunstgewerbemus.

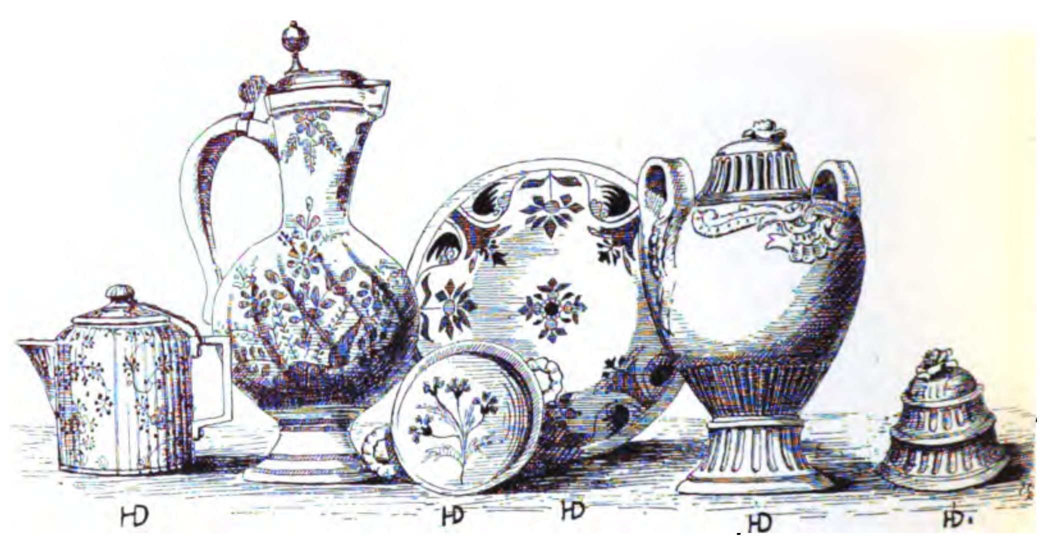


Abb. 542. Fayencen von Kelsterbach.

aber durch Pariser Schikanen gehemmt und verbittert wanderte er 1754 nach Frankenthal aus, seinem Sohn Joseph das Werk hinterlassend, das 1774 der monopolen Eifersucht von Sèvres unterlag. Die Fabrik führte mehr als tausend Muster, deren tadellose, weiße Zinnglasur unter der Konkurrenz ebenso hervorsticht, wie die wundervolle Blumenmalerei der heimischen Flora in Streumustern (Abb. 541). Die bezeichnenden Farben sind ein prachtvolles Karmin mit Blaugrün und spärlichem Violett oder Blaßgelb vereint. Mit Hannongschen und Meißener Arbeitern steigerte die Feinheit der Blumenmalerei J. L. v. Beyerle, der 1754 unter energischem Beistand einer geschmackvollen Frau eine Fabrik in Niederwiller leitete. Kleinere süd-



Abb. 543. Mündener Fayencevase.
Berlin, Kunstgewerbemus.



Abb. 544. Fayenceterrine von Jever.

deutsche Fabriken in Ansbach, Göppingen, Kelsterbach (Abb. 542), Künersberg, Rehweiler, Schrezheim u. a., die wie Pilze nach dem warmen Regen aus der Erde schossen, beweisen die Leidenschaft für Fayencerien. Für Mitteldeutschland hat Stieda eine ganze Reihe teilweis recht ephemärer Gründungen nachgewiesen. Aber auch der Norden und Osten des Vaterlandes beteiligte sich an dem Wettlauf. In Münden legte 1732 der Landdrost C. F. v. Hanstein eine Töpferei und Pfeifenfabrik an, welche 1746 in eine Fayencerie umgewandelt sehr schöne Netzvasen (Abb. 543) und Punschkummen, Terrinen und Blumenkrüge hervorbrachte. Nach Hamburg muß nach dem Zeugnis einer kleinen Gruppe von Gefäßen mit Blaumalerei schon Anfang 17. Jh. die Delfter Kunst übergesprungen sein. Im 18. Jh. warfen sich Töpfer wie Hennings, Volgrath und Camp auf die Ofenindustrie, von Blaumalern wie Lessel und C. M. Möller unterstützt. Von bremischen Bürgern gegründet hatte eine Fabrik (Pottbeckerey) in Aumund bei Vegesack eine kurze Blüte; in Stralsund legte 1757 Kammerrat v. Giese eine solche in großem Maßstab an, die leider in ihrer besten Entfaltung durch die Explosion eines nahen Pulverturmes unheilbar geschädigt wurde. Selbst im kaltblütigen Schleswig-Holstein brachte das Gründungsfieber nach 1750 eine ganze Reihe von Fabriken, in Eckernförde, Kiel, Stockelsdorff, Kellinghausen, Rendsburg, Flensburg, Schleswig, in Oldenburg zu Jever (Abb. 544) usw. zu kurzem, höchst achtungswertem Flor, deren nähere Charakteristik und Geschichte J. Brinkmann gezeichnet hat.

2. Das Porzellan.

Das (Meißner) Porzellan ist eine geniale Nacherfindung des Alchymisten Joh. Friedr. Böttger. Geboren 1685 in Schleiz hatte er schon als Apothekerlehrling in Berlin den Ruf eines Goldmachers und wurde, nach Sachsen geflüchtet, 1701 von August dem Starken als solcher benutzt. Aus den unfruchtbaren adeptischen Versuchen brachte ihn der Verkehr mit dem Chemiker Tschirnhauß auf zielbewußte keramische Arbeiten und 1709 gelang ihm fast gleichzeitig die Erfindung eines roten Steinzeugs und des weißen, durchscheinenden Porzellans.

Die Böttgerware, eine täuschende Nachahmung des roten chinesischen Steinzeugs, ist wie dieses mit gepreßten Verzierungen belegt, welche mit Glasur- oder Lackfarben bemalt, oder auch schwarz glasiert wurden mit Gold- und Silberdekor, wie es dann z. B. in Plaue a. H. und Bayreuth noch Jahrzehnte nachgeahmt wurde. Die glasharte Masse erlaubte übrigens auch das Polieren und Schleifen. Facettenhohlschliff, matte Ornamente auf poliertem Grund und umgekehrt, Reliefs auf vertieftem Grund, kurz alle Kunstgriffe der Glasschneider wurden auf die rote, schwarzglasierte oder marmorierte Ware angewandt und ergaben eine keramische Neuheit ohne Vorgänger und ohne Nachfolger.

Das erste weiße Porzellan brachte Kändler 1713 auf den Markt. Aber bis zu seinem frühen Tode 1719 war ihm weder die Blaumalerei unter Glasur, noch die Buntmalerei ganz geglückt; in plastisch aufgesetzten Blumen leistete er dagegen schon Vorzügliches. Auf die volle technische und künstlerische Höhe wurde das Unternehmen erst durch J. G. Herold gehoben, der 1720 als Maler eintrat, bald zur leitenden Stellung aufrückte und 1731 den Bildhauer J. J. Kändler als Modellierer gewann. Die Umgestaltung der Gefäßformen, »der europäische Porzellanstil«, und die Schöpfung der Porzellanplastik großen und kleinsten Maßstabes ist Kändlers Werk.



Abb. 545. Kännchen »Das Wasser« und »Die Luft« von Kändler.

Herold verbesserte im Anfang seiner Wirksamkeit die Masse, deren glänzendes Weiß nun den unerreichten Vorzug Meißens bildete; er vervollständigte die Palette der haltbaren Emailfarben (Hellblau, Seegrün, Eisenrot) und fand die mit des Obermeisters Köhler Tode eine Zeitlang verlorene Kobaltmalerei unter Glasur wieder. Im übrigen schloß er sich oft treu kopierend den chinesischen Vorbildern an und schuf sich eine eigene, zierliche, elegante Chinesenwelt mit entsprechenden Ornamentmotiven, sparsam auf den weißen Grund gesetzt wie die Schönheitspflästerchen im Gesicht einer vornehmen Dame. Als Einfassung kommt das barocke Laub- und Bandelwerk hinzu und schließlich auch einheimische Motive in zierlichsten Miniaturgemälden. Eine besondere Gruppe der Frühzeit bilden die »Fondporzellane« mit farbigen Gründen und ausgesparten Bildflächen.

Unter Kändlers Einfluß tritt die Nachahmung, ja selbst der malerische Schmuck mehr und mehr zurück. Die Gefäße nehmen einen schwungvoll bewegten Kontur und reichen Figurenschmuck an Griffen und Deckeln an (Abb. 545, 546). Der Formenschatz der deutschen Goldschmiederei wurde unter Kändlers Meisterhand auf das Porzellan übertragen, die Figuren nur an passenden Stellen mit einem leichten Hauch von Fleischfarbe übergangen, die Flächen tragen kleine Streublumen. Das Sulkowskische (1732—38) und das Brühlsche Schwanenservice (1737—44) bilden die Höhe dieser Richtung und die keramischen Meisterwerke des 18. Jh. überhaupt[1]).

Um 1740 vollzieht sich der Übergang zum Rokoko. Die Gefäßformen werden weicher, bewegter. Die teigartige Vermuschelung fand im Porzellan so recht ihr adäquates Material (Abb. 547). Die Ziervasen, Uhrgehäuse, Tafelaufsätze, Kandelaber, Spiegelrahmen werden wieder mit feinplastischen Blumen- und Blütenzweigen,

[1]) J. Lessing, Das Porzellangeschirr Sulkowski. Kgwbl. IV. 43. — H. Pabst, Das Brühlsche Schwanenservice, ebd. N.F. V. 97.

Schneeballen usw. behangen. Die Malerei geht von den steifen »trockenen« Blumen der Kupferstiche zu leichten, flatternden Formen über, die dann als »Meißner Blumen« für alle anderen Fabriken vorbildlich wurden, und von den Chineserien zu Watteauszenen, jenem leichten, sentimentalen Liebesgetändel in heiterer Parklandschaft (Abb. 548). Die Vögel dieser und der späteren Zeit erinnern immer ein wenig an ausgestopfte Vorbilder, nur in der Blaumalerei des Gebrauchsgeschirres blieb die Entwickelung bei einigen schnell beliebt gewordenen und bald verknöcherten Mustern stehen, dem Blaublümchen-, Tischchen- und Zwiebelmuster. Das Zwiebelmuster ist schließlich so populär geworden, daß es in den weitesten Kreisen als Inbegriff der Meißner Kunst erscheint.

Daneben entstanden nun auch die hundert und aberhundert plastischen Modelle Kändlers, worin sich wundersam die ganze Kultur- und Gedankenwelt des Zeitalters widerspiegelt. Es ist nicht möglich, von der Schaffenslust und Phantasiefülle dieses Meisters durch Aufzählung einen Begriff zu geben. Die höchste Bewunderung verdienen seine fast lebensgroßen und naturalistisch bemalten Vögel, Fasanen, Hühner, Eulen, Papageien, Pfauen, Reiher, doch auch Affen, Hunde usw., deren frische Lebenstreue in der Plastik aller Zeiten wenig Ebenbürdiges hat. Die größte Aufgabe seines Lebens, das kolossale, figurenreiche Reiterstandbild Augusts III., 1751 begonnen, scheiterte an der technischen Unmöglichkeit. Es wäre in der Tat ein neues Weltwunder geworden.



Abb. 546. Vase von Kändler.

Nach dem Austritt Herolds (1765) und Kändlers Tode (1775) erlebte Meißen eine immer mehr abflauende Nachblüte, die man unter den Titel »Marcolinizeit« zusammenfaßt, obwohl Graf C. Marcolini nur die Oberleitung führte (1774 bis 1815). Als Leiter der Malerschule trat 1764 C. W. Dietrich ein, der »das wahre Schöne und Antike«, die Bildmalerei nach Kupferstichen, auf das Porzellan über-

trug, und als Modelleur der Franzose Acier, dem das Kleine und Zierliche, die Folge der Pariser Ausrufer, das Affenkonzert u. a. gelang. Die Gefäße werden allmählich steif, geradlinig, mager; die leichte dekorative Buntmalerei weicht den gewollten Imitationen von Gemälden, Veduten, Bildnissen und schweren Blumenstücken. Die neuerfundenen Glasurfarben, das prächtige Königsblau (mit Gold) und ein stumpfes Grün wußte man dekorativ nicht maßvoll auszunutzen. Nach 1780 wandte man sich in der Kleinplastik unter Führung von Jüchzer (gest. 1812) und Matthäi (gest. 1832) der Nachahmung antiker Bildwerke in farblosem Biskuit zu, ohne den rapiden Niedergang der Fabrik aufhalten zu können.

Die Meißener Marken waren KPM (1723—30), A. R. auf Porzellanen der Könige August II. und III. 1725—40, Merkurstab mit und ohne Punkt 1727—35, gekreuzte Kurschwerter 1725 bis heut, mit Punkt 1756 bis 80, mit Stern 1780-1814. KHC bezeichnet Königliche Hof-Conditorei, C. H. K. Kurfürstliche Hofküche.



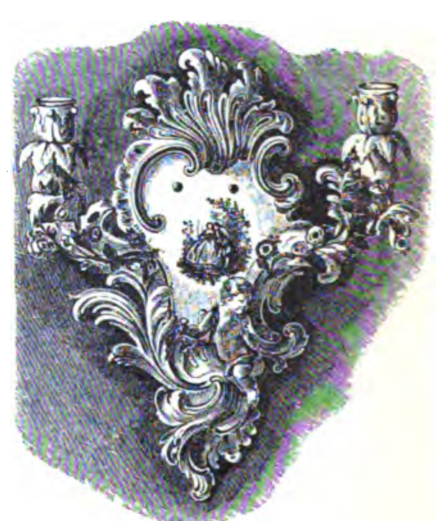


Abb. 547 u. 548. Meißener Wandleuchter.

Die Erfolge Meißens zeitigten ein gewaltiges Gründungsfieber privater und fürstlicher Unternehmer, das durch meißnische Überläufer und vagierende Arkanisten genährt und oft grausam betrogen zu einem wahren Wettlauf der Industrie führte. Die nachfolgende Übersicht der Fabriken darf sich aber der äußersten Kürze um so mehr befleißigen, als künstlerisch das Niveau der Mutteranstalt selten, technisch nie erreicht wurde. Von dem überwältigenden Reichtum der Meißner Schöpfungen zehren sie alle, die meisten sind glücklich, wenn die Nachahmung leidlich gelingt.

In Wien errichtete schon 1718 der Holländer Du Paquier mit Meißner Überläufern, dem Maler Hunger und dem Arkanisten Stölzel, eine Fabrik, welche ganz analog wie Meißen von der asiatischen Nachahmung zu einem eigenen Barock (Stil »Prinz Eugen«) gelangte. Durch finanzielle Schwierigkeiten gedrängt, verkaufte

sie der Gründer 1744 an den Staat und die nunmehrige »kaiserliche Porzellanmanufaktur« glaubte sich durch einfache Kopie der gangbaren Meißner Waren dieselbe Quelle der Reichtümer erschließen zu können — ein großer Irrtum. 1782 ergab eine Revision trostlose Zustände. Aber der Energie des von Joseph II. neubestellten Direktors Konrad v. Sorgenthal (1784—1805) gelang es, die Anstalt künstlerisch und technisch so zu heben, daß sie in der neuen, klassizistischen Richtung die europäische Führung selbst vor Meißen und Berlin gewann. Die Arkanisten Leuthner und Perl kamen hinter die modernen französischen Farbengeheimnisse (Königsblau, Metalllüstertöne, Reliefgold); die Miniaturporträts und Veduten dieser Zeit sind von unvergleichlicher Virtuosität. In der Kleinplastik befreite man sich von den Mustern von Sèvres und ahmte mit Glück antike Bildwerke möglichst marmorgetreu, unglasiert nach. (Hofstatuarius Beyer und sein Schüler Grassi). Die antiquarische Richtung der Modelleure wärmte unter Niedermeyers Leitung (1805—28) selbst griechische und ägyptische Formen auf, während die Maler sich in komischen und gedankentiefen Originalitäten ergingen.



Abb. 549. Wiener Speinapf. Hamburg, Museum.



Abb. 550. Wiener Schüssel von J. H. (Prag, Frau A. Weißenberger.)

In Höchst begannen 1746 Frankfurter Kaufleute mit dem Meißner Überläufer A. F. v. Löwenfinck, seit 1752 mit dem Wiener Joh. Bengraf die Fabrikation, die seit 1765 als Aktienunternehmen unter Beteiligung des Kurfürsten weitergeführt und durch P. Kl. Webel, seit 1770 durch Joh. Kauschinger geleitet, zu hoher



Abb. 551. Erzherzog-Karl-Tasse.
(Hamburg, Museum.)



Abb. 552. Biskuitgruppe nach Brachart.
(Reichenberg, Dr. F. Katz.)

künstlerischer Blüte gelangte, durch die Kriegsläufte aber 1796 der Auflösung verfiel. Die Bedeutung der Fabrik liegt in den Figuren, die nach Meißner Vorbild einen großen Umfang volkstümlicher Gruppen umfaßte, auch eine reiche Auswahl von Tieren, darunter die berühmte »Hundehochzeit« und das Pferd »so ganz frei stehet«. Als Modelleure waren Laurentius Russinger, J. P. Melchior (1770—80) und Karl Rieß tätig. Melchior pflegte daneben das Reliefbildnis von Zeitgenossen (Abb. 553). Formen von Gefäßen, Geräten und Galanterien sind gleichfalls sehr vielfältig.

Die kurfürstliche Fabrik in Neudeck 1754, dann in Nymphenburg 1758, von Wiener Laboranten unterstützt, unter stets wechselnder Leitung, hat bis zu ihrer Auflösung (1862) fast stets unverkäufliche Luxusware produziert und ist solange nur als Ehrensache des Hofs gehalten worden. Als Modelleur trat 1765 Dan. Aulizek ein, dem zahlreiche Tierhatzen, antike Mythologien und Porträtbüsten gelangen. Seit 1810 warf man sich auf die Reproduktion von Gemälden, wovon die alte Pinakothek eine stattliche Sammlung bewahrt.

Ebenfalls dem fürstlichen Prunkbedürfnis verdankt Ludwigsburg Entstehung und Bestand, durch Herzog Karl 1758 ins Leben gerufen und von dem Wiener J. J. Ringler, der von Nymphenburg kam, bis 1802 geleitet. Neben Tafel-, Tee- und Kaffeeservicen (Abb. 554), riesigen Tafelaufsätzen, Blumensträußen usw. entstanden besonders schöne Figuren, an denen Serenissimus seine absonderliche Freude hatte, anfangs galante Schäfer, Jäger, Tänzer mit Genossinnen nach Modellen F. A. Pustellis (1760—62), dann Mythologien, die J. C. W. Beyer (1759—67, dann in Wien s. o.) mit einem Hauch anmutigen Rokokos darzustellen verstand. Als Landschafts- und Vogelmaler arbeiteten C. F. Riedel, neben ihm J. F. Steinkopf, als Buntmaler J. P. Danhofer, als Blumenmaler F. Kirschner, die man sämtlich

anderen Fabriken abwendig gemacht hatte. Nach dem Tod des Herzogs Karl 1773 verfiel die Fabrik rasch und wurde 1826 aufgelöst.

Die Fabrik in Frankenthal (Pfalz) 1755 von P. A. Hannong aus Straßburg (S. 479) gegründet und unter Schwierigkeiten von seinem Sohne J. Adam fortgeführt, wurde 1762 von Herzog Karl Theodor übernommen, 1795 schon durch die Franzosen zum Stillstand gebracht. Trotz innerer und äußerer Schwierigkeiten ist der Umfang der Produktion an Gefäßen wie an Figuren in dieser kurzen Zeit ganz erstaunlich und der künstlerische Gehalt den besten Leistungen der Zeit ebenbürtig. Um die Farbenkünste machte sich der Modellmeister Feylner, seit 1775 Direktor der Anstalt, verdient.



Abb. 553. Goethes Mutter von J. P. Melchior (Höchst).

Die 1746 von Herzog Karl von Braunschweig in Fürstenberg eröffnete Fabrik, anfänglich von Betrügern heimgesucht, gelangte erst 1754 zur Darstellung wirklichen Porzellans und erst 1770 zu einer gewissen Blüte. Ihr Ruf ruht auf Bildnismedaillons und Porträtbüsten von Fürsten, antiken und modernen (Helmstädter) Zelebritäten, Reiterstatuetten usw., die von J. C. Rombride, K. G. Schubert und dem Franzosen Desoches modelliert waren. Die kleinen Figuren sind mehrerenteils Abdrücke von Bronzen oder Elfenbeinen oder Nachahmungen fremder Muster (Abb. 555, 556). Nach dem Tod des Schöpfers 1780 trat ein rascher Niedergang ein, unterbrochen durch eine kurze Nachblüte unter dem Franzosen L. v. Gerverot 1805—13, der den Hof König Jerômes für seine Produkte zu interessieren wußte.



Abb. 554. Tasse von Ludwigsburg. Mitte des 18. Jh.





Abb. 555. Cupido. Abb. 556. Andromeda.
Fürstenberger Porzellan.



Abb. 557. Berliner Porzellanfigur. 18. Jh.

In Berlin gründete 1750 der Kaufmann W. C. Wegeli unter Benutzung des Höchster Arkanums eine Fabrik, welcher sogleich die Masse, die Blau- und Buntmalerei glückte. Aber der Gründer gab die Sache schon 1757 auf, ein Kaufmann J. E. Gotzkowski setzte sie dann mit Meißner Arbeitern fort, um sie 1763 dem König zu verkaufen. Die großen Aufträge desselben zur Ausstattung der neuen Schlösser und zu fürstlichen Geschenken spornten alle Kräfte, — der Bossierer F. E. Meyer, der Maler C. W. Böhme, der Prospektmaler J. B. Borrmann und der Mosaikmaler C. J. C. Klipfel, sämtlich frühere Meißner, verdienen genannt zu werden — und hoben sie in gewissen Beziehungen selbst über Meißen. Dies gilt insbesondere von den einfarbigen Rotmalereien, Eisenrot und Rosenrot, womit reizende Landschafts- und Figurenmalereien ausgeführt wurden, das Rosenrot auch in Verbindung mit Grau und Grün bei Blumenstücken. Auch in

den Figuren glückten noch hübsche neue Erfindungen (Abb. 557), und nach allen Abschweifungen der Schadow- und Schinkelzeit konnte das feine Rokoko für die Neubelebung der Manufaktur wieder benutzt werden.

Die zahlreichen kleineren Fabriken z. B. in Kassel seit 1766, in Kloster Veilsdorf seit 1762, in Fulda seit 1765 und viele thüringische, die mehr nur Gebrauchsware fertigten, haben zur Entwickelung der Kunst nicht weiter beigetragen. Dagegen ist es interessant, daß sich schon von den Anfängen her selbständige Porzellanmaler zu etablieren suchten. Unter ihnen behauptet Ignaz Bottengruber in Breslau 1720—30, der Meißner, Wiener und Chinaporzellan in ungemein schweren und ungelenken Barockformen dekorierte, eine hervorragende Stelle[1]).



Abb. 558. Deutsche Gläser des 16. Jh. Germ. Mus.

VII. Das Glas.

L. Lobmeyer, Die Glasindustrie I. — A. Ilg, Gesch. des Glases. Stuttg. 1874. — H. E. Benrath, Die Glasfabrikation. Braunschw. 1875. — C. Friedrich, Die altd. Gläser. Nürnb. 1884. — P. F. Krell, Das Glas. Kgwbl. I, 62. — A. Brüning, Altd. bemalte Gläser. Velh. u. Klas. Mh. XVIII, 433. — B. Bucher, Die Glassamml. des k. k. Mus. Wien 1888. — G. Pauzaurek, Die Gläsersamml. des nordböhm. Gew.-Mus. in Reichenberg. Lpz. 1902. — J. Leisching, Kristallschnitt. Mitt. Mähr. Gew.-Mus. XX (1902). — A. Hofmann, Die nordböhm. Hohlglasindustrie. Kgwbl. N. F. I, 3. — v. Czihak, Schlesische Gläser. Bresl. 1891. — Glasindustrie im Spessart. Mitt. G.-M. 1891. 39. — A. Lenz über Hess. Gläser in Kassel. Kgwbl. IV, 21. — Landau, Gesch. der Glashütten in Hessen. Zs. hess. Gesch.-V. III. — K. Berling, Die sächs. Hofkellereigläser. Festschr. sächs. A.-V. 1900. 188. — F. Luthmer, Eglomisierte Gläser. Kgwbl. IV, 101. N. F. V, 17. — Johann Kunckel, Ars vitraria oder vollk. Glasmacherkunst. Berl. 1679.

Die nationale Eigenart der deutschen Gläser, von frühma. Grabfunden bis

1) G. E. Pauzaurek, Ignaz Bottengruber. Schlesiens Vorzeit N. F. II, 133.

ins 16. Jh. festgehalten, besteht in einem Besatz mit hornartigen Hohlbuckeln, Warzen und Nuppen, die offenbar der Hand den sicheren Halt am glatten Gefäß geben sollten (Abb. 559). Schlanke Gläser dieser Art bezeichnete man treffend als »Krautstrunk«. Die beliebteste Form des Weinglases ist der »Römer«, ein Kelchbecher mit konischen, meist aus einem Glasfaden gedrehtem Fuß, kugeligem, mit Buckeln besetzten Knauf und weinbeerförmiger Kuppe, ähnlich dem Tassilobecher. Daneben tauchen andere vielgestaltige und vielnamige Gefäße auf: Der Angster (von angustrum), eine Flasche mit kugligem Bauch und langem, trichterförmigem Hals, letzterer auch aus 3—6 Röhren gewunden, in einer Abart auch »Kutrolf« genannt; der »Spechter«, ein hohes schlankes Glas mit Buckeln, Nuppen und Ringlein, »damit es fester in feusten könne behalden werden«; das Paßglas mit Reifen oder Knopfreihen, welche beim Rundtrunk das Maß des einzelnen Zechers bestimmten; der Tummler, ein halbkugliger, fußloser Becher, der leer auf die Seite gelegt wieder aufstand.



Abb. 559. Altdeutsches Glas im Germ. Mus.



Abb. 560. Deutsche Gläser nach venetianischer Art. Germ. Mus.

Durch venezianische Überläufer, die im 15. und 16. Jh. im Volksglauben überhaupt eine geheimnisvolle Rolle als Goldmacher und Schatzgräber spielen, wurden den deutschen Glashütten neue Motive und Anregungen vermittelt (Abb. 560). So begegnen in Köln und Hessen Flügelgläser nach venezianischem Geschmack, deren Füße oder Henkel auf farbigen Stäben geknufft sind (Abb. 561, 62), in Schlesien Fadengläser in einer dem deutschen Durste angepaßten Größe. Indes hielt das deutsche Glas doch noch wesentlich andere Wege ein. Seit Mitte 16. Jh. entfaltet sich die Schmelzmalerei, welcher die einfachen glatten Walzen- und Humpenformen und das etwas unreine, grünliche oder gelbliche Glas willkommen waren. Nach den beliebtesten Darstellungen unterscheidet man Fichtelberger (vornehmlich aus Bischofsgrün) mit dem stets wiederkehrenden Hauptbilde des wald-, wild- und quellenreichen Fichtelgebirges, manchmal der »Ochsenkopf« mit einer goldenen Kette umgürtet; Reichsadlerhumpen, auf denen der Doppeladler mit 48 Wappen und die sieben Kur-

fürstenwappen gemalt sind; Kurfürstenhumpen, worauf entweder der Kaiser mit den sieben Kurfürsten in zwei Streifen den Pokal umreiten oder der Kaiser sitzend unter einem Baldachin, rechts die drei geistlichen, links die vier weltlichen stehend dargestellt sind; Hofkellereigläser (sächsische) mit besonders fein ausgeführten Wappen und Monogrammen; blaue Gläser, Trinkkrüge und Teller (tondini) mit Tierfabeln, Blümchen, Eßwaren in weiß, gelb, grün und rot bemalt. Schapergläser nach Johann Schaper (1640—70 in Nürnberg) genannt, kleine walzenförmige Becher mit Figuren, Wappen, Landschaften und Ornamenten in feinster Schwarzlotbemalung, welche Manier u.a. von Joh. Keyll und Herm. Benchert fortgesetzt wurde.

2. Der Glasschnitt ist dem Ma. anscheinend ganz fremd geblieben. Denn eine kleine Gruppe geschliffener Becher, die sogenannten Hedwigsgläser, auf denen steife, eckige Tiere und Schilde im Stil des 13. Jh. durch Vertiefung des Grundes ausgeschliffen sind, dürfte orientalischer Herkunft sein. Es waren die böhmischen und schlesischen Glasmacher, die den von den Italienern kunstvoll ausgebildeten Schnitt des Bergkristalls auf Glas übertrugen und damit der Industrie neue Wege eröffneten.

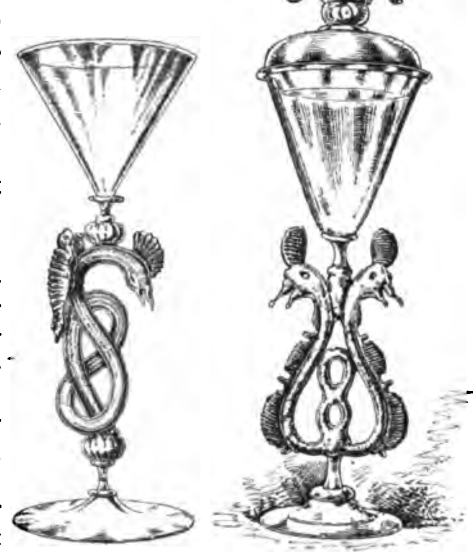


Abb. 561 u. 562. Hessische Flügelgläser.

In Böhmen hatte die Glasfabrikation seit alten Zeiten geblüht. Die großen Grundherren konnten den Reichtum ihrer Wälder nicht besser verwerten, als durch Anlegung von Glashütten. Doch verlautet von kunstmäßiger Behandlung der Fabrikate nichts bis auf Caspar Lehmann, der 1590—1609 in Prag arbeitete und das Schleifen mit dem Rädchen erfunden (höchstens verbessert) haben soll. Als dessen Schüler werden Zacharias Belzer und Georg Schwanhardt genannt. Die Technik der Prager Schule sprang auf die übrigen Fabriken über; nach dem 30jährigen Kriege erscheinen Haide und Neuschönau im Erzgebirge und Gablonz, Neuwelt, Harrachsdorf im Riesengebirge als Mittelpunkte der Kunstglasindustrie, die sich durch zähe und unternehmende Händler (Johann Kreybich in Neuschönau) im 18. Jh. den Weltmarkt, namentlich Spanien und seine Kolonien eroberte. Wie alle Kultur dieses Landes ruht die Kunst allein auf deutschen Schultern.

In Schlesien soll Freiherr von Schaffgotsch Anfang 17. Jh. einen italienischen Glasschleifer auf Kynast angesiedelt haben, später (1687) finden wir hier Friedrich Winter privilegiert und zahlreiche Schleifer im Hirschberger Tal (Warmbrunn, Schreiberhau), von denen die besseren (Christian Schneider 1710—82, Gottfr. Kahl, Benj. und Joh. Gottfr. Maywald) selbst die Böhmen durch Feinheit der Arbeit überflügelten. Durch die zollpolitischen Maßnahmen Friedrichs d. Gr. wurde hier die Entwickelung gelähmt, während dem böhmischen Glase noch im 19. Jh. eine reiche Zukunft blühte.

Die Technik hatte schon im 17. Jh. zur Arbeitsteilung geführt. Die »Eckigreiber« gaben den Gläsern durch Schleifen die geraden Flächen und Facetten; die »Kugler« schufen die einfachen Verzierungen in Kugel-, Stern- und Muschelschliff, die Glasschleifer brachten mit dem Rädchen den feineren Dekor hervor, Laub- und Bandelwerk als Einfassung, Landschaften, Städtebilder, Schlachten, Allegorien, volkstümliche Szenen, Wappen und dergl. Die Kunst blieb nur im Figürlichen schwach, wurde aber so volkstümlich, daß die Schleifer im Umherziehen rohe Gläser mit den gewünschten Wappen und Inschriften verzierten. Außer den



Abb. 563 u. 564. Böhmische Gläser, Flasche und Pokal.

gangbaren großen Deckelpokalen, den gewöhnlichen Weingläsern, Kannen usw. begegnen auch absonderliche Formen, Pistolen, Tonnen, Tiere, Zwerge.

Eine andere Art der Kunstgläser stellen die sogenannten Gold- oder Pauschmalgläser dar, besonders Jagdbecher und kleine Pokale, Doppelbecher mit zwischenliegender Zeichnung auf einem Goldblättchen. Die Herstellung dieser in Schlesien zahlreich entstandenen Gläser war so, daß ein inneres Gefäß mit Goldblättchen belegt, darin die Zeichnung ausradiert und ein äußeres genau passend übergezogen wurde. Die Technik wurde noch dahin kompliziert, daß man unter die Zeichnung einen Goldgrund mit Achatmalerei legte. Hierher gehören auch die verschiedenen Arten der Hinterglasmalerei, die eglomisierten Gläser, in einfachster Art durch Unterlegung einer kolorierten Zeichnung, eines Kupferstichs usw.

hergestellt, überaus schwierig aber mit verkehrter Farbenfolge auf die Rückseite des Glases selbst gemalt und dann meist mit einer Zinnfolie hinterlegt.

Von farbigen Kristallgläsern hat allein das Kunkelglas einen unbestrittenen Ruhm errungen. Sein Erfinder Johann Kunkel stellte dies tiefrote Rubinglas in seinem Laboratorium auf der Pfaueninsel bei Potsdam (seit 1679) dar. Es wurde entweder durch Blasen vollendet und in Silber montiert oder wie anderes Kristallglas geschliffen und später noch lange in der Zachliner Hütte hergestellt.

3. Die Glasmalerei läßt sich in ihren Anfängen und ihrer glänzenden Entwickelung ausschließlich an kirchlichen Denkmälern verfolgen und begann erst Ende 15. Jh. in das bürgerliche Haus einzuziehen. Hier war ihr aber noch eine lange Nachblüte als Kleinkunst beschieden. In Süddeutschland und der Schweiz[1]) war es zur guten Sitte geworden, befreundeten Familien, Zünften, Gesellschaften, Gemeinden beim Neubau eines Hauses bemalte Scheiben zu stiften. Die angesehensten Maler wie Holbein entwarfen Zeichnungen dafür und in Schaffhausen, Basel, Solothurn, Zürich, Luzern (Augsburg und Nürnberg) fanden die Glasmaler bis zur Mitte des 18. Jh. reichlich Beschäftigung. Meist handelt es sich um das Wappen der Stifter, doch werden damit in dem üblichen Schema einer Rundbogenarchitektur auch Wappenhalter, biblische, legendäre, geschichtliche und volkstümliche Szenen in liebevoller Kleinmalerei verbunden. Denn die volle Palette der Muffelfarben gestattete auf einer Scheibe die farbigsten Gemälde herzustellen. Die Kunst ist dem nüchternen Streben nach Licht und hellen Scheiben langsam erlegen und Ende 18. Jh. war selbst die Technik bis auf das Schwarzlot verloren gegangen. —

In Mitteldeutschland sind in öffentlichen Gebäuden kleine Scheiben mit handwerklichen Malereien aus dem 17. Jh. nicht selten. Und ganz ähnlich wie in der Schweiz erhielt sich in Norddeutschland, z. B. in den Landstädtchen und Bauernhäusern der Elbmarschen die Sitte, beim Neubau eines Hauses ein Fensterbier zu veranstalten, als Erkenntlichkeit für gestiftete Scheiben. Der Inhalt dieser Malereien ist sittengeschichtlich sehr umfänglich und ergötzlich.

VIII. Das Leder.

Die künstlerische Bearbeitung des Leders beschränkt sich auf Kästen und Futterale, Überzüge von Sitzmöbeln und Bucheinbänden. Die Technik ist verhältnismäßig einfach, Schneiden, Punzierung und Pressen; hierzu kommen gelegentlich Bamalung und Vergoldung.

Die Lederbezüge von Koffern und Kästchen haben einen den Rändern folgende Umrahmung von Band- und Laubornament, in den Feldern Figuren (Mann und Frau, Liebespaar), Wappen, Tiere, Bäume und dergl. (Abb. 565). Bei den Futteralen, die natürlich der Form des Inhalts folgen (Pokale, Trink- und Jagdhörner, Dolchscheiden, Buchbeutel usw.) tritt gewöhnlich ein freihändig gezeichnetes Rankenwerk auf, welches sich leicht den oft unregelmäßigen Flächen einfügt. Für die Sitze und Rücklehnen von Sesseln ist überwiegend die aufrecht stehende Baumranke üblich, auch Wappen und Monogramme, der Rand mit fortlaufendem Rapport gepreßt.

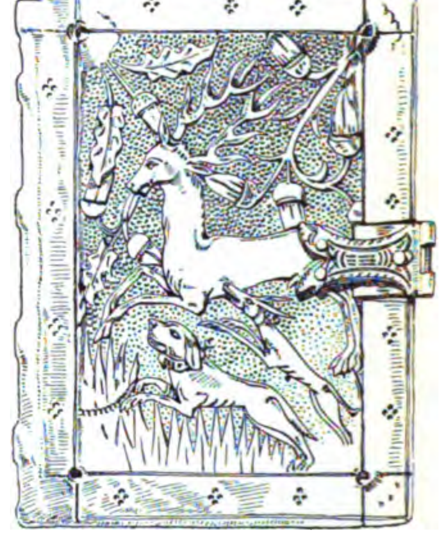
---

1) OIDTMANN, Die schweizer. Glasmalerei v. 15.—18. Jh. Zs. chr. K. XII. 308. XIV. 129. 239. 261 und Lpz. 1905.

Für Ledertapeten war Cordova der Hauptsitz. Im 17. Jh. bemächtigten sich die Niederlande der Industrie und im 18. Jh. ist diese auch in Augsburg bezeugt. In süddeutschen Schlössern sind Zimmer mit Ledertapeten nicht gerade selten. Aber es handelt sich wahrscheinlich meist um ausländische Erzeugnisse. Untersuchungen darüber stehen noch aus.

Der Bucheinband[1]) gab dem Leder das Feld einer ganz volkstümlichen Betätigung, seitdem die Erfindung der Buchdruckerkunst den Bücherbesitz so sehr verallgemeinerte. Der älteste, künstlerisch wirksamste Dekor ist eine Übertragung der Treibarbeit des Goldschmiedes. Eine freihändig eingeritzte Zeichnung wird in dem erweichten Leder hochgetrieben und modelliert wie Silberblech, der Grund durch Punzung vertieft (Abb. 566). Für die Umrahmungen und später für den Massenbedarf allgemein bediente man sich schon seit 15. Jh. der Stempel und Model, mit denen einfache Ornamente, Tiere, Laubstäbe erhöht oder vertieft eingeschlagen wurden. In der Reformationszeit wird der Betrieb fast fabrikmäßig und die Stempelung der weißen Schweins- oder braunen Kalblederbände verliert den persönlichen Charakter. Für den Spiegel hatte man (meist recht kleine) Brustbilder von Fürsten, Gelehrten usw., auf dem Rande wurden die vorhandenen Stempel (Heiligenfiguren, Allegorien, Kopfbilder) ohne viel Besinnen aneinandergesetzt, unbekümmert um liegendes oder stehendes Ornament und ohne Eckstücke, dazwischen Zierstreifen, die mit der Rolle hergestellt wurden und sich in den Ecken totlaufen bis ins 17. und 18. Jh. — Daneben läuft für feinere Bände die Goldpressung mit Arabesken her, die in Italien und Frankreich so glänzend betrieben wurde, entweder auch mit Stempeln, die freihändig aneinandergesetzt wurden oder in denen ganze Muster für Eck- und Mittelstücke eingeschnitten waren, oder mit Platten, die man für das spezielle Format entworfen und gestochen hatte, vielfach noch gehoben durch Bemalung mit Lackfarben.


Abb. 565. Kästchen in Basel.


Abb. 566. Einband der Löffelholzschen Chronik.

1) P. ADAM, Der Bucheinband, Lpz. 1890. — F. LUTHMER, D. Bucheinband. Stuttg. 1893. — ZIMMERMANN, Bucheinbände der Bibl. in Dresden. Lpz. 1887. — STOCKBAUER, Abb. v. Mustereinbänden. Lpz. 1881. — L. BICKELL, Bucheinbände des 15.—18. Jh. Lpz. 1892. — J. LOUBIER, Der Bucheinband in alter und neuer Zeit. Lpz. 1904. — J. P. RÉE Büchereinbände, Kgwbl. III. 143.

Die Ecken und die Mitte werden gern mit Beschlägen verziert, getriebene, gepreßte oder gegossene Messing- und Bronzeschildchen, die getreulich dem Stilwandel der Kleinkünste folgen, wie auch die Haften und Beschläge der Schließen. — Ganz silberne Deckel sind für fürstliche Gesang- und Gebetbücher, Notizbücher und dergl. nicht selten, eine ganze Bibliothek ließ sich Herzog Albrecht von Preußen 1562 in Silber binden[1])

IX. Die textilen Künste.

M. HEIDEN, Handwörterbuch der Textilkunde. Stuttg. 1904. — FISCHBACH, Gesch. der Textilkunst. Hanau 1883. — DERS., Ornamentik der Gewebe. Ebd. 1882. — DERS., Die wichtigsten Webornamente. Wiesb. 1902. — SILBERMANN, Die Seide. Dresd. 1897. — LESSING, Gewebesamml. im Kunstgewerbemuseum Berlin 1900. — M. DREGER, Künstl. Entw. der Weberei u. Stickerei. Wien 1904. — FROMM, Frankfurts Textilgewerbe im Ma. Frankf. Arch. III. F. VI, 1. — E. NÜBLING, Ulms Baumwollweberei im Ma. — E. KUMSCH, Stoffmuster des 16.—18. Jh. Dresd. 1888—90. — DERS., Leinendamastmuster. Ebd. 1891. — GRUNZEL, Die Reichenberger Tuchindustrie. Prag 1898.



Abb. 567. Sassanidische Seidenweberei. Germ. Mus.

Teppiche. J. LESSING, Wandteppiche u. Decken des Ma. in Deutschl. Berl. 1900. — H. SCHWEITZER, Die Bilder teppiche u. Stickereien in Freiburg i. B. Schauinsland 1904. — M. MAYER, Gesch. der Wandteppichfabr. des wittelsb. Fürstenhauses. Münch. u. Lpz. 1892.

Zeugdruck. R. FORRER, Die Zeugdrucke der byzant., rom., got. usw. Kunstepochen. Straßb. 1894. — DERS., Die Kunst des Zeugdrucks vom Ma. bis zum Empire. Ebd. 1898.

Spitzen. M. DREGER, Entwickelungsgesch. der Spitze. Wien 1901. — T. FRAUBERGER, Handb. der Spitzenkunde. Lpz. 1894. — M. ZUR STRASSEN, Spitzen des 16.—19. Jh. Lpz. 1894. — UBISCH, Spitzenbücher u. Spitzen. Rep. Kw. XVI, 88. — W. HOFFMANNS Spitzen-Musterbuch. Wien 1876. — ILG, Gesch. u. Terminologie der Spitze. Wien 1876.

1. In der Geschichte der textilen Künste hat unser Vaterland zu keiner Zeit eine führende Rolle gespielt und sich nur mühsam die Errungenschaften der anderen Kulturvölker angeeignet. Für die Kunstweberei ist dies ohne weiteres begreiflich. Hier fehlte bis in neuere Zeit das edle Rohmaterial, die Seide, und

1) SCHWENKE u. LANGE, Die Silberbibliothek Herzog Albrechts. Leipz. 1884.




Abb. 568 u. 569. Muster von Leinenweberei. Germ. Museum.

was sich von Gewändern dieser Art in unseren Sammlungen findet, ist ausnahmslos aus dem Osten und Süden importiert.

Es ist hier nicht der Ort, die Seidenweberei auf ihrer langsamen Wanderung vom sassanidischen Persien nach Byzanz, von da nach dem sarazenischen Sizilien und dem maurischen Spanien, nach Oberitalien und Südfrankreich (13. Jh.), Burgund und Flandern (15. Jh.) zu verfolgen. Für die nordischen Länder brachte der Import an Seidenstoffen wenigstens einen großen Schatz von Bildmotiven, uralte Vorstellungen und Symbole wie den heiligen Baum mit den anbetenden Tieren, den tierüberfallenden Löwen, den reitenden König auf der Jagd, den zur Sonne aufsteigenden Adler usw. (Abb. 567), die schon in romanischer Frühzeit in das germanische Ornament eindrangen. Es ist zurzeit noch völlig ungewiß, ob sich die Seidenweberei, etwa vom Niederrhein her, in einer deutschen Stadt eingebürgert habe. Klare Zeugnisse fehlen selbst für die neuere Zeit.

Die Woll- und Leineweberei löste sich im 12. und 13. Jh. vom häuslichen Betrieb als Handwerk ab und wurde z. B. in Köln, Frankfurt, Speyer, Straßburg zunftmäßig organisiert. Aber es ist bezeichnend, daß sie den Bedarf bei weitem nicht decken konnte. Der Import niederländischer und seit ca. 1500 englischer (lundischer) Tuche war so stark, daß er geradezu den Mittelpunkt des Handels bildete. Für einen gewissen Hochstand der Leinen- und Damastweberei haben wir seit Ende 14. Jh. hinreichende Zeugnisse. Tischtücher, Handtücher, Bettbezüge zeigen Webmuster (meist mit Blau oder Rot), welche sich deutlich an die Seidengewebe anlehnen (Abb. 568 u. 569), doch auch volkstümliche Erfindungen, Figuren, Stadtansichten, Allegorien. Im 17. und 18. Jh. zeichnen sich beispielsweise die schlesischen Damastwebereien aus.

2. Die Teppichwirkerei (Hautelisse, Gobelin), die sich im Abendlande seit dem 12. Jh. wieder neubelebte, ist für Deutschland durch sichere Zeugnisse bis Mitte 16. Jh. nicht belegt. Vielmehr wird der starke Bedarf durch französische und niederländische Einfuhr gedeckt. Im 14. und 15. Jh. wetteifern Paris und Arras in trefflichen Wirkteppichen, seit Ende 15. Jh. gelangt Brüssel an die Spitze der Fabrikation. Wenn deutsche Nachrichten von Teppichwirkereien reden (z. B. 1458 in Nürnberg), so wird es sich wohl stets um Stickerei handeln. Oder es sind von einheimischen Unternehmern flandrische Arbeiter, »Arrasmacher«, herbeigezogen worden, wie z. B. in Nürnberg 1495[1]), wo um 1530 auch venezianische »Tapezeir« neben »Arraswebern« auftreten. Die Darstellungen umfassen neben biblischen Bildern und Heiligenleben, Tugenden und Wappen auch einen heiteren Kreis profaner Gegenstände, Liebesgärten, Minneburgen, Gesellschaftsspiele, Jagd, Fischerei, Hochzeit, Szenen aus dem Leben der »wilden Leute« (Waldmenschen). Hochdeutsche Inschriften und Wappen einheimischer Geschlechter sind dabei nicht

1) Hampe, Der Holzschuhersche Grabteppich. Mitt. G. M. 1895. 103.

selten, können aber für deutsches Fabrikat nicht als Beweis gelten[1]). Durch den Pfalzgrafen Otto Heinrich und den Kurfürsten Friedrich III. wurden erstmals Hautelissefabriken in der Pfalz, durch Herzog Maximilian I. solche auch in Bayern Anfang **17. Jh.** eingerichtet, auch diese in jedem Fall mit flämischen Arbeitern[2]).

3. Dagegen wurde in großem Umfang und mit leidenschaftlicher Liebe seit den frühesten Zeiten die Stickerei betrieben, die Lieblingsbeschäftigung vornehmer Frauen und Nonnen, welche den großen Bedarf textiler Innenausstattung, Vorhänge, Rücken- und Fußteppiche, Tisch- und Bettücher und nicht weniger die eigene wie



Abb. 570. Die Heimsuchung. Gobelin im Besitze des Straßburger Münsters.

die männliche Kleidung, die Festgewänder durch Nadelmalerei schmückten[3]). Frauenklöster übten die Kunst wohl schon frühzeitig als Erwerbszweig. Aber schon

1) Katalog der Ausstellung von Gobelins. Wien 1890. — Führer durch die Ausstellung der Stoffsammlung Kunstgew.-Mus. Berlin 1890. — HAMPE, Katalog der Gewerbesammlung des Germ. Mus. Nürnb. 1897. — SCHLOSSER, Jb. Ks. allerh. Khs. XVI. 175. Anz. Germ. Mus. XVII. 92 u. a.

2) H. MAYER, Gesch. der Wandteppichfabriken in Bayern. Münch. 1892. — OSTFALCK, Münchner Gobelinfabriken. Berl. 1900.

3) STEPHANI, Die textile Innendekoration des frühma. deutschen Hauses. Halle 1898.

Mitte 14. Jh. taten sich bürgerliche Sticker (seyden-hafftir) auf. In Köln blühte die Bortenstickerei, Prag war durch seine Perlstickereien gerühmt. — Als Unterlage diente meist ein festes Leinen, Byssus, seltener Seide. Darauf wurde der Dekor mit Gold- Seiden- oder Wollfäden in Plattstich aufgelegt.

Die erhaltenen Denkmäler eröffnet in glänzender Weise der »ungarische Krönungsmantel« im Kronschatz zu Ofen, 1031 von Heinrichs II. Schwester Gisela (Gemahlin Stephans) auf Purpurseide mit Goldfäden bestickt. Die Vorlage dazu, ein bemaltes Byssusgewebe, in Martinsberg bei Raab. Ähnlich gearbeitet sind drei Prachtgewänder, die Heinrich II. dem Dom zu Bamberg schenkte. Das größte Werk germanischer Nadelmalerei ist der Teppich von Bayeux, bei 71 cm Breite 71 m lang, von Königin Mathilde nach 1066 gearbeitet, worauf in 72 Szenen die Eroberung Englands geschildert ist[1]). Aus derselben Zeit (Wende 11./12. Jh.) stammt eine fraglos profane (Tisch)decke aus dem Grabe des hl. Ewald in St. Kunibert zu Köln mit hochinteressanten Darstellungen des Jahres und des Sternenhimmels[2]) und ein Zeugstück mit der Greifenfahrt Alexanders auf der Cyriaksfahne in Würzburg. Diesen reihen sich, abgesehen von kirchlichen Sachen, ein Teppich mit der Vermählung Merkurs und der Philosophie in Quedlinburg an, um 1200 unter einer Äbtissin Agnes entstanden, und ein gleichzeitiger im Zither zu Halberstadt, Karolus Magnus zwischen den sieben Weltweisen. Zahlreicher sind dann die Reste aus dem 14. Jh., im Dom zu Erfurt eine Tischdecke mit 26 Szenen aus Tristan und Isolde, Wolle auf Leinen, im Rathaus zu Regensburg zwei große Wandteppiche mit zahlreichen Minneszenen und einer Tugendburg, die durch die Laster bestürmt wird, in der Sammlung zu Freiburg i. B. zwei gleichartige Stücke aus Adelhausen mit Szenen zum »Triumph der Liebe«. Für die Gewandstickerei sei nur auf die Kaiserdalmatik in Wien aus violettem Purpur mit Reichsadlern und Fürstenbildern am Rand und den Heroldsrock im Germ. Mus. mit dem Reichsadler — beide in Applikationsarbeit — hingewiesen.

Die Blütezeit der Bildstickerei im 15. und 16. Jh. tritt technisch und stilistisch in Wettbewerb mit der Malerei und selbst mit der Plastik. Der reicher werdenden Farbenskala entsprach die Vermehrung der Sticharten und der Applikationen. Angeregt durch den Aufschwung der Tafelmalerei ging der Ehrgeiz der Sticker dahin, Gemälde mit voller Modellierung der Figuren, mit perspektivischen Innenräumen und Landschaften darzustellen. Seit Mitte 15. Jh. entfaltet sich die Reliefstickerei über gepreßten Unterlagen von Holz, Leder, Pappe, Teig usw. zu einer langdauernden Blüte bis ins 17. Jh. Neben den eigenen Mitteln der Stickerei kommen allerlei raffinierte Verfahren, Auflegung von Tuch, Pergament, Perlen und Glasflüssen, Überspinnen mit Gold- und Silberdraht, Bemalung der Fleischteile zur Verwendung. Das Beste dieser Art ist in Burgund entstanden, die Meßgewänder des goldenen Fließordens aus der Sempacher Beute, jetzt in Wien, mit Seitenstücken in Bern, mit ihrer vollen malerischen Wirkung bilden den Höhepunkt der Kunst. Aber auch in den Rheinlanden sind kleinere Werke von hoher Vollendung zahlreich entstanden. Nürnberg und Augsburg dürften kaum zurückstehen. Leider steht die Erforschung dieses Gebietes noch ganz in den Kinderschuhen. In der Renaissance wurden viele Kräfte aus dem Dienst der Kirche frei, und die Wappenstickerei auf Kleidern, Totenschilden, Möbelbezügen bot ein erwünschtes Arbeitsfeld. Ganz besonders machte sich aber die schwere Brouillonstickerei in der Tracht des Barock geltend (s. u.).

1) Arundel-Society, The Bayeux-Tapestry. Lond. 1875. — Comte, La tapisserie de Bayeux. 79 pl. phst.

2) Ditges, Stickerei aus dem Schreine des hl. Ewald. Zs. chr. K. II. 311.


Abb. 571. Zeugdruck. Silber auf Blauleinen. Rheinisch. 12. Jh.

Die Leinenstickerei[1]) (in Kreuzstich) ist in ihren Bewegungen sehr viel stärker eingeengt und auf geometrische Muster oder streng stilisiertes Pflanzenornament hingewiesen, wobei die einfachsten Farbenzusammenstellungen am wirksamsten sind. Tiere und menschliche Gestalten kommen über einen kindlichen, zackigen Kontur nicht hinaus. Am anziehendsten sind die Bauernstickereien, Prunkhandtücher, Bett- und Kissenbezüge, Rückenlaken, Schürzen, Brustlätze, Häubchen, Tauf- und Taschentücher, in denen sich oft uralte Motive bis Ende 18. Jh. gehalten haben. Durch vielseitigen lokal gefärbten Charakter ragen die Erzeugnisse der Hamburger Marschbäuerinnen hervor. Und nicht minder anziehend sind die Leistungen slawischer Frauenhände. Es scheint die ganze Ausdrucksfähigkeit eines kunstarmen Volkes sich in dieser Technik Luft gemacht zu haben. Sucht man in Prag nach Äußerungen des originalen tschechischen Kunstlebens, so wird man einzig die Sammlung der Bauernstickereien im Landesmuseum mit Hochachtung verzeichnen können[2]), und die verwandte südslawische Kunst läßt sich an einer Kollektion des Germ. Mus. studieren. Über das technische Verfahren und den Formenkreis geben am besten die zahlreichen Musterbücher Aufschluß.

4. Über den Zeugdruck haben Forrers Forschungen ein erfreuliches Licht verbreitet. Darnach darf man den Niederrhein (Köln) als Mittel- und abendländischen Ausgangspunkt ansehen. Von hier verbreitete sich die Technik rheinaufwärts bis Mainz und über Straßburg nach der Schweiz, östlich durch Bayern (Nördlingen, Ulm, Nürnberg, Augsburg) nach Österreich, westlich nach Holland, Flandern und Frankreich. Die erhaltenen Reste führen bis ins 8. Jh. zurück, werden aber erst im 12. Jh. häufiger. Anfänglich überwiegt der Einfarbendruck, Gold, Silber oder Schwarz auf grüner, roter, blauer Seide oder Leinwand (Abb. 571). Anfang 13. Jh. tauchen die ersten Buntdrucke mit mehreren Stempeln auf, wobei auch Einzelnheiten mit dem Pinsel ausgeführt wurden. Die Muster sind die der orientalischen Seidengewebe (S. 496), auch mit verstümmelten arabischen Inschriften. Man er-

1) LESSING, Muster altd. Leinenstickerei. Berl. 1880.
2) KOULA, Böhm. Nationalstickereien. Prag 1893.


Abb. 572. Punto tagliato. Italienisch. 16. Jh.

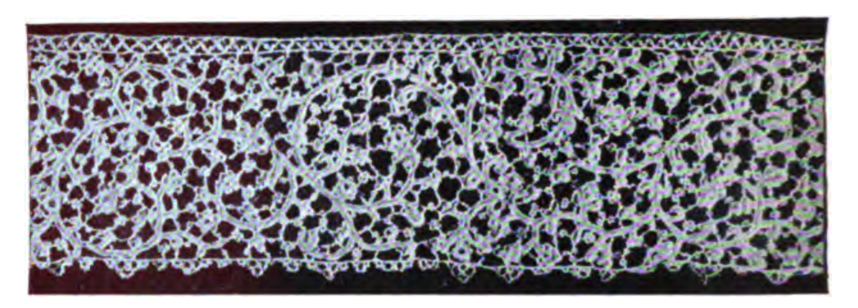


Abb. 573. Italienische Nadelspitze. 17. Jh.

kennt deutlich die Absicht, die kostbaren Gewebe nachzuahmen und zu ersetzen. Im 15. Jh. wird dann hier wie dort das Granatapfelmuster bestimmend und in der weiteren Folge der Stil- und Geschmackswandel in allen Phasen der Seidenweberei. Freier und selbständiger bewegt sich der Bilddruck (seit 14. Jh.) mit der durchaus heimischen, vor allem biblischen Vorstellungswelt, wie er zur Musterung von Tapeten, Vorhängen, »Hungertüchern«, dann auch als Vordruck für Stickereien vielfach zur Anwendung gelangte und fast unmerklich in den Holzschnitt hinüberführte[1]. Die volle Leistungsfähigkeit des Buntdrucks beginnt erst im 17. Jh. sich zu äußern, wo neben Leinen und Seide die Kattune Augsburgs und der Schweiz mit den leichten, duftigen Streublümchen für die bürgerliche und bäuerliche Kleidung in Mode kommen. Ebenso ergiebig zeigte sich der Buntdruck für Stoff- und Papiertapeten. Schöne, samtartige Wirkung erzielte man in den sogenannten »Flocktapeten«, wobei das Muster auf farbigem Grund nur mit Klebstoff aufgepreßt und dann mit Wollstaub bestreut wurde.

5. An der Entwickelung der Spitze hat Deutschland nur einen bescheidenen Anteil. Bekanntlich ist als Vorstufe derselben die Leinwanddurchbrucharbeit anzusehen, wobei eine Reihe Fäden ausgezogen (punto tirato) oder quadratische Stücke der Leinwand ausgeschnitten (punto tagliato) (Abb. 572) und die so entstandenen Räume mit der Nadel in geometrischen Mustern und Rosetten wieder gefüllt wurden. Auf diesem Standpunkt beharrte die deutsche Nadelspitze bis ins 17. und 18. Jh. Das kanonische Lehrbuch war das Stickmusterbuch Hans Sibmachers, 1591 zuerst in Nürnberg und dann oftmals aufgelegt.

Die Nadelspitze hat ihre Vollendung in Venedig und Alençon gefunden. Ohne auf die Details einzugehen, bezeichnen wir nur kurz das Verfahren, welches zur Befreiung der Spitze vom Grunde, zur Luftspitze (punto in aria) führte. Hierbei wurde das Muster auf ein Pergamentblatt gezeichnet, auf eine doppelte Leinwand genäht und ein der Zeichnung folgender starker Leinfaden als Geripp der Stickerei aufgeheftet. Hieran schlossen sich dann Füllungen, bald dichte, webartige Fadenschlingen, bald leichte, netzartige, geschachte Muster. Durch ein Netz von verbindenden Fäden (Stegen, brides) erhielt das freie schwungvolle Ranken- und Blumenwerk Halt und Festigkeit, nachdem es von seiner Unterlage gelöst war. Die Stege wurden mit durchbrochenen Rundzacken (Picots) besetzt, die Ränder des Musters durch ein übernähtes Pferdehaar eingefaßt, einzelne Teile, wie Blatt-

1) WEIGEL u. ZESTERMANN, Die Anfänge der Buchdruckerkunst. Lpz. 1865. — v. KUNER, Gesch. der Zeugdruckerei. Nürnb. 1844. — ESSENWEIN, Anz. Germ. Mus. 1872. 241. — LIPPMANN, Rep. Kw. I, 215. — LESSING, Jb. kgl. pr. Ks. I, 119.

nerven, Blüten und Früchte, durch übernähte Unterlagen gehoben (punto a relievo). Dies ist die Technik der venezianischen Spitze im 17. Jh. (Abb. 573). Vorher pflegte man das Muster wohl aus Leinen zu schneiden und auf einen weitmaschigen Netzgrund zu nähen (Mitte 16. Jh.). Dieser Netzgrund, in Frankreich réseau genannt, wurde eine Zeitlang durch die Stege verdrängt, lebte aber Anfang 18. Jh. in Frankreich wieder auf und wurde nun mit allerlei Grundmustern belebt, welche auch auf die ganze Anlage der Spitze im Sinne höchster Verfeinerung wirkten (Abb. 574). Das Rokoko drängte die reizvollen bisherigen Blumenmuster durch schwere Muschelformen zurück und sah bald den Verfall der Nadelspitze.

Die Klöppelspitze tritt in ihren primitiven Anfängen Ende 15. Jh. in Italien auf, springt von da nach den Niederlanden und um 1560 durch eine tatkräftige Unternehmerin, Barbara Uttmann[1]), nach Annaberg und dem Erzgebirge über. Im 17. Jh. ist sie auch in Tondern zu Haus, französische Einwanderer verpflanzten sie um 1685 nach Berlin, das bald Spitzen selbst nach Frankreich ausführte, auch nach Hannover, Leipzig, Ansbach, Elberfeld gelangte die Industrie; in Böhmen nährten sich noch Anfang 19. Jh. 60000 Menschen vom Klöppeln. Im allgemeinen lehnt sich die Klöppelspitze an die Muster der Durchbruchsarbeiten an, der Grundzug bleibt geometrisch, nur daß die Klarheit der Zeichnung den weicheren, geschwungenen Linien weicht. Im 17. Jh. vollzieht sich der Übergang zu groß-

1) E. Finck, Barbara Uttmann. Annaberg 1886.

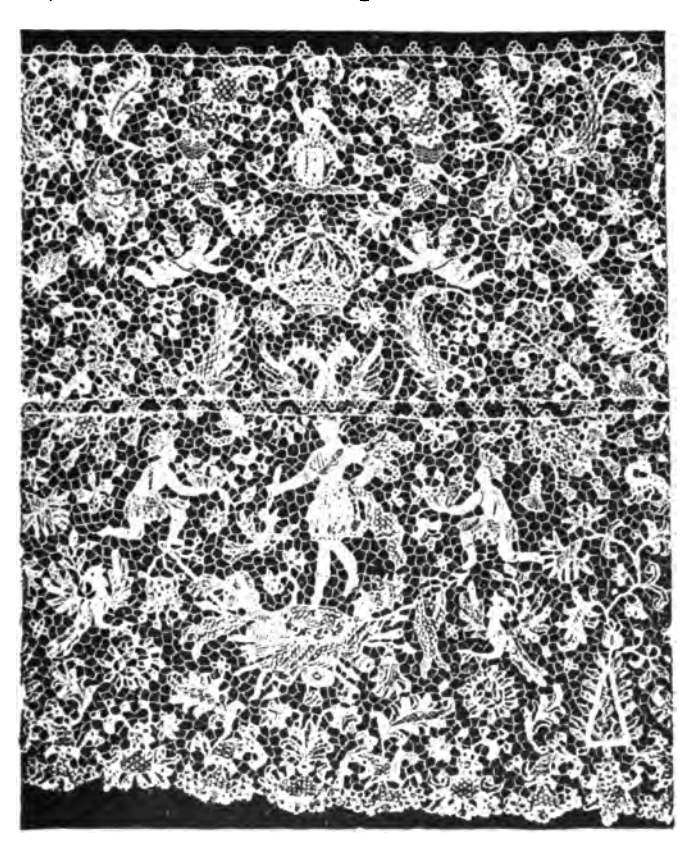


Abb. 574. Französische Nadelspitze. 18. Jh.

blütigem Rankenwerk und von da an sind die Muster der Nadelspitze maßgebend, in der Ausführung jedoch duftiger, leichter, flächenhafter, am reizvollsten im Rokoko, wo das zarteste Maschennetz des Grundes, mit Blüten, Flocken oder Rauten bestreut, den Eindruck bestimmt (Abb. 575).

Außer den großen Sammlungen von Spitzen in Berlin, Wien, München und Nürnberg, wo sich zahlreiche Prunkstücke fürstlichen und adeligen Besitzes finden, erweckt die Spitzensammlung des Hamburger Museums ein besonderes Interesse, weil sie großenteils aus den Dörfern der Propstei zusammengebracht wurde und Spitzen aus aller Herren Ländern vom 16.—18. Jh. umfaßt, ein seltenes und sehr ehrenvolles Zeugnis für den guten Geschmack niederdeutscher Bauern.

Die Nachahmungen von Spitzen in Gold- und Silberfäden zu allerhand Besatzstücken sind nicht selten, erreichen indes mit dem spröderen Material niemals die feineren Vorbilder. Dasselbe gilt von den gewebten und gestickten Gold- und Silberborten.



Abb. 575. Valenciennes-Spitze. 18. Jh.



Abb. 576. Der deutsche Kaisermantel. In der Schatzkammer zu Wien. (Zu Seite 520.)

SECHZEHNTES KAPITEL

TRACHT UND SCHMUCK

J. v. FALKE, Kostümgesch. der Kulturvölker. Stuttg. 1881. — HOTTENROTH, Trachten, Haus-, Feld- u. Kriegsgerät der Völker. Stuttg. 1884–91. — H. WEISS, Kostümkunde. 5 Bde. Stuttg. 1860–72. — KÖHLER, Trachten der Völker. Dresd. 1870–73. — A. v. HEYDEN, Die Tracht der Kulturvölker Europas. Lpz. 1889; Blätter für Kostümkunde. Berl. 1876–89. — KRETSCHMER u. ROHRBACH, Die Trachten der Völker. 2. A. Lpz. 1882. — QUINKE, Katech. der Kostümkunde. Lpz. 1889. — A. RACINET, Gesch. des Kostüms, d. A. v. A. Rosenberg. Berl. 1880. — v. HEFNER-ALTENECK, Trachten des christl. Ma. Frankf. 1849–54.

Deutschland. v. FALKE, Zur Kostümgesch. des deutschen Ma. Wien 1851. — FALKE, Die deutschen Trachten u. Modenwelt. 2. Bd. Lpz. 1858. — F. HOTTENROTH, Handb. der deutschen Tracht. Stuttg. 1896. — DERS., Deutsche Volkstrachten vom 16.—19. Jh. Frankf. 1898–1902. — KÖHLER, Die Entw. der Tracht in Deutschland. Nürnb. 1877.

Volkstrachten. KRETSCHMER, *Deutsche* Volkstrachten. Lpz. 1870. 2. A. 1890. — HEIERLI, *Schweizer* Trachten. Zürich 1898. — A. LANGEL, Trachten u. Sitten im *Elsaß*. Straßb. 1900. — F. ZELL, Bauerntrachten aus dem *bayer. Hochland*. Münch. 1903. — SCHMIDT-SEYFFERT-SPONSEL, *Sächs.* Volkstrachten u. Bauernhäuser. Dresd. 1897. — FRIESE, Hist. Nachr. von *Altenburger* Bauern. 1703; KRONBIEGEL, 1806; HEMPEL, 1839. — F. JUSTI, *Hessisches* Trachtenbuch. Marb. 1905. — JOSTES, *Westfälische* Volkstrachten. — C. SUHR, *Hamburger* Trachten. 1822. — MÖLLER, Der *Dantzger* Frauen Tracht. Danzig 1601. — NEOCORUS, Van Kleidunge u. Dracht der *Dittmerschen*. 1598. — Deutl. Vorstellung der *Nürnberger* Trachten. 1760. — *Straßburger* Trachtenbüchlein. 1668. — HERRLIBERGER, *Zürcherische* Kleidertrachten. 1749. — DERS., *Baslerische* Ausruff-Bilder. 1749. — WEIGEL, Abbild. der gemein Nützl. Hauptstände. Regensb. 1698. — W. HOLLAR, Frawenzimmer (Theatr. mulier.). Frankf. 1586. — (WEIGEL u. AMMAN), Trachtenbuch. Nürnb. 1577.

Repertorium der Kostümkunde: Katalog der Freiherrl. von Lipperheideschen Kostümbibliothek. Berlin 1896–1904.

I. Die germanische Tracht bis zu den Karolingern.

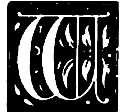
ie beim Wohnungswesen dürften sich auch die Berichte der Römer über die deutsche Kleidung teilweis als böswillige Fabeln erweisen. »*Tegumen omnibus sagum*«, so schildert Tacitus die Tracht Germ. 17, »*fibula aut si desit spina consertum. Cetera intecti totos dies iuxta focum atque ignem agunt. Locupletissimi veste distinguuntur, non fluitante sicut Sarmatae et Parthi sed stricta et singulos artus exprimente. Gerunt et ferarum pelles, proximi ripae negligenter, ulteriores exquisitius ut quibus nullus per commercia cultus. Eligunt feras et detracta velamina spargunt maculis pellibusque belluarum quas exterior Oceanus atque ignotum mare gignit. Nec alius feminis quam viris habitus, nisi quod feminae saepius lineis amictibus velantur eosque purpura variant partemque vestitus superioris in manicas non extendunt, nudae brachia ac lacertos, sed et proxima pars pectoris patet.*« Das ist ganz offenbare und sich selbst widersprechende Flunkerei. Gewiß gibt es derart zugestutzte römische Bilder, der Gefangene im Bärenfell auf einem Relief im Vatikan, die »Thusnelda« in Florenz u. a. Aber ganz anders war die Kleidung der Germanen nach den Funden aus der (vorrömischen) Bronzezeit. Die in Jütland an verschiedenen Stellen gefundenen Moorleichen mit ihrer guterhaltenen Tracht geben darüber unwiderleglichen Aufschluß. Hiernach setzte sich das männliche Kostüm zusammen aus Rock und Hosen von grobem, gewalkten Tuch, ledernen Bundschuhen, Tuchmütze und ärmellosem Mantel, der vom Rücken her über die Schulter genommen wurde. Die Hosen waren mit einem Zugriemen um den Leib befestigt, gestrickte Socken merkwürdigerweise gleich fest an die unteren Enden angenäht. Die Röcke teilweis ohne Naht und Knöpfe, nur mit Öffnungen für Kopf und Arme, ärmellos, teilweis vorn offen und mit langem, doppelt umschlungenen Gürtel über den Hüften gegürtet. Nicht weniger vollständig und eigenartig ist die Frauentracht, ein faltiger, bis auf die Füße reichender Tuchrock, in den Hüften ebenfalls durch einen doppelt umschlungenen Gürtel gehalten, ein Jäckchen mit Halbärmeln, ein sauber gehäkeltes Haarnetz und darüber ein zweites, weitmaschiges Häubchen (Abb. 577). Wahrscheinlich trugen auch Frauen, worauf die Rückennaht des Jäckchens deutet, wenigstens öffent-



Abb. 577. Deutsche Frau der Eisenzeit.

lich noch einen Mantel. Hiermit ist die deutsche Volkstracht bezeichnet, wie sie sich mit geringen Änderungen in den tieferen Schichten bis ins 15. Jh. erhalten hat. Die Elemente der Tracht aus der Bronzezeit — Hosen, Strümpfe, Lederschuhe, gegürteter Leibrock, Mantel und Mütze der Männer, Rock, Leibchen, Mantel und Haube der Frauen — erweisen sich als die Konstante. Auf dieser Unterschicht hat die Mode vornehmlich durch Berührung mit dem Ausland die wunderlichsten Wellen gekräuselt. Sie ist aber nach allen Seitensprüngen immer wieder zu der gesunden, praktischen Grundlage zurückgekehrt und man kann mit Befriedigung feststellen, daß im 19. Jh. die lange germanische Hose samt dem Leibrock zum internationalen Weltkostüm geworden ist.

2. Die Moorfunde erhalten eine erwünschte Bestätigung durch die Schilderung der Südgermanen, Markomannen und Quaden auf der Antoniussäule in Rom (nach 180). Auch hier tragen die Männer Hosen und gegürteten Rock, einen Mantel, der auf der rechten Schulter durch Knöpfe oder Spangen gehalten wird, teilweis auch Mützen nach Art der phrygischen. Das Frauengewand ist aber offenbar aus Unkenntnis der Künstler stark romanisiert, doch erkennt man neben der (römischen) ärmellosen Tunika auch langärmliche Jacken. Hierzu stimmt auch die Darstellung einer Schifferfamilie (um 300) auf einem Grabstein in Mainz. Der Mantel des Vaters ist glockenförmig wie die geistliche Kasel (paenula), mit Kapuze; der der Frau, über einer engen Ärmeljacke mit Halskrause getragen, ist wie eine moderne Küchenschürze über beiden Schultern verheftelt.



Abb. 578. König Rachis mit Gefolge.

Es ist überraschend, daß auch die jüngeren Stämme der Völkerwanderungszeit in der Tracht den älteren ganz nahestehen und nur im Schnitt und der Nestelung kleine Abweichungen zeigen. Die Ostgoten auf der Theodosiussäule in Venedig (durch Bellinis Zeichnungen gerettet) tragen den gegürteten, vorn offenen Leibrock zuweilen über einem wenig längeren Hemd, die Hosen sind über den Waden geschnürt. Bei den Frauen sehen wir eine ärmellose Tunika und ebensolchen Mantel, beide auf den Schultern geknöpft, offenbarer Mißverstand. So auch ein Konsulardiptychon mit gefangenen Alanen im Zither zu Halberstadt. Von den Bajuvaren machen es Leichenabdrücke und Zeugfunde in den Gräbern von Reichenhall wahrscheinlich, daß sie kurze Hosen, Wadenstrümpfe und Glockenmäntel trugen wie noch heut die Bayern. Für die Alamannen sind durch Agathias nur lange leinene oder lederne Hosen, durch Sargfunde auch Bundschuhe bezeugt. Der Oberkörper war wenigstens



Abb. 579. Beamter oder Prinz. Abb. 580. Königin Irmentrude. Aus der Bibel Karls des Kahlen.

bei den Kriegern nackt (?). Die Longobarden sind nach Paulus Diakonus nach Italien in weiten, buntverbrämten Linnenkleidern und Bundschuhen gekommen. Die Hosen hätten sie erst von den Römern (?) angenommen und beim Reiten wollene Gamaschen darüber gezogen. Da sie einmal wegen ihrer weißen Strümpfe verspottet werden, so kann man eine Art schottischen Kostüms annehmen. Die Miniaturen der longobardischen Gesetze zeigen es in voller Verwälschung, enge Hosen, bis über die Waden mit Riemen umwickelt, Ärmeltunika, bauschig gegürtet, viereckigen, auf der Schulter geknöpften Mantel, beide reich mit Zierborten besetzt, spitze, geschlossene Schuhe oder Halbstiefel (Abb. 587). Ganz byzantinisch klingt das Frauenkostüm (Reliefs in Monza und Cividale), engärmelige Tunika und weitärmelige Stola, mit Ziersäumen überladen.

3. Wichtiger für die Folgezeit ist die Tracht der Franken. Unter den Merowingern umschloß die starken Glieder ein enger, durch breiten Gurt zusammengehaltener Leibrock. Die Knie waren bloß. Man darf sich nach den Funden kurze Hosen (Bruchen) und Beinlinge hinzudenken, die über den Waden von (Strumpf-)Bändern gehalten und mit langen Kreuzbinden umwickelt waren. Ein Pelzwams (Rheno) von der Länge des Leibrocks trug ihnen den Spitznamen »Pelzleute« (pelliti, pelligari) ein, und dazu kam noch der gemeindeutsche Lodenmantel, blau, grau oder meergrün, auf der rechten Schulter geheftet. Das Haar verschnitten sie kurz, das Gesicht wurde bis auf den Schnurrbart rasiert. Nur die Königsfamilie ließ Haar und Bart lang wachsen. Das war die »altfränkische« Tracht, in welcher sich auch Karl d. Gr. gefiel, »leinenes Hemd und Unterhosen, Leibrock mit Seidenstreifen und Hosen mit Kreuzbinden, Lederschuhe und im Winter das Wams (Rheno) aus Seehundfell und Zobel, darüber ein meergrüner Mantel.« So ist der große Kaiser auch in einem Mosaik des Laterans und in der kleinen Statuette (Abb. 386) dargestellt. Wie Angilbert den Jagdzug der königlichen Frauen beschreibt, scheinen Kunst und Natur schon damals den glücklichsten Bund geschlossen zu haben: Leinene, purpurgefärbte, seidene oder pelzbesetzte Mäntel ließen zierliche Füße und schneeige, rosige Nacken frei, mit deren Glanz das Geschmeide wetteiferte; das leuchtende, goldblonde Haar war mit Purpurbinden, Goldfäden und Diademen (vitta) geschmückt. Einer Frau die Vitta aufzureißen, wurde nach Salischem Gesetz doppelt so schwer bestraft als ihr die Haube (obonnis) zu Boden zu werfen. — Von Einhard erfahren wir, daß die goldbemalten Bundschuhe dreiellenlange Riemen hatten, die man über die scharlachenen Beinbinden schnürte. Er nennt den Leibrock ein »Hemd von Glanzleinwand«, und die Wollmäntel aus »Fries« viereckig und doppelt, blau oder grau, berührten vorn und hinten fast die Füße, während sie an den Seiten kaum bis zu den Knien reichten. Hiermit lassen

sich einigermaßen die Miniaturen der für Karl den Kahlen geschriebenen Bibel von St. Paolo (Abb. 590 und 591) und die Gravierungen eines Buchdeckels aus Kl. Prüm in Trier in Einklang bringen. Ob die Frauentracht unter den späteren Karolingern in Wahrheit so schlampig war, wie die Bilder es zeigen, scheint zweifelhaft. Der Eindruck wird durch ein ungegürtetes nach unten weiteres Oberkleid mit Halbärmeln beherrscht, das von Ziersäumen starrt, und durch einen formlosen Mantel, der zugleich als Schleier über den Kopf gezogen wurde. Aber den Buchmalern dieser Zeit ist wenig zu trauen.

4. Die Tracht der Nordgermanen in karolingischer Zeit ist nur für die westlichen, geistig und politisch regsameren Stämme, Angelsachsen und Normannen genauer zu bestimmen.

Die Kleidung der Angelsachsen, ursprünglich der ihrer alten Nachbarn, der Longobarden, ähnlich, ist seit dem 8. Jh. durch Miniaturen reichlich belegt. Waren sie wirklich, wie jene in ihrer cimbrischen Heimat noch »ohne Hosen«, so legten sie in England wohl unter kirchlichem Druck Beinlinge in mannigfacher Form, Bruchen, Kniehosen, Langhosen, die Vornehmen auch Schenkelbinden an, dazu faltige Strümpfe mit weißer Borte, die stets quer vom Knie zur Wade hinabgeht. Über dem volkstümlichen Leinenkittel (Hemd), der übrigens als einziges Kleidungsstück der niederen, arbeitenden Klasse fortbestand, trug man einen Rock (roc, rooc) mit langen Ärmeln, die gewöhnlich vielfaltig über den Unterarm zurückgestreift, bei Kälte aber als Handschuh über die Finger gezogen wurden. Der Rock ist mit überfallendem Bausch gegürtet, ein weiterer Überwurf (Wams aus Tuch oder Pelz, gown, gunna genannt) aber glatt gegürtet. Frauen gehen im kurzen Hauskleid (cyrtle), vornehmere tragen darüber eine schleppende, gegürtete Ärmeltunika. Die Mäntel beider Geschlechter sind so verschieden in Schnitt und Haftelung, daß man eine große Freiheit der Sitte oder der Maler annehmen muß.

Eigenartiger und charaktervoller ist das Kostüm der französischen Normannen auf dem Teppich von Bayeux (nach 1066, Abb. 581). Bei ihnen fällt vorerst eine weite, ungeschnürte, meist bis zu den Waden reichende Reithose auf, in welche der Leibrock wie unser Hemd eingestopft wurde. Auch die Strümpfe, oft geringelt, hosa genannt (chausses), steigen bis unter diese Bruche hoch und wurden wahrscheinlich am Gurte angeknöpft. Ebenso eigenartig ist die Frisur, glattes Gesicht ohne Schnurrbart und glattrasierter Hinterkopf, darauf meist eine flache runde Mütze. Mit dieser alten knappen Volkstracht mischte sich aber schon damals eine frauenhaft lange und weite, die man wohl von den süditalischen Vettern annahm, ein leinenes, vorn und hinten bis zum Sitz aufgeschnittenes Kleid und ein längerer Rock, der die Straße kehrte und geckenhaft weite Ärmel hatte. Umgekehrt hielten die Frauen — darf man hier die kostümlich so ergiebigen Statuen der normannischen Kirchen (Chartres und Corbeil) heranziehen — noch lange an dem alten (Pelz)jäckchen (pelisson) fest, das die schlanke Taille und Büste zierlich umschloß. Der Frauengürtel geht einmal um die Taille, ein zweites Mal tief um die Hüften und ist mit lang herabfallenden Enden unter dem Leibe gegürtet, ein Abzeichen adliger Geburt.



Abb. 581. Normannen auf dem Teppich zu Bayeux.

II. Die deutsche Tracht im hohen Mittelalter.

Die Zeit von der Begründung des deutschen Nationalstaates bis zum Ende des 13. Jh. zeigt in den niederen Ständen die ungebrochene Herrschaft der Volkstracht, in den höheren eine stets wachsende Romanisierung. Von entscheidendem Einfluß sind die Kreuzzüge, die das Rittertum in Berührung mit Franzosen, Italienern, Griechen und Sarazenen brachte und in breiteren Kreisen nicht nur den Geschmack an den kostbaren Seidenstoffen der Levante, sondern auch an der Abwechslung und Vielfaltigkeit des Gewandes, an Schneider- und Toilettenkünsten weckte, bis Ende 13. Jh. ganz deutlich sich die Herrschaft der Mode mit schnellwechselndem Formen- und Namenreichtum ankündigt. Die Quellen werden zunehmend sicherer. Außer Buch- und Wandmalereien erweisen sich besonders die Skulpturen dieser Zeit als treue Spiegel der jeweiligen Kultur. Nur muß man in Abzug bringen, daß sie wie auch die dichterischen Ergüsse in der Französierung gewiß etwas über die Linie des wirklichen Lebens hinausgehen.

1. Die Volkstracht hält sich wesentlich auf altgermanischer Stufe. Nur tritt an die Stelle der Langhose allgemein die kurze Bruche. In den Monatsbildern der Kalendarien und den Handschriften des Sachsenspiegels sehen wir den Bauer in Kniehosen, bunten Strümpfen, oft mit gekreuzten Bändern umwickelt, gegürtetem Rock und Filz- oder Strohhut. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß die Strümpfe nichts anders sind als die alte Leinenhose, die als Unterhose weiter getragen wurde. Die Beinbinden trug der Wende in spiralischer Wickelung, dem Deutschen wurden sie als Reste des Heidentums mehr und mehr verdacht. Dafür kam die Strumpfhose, die paarweisen Beinlinge auf, die an die Bruche geknöpft wurden. Die Tracht des kärntnischen Bauern bestand im 13. Jh. aus »*zwo hosen von graben tuch, zwen rot puntschuch mit riemen, ain rockh, der vorn und hinden offen sey, mit vir gern* (Lappen), *ainem ainvechten graben mantel on flentschir* (Fransen), *ainem gupphater hut, daran vir scheiben sind gemalt.*« Nach den Handschriften waren



Abb. 582. Friesischer Bauer. Dom zu Münster.



Abb. 583. Bauern aus dem Sachsenspiegel.

bunte, quergestreifte Tuche und Röcke von geteilten Farben, bunte Besätze und Lappen (Geren) sehr beliebt. Aber schon gegen Mitte 13. Jh. wird vielfach über Modenarrheiten und höfischen Luxus reicher Bauern geklagt, die sich der ritterlichen Trachten und Gewohnheiten bemächtigten. Die Gedichte Neidharts schildern diese Sucht mit gutem Humor. Aber auch die friesischen Bauern auf einem Wandgemälde im Dom zu Münster (Abb. 582) sind reich an Varianten. — In demselben Maße verfeinerte sich die Frauentracht. Als Sonntags-



Abb. 584. Männliche Tracht. 10. Jh.



Abb. 585. Männliche Tracht. 10. Jh.

staat und Festgewänder werden erwähnt rote Strümpfe (Kalzen), Hemden, Übermieder, enganliegende Ärmelröcke mit Borten, Pelzjäckchen (Schürlitz oder Kürsen), Mantel, Hüte aus Binsen oder genähtem Tuch, Handschuhe (Schebelinge), spitze Schuhe und Gürtel, an dem ein Täschchen oder Spiegel hing. Allerdings bleibt hierbei die Form und Reihenfolge der Stücke vielfach unklar.

2. Die bürgerlich-vornehme Tracht zeigt eine akute Verwälschung am Hof der Ottonen durch die griechischen Frauen (Abb. 584, 585). Doch ging die Strömung noch nicht in die Tiefe. Man kann beobachten, daß die Volkstracht im häuslichen Gebrauch fortbestand, sich aber langsam durch Aufnahme modischer Überkleider in Unterzeug (Wäsche) umbildete. Dies gilt vorerst von den Langhosen, die aus den Abbildungen überhaupt verschwinden. Auch Bruchen können wir nur aus Beschreibungen feststellen. Dagegen sehen wir überall eng anliegende Beinlinge, Strumpfhosen, aus zwei Tuchstücken geschnitten, auch zweifarbig oder sonst bunt gestreift und geschacht, als Reithosen wahrscheinlich mit Lederstreifen benäht. Seit Ende 12. Jh. sind dafür die Trikots bezeugt, bei Fürsten mit zierlichen Webmustern. Neben den alten Bundschuhen mit langen Schnürbändern zeigt sich ein geschlossener Knöchelschuh, auch mit Schlitz auf dem Rist, aus leichtem roten Leder, doch auch Halbstiefel und höhere Schlappstiefel. Am augenfälligsten ist die Veränderung des Rockes. Im 10. Jh. wird er nach alter Weise langärmelig und über die Knie hochgegürtet getragen, doch gesellt sich schon oft ein Überrock von gleichem Schnitt,





Abb. 586. König Heinrich II. Bamberger Miniatur. 11. Jh.



Abb. 587. Männliche Tracht. 12. Jh.

nur wenig kürzer, hinzu (Abb. 586). Im 13. Jh. ist der Unterrock zum Hemd (aus Leinwand, Byssus oder Seide) geworden, das aber noch nicht in die Hosen untergesteckt wurde. Der Oberrock wurde nach byzantinischer Sitte schon Anfang 11. Jh. lang getragen, bis auf die Knöchel reichend, in bequemer Weite und in den Hüften (durch das Wehrgehenk) bauschig gegürtet. Mit steigender Lust wurden auch die griechischen Borten und Säume nachgeahmt, besonders an den Oberarmen an Stelle der Armringe. Höfische Stutzer trugen schon im 13. Jh. besondere, abknöpfbare Prunkärmel, die sich unten plötzlich erweiterten und wie Schleudern herabhingen. Im 13. Jh. treten auch noch andere Überröcke auf. Die Suckenie war ein ärmelloses Koller aus Filz oder Leder, am Hals geschlossen, halb oder ganz aufgeschlitzt, der Schlitz oben auch mit dreieckigen Aufschlägen wie eine Jägerjuppe. Wir finden sie in verschiedenem Schnitt bei den Statuen des Straßburger und Naumburger Doms (Abb. 385). Ein anderer langer Überrock (Reitrock) kommt oft mit einer Kapuze vor (Abb. 591). Seine Ärmel sind halblang oder reichen bis zu den Knöcheln, sind dann aber vorn aufgeschlitzt, so daß man den Arm durchstecken und die Armel leer konnte hängen lassen. Daneben taucht auch die ärmellose »Glocke« wieder auf, die nur ein Kopfloch hatte und oft den Boden berührte. Mit Kapuze versehen nannte man sie Kappe, eine kürzere Form, die Kragenkapuze, heißt Schaperun, eine beliebte Kopfhülle, die in der Folge als »Gugel« weiterlebte. Andere Schnittformen der Glocke sind die Heuke, die rechts von oben bis unten aufgeschnitten und über den Achseln geknöpft war, der Tappert mit Armschlitzen und die Husse, welche an beiden Seiten bis zu den Achseln aufgeschnitten war. — In zunehmender Verweiblichung finden wir den Kopfputz. Seit sächsischer Zeit galt das lange Haupthaar als Zeichen des freien Mannes, man trug es gescheitelt wie Heinrich der Löwe auf dem Braunschweiger Grabstein. Der französische Geschmack verlangte es aber im Nacken rundum gerade abgeschnitten (Abb. 384). Männer wie Frauen trugen Schapel und beschenkten sich gegenseitig damit, Reifen, Kränze und Diademe in unendlich verschiedenen Formen. Daneben trugen Ritter und



Abb. 588—591. Männliche Tracht. 13. Jh.

Fürsten mit Vorliebe weiche Mützen, eine Art Kinderhäubchen, mit Bändern unter dem Kinn befestigt (Eckehardt in Naumburg, Abb. 589). Außerdem wird das Barett für Standespersonen allgemein, eine Rundmütze mit aufgeschlagener Krempe, die mit Pelz besetzt, an den Seiten aufgeschnitten, vierfach gehörnt oder gezackt ist. Auch der alte Spitzhut bekam eine Krempe, die ringsum hochstand oder sich vorn schildartig zuspitzte, ebenfalls mit Pelz verbrämt oder mit den Augen von Pfauenfedern belegt (Abb. 590). Suchen wir aber unter all der modischen Verschnörkelung den deutschen Ritter in geschmackvoller Vornehmheit, so belehren uns die Naumburger Stifter am treuesten, was in der letzten Hohenstaufenzeit guter Ton war.

3. Von der Frauenkleidung dieses Zeitraumes können wir nur das Oberkleid genauer verfolgen. Es hat allgemein die Form einer langen Tunika mit Ziersäumen am Hals und Saum, auch über Brust und Schenkel, und einer breiten vorderen Längsborte. Hierzu kam aber schon seit karolingischer Zeit noch ein Überwurf von sackartigem Zuschnitt mit Halbärmeln, zuerst bis auf die Waden, dann bis zu den Füßen reichend (Juppe). An den Ärmeln übte die Mode ihre tollsten Launen; sie wurden nicht immer angenäht, sondern nur angeschnürt (Muffen oder Stauchen), waren vielfach so eng, daß sie mit Schnüren oder Knöpfen geschlossen werden mußten, erweiterten sich aber (seit Mitte 12. Jh.) am Handgelenk so plötzlich, daß der herabhängende Sack den Boden streifte. Die Damen benutzten ihn

Abb. 592. Weibliche Tracht. 10. Jh.



Abb. 593. Weibliche Tracht. 11. Jh.



Abb. 594 u. 595. Weibliche Tracht. 12. Jh.

als Schweißtuch, auch als Waffe, und verschenkten Ärmel als höchste Ehrenstücke. — Seit Mitte 12. Jh. tritt die Absicht deutlich zutage, den Reizen des Frauenleibes durch den Schnitt des Rockes Ausdruck zu geben. Das Leibchen wird teilweis ganz eng, an einer Seite oder auf dem Rücken geschnürt und geht erst in den Hüften in weite Falten über, die sich in langer Schleppe verlieren. Teilweis ist





Abb. 596 u. 597. Weibliche Tracht. 13. Jh.



Abb. 598. Weibliche Tracht. 13. Jh.

es auch um den Oberkörper weit, wird dann aber unter der Brust gegürtet, teilweis fließt es ganz lang und faltig zu den Füßen. Es ist der eigenartige »gotische Schwung«, die graziöse Biegung, welche den Damen des Minnesangs eine wundervolle Musik des Leibes verleiht. — Nach Verschwinden der weiten Armel ging ein ärmelloses Oberkleid durch halb Europa, die Suckenie, ähnlich der männlichen umgegürtet und sonst vielgestaltig, mit Pelz verbrämt und gefüttert (Abb. 596. 598). Andere Überkleider unter dem Namen Godehse, Garnasche, Kürsen, Kurzbolt, Kursit, Juppe, sind nicht leicht bestimmbar. Bei Tanz und Fest wurde ein Schleppkleid (Swanz, swenzelin) angelegt. Der einfachste und schönste Kopfputz war ein Blumenkranz, daneben das Schapel wie bei Männern. Man trug es Mitte bis Ende 13. Jh. meist in Verbindung mit dem Gebende, einem Tuch, das über die Ohren und um das Kinn ging (Abb. 599). Ehefrauen und Witwen gebrauchen das Kopftuch, das mehrfach umwunden mit einem Ende auf den Nacken oder die Schultern fiel. War früher das Haar langwallend geblieben, so kommt unter griechischem und französischem Einfluß die Kultur der langen Zöpfe oder der kunstvollen breiten Frisuren auf. Manchmal sehen wir Damen auch in Männerhüten.



Abb. 599. Kramladen. Aus der Manessischen Handschrift. (Schultz.)

Der Mantel ist für beide Geschlechter fast gleich, ein weiter Radmantel, auf der rechten Schulter durch eine Spange, seit Ende 12. Jh. auf der Brust durch einen Zugriemen (Tasseln) mit Quasten gehalten (Abb. 385). Früher einfarbig und schmucklos wird er im 13. Jh. mit Seide oder Pelz gefüttert und verbrämt und mit aufgenommenen Enden zu malerischen Faltenwürfen benutzt. Die anmutigsten Frauen finden wir in der Vorhalle des Freiburger Doms in der alten Bemaluug der breitgestreiften und gemusterten Kleider.

III. Modenarrheiten im 14. und 15. Jahrhundert.

Etwa um 1330 geriet die deutsche Tracht durch das französisch-burgundische Vorbild in eine ruhelose, abenteuerliche Bewegung, die mit ihren wilden Übertreibungen und Gegensätzen, ihren schnell wechselnden Launen, ihren schreienden Farbenzusammenstellungen in der Geschichte des Kostüms ohnegleichen ist. Die Führung in dieser Sache springt von der ritterlichen Gesellschaft mehr und mehr auf das vornehme Bürgertum über, dem der wachsende Reichtum zu einer Quelle auch sonst zügelloser Lebensfreude ward, und überall ist die müßige,



Abb. 600—603. Burgundische Trachten. 14. Jh.

schlechterzogene Jugend in allen Tollheiten weit voran. Hier zeitigte das Gecken- und Stutzertum wahre Helden der Narrheit, deren Ehrgeiz darauf brannte, aufzufallen um jeden Preis. Die Chronisten werden auf den schnellen Wandel der Tracht aufmerksam, die Bußprediger zetern, die Obrigkeiten lassen Kleiderordnungen regnen — alles umsonst. Die Krankheit brauchte zwei Jahrhunderte, um sich auszutoben.

1. Die männliche Tracht folgt im allgemeinem dem Zug nach größter Enge und Knappheit. Die Beinlinge hatten dieses Ideal schon vorher erreicht und ändern sich im Schnitt am wenigsten, liebten aber den Wechsel der Farben, so daß die beiden Beine, oder ihre Hälften, selbst die oberen und unteren aus verschiedenem Tuch gemacht, zuweilen auch ganz willkürlich mit gestreiften oder geschachten Lappen besetzt wurden. Erst um 1450 wuchsen die Beinlinge durch ein »Kreuz« zu Hosen in unserem Sinn zusammen, vorn mit einer besonders unschönen Schamkapsel versehen. Die Schuhe ersetzte man gern durch angenähte Füßlinge mit Ledersohlen und gab diesen maßlos lange Spitzen. Bei üblem Wetter zog man Holzschuhe oder Sandelen auf Klötzchen (Trippen) über (Abb. 603).

Die wildesten Veränderungen erlitt der Rock mit seinen zahlreichen Abarten, und es ist nicht leicht, die Variationen auseinander zu halten. Der lange Leibrock des 13. Jh. verkürzte sich um 1330 bis über die Knie, und er verengerte sich um Brust, Hüften und Ärmel so stark, daß er aufgeschnitten und geschnürt oder geknöpft werden mußte; so auch die Ärmel. Man bezeichnete ihn nunmehr als Wams (Gambeson, Wambeson, Abb. 600). Seit ca. 1360 geht das Wams kaum noch auf die Schenkel und heißt nun Schecke. Die engen Ärmel schlagen in weite Trichterformen um, werden aber auch bis zur Armbeuge verkürzt und hier wieder mit den langen Schleudern behangen. Gegen Ende 14. Jh. wird die Schecke wattiert (»gebrüstet wie die Weiber«) und mit hohem Kragen versehen, so daß der Träger

darin eingeschnürt war wie eine Mumie. Auch hier drang die Mehrfarbigkeit, das Miparti, durch, und als Zierat setzten sich zahllose Knöpfe, Münzen und Schellen an. Auf den Hüften lag ein breiter, mit Plättchen, Röllchen oder Schellen belegter Ledergurt, der Dusing (seit ca. 1350; Abb. 602).

Unter den Oberkleidern ist der Tappert am verbreitetsten und zwar in einer neuen Form, die man 1365 zuerst an den Engländern im Elsaß sah, lang, schleppend und gegürtet wie ein Schlafrock, mit hohem Kragen und weiten flatternden Ärmeln, deren Ränder wie auch der Saum oft gezaddelt waren (Abb. 604 u. 607). Schon teuer durch die Menge und Vornehmheit des Stoffes, wurde der Tappert auch durch Stickereien und Anhänger aller Art gehoben und dazu noch eine von der linken Schulter über die rechte Hüfte gelegte Schärpe (Hornfessel) mit Beschlägen, Schellen, gezaddelten Rändern und anderen Überschwenglichkeiten getragen. Auch der Tappert verkürzte sich rasch, erst bis zu den Knien, dann bis über die Schenkel, und neben der neumodischen lebte auch die alte Form des Stückes fort, aus Vorder- und Rückenblatt geschnitten und an beiden Seiten offen (Abb. 605). Seit Anfang 15. Jh. blüht am Tappert ein zügelloser Ärmelkultus mit allen denkbaren Gegensätzen. Bald nur pelzverbrämte Armlöcher, bald weitflatternde, gezaddelte Trichter, bald formlose, aufgeblasene Pluder, bald über die Finger fallende Schläuche (Plieschen) waren die Ärmel lediglich eine Hülle für den Unterärmel, der den Arm bis zu den Knöcheln umschloß (Abb. 607 u. 608).

Die gleiche phantastische Entwickelung machte die Gugel durch. Als Kragenkapuze blieb sie dem gemeinen Mann vertraut, meist mit dem modisch ausgezaddelten Rande. In feineren Kreisen wird sie immer mehr bloße Mütze. Zunächst



Abb. 604 u. 605. Männliche französische Tracht. 14. Jh.



Abb. 606. Französ. Schellentracht. 14. Jh.



Abb. 607 u. 608. Zaddeltracht. 14. Jh.

wird ihre Spitze ellenlang erweitert, dann der Kragen um den Kopf geschlagen, bald wie ein Turban, bald wie ein Hahnenkamm, bald mit einer Hutkrämpe kombiniert und mit einem langen Schweif (Sendelbinde) versehen. Doch gehen die Spielarten ins Endlose (Abb. 607). So bieten einzelne Kostüme mit ihren Schwänzen an Ärmeln, Mützen und Schuhen, mit ihrem überall zerrissenen und gezaddelten Kontur und den schreienden Farbenkontrasten wahre Ausgeburten der Phantasie. Und hierzu kam der bis 1450 grassierende Schellenschmuck, der in Kirchen übel empfunden wurde, weil das ewige Geklingel die Predigt störte, seitdem erst den professionierten Narren verblieb.

In der zweiten Hälfte des 15. Jh. nahmen die Narrheiten einen Stich ins Unsinnige und Schamlose. Die Beinlinge wurden hinten so eng, daß sie »die arskerb austeilten«, die Schamkapseln (sewsack, zulln) so dick und spitz ausgestopft, daß »*wan einer vor dem tisch stund, so lag ihm die zull auf dem tisch*«. Nach französischer Sitte legte man kurze, bunte, gestreifte Oberhosen an. Die Schecke wurde von oben und unten verkürzt, vorn und hinten und seitlich aufgeschnitten, so daß eigentlich nur vier verschnürte Lappen übrig blieben. Darunter trug man ein Korsett (Krebs). Hals und Nacken blieben offen, soweit nicht das gestickte Hemd gezeigt wurde, das nun auch zwischen Hose und Schecke und an den lang aufgeschlitzten Hinterärmeln hervortrat. Hierzu kam noch ein kurzes, von Tasseln lose zusammengehaltenes Mäntelchen, kokett auf einer Schulter getragen (Abb. 611). Am Tappert erreichte die Zaddelung um 1470 ihren Höhepunkt; am unteren Saum und den Armschlitzen wurden ganze Lappenwulste aufgehäuft. Manchmal sieht das Gewand wie aus Schuppen zusammengenäht aus. Um 1490 wurde es vorn aufgeschnitten und »Schaube« genannt, die mit oder ohne Ärmel allmählich wieder zu anständiger Länge gedieh und sich als Grundlage des späteren bürgerlichen Überrockes bewährte.

Als Erfinder neuer Rockformen glänzte ein Augsburger Modeheld, V. C. Schwarz, von welchem z. B. die Wämse mit den Faltenrädern um die Hüften stammen (Abb. 603). Am Niederrhein waren burgundische Jacken (jupons) beliebt, kurze Kittel mit wulstigen, überlangen Ärmeln, auch in der Form von Gehröcken mit Wespentaillen, die man durch Fältelung erreichte.

2. Die Frauentracht ist auffallenderweise an den Ausschreitungen der Mode nicht so stark beteiligt als man erwarten sollte und zehrt vielfach von den Abfällen des hinreichend weibischen Männerkostüms. Manche Stücke wie Gugeln, Tapperte, Heuken, Mäntel, Schuhe und Hüte werden von beiden Geschlechtern gleichmäßig getragen. Ärmelschnitte, Zaddelungen, Schellenbehang, Pelzverbrämungen begleiten hier wie dort den Stilwandel, im ganzen aber mit größerer Mäßigkeit; Wechselfarben (Miparti) kommen z. B. fast gar nicht vor.

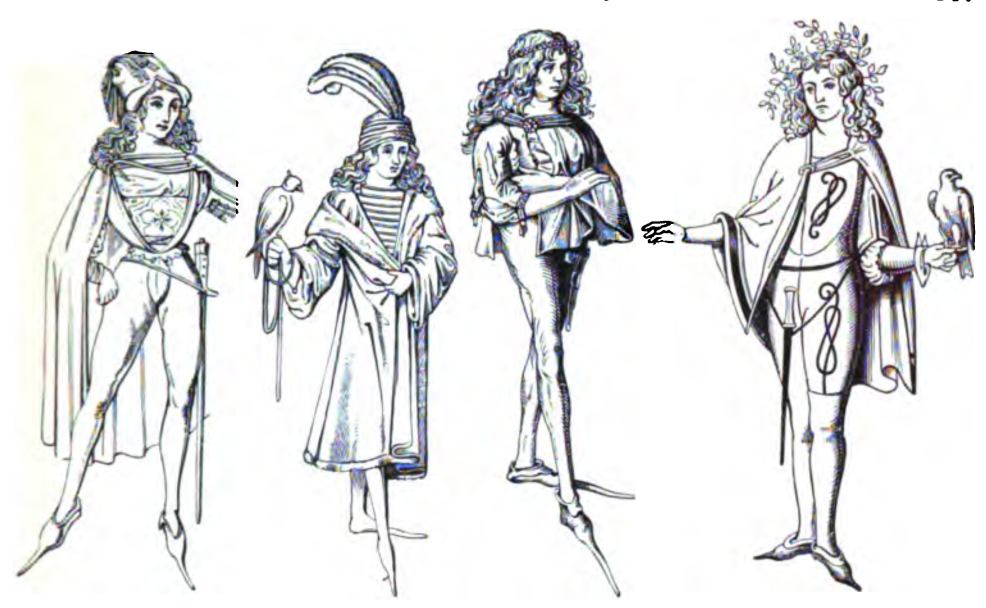


Abb. 609—612. Männliche Trachten vom Ende des 15. Jh.

Die Grundlage bildet das langfließende Kleid des 13. Jh., das sich so fast unverändert bei ehrbaren Frauen bis Ende 15. Jh. erhält. Wie teilweise schon früher (S. 512) umschließt es die Büste so eng wie möglich, wird aber in den Hüften weiter und verliert sich in faltiger Schleppe. Der Gürtel liegt wie schon im 12. Jh. tief unter dem Leibe. Durchaus guten Tones war es, das Hemd oder Unterkleid durch Raffung und Aufstecken des Obergewandes zu zeigen, lockere

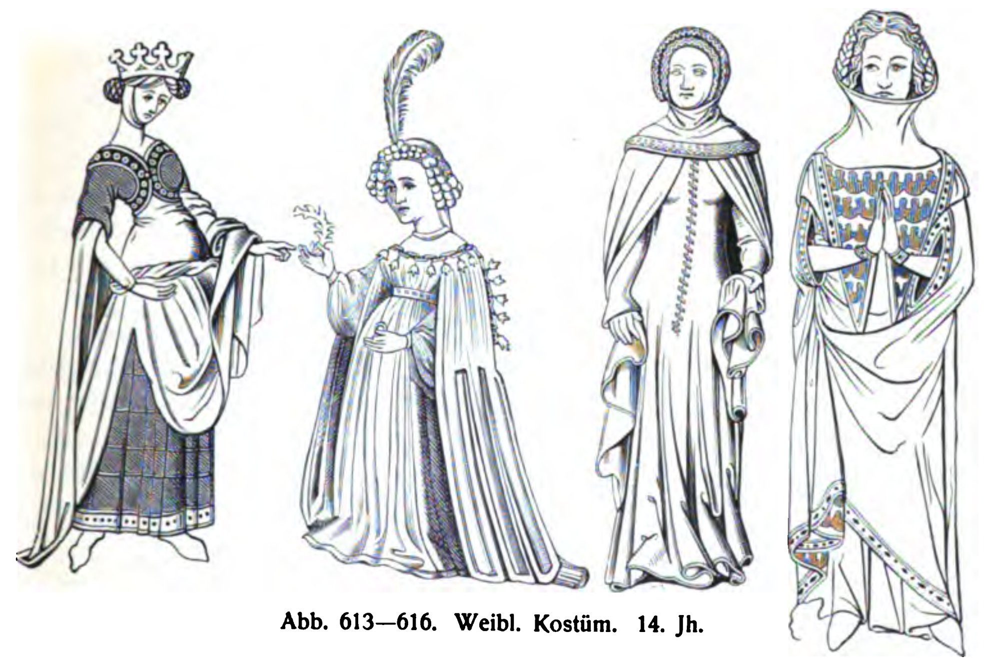


Abb. 613—616. Weibl. Kostüm. 14. Jh.

Damen ließen wohl auch durch Ausschnitte selbst auf den Schenkeln (Höllenfenster) Hemd und rosige Haut sehen. Eine entschiedene und immer verstärkte Neigung ist die Entblößung von Nacken und Brust. Seit ca. 1350 mehren sich die Klagen darüber, daß die Frauen unverhüllt die halben Brüste zeigen. Und einmal dieser früher fast unterdrückten Reize bewußt, zögerte das schöne Geschlecht nicht, sie zu nützen und zu unterstützen. Um 1350 werden die Halsausschnitte des Kleides tiefer, oft so, daß nur Achselbänder stehen bleiben. Der Gürtel wird als Stütze der Brust höher gelegt. Wir hören jetzt zuerst von künstlicher Einschnürung der Taille und von einer Art Korsett, das man »Gefängnis« oder »Preis« nannte. Von 1400 klagt Huß in Prag, daß die Frauen ihre Brüste künstlich wie Hörner aufrichten. Um 1450 geht der Ausschnitt des Kleides allgemein bis auf den Gürtel,



Abb. 617 u. 618. Weibl. Kostüm. 15. Jh.

selbst lyraförmig bis auf den Leib (Abb. 616). Aber damit war, soweit nicht die Gugel allen Schaden verhütete, das Feld der Brustlätze eröffnet, bestickter Hemdenteile oder besonderer Einsätze, die bis weit ins 16. Jh. hinein gangbar blieben und durch die Kostümbilder Dürers, Holbeins und Cranachs zu einem noch heut geläufigen Symbol des »Altdeutschen« geworden sind. Ja man kann sagen, daß von ca. 1430—1530 das über dem Hemd oder Brustlatz verschnürte Mieder den Stechern, Malern und Miniatoren der schlechthin kanonische Ausdruck des Frauenkleides war.

Von gewissen Kunstgriffen, den Kontur abzurunden, hören wir seit Anfang 15. Jh.; da kommt das Cul erstmals ans Licht, wie es mit drastischer Deutlichkeit genannt wird *»ain ars, gross und dick, den henkt sie ze nacht an ain stang«*; und auf dem Leibe ein Heupolster, das allen Frauen, auch den heiligen, den Anblick hoher Schwangerschaft verleiht. Es ist das künstlerisch der letzte Ausdruck der »gotischen Linie«, sozial der Niederschlag des unglaublichen Kinderreichtums jener Zeit und gehört gleichfalls zur Formensprache bis gegen 1540.

Als besonderes Oberkleid lebt im 14. Jh. die Suckenie (S. 510) fort, jedoch nach französischem Muster verkürzt und beschnitten zu einer ärmellosen, vorn gerundeten Weste, die mit Pelz verbrämt und gefüttert ist, manchmal auch in ein Schleppkleid übergeht und »Storket« genannt wird. Sonst trug man den Tappert oder Mantel. Erst gegen 1480 kommt wieder ein eigener Oberrock mit tiefem, pelzverbrämten Brustschnitt auf, bald vorn offen oder geschlossen, mit oder ohne Ärmel, bis Ende 16. Jh. beliebt, nach dem männlichen Seitenstück »Schaube« genannt.

Einigermaßen originell hat sich nur die Kopfhülle entwickelt. Die Gugel wird gegen 1340 zu einer das Gesicht dicht umschließenden, feingewellten Haube (Kruseler) mit einer die Schultern bedeckenden »Rise«, deren Rand ebenfalls die dicke Faltenkrause ziert. Um 1400 zeigen sich vereinzelt französische Hörnerhauben (Atours), mit Schleiern behaftet, um 1430 werden am Niederrhein die hohen spitzen Mützen (Hennin) beliebt, von denen ein sehr langer Schleier in den Nacken fällt (Abb. 619). Seit 1470 gibt es zahllose Spielarten von Breithauben mit Augenschirmen und gelben Schleiern, von denen der gefühllose Geiler urteilt, daß sie nur den verblichenen Teint alter Frauen auffrischen sollten »als ein gereucht stuck fleisch auß einer gälen brüen«. Wirklich volkstümlich und allgemein ist davon nur eine Breitform mit Kinntuch geworden.



Abb. 619. Weibl. Kopfbedeckungen. 15. Jh.

3. Amts- und Standestrachten. Der Begriff eines Ornates für die deutschen Kaiser und Könige entwickelte sich an der vorbildlichen byzantinischen Amtstracht. Tunika und Mantel sind nach Abbildungen und Siegeln die üblichen Ornatstücke bis in 13. Jh. Als vornehmstes Abzeichen galt schon seit merowingischen Zeiten die hl. Lanze, die indes unter Heinrich IV. abhanden kam und durch den Lilienstab ersetzt wurde. Hierzu kamen seit den Karolingern Schwert und Krone, Armringe, Kreuz und Mantel, seit Otto d. Gr. der Reichsapfel, und diese Stücke galten, gelegentlich durch Gewänder vermehrt, als Reichsinsignien, die von einem Träger der Krone auf den anderen übergingen, mehrfach ersetzt oder erneuert zwischen den Reichsburgen hin- und herwanderten, 1248 aber dem Kaiser Friedrich II. bei der Belagerung Parmas abgenommen wurden. Er ersetzte sie aus dem reichen Kronschatz seines sizilischen Erbes, das Heinrich VI. auf dem Trifels geborgen hatte. Nach neuen Wanderungen von hier nach Kyburg, Aachen, Prag, Karlstein, ruhten sie 1424—1796 in der hl. Geistkapelle in Nürnberg, dann in Prag und seit 1818 in der kaiserlichen Schatzkammer in Wien[1]).

1) F. Bock, Die Kleinodien des hl. röm. Reichs. Wien 1864 und Mitt. C. C. II,52. IV,65. Weiss, II, 591. Hottenroth, 455.



Abb. 620.
Kaiser Heinrich II.

Es gehören hierzu nach der Reihenfolge der Anlegung folgende Stücke, die, wie bemerkt, meist sizilischer Herkunft sind: 1. Strümpfe (tibialia), aus karminfarbener Seide geschnitten und genäht, nach der Inschrift der Saumborten für König Wilhelm II., den letzten Normannen, gefertigt. 2. Schuhe (calceamenta), aus Seidenzendel mit Zugschnur und Goldborten, darunter dicke, absatzlose Ledersohlen. 3. Leibrock (tunicella) aus violetter Seide, am unteren Saum und an den Ärmeln mit breiter, goldgestickter Borte, wie der Mantel 1133 in Palermo gefertigt. 4. Die Alba (camisia) aus weißer Seide wie ein Chorhemd zugeschnitten, mit breiten rot- oder violettseidenen, goldgestickten Säumen über den Knöcheln, um die Oberarme, um Kopf- und Brustschlitz und den unteren Rand, hier auch lateinische und arabische Inschriften, wonach das Stück 1181 für Wilhelm II. in Palermo entstand. 5. Dalmatica aus braunroter gemusterter Seide, mit Kaiseradlern bestickt, die Säume mit Königsbildern auf Goldgrund, deutsche Arbeit 14. Jh. Hierzu gehörte eine Kapuze und ein Schultertuch (umbrale), welche verloren sind. Eine andere prachtvolle Dalmatica, byzantinische Arbeit des 12. Jh., findet sich in St. Peter zu Rom, blaue Seide mit reichen Bildstickereien aus dem griechischen Bilderkreis. 6. Stola aus gelber Seide, mit Sternen und Adlern bestickt, an den Enden mit je drei Quasten behangen, wurde um den Nacken gelegt, auf der Brust gekreuzt und mit dem Gürtel überlegt, oberitalienische Arbeit 13. Jh. Gürtel zur Aufraffung der Alba und Tunika sind vier Stück bei den Kleinodien. 7. Der Mantel (pallium, pluviale) hochrote Seide mit gelber Stickerei (Kamel überfallender Löwe) nach einer arabischen Inschrift am Saum gefertigt »in der königlichen Werkstatt ... in der Hauptstadt Siziliens im Jahre 528« (1133). Andere Königsmäntel in den Domen zu Bamberg, Braunschweig, Metz usw. 8. Die Handschuhe (chirotecae) rotseiden mit eingewebten Ornamenten, außen mit Steinen und Emailplättchen besetzt. Sizilien 13. Jh. . 9. Zepter (virgae), ein silbernes mit Pinienknauf, ursprünglich ein Weihsprengel, und ein goldenes mit Eichenblattknauf (14. Jh.). Ein drittes im Aachener Domschatz hat statt des Knaufs eine symbolische Taube. 10. Der Reichsapfel (pomum) eine Kugel von Goldblech mit zwei Reifen, obenauf ein griechisches Kreuz mit Lilienenden und Steinen in Filigranfassung, sizilisch 13. Jh. 11. Die Kronen. Die eigentliche Kaiserkrone ist aus acht nach oben abgerundeten, mit Steinen, Perlen, Filigran und Emailplättchen überreich verzierten Goldplatten um ein Käppchen von Purpursamt zusammengesetzt, auf dem Stirnplättchen ein Kreuz, von da nach hinten ein durchbrochener (jüngerer) Bügel mit Inschrift: CHVONRADVS DEI GRATIA ROMANORV IMPERATOR AVG· Sizilisch-arabisch 12. Jh. Die Königskrone, jetzt auf dem Brustreliquiar Karls d. Gr. in Aachen, ist ein vergoldeter Silberblechreif mit vier Zacken und vier Lilien und spärlichen Steinen auf »Häuschen«, deutsche Arbeit 14. Jh., der hohe Bügel jünger. Die Stephanskrone ist ein runder Goldblechreif auf Perlenrändern, daran wechselnd Steine und Emails, oben Rund- und Spitzgiebel, byzantinisch 11. Jh., etwas älter die gekreuzten Bügel. Die böhmische Krone ist aus vier Platten mit großen Lilien zusammengesetzt (Zeit Karls IV.). Die lombardische (eiserne) Krone ist lediglich ein Goldreif, aus sechs Stücken in Scharnieren um den Eisenreif (aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet), jetzt im Dom zu Monza. Drei Frauenkronen, ein Reif und zwei Lilienkronen, mit denen man den Schädel der hl. Kunigunde in Bamberg zu krönen pflegte, im Kronschatz zu München, die Kronhaube der Kaiserin Konstanze byzantinischer Form in Palermo. Von den Armringen sind nur ein Paar durch Zeichnung bekannt, breite getriebene Bleche mit der Geburt und Darstellung Christi. Auch die zugehörigen Sporen und zwei Ringe sind verschollen. — 12. Die Schwerter. Das einzige, auf Karl d. Gr. zurückgehende Stück der Reichskleinodien ist ein Krummsäbel, der Überlieferung nach

aus der Schenkung Harun al Raschids, Griff und Lederscheide mit arabischem Bandgeschlinge bedeckt. Das Zeremonienschwert des Kaisers, ziemlich unförmlich, ist sizilische Arbeit für Heinrich VI., Griff, Parierstange und Scheide mit Emaillen belegt, der Knauf 14. Jh. Das Schwert des hl. Mauritius, das dem Kaiser als »signum potentiae et maiestatis« voraufgetragen wurde; auf der Scheide je sieben Könige in Goldblech getrieben, ebenfalls sizilischer Herkunft, worauf neben arabischen Ornamenten die fehlerhaften lateinischen Inschriften deuten (Abb. 621). Ein Schwert Karls d. Gr. mit feinstem Filigran (13. Jh.) im Domschatz zu Köln, andere Reliquienschwerter häufig in Kirchen (Abb. 622).

Zeigt das Ornat des Kaisers durchaus geistliches Gepräge, so tragen die übrigen Fürsten, auch der König, das vornehme Laiengewand. Die Unterscheidung, der Amtscharakter, wurde allmählich durch Mäntel, Mützen und Attribute gesucht. Im 13. Jh. sind pelzverbrämte Mützen und Mäntel dem höheren Adel gemein, seit Ende 14. Jh. tragen die Kurfürsten Hermelinkragen, im 15. und 16. Jh. lange Mäntel mit gleichem Besatz, während die Mütze sich zu dem bekannten Kurfürstenhute mit zwei gekreuzten Bügeln fortbildete. Für Markgrafen und Grafen ist das Barett bezeichnend, als Richter tragen sie den weißen Stab, in peinlichen Fällen das Schwert quer über die Knie gelegt, dazu die Füße gekreuzt und das Gesicht grimmig »wie ein griesgrimmender Löwe«. Nach dem Sachsenspiegel sollen Richter und Schöppen ohne Kappen, Hüte, Hauben, Waffen und Handschuhe, doch in Mänteln sitzen. Lehnsleute erkennt man an einem Fähnchen, Dienstleute an den Abzeichen, Wappen ihrer Herren. Seit Mitte 15. Jh. bilden sich bestimmte Hoftrachten aus, da der Herr für die Kleidung seiner Diener sorgte und sie nach Liebhaberei uniformierte. Sonst pflegen sich die Standespersonen, Ratsleute, Gelehrte, durch den schleppenden Tappert und die Gugel, später durch die lange, pelzverbrämte Schaube und das Barett auszuzeichnen. Die vier Fakultäten unterschieden sich bisweilen durch die Farben der Mäntel oder Kragen, doch ist nur Violett für Juristen fixiert. Die niederen Charaktere, Boten, Büttel, Profose, kleidete man in Stadtfarben. Die kaiserlichen Herolde ritten im Wappenrock.

Das Abzeichen der Juden ist ein gelber, spitzer Hut, auch ein gelber Ring oder Lappen auf dem Rock. Narren tragen seit ca. 1400 den Kolben und die Schellenkappe. Für gemeine Frauen werden verschiedene Erkennungszeichen, gelbe Schleier usw., vorgeschrieben. Aussätzige haben ein Hifthorn oder Klappern, um sich hörbar zu machen.

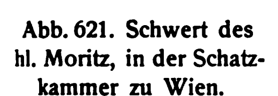


Abb. 621. Schwert des hl. Moritz, in der Schatzkammer zu Wien.

Abb. 622. Schwert in der Schatzkammer zu Essen.

Die Bauerntracht dieses Zeitraumes ist uns am wenigsten bekannt, da die Künstler immer nur flüchtig das Allgemeine und Typische andeuten. Eine Ausnahme macht Ostfriesland, wo ein Häuptling Unnico Manniga um 1500 seine Hauschronik mit farbigen Kostümbildern schmückte[1]). Man erkennt schon hier die Vorliebe für steife, dichtgefaltete Röcke, zierliche Strümpfe und Haarnetze, reichen Schmuck, der das Frauenkostüm dieses Stammes auch später auszeichnet. Andere gelegentliche Bilder betonen tendenziös entweder die Ärmlichkeit und Verwilderung des Bauernstandes oder die komische Grandezza, mit welcher er sich in der Nachäffung von Zeitmoden gefiel.



Abb. 623. Straßburger Trachten um 1600.

IV. Spanische und französische Moden (16.—18. Jh.).

Die Narrheit erfuhr im Anfang des 16. Jh. zunächst noch eine Steigerung durch die Herrschaft der Schlitze und Puffen, dann aber fielen die Auswüchse rasch ab. Das Kostüm der Reformationszeit ist durch eine anständige Schönheit ausgezeichnet. Leider war ihm eine ungestörte Entfaltung nicht beschieden. Seit Mitte 16. Jh. bürgerte sich in den höheren Ständen die spanische Tracht ein, doch wird die drohende Verknöcherung durch den frischen Hauch der Soldatentracht im 17. Jh. aufgehalten. Nach dem großen Kriege machte Frankreich die Mode.

1. Das männliche Kostüm ist bis ca. 1520 durch die Schlitze und Puffen bestimmt, die nicht nur die engen Hosen und Ärmel, sondern auch Barett, Wams und Schuhe ergriffen und in zahlreichen Mustern die äußerste Buntfarbigkeit bewirkten. Eine erfreuliche Wirkung übte dies auf die vormals engen Oberhosen, die sich um 1515 zu hübschen faltigen Kniehosen erweiterten und mit Tuch- oder Lederstrümpfen verbanden. Das Wams verließ um 1520 den tiefen, dreieckigen Brustausschnitt, es wurde rechteckig ausgeschnitten und das Hemd stieg mit einer gefalteten Halskrause bis zum Kinn. Die Ärmel sind (wenigstens in der oberen

1) E. v. Inn- und Knyphausen, Ostfriesische Bauern- u. Rittertrachten. Emden 1893.

Hälfte) sehr dick, geschlitzt und gepufft. Allgemeiner wird jetzt eine schmucke, soldatische Form, das Schoßwams, in der Taille eng und von da bis über oder unter die Kniee mit dichten Falten weit, um den Hals ein Stehkragen oder eine kleine Kapuze. Hierzu ein Gürtel mit anhängendem Dolch. Die Schaube, in einer langen Talarform für die Zukunft das Gewand der Gelehrten, wird sonst bis an die Knöchel oder noch höher verkürzt, vorn offen, der charakteristische Umschlag und der Kragen sowie die Armlöcher mit Pelz besetzt, die Ärmel meist leerhängende Flügel oder Durchsteckärmel in mancherlei Schnitten. Im ganzen ein faltenreiches, stattliches Gewand, das jedem Träger etwas von majestätischer Würde verlieh, daher den Beamten besonders teuer. Als Kopftracht wird ein Barett mit rundem, flachen Kopf und breitem, geschlitzten, aufgeschnittenen, verschnürtem Rand und wallendem Federbesatz Mode, möglichst kokett auf der Seite, selbst auf dem Ohr getragen, dazu wieder wie im 13. Jh. ein Mützchen oder Haarnetz (Calotte). Das Haar schnitt man auf der Stirn und hinten von Ohr zu Ohr (wie Theuerdank) glatt ab, um 1540 nahm man aber die kurze Schur der Landsknechte an, dazu erstmals allgemeiner den Vollbart, viereckig wie bei den sächsischen Kurfürsten oder spitz zugeschnitten. Die Schuhe sprangen zur Abwechslung einmal in das volle Gegenteil um: sie wurden vorn ganz breit, auch noch geschlitzt, das Oberleder niedrig (Entenschnäbel, Bärenklauen, Ochsenmäuler).



Abb. 624. Danziger Kaufmann von Jost Amman.

Einer wilden Ausartung verfiel das Kostüm um 1550 zumal bei den Landsknechten durch den »Pluderteufel«. Die Kniehosen wurden so weitfaltig und lang, daß man über 100 Ellen Stoff und zwar Seide (Kartek oder Rasch) verschnitt und der Marsch der Hosenhelden bei der Belagerung Magdeburgs 1553 ein Rauschen »wie der Elbstrom« verursachte. Als die Seuche in Deutschland erlosch, ergriff sie die schweizer Landsknechte und erwarb sich hier das Ansehen einer Nationaltracht.

Den geraden Gegensatz bildete das spanische Kostüm, das seit dem Mühlberger Sieg des Kaisers (1547) in Wien und an den süddeutschen Höfen Boden gewann. Hier wurde das Bein wie im 15. Jh. in enganschließenden Trikot gehüllt, nur um die Oberschenkel kurze, auswattierte »Heerpauken« oder »tonneaux« ge-

tragen. Das Wams steif gepolstert, in der Taille eingeschnürt und vorn als »Gansbauch« verlängert, auf den Hüften wieder hoch wattiert, ebenso Schultern und Ärmel, hoher Halskragen mit gefalteter Rüsche, die sich bald zu einem breiten, dicken Teller auswuchs, bezeichnenderweise »Mühlstein« genannt. Dazu ein kurzes, breit abstehendes »spanisches Mäntelchen«, lose übergehängt, und ein steifer, hoher Hut mit schmaler Krempe. Die Farben waren unfreudig, düster; das Mißverhältnis zwischen der knappen unteren und der gespreizten, versteiften oberen Körperhälfte unschön (Abb. 623).

Zwischen diesen Gegensätzen fand das Bürgertum einen guten Mittelweg, der uns aus Weigels Trachtenbuch wohlbekannt ist (Abb. 624). Puffhosen und eine dem spanischen Mäntelchen angenäherte Schaube, die man »Gestaltrock oder Herzkappe« nannte, angezogen oder nur übergehängt, machen den Charakter aus. Daneben lebt als »Puffjacke« oder »langer Rock« das oben erwähnte, kleidsame Schoßwams fort.

2. Das Frauenkostüm gelangte in dieser Zeit zu einer Scheidung von Rock und Leibchen, die um 1530 allgemein wird. Das Leibchen, breit und rund den Formen nachgebend, schließt entweder unter dem Busen oder mit engem Taillenfortsatz über den Hüften. Der Ausschnitt geht immer noch bis auf den Gürtel, wird aber durch einen Brustlatz gedeckt, und allmählich steigt das Hemd bis zum Kinn, die Ärmel sind lang und gepufft. Der Rock fällt enggefaltet bis zu den Füßen und schleppt bedeutend, unten mit breiten Bandsäumen besetzt (Abb. 625). Das Oberkleid wird wie früher gerafft oder häufiger auseinandergeschnitten, um das untere zu zeigen. Die Schaube schrumpft zum »Koller« zusammen, einem liegenden Brust- und einem stehenden Halskragen mit Pelzbesatz. Die Polster auf dem Leibe, bei Dürer noch krankhaft ausgeprägt, fallen um 1530, das Kleid wird nun



Abb. 625. Kostümblatt von Holbein. Basel.

glockenförmig nach unten sehr weit. Wenig anziehend sind die aufkommenden formlosen Rad- und Kirchenmäntel, die meist ärmellos, dichtgefaltet vom Hals bis zum Boden fallen. Eigenartig ist, daß man selbst in feineren Kreisen eine Schürze mit Stickereien, Ziersäumen usw. zur Komplettierung des Anzugs heranzog. Das Barett mit Haarnetz unterscheidet sich kaum von dem männlichen.

Der Einfluß der spanischen Mode äußerte sich am stärksten beim Leibchen, das nun mit engem Hals bis ans Kinn steigt, als Taille geradlinig den Leib einzwängt, nach unten in eine Schneppe auslaufend, mit einem Einsatz (Blankscheit) versteift, die Ärmel stark gebauscht und ausgestopft. Man trug hierzu einen »weiten Rock«, der ohne Ärmel und Gürtung glatt fiel, oder ein Pelzjäckchen mit Puffärmeln und hohem Kragen, das auch wie die »spanische Kappe« nur übergehängt wurde. Gegen Ende des 16. Jh. kamen auch die spanischen Tonnenröcke in Schwung, wahre Ungetüme, die gleich in der Taille weit auseinandergingen. Dazu entsprechende Halskrausen (Krösen, Abb. 623).

3. Das männliche Kostüm des 17. Jh. steht ganz unter soldatischem Einfluß. Damit kommt ein Zug der Freiheit und Beweglichkeit, des schlichten Natursinns in das Kostüm, den man auch unter den Übertreibungen der Alamodehelden noch erkennt. Ein festes Leder- oder Tuchkoller mit weiten Schößen, Kniehosen, Strümpfe und Stulpstiefeln, ein breiter, glatter Kragen und ein Schlapphut, das sind die vielfach variierenden Elemente der Kleidung. Spitzen, mit denen man die Hosensäume, den Kragen, die Manschetten, selbst die weiten Trichter der Schlappstiefel und der Stulphandschuhe besetzte, Zierborten und Schleifen auf dem Koller, eine seidene Schärpe um den Leib bildeten den Schmuck. Das breite Bandelier trug an einer Schaufe den unvermeidlichen Stoßdegen. Das Haar ließ man frei fallen, der Knebelbart wurde spitz zugeschnitten. Daß sich die alamodischen Stutzer mit diesem Kriegskleid in hundert Übertreibungen schleppten, empfand man damals schon peinlich und lächerlich.

Der Frauentracht gelang die Befreiung vom spanischen Zwang nicht so vollständig. Nur langsam fiel der hohe steife Halsverschluß, die Tonnenröcke und Hüftpolster. Unerschütterlich hielt sich die mit Stahl und Fischbein versteifte Schneppentaille. Sie nahm allerdings die eleganteste Form an, die ihr in ihrer langen Laufbahn bis Ende 18. Jh. beschieden war. Ein dreieckiger Halsausschnitt ward unmittelbar in einen hohen, spitzenbesetzten, tütenförmigen Stehkragen übergeführt. Als dieser sich (um 1620) umlegte, gab man auch Hals, Nacken und Brust wieder frei. Vorn wurde das Leibchen tief und spitz heruntergezogen und der Rock mit vielen feinen Falten bauschig angesetzt. Der Oberrock war entweder geteilt oder umgeschlagen und aufgesteckt, die Ärmel gepufft, geschlitzt und mit Manschetten besetzt. Einzelne dieser Frauenkleider gehören zu den geschmackvollsten Erzeugnissen der Mode. Eine Nachahmung des männlichen Kollers war die Schobber, eine Jacke mit aufgeschnittenen Ärmeln und Schößen und breitem Umlegekragen, vorn offen. Aber sie vermochte den Schnürleib nicht zu verdrängen und verschwand nach dem großen Kriege. Eine Zwischenform zwischen beiden das Schößenleibchen, weniger zwangvoll, die Schöße bisweilen zu einem Oberkleid verlängert.

4. Nach dem dreißigjährigen Kriege ist die deutsche Tracht nichts anderes mehr als ein getreuer Nachklang der französischen. Auch in Paris war das Militärkostüm salonfähig geworden, aber gründlich zurecht frisiert und aufgestutzt und unter den Händen pedantischer Kleiderkünstler bald wieder in qualvolle, steife unnatürliche Formen übergeführt. Die bezeichnenden Stücke sind folgende:

Eine ganz kurze Jacke (pourpoint) mit Halbärmeln, aus welchen auf den Hüften und an den Armen das feine, spitzenbesetzte Hemd hervorbauschte, Kniehosen, Strümpfe, Stöckelschuhe mit breiten Schleifen, Leinenkragen mit Quasten und Federhut. Um 1660 kamen die »Rheingraves« auf, kurze, weite, ungeteilte Überhosen, die ein Graf Salm aus Holland mitgebracht hatte; 1662 waren sie schon letzte Neuheit in Flensburg. Ebenso rasch verbreitete sich die Perücke, für die sich Ludwig XIV. nach langem Zaudern 1673 entschied (ihre Anfänge gehen bis 1640 zurück). Dieses majestätische Haargebäude hatte bald unzählige Nuancen und Namen und setzte sich gerade den eifrigsten Sittenrichtern, Pfarrern und Richtern, mit zäher Dauer aufs Haupt. Dieses Symbol der Unnatur nötigte dazu, das eigne Haar zu rasieren und den immer kleiner werdenden Stutz- oder Klapphut unterm Arm zu tragen. Seitdem hat sich erst als guter Ton festgesetzt, im Zimmer, bei Tafel usw. den Hut abzulegen. Als Mantel trug man den »Brandebourg«, später Surtout genannt.

Die entscheidende Wendung, welche für die Mode eines Jahrhunderts bestimmend wurde, fällt um 1670, als der Sonnenkönig sich an den bequemen Soldatenrock, den Schoßkoller, gewöhnte. Er wurde als »Justaucorps«, mit langer Taille, abstehenden Schößen (darauf Taschen mit Patten) und breiten Ärmelaufschlägen das bevorzugte Hof- und Staatskleid; das Pourpoint wurde nun zur langen Weste, ebenfalls mit Taschen und Patten, in den Halsausschnitt legte man ein Spitzenjabot. Der Galanteriedegen wurde durch einen Schlitz des Überrockes gesteckt. Gold- und Silberstickerei, in Frankreich auf den Hof beschränkt, faßte die Knopflöcher und Säume ein. Abgesehen vom Schnitt und Ausputz hat sich dieses Kleid bis zur Revolution gehalten, in Deutschland namentlich durch den Dresdner Hof eingebürgert. Als Ergänzung für Stunden der Bequemlichkeit fand sich der Schlafrock, die Pantoffeln und das Käppchen ein.

Das Frauenkleid bewegt sich bis zur Erfindung des Reifrockes ohne einschneidende Änderung, jedoch mit kleinen jährlich wechselnden Umbildungen auf der Bahn der Steifheit, der Stoff- und Prachthäufung, der wachsenden Unnatur. Das Leibchen, vom mit einem »Strecker« versteift, ging allmählich in die qualvolle Wespentaille über, die Entblößung des Nackens und der Brüste durchlief alle Stufen bis zur Grenze der Möglichkeit, die Röcke und gebauschten Überkleider wuchsen sich mit dem erforderlichen Unterzeug, den Hüften- und Cülpolstern (Criards), den Schleppen und dem maßlosen Falbel- und Schleifenbehang zu förmlichen Traglasten aus, die Frisur richtete sich mit Draht, Bändern und falschen Haaren zu einem Riesentoupée empor, nach seiner Erfinderin Fontange genannt (1670), die Stöckelschuhe nahmen Absätze von lebensgefährlicher Höhe an, die Naturfarbe des Haares verschwand unter dem greisenhaften Puder, das Gesicht bedeckte sich an den symbolischen Punkten mit Schönpflästerchen. Aus dieser Atmosphäre des malträtierten Leibes ist der Schrei nach Natur, die Schäferei und Robinsonade zu begreifen. Nachdem die Fontange 1714 gefallen, konnte auch der Reifrock (Vertugade), dessen Erfindung man einem komischen Pariser Zwischenfall (1718) verdankte, als eine Erleichterung angesehen werden. Ein Rohr-, Fischbein- oder Stahlgestell wie ein Hühnerkorb (Panier), erst trichter- und glockenförmig, dann mit Lehnen für die Arme über die Hüften erhoben, hatte er um 1730 einen Umfang von 3,50 m, dann nach einer Zeit der Erschlaffung um 1780 einen solchen von 5 m. Da auch gleichzeitig die Frisur wieder zum Igel (à l'hérisson) aufstieg und auf völligen mythologischen Gebäuden (à la Flore, à la Pomone, à la Minerve, à la Montagne) aufgetürmt wurde, die Farbenwahl allen Kapricen der Modegrößen folgte (alter oder junger Floh, Haar der Königin, Pariser Dreck), so schließt die Kostümgeschichte vor dem Zusammenbruch der alten Kultur mit rein wahnwitzigen Ausgeburten.

Aber die äußersten Tollheiten haben Deutschland nur noch wenig berührt. Eine mächtige Gegenströmung ging hier von der knappen preußischen Tracht des Soldatenkönigs aus, deren Symbol der steife, geflochtene Zopf wurde. Englische, unverbildete Einflüsse kamen hinzu, um ein leibgemäßes Kleid von schlichter Natürlichkeit einzubürgern, das sich zum »Wertherkostüm« abklärte, Frack, Weste, Kniehosen, Stulpstiefel und runder Hut, dazu ein Überrock (Redingot) und Reitmantel. Auch die Damen ahmten das nach. Es kam die Zeit der Jäckchen (Caracos und Spenzer) und glatten Kleider, die nur leider durch Kunstbusen und Riesenküls wieder entstellt wurden.

Die letzte radikale Umwälzung, die wir den Franzosen verdanken, ist das antike oder griechische Kostüm der Revolutionszeit und des Empire: Eine hochgegürtete Tunika und Sandalenschuhe, Umhänge, Haarbinden, Häubchen und Phantasiehüte; »wenig Stoff! die Frauen sollen aussehen wie gewebte Nebel in den Farben der Morgenröte.« Trotz des geschichtlichen Widersinns und klimatischer Schwierigkeiten hat sich das Kostüm, von den ärgsten Nuditäten der Anfangszeit geheilt, über die Befreiungskriege hinaus gehalten und als Biedermeiertracht vollständig eingedeutscht. Wie kein anderes Kostüm war es schönen Leibesformen angemessen und man wird es sich in Zukunft auch am reinsten und freiesten am Bild der schönsten Königin vorstellen. — Die männliche Tracht war lange in Verlegenheit. Die Toga konnte man doch nicht auferwecken. Schließlich fand sich eine Art Gegenstück, der »teutsche« Rock der Burschenschaften. Aber die langen Hosen (Culottes im Gegensatz zu Pantalons) sind eine Errungenschaft der Revolution, zuerst nur eine Narrheit der Incroyables, seit 1795 langsam auch bei den vornehmen Ständen Deutschlands eingebürgert und nunmehr mit Rock und Weste das unerschütterte Weltkostüm, das voraussichtlich, wie bisher, nur noch ganz geringen Modifikationen des Schnittes unterliegen wird.

V. Die Volkstrachten.

Die Volkstrachten sind stehengebliebene, verhärtete, lokal weitergebildete Zeitmoden. Wir haben Anzeichen dafür, daß seit Ende 15. Jh. einzelne Stücke der modischen Tracht von Bürgern und Bauern festgehalten, dem Wechsel des Geschmacks entzogen, zu Stammes-, Stadt- oder Gemeindekennzeichen gemacht wurden, ohne dabei an Beweglichkeit einzubüßen. Nicht nur, daß sie sich im Lauf eines Jahrhunderts, wie z. B. die Tracht der Altenburger Bauern von 1700 bis 1800 oder der friesischen Mädchen, bis zur Unkenntlichkeit veränderten, auch die landschaftliche und soziale Differenzierung ist bis zur feinsten Zersplitterung gediehen. Gemeinhin ist die Kleidung der Jugend von der der Eheleute und Alten scharf unterschieden; Braut- und Hochzeitstracht, Witwen- und Trauerkleidung haben ihre Eigenheiten; Evangelische und Katholiken, Deutsche und Slaven tragen sich in bewußtem Gegensatz. Oft bilden Berge oder Flüsse scharfe Kostümgrenzen (Vierlande und Altlande), und kleine Merkmale, Formen von Hauben, Hüten, Mänteln, Miedern wechseln von Dorf zu Dorf. Diesen endlosen Spielarten wird auch die eingehendste Monographie kaum gerecht werden. Wir beschränken uns auf die nötigsten allgemeinen Beobachtungen über die Entwickelung vom 16.—18. Jh.

1. Am stärksten ausgeprägt und am zähesten festgehalten ist immer die Frauenkleidung, an der sich noch heut viele Merkmale des 16. Jh. feststellen lassen. Der Rock ist meist von adretter Kürze. Er reicht bis zu den Knöcheln oder den Waden, im Altenburger Ostkreis wie eine enge Hose und in Pommern nur bis zu den Knien. Man liebt ihn schwer, engfaltig (geriefelt, gekratzt), hochhüftig wie bei den Dachauerinnen oder in den Hüften nochmals geschürzt. Bei schlechtem Wetter über den Kopf genommen läßt er einen bunten (roten) Unterrock sehen. Selten fehlt die in allen Farben bunte, auch gestreifte und gemusterte Schürze, manchmal von gleicher Länge und Weite wie der Rock (Spreewald), deren Bänder einigen Luxus vertragen (Baden, Betzingen). Strümpfe seltener bestickt und mit seidenen Kniebändern (Schwalm, Pommern). Erfreulich ist überall das Mieder in einer Fassung wie es etwa Cranach zeichnete, ärmellos, weit ausgeschnitten, vorn offen und dicht verschnürt, mit Bändern, Flitter, Münzen usw. behangen, dazu weiße, lange oder kurze bauschige Hemdärmel. Schöne Formen im Schwarzwald, in Betzingen, Oberbayern, Hessen, auch auf Rügen. Zuweilen wird der Brustlatz selbständig und dann reicher besetzt (Vierlande), selbst zu einem steifen, hohen Panzer (Allgäu, Altenburg), offenbar eine Mißform des Blankscheits (Streckers). Lange Zeit trug man den Koller in der oben bezeichneten Form (S. 524), als Halsschmuck ist er im Schwarzwald und Oberbayern, als weißer Leinenkragen am Neckar erhalten. Auch die beliebten Mühlsteinkrausen des 17. Jh. sind nur noch in dürftigen Rückbildungen zu finden (Westfalen). Dafür ist ein möglichst buntes Halstuch, vorn gekreuzt und unter den Latz oder die Schürze gesteckt, aufgenommen (erst seit 1750 nachweisbar) und über ganz Deutschland verbreitet. — Das Jäckchen der Reformationszeit (S. 525) läßt sich unter vielerlei Namen (Kamisol, Spenzer, Janker, Kittel, Mutzen, Jöpchen, Tschöpe, Schalk) bis auf die Gegenwart verfolgen und von der Schweiz bis Rügen feststellen. Meist hinten kurz, im Schoß länger und vorn offen hat es lange bauschige »Schinkenärmel«, zuweilen noch gepufft (Rottweil, Altenburg, Thüringen), auch Silberborten als Einfassung (Hannover), Achselpolster und bunte Farben (Dachau). Der große, feinfaltige Radmantel des 16. Jh., der als Hoike am Rhein und an der Nordsee auch über den Kopf gezogen wurde, als Matronen- und Kirchmantel aber überall zu Hause war, ist im Süden ganz verschwunden. In Hessen, Thüringen und am Harz lebt er noch fort, mit stattlichem Kragen oder Kröse als Kindermantel, in der Lausitz als weißer Trauermantel, auf Mönchgut als steife spanische Kappe. Ganz unübersehbar reich ist die Kopftracht. Hier haben fast alle Zeitmoden vom Gebende und der Gugel bis zum Strohhut ihre Niederschläge hinterlassen. Am ältesten, auch dem Namen nach, sind die »Schappele«, ganz mittelalterlich z. B. in Betzingen ein Mützchen mit flatterndem Nackenband, sonst meist als hohe Brautkrone über einem Pappreif mit Flitter ausgeputzt, unförmliche Ringe im Altenburgischen (Hormet), vielfach auch als »Totenkrone« in Kirchen aufbewahrt. Zahllos sind die Mützen und Häubchen, spitz auf dem Hinterkopf mit Kinntuch (Markgräflerinnen), radförmig hochgerichtet mit breiten Nackenbändern (Schwaben), mit gerippten Flügeln in der Mark (Lützen, Jüterbog), mit mächtigen Stirnschleifen im Elsaß, der »Deckel« fast überall mit Gold- und Perlstickerei. Das Kopftuch wird noch mancherorts turban-

ähnlich wie die alte Gugel getragen (Franken, Thüringen, im alten Land), sonst dreizipflig unter dem Kinn gebunden (überall bei Slaven), am merkwürdigsten in Altenburg. Hüte sind dagegen seltener original, vielleicht die schwarzwälder breitrandigen Strohhüte mit »Rosen« und die wunderlichen, einem umgestürzten Napfkuchen ähnlichen der Vierländerinnen; der männlichen Tracht entnommen die Spitzhüte und zylindrischen (Filz-, auch Pelz-)Mützen in Oberbayern, eine ganz junge Erscheinung die lackierten Strohzilinder im Bregtal (Schwarzwald). — Neben der Güte des Materials und der Arbeit ist ein vorzügliches Erbteil der Volkstracht die Farbe, manchmal etwas schreiend wie bei slavischen Stämmen, meist aber von höchsten malerischen Reizen und unerwarteten, intimen Zusammenstellungen. Ein alldeutsches Trachtenfest würde jedenfalls das bunteste Bild einer Farben- und Formenpracht geben, die leider dem Absterben rasch zuneigt.

2. Weniger dauerhaft, infolgedessen auch weniger eigenartig und altertümlich hat sich die Männertracht gehalten. Sieht man von den primitiven Stücken wie Kniehosen, Blusen, Hüten usw. ab, so ist die Tracht immer jung, lebendig, sozusagen modern geblieben. Was im 19. Jh. noch getragen wurde, geht nach Form und Schnitt mit wenig Ausnahmen nicht vor Mitte 18. Jh. zurück: Kniehosen, Weste, langer Tuchrock oder kurze Jacke, Schnallenschuhe oder Schaftstiefel und Dreimaster.



Abb. 626. Tanzende Bauern von S. Beham.

Die Zeichner und Stecher des 16. Jh. überliefern uns einen Bauern, der noch zusammengebundene Leinenhosen, Schlappstiefel, Kittel und Wams trägt. Aber wie das Gänsemännchen in Nürnberg (Abb. 371) zeigt, war auch Ende 16. Jh. noch die uralte Bruche in Verbindung mit offenem Hemd, Kittel und Wams lebendig. An die Zeit der Pluderhosen erinnern noch die Pumphosen der Altenburger und Egerländer, die sonst im 17. Jh. allgemein waren. Es gab daneben aber auch offene, weite Knie- und Langhosen bei rheinischen und norddeutschen Schiffern, auch bei den Altbayern in Verbindung mit Wadelstrümpfen. Bedeutsam ist es, daß um 1700 Träger aufkommen (Hosenheben), durch einen Brustfleck oder Kreuzstreifen verbunden. Sie werden meist als Zierstücke wie der breite Gürtel ausgebildet und offen, auch über der Weste getragen. — Die Weste ist offenbar eine barocke Erwerbung, oft wie ihr nordisches Vorbild knopfreich und halb offen (Betzingen), auch kumuliert als Standeszeichen (man denke an die neun Westen des Schulzen im Oberhof). Das Wams ist Mitte 18. Jh. fast überall durch den Schoßrock verdrängt, der nun verhärtet alle Schnittmuster bis ca. 1820 aufweist. Die Jacke ist nichts anderes als ein verkürzter Rock. Hübsche Formen mit dichten Knopfreihen, Litzen und Stickereien in Betzingen, auf dem Schwalm und auf Rügen. Von aller Mode unberührt mögen die Juppen der Alpenländer sein (S. 508) In die älteren Hut- und Mützenformen ist seit ca. 1750 überall der Dreimaster und noch entschiedener der Zilinder eingebrochen.



Abb. 627. Brustbild einer bayer. Herzogin. 16. Jh.

VI. Der Schmuck.

R. RÜCKLIN, Das Schmuckbuch. 2 Bde. Lpz. 1901. — H. BARTH, Das Geschmeide, Berl. 1904. — R. FORRER, Gesch. d. Gold- u. Silberschmuckes. Straßb. 1905. — F. LUTHMER, Goldschmuck d. Ren. Berl. 1881. — Ein Schmuckfund aus dem Ma. Schlesiens Vorzeit. N.F. III. 72.

Da die Germanen der Urzeit ihre Toten mit dem vollen Schmuck ihres Standes zu bestatten pflegten, so sind wir hierüber durch die zahllosen Grabfunde ausgezeichnet unterrichtet und können uns von dieser Seite aus am besten das Bild ihrer hohen Lebenskultur rekonstruieren. Daß die römischen Feuilletonisten keinen

Blick und kein Wort für die eigenartigen deutschen Schmucksachen fanden, beweist so recht ihre oberflächliche Unfähigkeit, ein fremdes, ebenbürtiges Volk anzuerkennen. Auch die Manier neuerer Forscher, den deutschen Schmuck, seine eigenartige Technik und Ornamentik lediglich als Niederschlag etruskisch-römischer oder byzantinischer Kultureinflüsse anzusehen, wird einer tieferen Erkenntnis weichen müssen.



Abb. 628. Germanin der Bronzezeit.

1. Der Schmuck der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit kann in Hinsicht auf Reichtum und Geschmack der Formen zu den vornehmsten Schöpfungen der Kunst gerechnet werden. In seiner Ganzheit vervollständigt er aufs glücklichste die Kleidung, in der Großheit und Massigkeit aller Formen ist er auf starke, adlige Menschen zugeschnitten, in der klug abgewogenen Verteilung offenbart er den Schönheitssinn eines Volkes, das der rohen Häufung und Überladung ungebildeter Barbaren längst entwachsen war. Ein Stirnreif hält das Haar zusammen, eine Fibel den Mantel oder das Leibchen auf der Brust. Ein Ring liegt um den Hals, bei den Männern Zeichen der Tapferkeit und als solches vervielfältigt; der breite Leibgurt ist mit Beschlägen belegt und mit Plättchen behangen. Um Ober- und Unterarme, teilweis auch um die Füße legen sich die kräftigen Spangen, Bänder und Ringe. Bei Frauen begegnen hängende Ziergürtel mit Scheiben besetzt und mit langen Berloken behangen, daran auch wie bei Männern das Messer in kunstvoller Scheide. Zahlreich sind Fingerringe und Haar- oder Gewandnadeln. Als Material kommt hauptsächlich Bronze in Betracht, gegossen und graviert oder aus Stäben zu Spiralen gebogen; in geringem Maße Gold, Bernstein, Glasperlen und Tierzähne. Das Ornament befolgt die einfachsten Muster, Zickzack-, Kreis-, Wellen- und Spirallinien, Bandverschlingungen, Flechtwerk und primitive Tierköpfe, erhebt sich aber in dieser Beschränkung namentlich in der »schönen« Bronzezeit zu hohen Reizen. Ein merklicher Umschwung tritt erst in der Völkerwanderung zutage. Die edlen Metalle Gold und Silber werden häufiger, die Technik bemächtigt sich des Filigrans und Niellos, der Vergoldung und Steinfassung. Charakteristisch ist aber die eigenartige Zellenverglasung mit eingelegten Halbedelsteinen und Glasflüssen (Blutemail), die vom Osten her bis in den äußersten Westen und den hohen Norden vordringt. Stilistisch brachte es eine unleugbare Vergröberung in die Schmuckkunst, so verschwinden die zierlichen Fibeln vor großen Agraffen in Vogel- und Fischgestalt oder kreisförmigen

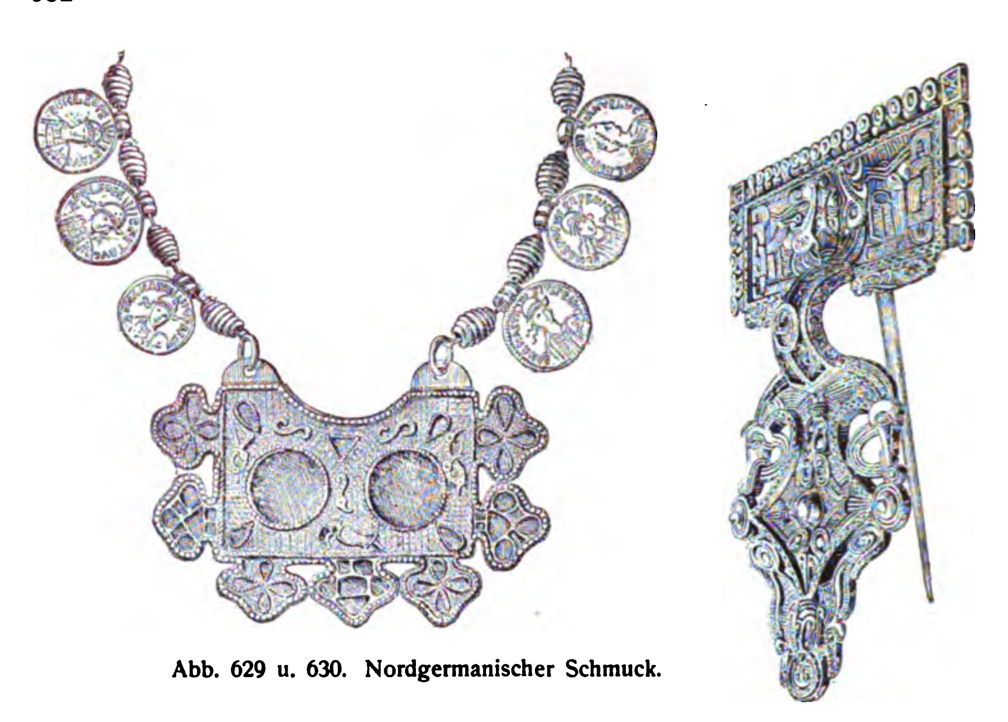


Abb. 629 u. 630. Nordgermanischer Schmuck.

Broschen. Die großen Goldfunde von Petrossa, Nagy-Szent-Miklós, Doornik (Grab Childerichs I.), Pouan (Theoderich I.), Guarrazar u. a. beweisen, daß Goten und Franken ihre Goldbeute, darunter gewiß römische Kunstwerke ersten Ranges, selbständig umarbeiteten, nicht nur zu schwerem Geschmeide (Kronen, Kreuzen), sondern auch zu Prunkgefäßen, Waffen, Pferdegeschirren usw. In der Merowingerzeit folgt der Rückschlag. Die edlen Metalle werden selten, die Bronze und ihr etwas steifer Flechtwerkstil leben wieder auf, namentlich an den stierschädelähnlichen Fibeln. Hals- und Armringe sind dagegen ganz außer Mode.

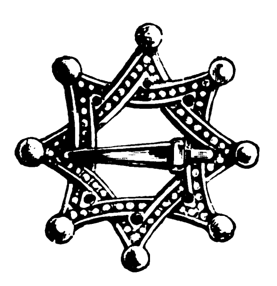


Abb. 631. Spange. Germ. Mus.



Abb. 632. Pluvialschließe im Dom zu Aachen.

2. Da etwa mit Karl d. Gr. die altgermanische Art der Bestattung aufhörte und den Toten Kleinodien nicht mehr ins Grab folgten, so gehören profane Schmucksachen des 8.—13. Jh. zu den Seltenheiten. Stirnreifen, Hals- und Armringe, Ketten, Gürtel, Ohrgehänge sind durch Originale gar nicht mehr zu belegen. Die Miniaturen belehren uns, daß dafür Ziersäume, mit Golddraht, Emailplättchen, Steinen und Perlen besetzt, eintraten, und diese Art, den Schmuck nicht als selbständiges Kunstwerk, sondern als Belag des Kleides zu tragen, lebt bis ins spätere Ma. fort. Einzig die Mantelschließe (Agraffe, Pectorale, Fürspan) bildet eine Art Leitmotiv. Sie kommt als Schnalle, Adlerfibel, Brosche und Kreuz vor, gegossen, emailliert, dann auch aus dünnem Silberblech getrieben. Besonderen Aufwand damit trieben die Geistlichen, deren Pluvialschließen sich im späteren Ma. zu wahren Gehäusen mit Architekturen und Figurationen auswuchsen (Abb. 632). Etwa seit Mitte 13. Jh. tritt der Laienschmuck wieder in helleres Licht. Er hat von da an einen starken rechtlich-symbolischen oder religiösen Beigeschmack.

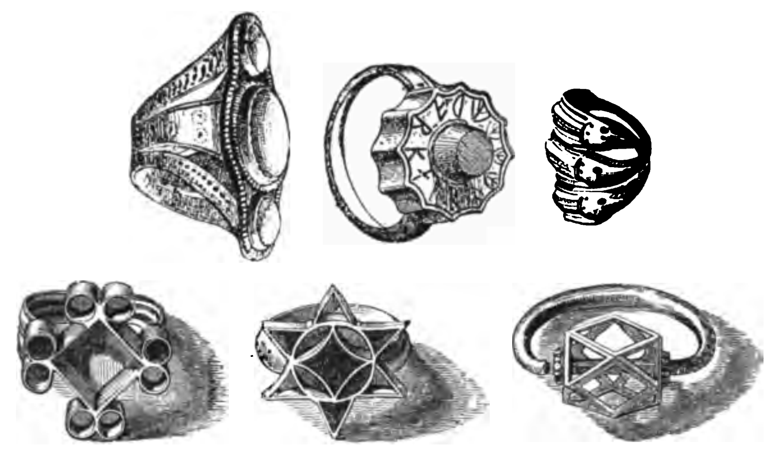


Abb. 633—638. Vor- und frühgeschichtliche Ringe.

So bürgert sich neben und nach der Schließe eine Halskette mit »Anhänger« von Reliquienwert ein (Monile), am verbreitetsten als »Agnus dei« (ein Wachsbild aus der römischen Osterkerze) in Kapsel- oder Broschenfassung, daneben Kreuze in unzähligen Fassungen, kleine Statuetten von Heiligen, religiöse Darstellungen in Email, Niello, Treibarbeit, Gravierung auf Silber und Wismut, welche dem Träger Schutz verleihen sollten. Hiermit konkurrieren die geweihten Medaillen und Pilgerzeichen, die man von Wallfahrtsorten heimtrug, kunst- und wertlose Bleifiguren und Aufleger zum Anheften, deren Schätzung lediglich in geheimen Kräften beruhte. Die Aufgrabung eines ganzen Lagers solcher Stücke in der Seine hat erstmals wieder den Blick für die ungeheure Verbreitung und Vielfältigkeit dieser Zierstücke eröffnet. Dieselbe Sitte ins Weltliche übertragen finden wir in den Anhängern und Auflegern von Symbolen, Wappentieren (Lilie, Adler) und Buchstaben, welche von Gefolgsleuten hoher Herren getragen wurden. Auch der Ring wird als Symbol der Treue, des Verlöbnisses, der Belehnung, des Amtes getragen (Lehnsring der Bischöfe, Siegelring der Fürsten). Wir haben schon aus germanischer Frühzeit künstlerisch vollendete Bronze- und Goldringe (Abb. 633 ff.). Im Ma. spielen daran die Edelsteine mit ihren Geheimkräften ersichtlich die Hauptrolle, sie verleiten zu ungewöhnlich hohen und breiten Formen des Aufsatzes, zu wahren Ungeheuern an Weite und Schwere.

1) A. Forgeais, Plombs historiés. Par. 1862—66.

Daneben begegnen jedoch auch zierliche und selbst schlichte Formen mit Perlen, Figürchen, Laub und Inschriften[1]).

Eine andere Entwickelungsreihe leiteten die Ehrenketten mit Anhängern (Kleinodien) ein, die von Fürsten statt barer Münze an treue Diener gegeben wurden. Hier setzt das mittelalterliche Ordens- und Gesellschaftswesen mit allen Kräften ein. Die ältesten Orden waren religiöser Art und ein Produkt der Kreuzfahrer: 1099 der Orden vom hl. Grabe, gestiftet von Gottfried von Bouillon, ein Jerusalemskreuz, in dessen Ecken vier kleine



Abb. 639. Waldmannkette.

Kreuze, gleichzeitig der Orden der hl. Katharina vom Berg Sinai, ein Rad mit quer durchgestochenem Schwert, 1195 der cyprische Schwerterorden, ein Schwert mit S-förmigem Spruchbande. Diesen Vorbildern folgten 1355 der Fürspan, 1355 von Karl IV. gestiftet mit Schnalle, die Zopfgesellschaft, von Albrecht III. von Österreich (1365—95) mit Zopf, der Lindwurm- oder Drachenorden von Kaiser Sigismund, mit Drachen, darüber ein Kreuz, der Adlerorden von Herzog Albrecht I. 1433, mit einer Hand in einem Kranz, daran ein Adler hängt, der Schwanenorden, 1440 von Friedrich II. von Brandenburg mit

1) HENKEL, Der Lorscher Ring, Trier 1896. — THODE, Der Ring des Francipani. Frankf. 1895.

Brustbild der Madonna in Strahlen, darunter ein Schwan, der Georgsorden 1468 von Friedrich III., ein Schildchen mit Kreuz, daran ein Reiterbild des hl. Georg, der große St. Christoph, 1465 von Wilhelm IV. von Henneberg, mit dem Bild der 14 Nothelfer und des hl. Christoph, von Außerdeutschen der Orden des goldenen Vließes 1429 von Herzog Philipp von Burgund, ein goldenes Widderfell an einem blauemaillierten Feuerstein in Strahlen hängend, der Kannen- oder Mäßigkeitsorden 1458 von Alfons von Aragon, ein Gürtel mit Kännchen, daran Maria mit dem Kind auf dem Halbmond, darunter ein Greif.

Das vornehme Bürgertum suchte derartige Kleinode mit glühendem Eifer, das niedere erschuf sich selbst ein Abbild im Kreis der engen Gemeinschaft oder der Zunft. Am Ende des 15. Jh. tragen Ratsherren und Bürgermeister die Ehrenketten der Stadt, Rektoren und Dekane die der Universität; selbst die Zünfte, Goldschmiede, Bäcker, Schneider, gelehrte Gesellschaften wie die Meistersinger umgaben ihre jeweils führenden Meister mit Ehrenketten und Zeptern. Allen voran stehen aber die Schützengesellschaften, deren Ketten und Kleinode, mit Armbrüsten und Pfeilen und dem Bild des Patrons, des hl. Sebastian, verziert und mit Schilden jeweiliger Schützenmeister behangen, noch in größerer Zahl auf unsere Zeit gekommen sind.

Daß schließlich auch der Schmuck der Frauen, der Stirnreif (Schapel) und der Gürtel zu einem Standesabzeichen adliger Geburt wurde, haben wir schon oben erwähnt.

3. Der Schmuck der Renaissance stellt sachlich und formal die Hochblüte der Schmuckkunst dar. Der relative Reichtum aller Stände, die neuen künstlerischen Anregungen, die dem Goldschmiedgewerbe in überwältigender Fülle zuströmten, die Teilnahme der ersten Künstler an der Verarbeitung der neuen Formen und Ideen für die Kleinkünste vereinigten sich, um den Schmuck zu einer vor- und nachher nicht gekannten Fülle und Schönheit, zur glänzenden Krönung des Kostüms zu erheben. Gotische Elemente wirken auch hier noch lange nach; Aufnäher und Ziersäume halten sich noch bis tief ins 16. Jh. Bei Männern ist die Ehrenkette mit Anhänger noch immer das Hauptschmuckstück, daneben die Hutagraffe (Batzel) und eine unbeschränkte Zahl von Fingerringen. Bei Frauen steigt vor allem der Halsschmuck wieder zu selbständiger Bedeutung;

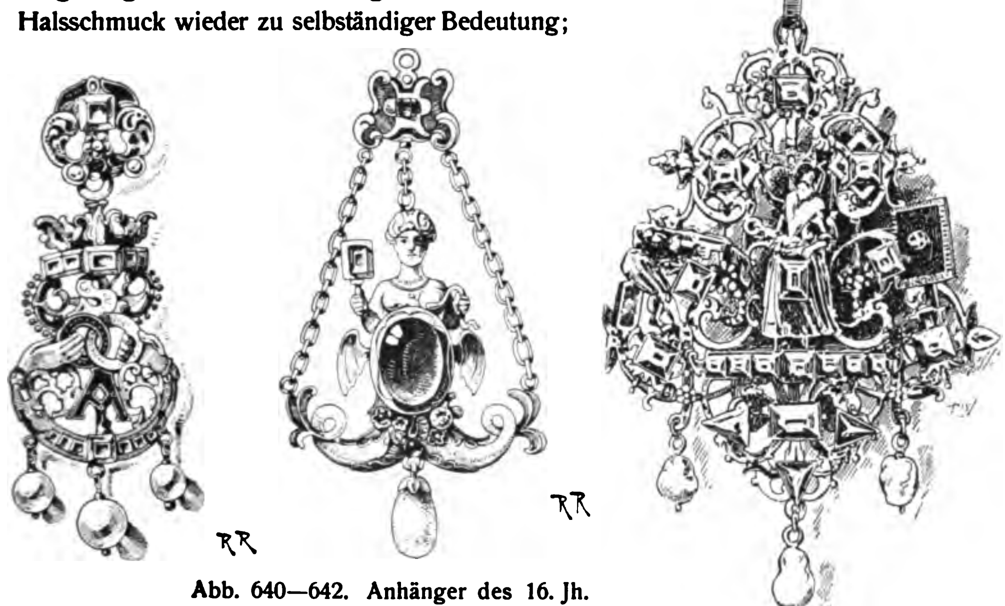


Abb. 640—642. Anhänger des 16. Jh.



Abb. 643.
Bijou von P. Birkenhultz.

man trägt Halsbänder, Glieder- und Perlenketten, drei und vier zugleich, in konzentrischer Erweiterung oder in malerischer Überschneidung und mit Anhängern aller Art belebt. Der Kopfschmuck ergeht sich in Hutagraffen, aber auch in leichtem flechten- oder netzartigen Haarschmuck, wobei Diademe, Haarnadeln, Aufstecker, Kämme wieder zu Ehren kommen. Der Gürtel wird nach alter Sitte noch tief und lose getragen, oft eine bloße Kette, um das Kleid zu raffen (S. 517), auch mit einem Berlok, an der ein Bijouterietäschchen, Messer, Schere, Riechfläschen, Schlüssel und ähnlicher Kleinkram hängen. Ohrgehänge und Armbänder sind dagegen seltene Erscheinungen.

Das Schmuckstück, in welchem sich für diese Zeit die ganze Stilgeschichte spiegelt, ist der Anhänger, das Kleinod. Hieran sehen wir die glückliche, geschlossene Art zu komponieren. Den Ausgangspunkt bilden Wappen, Symbole, Menschen- und Tierfiguren, wobei die ganze mythologische Welt der Antike wieder auflebt. Der Rahmen wird dann frei von innen heraus mit Ranken, Stäben, Rollwerk usw. entwickelt. Ohne eigentlich architektonisch zu werden, befolgen diese Elemente doch den oben S. 267 bezeichneten Stilwandel bis zum Ohrenknorpel. Mit dem Reichtum der Erfindung wetteifert die Technik. Silberguß, Treibarbeit, Vergoldung und Email, Steine und Perlen, alle Hilfsmittel werden zugleich herangezogen, um die plastische und farbige Wirkung vollkommen zu machen. Im Barock machen sich mancherlei Bizarrerien auch hier geltend, phantastische Figuren aus Monsterperlen zusammengesetzt, Waffen, Geräte, Schiffe u. dergl.

Als Anhänger offen auf der Brust wurden in jener Zeit wenigstens von den Damen auch die Uhren getragen, kleine reizende Werke in Goldemail- oder durchbrochenen Silberkapseln. Auch verwandte man Gehäuse von Achat und Bergkristall und wählte pittoreske Ei-, Muschel-, Prisma- und Kreuzformen. Für Herrenuhren waren im 17. Jh. goldmontierte und diamantbesetzte Achatgehäuse beliebt.

Außer den Originalen und den Stichen der Kleinmeister bilden die farbenprächtigen und naturgetreuen Miniaturen des Münchener Hofgoldschmiedes Hans Mielich (1516—1573) ein wertvolles Hilfsmittel des Studiums. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß der deutsche Renaissanceschmuck sich in Ungarn bei den Magnaten in Verbindung mit der Volkstracht festgesetzt und bis in die Neuzeit gehalten hat.

4. Etwa seit Mitte 17. Jh. ging die Führung im Schmuckgewerbe langsam an Frankreich über. Es ist dies wesentlich begründet in der Bevorzugung der Edelsteine und der durch Mazarin geförderten Vollendung des Diamantschliffs. Die volle, schöngezeichnete Fassung mit der Vielheit ihrer Kunstmittel verblaßt vor der Freude an blitzenden Diamanten und facettierten Steinen, womit Perlen kombiniert wurden. Man erkannte, daß Glanz und Feuer der Steine um so besser wirken, je weniger die Fassung vortritt, daß besonders der Diamant auf Silber heller leuchtet als auf Gold, und so entsteht ein Bijou, das im Muster oft an die Spitze erinnert, Steine in Form von Sträußen, Rosetten, Schleifen, Federn und Bändern zusammengestellt und durch dünne Silberstege gehalten und verbunden (Abb. 644 ff.). Dem fabelhaften Verbrauch folgten die Imitationen, geschliffener Bergkristall und Rheinkiesel, die der Straßburger Straß in Paris zur unbedingten Geltung brachte

(pierres de Strass). Hierzu kam dann noch das Porzellan. Als Broschen, Knöpfe, Medaillons, Schnallen usw. bürgerten sich die kleinen Plättchen mit den reizenden Miniaturbildchen rasch und bleibend ein. Auch in der Auswahl und Tracht der Schmuckstücke macht sich ein Umschwung geltend. Man bevorzugt das Leichte, Unsymmetrische, Unerwartete; der schwere Halsschmuck weicht einer Perlenkette, einem Samtband mit Anhänger. Das Haar wird mit Bändern oder Kettchen durchflochten und mit Sträußen (Aigretten) besteckt. Auf Achseln, Ärmel und Mieder heftet man Schleifen. Vom Gürtel bleibt nur die kurze mehrteilige »Chatelaine«, an welcher die Uhr, der Schlüssel, das Petschaft und andere Bijoux hängen. An diesem Stück allein erhält sich die alte Manier der Zeichnung und Technik. Mehr als früher werden Armbänder getragen, auch möglichst leicht und frei um den Arm gewunden. Die Männerwelt sicherte sich ihren Anteil durch Hutagraffen, Ordensketten, Knöpfe und Goldlitzen, Strumpf- und Schuhschnallen, letztere besonders in kostspieliger Schleifenform mit Steinbesatz. Beiden Geschlechtern ist die Leidenschaft für Ringe eigen, die als Liebes- und Freundschaftsringe mit vielbedeutenden Symbolen und Inschriften gewechselt wurden. Aus dieser gleißenden, maßlos verschwenderischen Stimmung führt ein jäher Wechsel zu dem preußischen Eisenschmuck der Befreiungskriege.

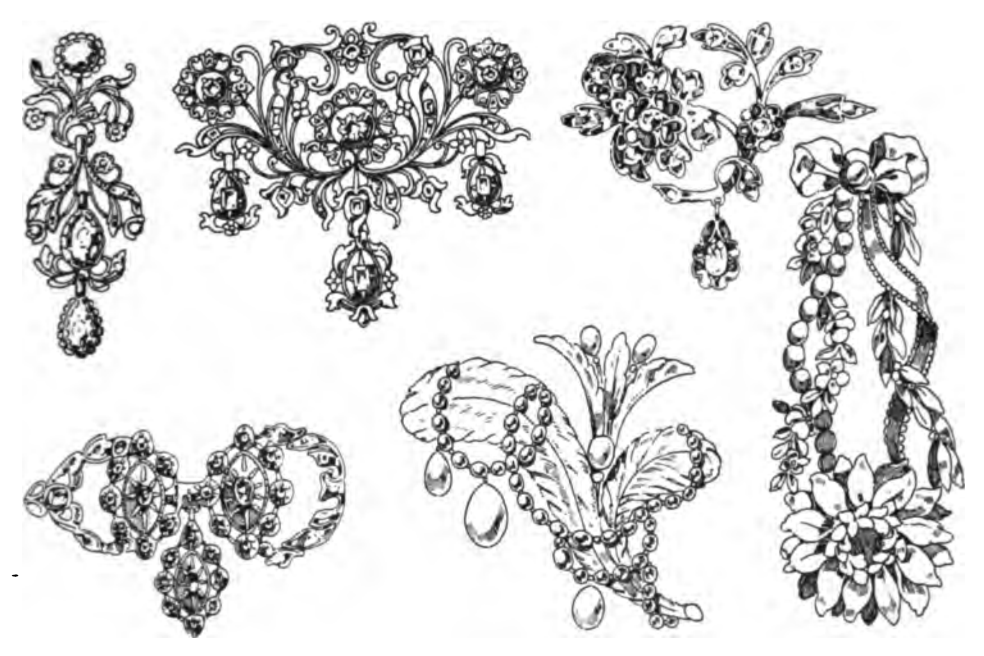


Abb. 644—649. Schmuck des 18. Jh.



Abb. 650. Sächsisches Elfenbeinkästchen. (Zu Seite 543.)

SIEBZEHNTES KAPITEL
WAFFEN

DEMMIN, Die Kriegswaffen. 4. A. Lpz. 1893. — W. BOEHEIM, Handb. der Waffenkunde. Lpz. 1890. — v. HEFNER-ALTENECK, Waffen. Frankf. 1903. — v. SPECHT, Gesch. der Waffen. Kassel 1870. — G. v. BERNECK, Die Welt in Waffen. Lpz. 1869—70. — SAN MARTE, Zur Waffenkunde der ält. deutsch. Ma. Quedlinb. 1867. — C. GURLITT, Deutsche Turniere, Rüstungen und Plattner im 16. Jh. Dresden 1889. — SAUER, Grundr. der Waffenlehre, 1869. — KLEMM, Werkzeuge und Waffen. Lpz. 1854. — REIBISCH, Deutsch. Rittersaal. Dresd. 1837. — Zeitschrift für hist. Waffenkunde hg. v. K. KOETSCHAU. Dresd. st. 1900.

Sammlungen. LEITNER, Die Waffensamml. des Arsenal-Mus. Wien 1866—70. — v. LEBER, Wiens kais. Zeughaus 1844. — K. SCHALK, Die hist. Waffensamml. der Stadt Wien. Zs. hist. Wffk. II. 386. — REIBISCH, Kgl. sächs. Rüstkammer. Dresd. 1825. — HILTL, Waffensamml. des Prinzen Karl v. Preußen. Nürnb. und Berl. 1877. — O. POTIER, Die Rüstkammer der Stadt Emden. Zs. hist. Wffk. III. 15. — WÜRDINGER, Das Kgl. Bayer. Armeemuseum. Münch. 1882.

Waffenschmiede, BOEHEIM, Meister der Waffenschmiedekunst (14.—18. Jh.). Berl. 1897. — E. MESSERSCHMIDT, Das Schwertschmiedehandwerk. Monatsb. Berg. Gesch. V. IX. und X. — R. CRONAU, Gesch. der Solinger Klingenindustr. Stuttg. 1885.

Über Waffenfälschungen: P. EUDEL, Die Fälscherkünste, übers. v. B. Bucher. Lpz. 1885.

I. Vor- und frühgeschichtliche Waffen.



Die urzeitliche Waffenkunst der Germanen tritt uns schon in der Bronzezeit in einer künstlerischen und technischen Vollendung entgegen, welche schlechthin Bewunderung verdient. Nur mit einer gewissen Heiterkeit kann man heut lesen, was sich Tacitus darüber von römischen Paradehelden hat aufbinden lassen: *Rari gladiis aut maioribus lanceis utuntur: hastas, vel ipsorum vocabulo »frameas«* [1] *gerunt angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo, prout ratio poscit, vel comminus vel eminus pugnent. Et eques quidem scuto frameaque contentus est; pedites et missilia spar-*

1) Man hat deshalb »framea« von »Pfriemen« abgeleitet.

gunt pluraque singuli, atque in immensum vibrant, nudi aut sagulo leves. Nulla cultus jactatio; scuta tantum lectissimis coloribus distinguunt. Paucis loricae, vix uni alterive cassis aut galea. Germ. 6. Hieran ist so ziemlich alles verschroben und verdreht, wenn wir dagegen die Funde zu Wort kommen lassen[1]). Die angebliche Nationalwaffe, die gefürchtete Framea (cruentam victricemque frameam) weiß man zunächst kaum zu erklären. Die Beschreibung paßt ausschließlich auf den Streitmeißel, Celt, Kelt, der in mehreren Formen vorkommt. Eine kurze, schmale Meißelklinge mit Schaftlappen oder Dülle könnte als Lanzenspitze gedient haben. Diese Waffe, Palstab genannt, würde aber der römischen Spitzlanze nicht im entfernten ebenbürtig sein. Die anderen Formen, mit Tülle und Stielrinken, weisen aber auf einen rechteckig gekrümmten Stiel und ein axtähnliches Instrument, das wenigstens als Fernwaffe nahezu undenkbar wäre und viel eher als Arbeitsgerät (Axt) aufzufassen ist. Dagegen finden sich bei allen deutschen Stämmen als Fernwaffen Beil und Lanze. Die Streitaxt (parta, barte, francisca) hat als schildzertrümmerndes Wurfbeil eine breite, elegant gerundete Klinge (unserem Fleischerbeil ähnlich) und einen kurzen Stiel. Sie wurde in einem Gehenk vor der linken Hüfte am Gürtel getragen. Die steinzeitliche Vorform ist offenbar der Streithammer, den man später in religiöser Beharrung noch als Waffe des Gottes Thor verehrte. Nur aus Berichten kennen wir die Wurfkeule (teutona), die $1^1/_2$ Fuß lang, brandhart, auf ihrem kurzen Weg alles zermalmend angeblich wie ein Bumerang zum Schützen zurückkehrte. Die Lanze (gêr) ist wie bei den Römern schon seit der Steinzeit Nationalwaffe für Fern- und Nahkampf, für Reiter und Fußtruppen. Etwas über mannslang, am Schaft mit Bronzebeschlägen, trägt sie über ein Jahrtausend fast ungeändert die weidenblattförmige Stein-, Bronze- oder Eisenklinge und folgt dem Helden regelmäßig ins Grab nach. Pfeil und Bogen sind als



Abb. 651. Nordischer Krieger. 4. Jh.
Nach Montelius.

1) MONTELIUS, Kulturgeschichte Schwedens. Lpz. 1906.

Jagd- und Kriegswaffen seit der frühesten Steinzeit belegt, auch die Schleuder ist bei einzelnen Stämmen wie bei den Markomannen Kriegswaffe.

Als Nahwaffe dient allgemein das Schwert in zwei Formen. Das Kurzschwert (sahs, scramasaxus), Nationalwaffe der Sachsen, ist offenbar eine Fortbildung des Steinmessers; es kommt in verschiedener Länge vom Dolch bis zum Halbschwert vor, wird vielfach auch von Frauen und von Männern zusammen mit dem Langschwert getragen, auch als gefährliche Wurfwaffe benutzt. Die schwere breite Klinge ist teilweis einschneidig mit starkem Rücken, teilweis zweischneidig, schilfblattähnlich. Das Langschwert hat schon in der frühen Bronzezeit eine wundervolle, breite, zweischneidige Klinge von Weidenblattform, bis 45 cm lang, die auch noch in der Eisenzeit (Hallstadt) beliebt ist, später aber (in La Tène) einer bis 100 cm langen, geraden, dünnen, biegsamen Klinge weicht. Der Griff, im ganzen gegossen, angenietet oder in Bronze an Eisen angegossen, von der Klinge meist durch zwei Kerben getrennt, ist mit Parierstange und Knauf künstlerisch vollendet gegliedert, die Knaufspitzen in der »schönen« Bronzezeit zu Spiralen aufgewunden (Antennenschwerter). Zu beiden Schwertgattungen gehören entsprechende Scheiden, aus Leder, Bronze oder Eisen, kunstvoll graviert oder mit Beschlägen verziert. — Alles in allem ist die Waffenschmiedekunst gerade zur Zeit, als die Römer mit den Deutschen zusammertrafen, auf einer Stufe künstlerischer Vollendung, die sie erst im 15. und 16. Jh. wieder erreicht hat.

2. Auch die Schutzausrüstung ist keineswegs so ärmlich, wie man aus der Stilübung des Tacitus schließen muß. Schon die wiederholte Fabelei von halbnackten Kriegern kann nur auf argem Mißverstand beruhen. Haben sich doch überall bei Moorleichen und in Gräbern die Reste von Lederkollern (lorica) oder Pelzhemden gefunden oder doch die Bronzebeschläge, kunstvolle Scheiben, welche die Brust schützten. Soviel ist allerdings zuzugeben, daß die Panzerung mit einem Geflecht aus Stahl- oder Bronzedraht, die Brünne (tunica ahena) oder Lederhemden mit Hornschuppen belegt (daher die »hürnine« Haut der Sage) nach der Seltenheit der Funde nur auf die Vornehmsten beschränkt war. Ganz allgemein ist dagegen der Schutz der großen Schlagadern durch Armringe (Handberge) und Halsringe (torques). Erzhelme sind allerdings sehr selten. Sie scheinen erst von den Romanen übernommen zu sein, halbkuglige Hirnhauben mit zugespitztem Scheitel. Aber Lederkappen über einem Gestell von Stirn- und Kreuz-



Abb. 652—654. Krieger nach karoling. Handschriften.

reifen, oder außen mit Metallscheiben belegt, sind schon häufiger. Volkstümlich waren aber die Kappen mit Tierköpfen. Hierin stimmen die Historiker mit den wertvollen nordischen Felsenzeichnungen zusammen. Eber-, Wolf-, Ur- und Elchköpfe wurden mit Vorliebe getragen, ob in Naturform oder in Nachbildungen, bleibt zweifelhaft. In den deutschen Eigennamen ist ein lehrreicher Niederschlag der Sitte erhalten. Den Steinzeichnungen nach hat man völlige Gesichtsmasken in Form von Tierköpfen nachgebildet. Der allgemeinen Vorstellung von unbesonnenen, hitzigen Draufgängern widerspricht auch die hohe Bedeutung des Schildes in der Kriegskunst der Deutschen. Das Fußvolk führte den fast mannshohen Setzschild, einen Holzrahmen mit Flechtwerk gefüllt und mit Leder bezogen, das nach Tacitus grell bemalt war, nach Späteren in den Nationalfarben, schwarz bei den Ariern, braun bei den Friesen, rot bei den Sachsen, gelb und weiß bei den Franken. In zwei Gliedern aufeinandergesetzt bildeten die Helvetier daraus die »Verschildung«, welche Cäsar gegen Ariovist so mühsam durchbrach. Für die Größe der Schilde spricht es, daß 357 nach der Niederlage bei Straßburg die Alemannen auf ihren Schilden über den Rhein fuhren. Der Reiterschild war offenbar kleiner, bei den Markomannen z. B. eine rhomboidische Tartsche. Für Reiter und bei den nordischen Stämmen ganz allgemein ist der Rundschild belegt, aus leichtem (Linden-) Holz gefügt, mit einem Bronzebuckel in der Mitte und starken Randreifen (Heerrande, Goldrande, rantpanc), in seltenen Fällen ganz aus Bronze. Als taktische Hilfsmittel sind dann noch Fahnen in Drachenform, Stierhörner und mächtige Bronzetrompeten nachgewiesen, mit denen der Führer die Massen zu dirigieren vermochte. Auch von der Aufzäumung des Pferdes haben wir vorzügliche, kunst-



Abb. 655. Krieger aus einem karol. Psalterium.



Abb. 656—658. Normannische Krieger vom Teppich zu Bayeux.



Abb. 659. Normannischer Reiter vom Teppich zu Bayeux.

reiche Funde, sehr feine Gebisse und Zaumbeschläge, teilweis gereihte Bronzescheiben, wie sie in den Zaum- und Kummetscheiben der Hauderer und Fuhrleute unberührt bis auf die Gegenwart fortlebten.

3. Die Franken machten unter Merowingern und Karolingern in der eigentlichen Bewaffnung kaum merkliche Fortschritte. Spatha und Franziska galten als Nationalwaffen, die Framea verschwindet, als Lanze kommt der gefürchtete »Angon« auf, eine 3—4 Fuß lange, dünne, eckige Klinge mit Widerhaken. Als Karl d. Gr. die Heerfolge gesetzlich regelte und dem Ritter (caballarius) die folgenreiche Vorzugsstelle gab, bestand dessen Armatur aus folgenden Stücken: Lancea, spata, semispatum, arcus, pharetra, sagittae, galea, oder helmus. Das Fußvolk trug Schild, Speer und Bogen. In den Formen ist eine andere Neuerung als das wechselnde Ornament nicht zu spüren. Dagegen ist die Verbesserung der Schutzrüstung allgemein. Schon unter den Merowingern sind Kriegerbilder mit Schuppenpanzern und Erzhelmen nach römischem Muster nicht selten. Dann sehen wir in dem berühmten Schachspiel von St. Denis die Bauern in Lederkutten (collarium, cotte) mit runden und eckigen Plättchen besetzt, auf dem Haupt einen Helm mit Nasenblech und Wangenstücken, dazu herzförmigen Schild, die Reiter teilweis in ordentlichem, bis auf die Knie reichenden Schuppenwams, Lederkapuze und Hirnhaube, dazu Rundschild. Noch entschiedener antikisieren die Miniaturen der karolingischen Handschriften. Hier treten die Hausgarden im vollen Thorax wie römische Praetorianer auf. Die Helme sind runde Hirnhauben, am Rand glockenförmig ausgeschwungen oder gar vierkantig, manchmal auch mit aufstehendem, in Blättern endigendem Kamm; die Schilde rund und gewölbt, in der Mitte spitz gebuckelt. Das ist aber mehr ein überlieferter Kanon der Schreibstuben. Wenn vollends der Monachus Sangallensis die Rüstung Karls d. Gr. beschreibt »ganz aus Eisen, selbst die Beinschienen«, so dürfte das kaum für des Schreibers Zeit (unter Karl dem Kahlen) zustimmen. Klassische Floskeln waren damals wohlfeil.

Zuverlässiger sind gewiß die Normannen auf dem Teppich von Bayeux (1066) dargestellt. Bei ihnen ist die Brünne länger, sie deckt Arme und Beine. Die Führer tragen eine Art Panzerhosen. Der Brustschlitz wird durch einen Latz gedeckt, die »Halsberge«, welche teilweis bis zum Kinn ansteigt. Der Reiterdienst mit der langen Stoßlanze erfordert jetzt Sattel und Steigbügel, wie sie auch schon bei den Franken Eingang gefunden hatten. Kleinere Wurfspeere und das über die Schulter getragene Schwert vervollständigen die Armatur. Die gleichfalls geharnischten Fußtruppen sind mit Lanze, Schild und Schwert ausgerüstet, ein drittes »Treffen« bildeten die Bogner, deren Ruhm bald alle Welt erfüllte. Gemeinsam ist allen Kriegern der Topfhelm mit Nasensteg und der spitzovale Schild.

Die Sachsen hielten zu ihrem Schaden auf dem Festland wie in England an der väterlichen Weise mit Zähigkeit fest. Sie trugen Speere und kleine Rundschilde, im Gürtel das volkstümliche Kurzschwert (sax), auf Miniaturen sieht man sie ebenfalls mit genabelten Schilden und Glockenhelmen (Abb. 650).

II. Das Mittelalter.

1. Das frühe und hohe Mittelalter ist eine Zeit lebhaftester Gärung. Es brachte die christlichen Völker in feindliche Berührung mit Ungarn, Sarazenen und Mongolen, leichtbeweglichen Reitervölkern mit virtuos gehandhabten Fernwaffen (Bogen und Armbrüsten). Der Erfolg war keineswegs der Übergang zu ähnlicher Bewaffnung und Fechtweise, sondern eine wachsende Verstärkung der Schutzrüstung. In der Heimat beruhte einmal die Organisation des Kriegsdienstes und die Kraft der Heere auf der reisigen Ritterschaft. Hatte man früher nach Schilden (der Heerschild, scutati) gezählt, so seit dem 12. Jh. nach Harnischen (loricati), dann nach Helmen und Rossen. Das Fußvolk spielt bis zur Zeit der Landsknechte keine Rolle. Die Ritterrüstung ist aber ein Produkt, das der Technik schrittweis abgerungen wurde. Es spielt sich dabei ein ganz ähnlicher Prozeß ab wie beim Burgenbau. Jede Verbesserung der Waffe hatte eine Vermehrung, Verstärkung und Verfeinerung der Schutzhülle im Gefolge, die oft die Grenze der Bewegungsfähigkeit überschreitet und schließlich zu dem ebenso kostbaren wie kunstreichen Gehäuse führt, das den Mann scheinbar vom Scheitel bis zur Sohle stich- und hiebfest, leider nicht auch kugelfest machte.

2. Die Angriffswaffen waren für den Ritter Lanze und Schwert. Die Stoßlanze (Gleve) wurde verstärkt und verlängert (von acht auf zehn Fuß ohne Klinge), oben mit einem Fähnchen und zum Schutz der Hand mit einer Scheibe (Brechscheibe) versehen, die Klinge lanzettlich spitz und scharf, beim Turnier ein kurzer Stumpf mit drei bis vier Zacken (Króninge). Das Schwert wuchs sich langsam zu einer schweren Hiebwaffe aus, mit dem wohl »Schwabenstreiche« geführt werden konnten. Das Schwert eines Konrad Schenk von Winterstetten in Dresden Anfang 13. Jh. mißt 1.40 m, ein richtiger »Zweihänder«. Die Scheide (Fuoter, Balk) ist Holz mit Leder oder Sammet überzogen, am Mundloch und am »Ort« mit Metall beschlagen, von obenher vielfach mit Bandstreifen oder Riemen umwickelt. Es wird am breiten Leibgurt in einer künstlichen Koppelung (Schwertfessel) links getragen. Das Halbschwert ging in einen spitzen, kantigen Dolch



Abb. 660. Armbrustschützen. Welislawsche Bibel.



Abb. 661—663. Krieger der Hohenstaufenzeit.

über, den man als »Panzerstecher« oder für den Gnadenstoß des Besiegten (Misericordia) handhabte. Schon in karolingischer Zeit taucht ein eigens zum Durchschlagen der Brünne erfundenes Instrument, die Geißel oder Flegel, auf. Sie wird im 11. und 12. Jh. handlicher ausgebildet: ein kurzer Holzschaft, Kette und Eisenkugel mit Stacheln. Zu gleichem Zweck eignete sich der Ritter auch die Keule an, die als Streitkolben wuchtiger auf Helm und Panzer traf denn das Schwert. Eine dreizackige Keule war z. B. die Lieblingswaffe des Erzb. Christian von Mainz. Die Armbrust, die man in den Kreuzzügen kennen lernte, macht sich vorläufig als Volkswaffe nur wenig bemerkbar (Abb. 660).



Abb. 664. Grabmal des Herzogs Heinrich von Breslau.

3. Verwickelter und interessanter ist die Ausbildung der Rüstung. Was den Panzer anlangt, so behalf man sich noch weiter mit allerhand Auflagen auf Leder, Schuppen, Ringen, Scheiben, und man unterscheidet darnach in den Abbildungen gegitterte und genagelte (gekreuzte Lederstreifen, die Felder mit Stiften beschlagen), beschildete und geschuppte (Horn- oder Metallplättchen übereinandergeschoben), beringte und bescheibte (Ringe oder Scheiben nebeneinandergenäht), bekettete und beschobene (Ringe übereinandergenäht). Demgegenüber war es ein großer Fortschritt, als man (etwa Anfang 10. Jh.) versuchte, die Ringe ohne Unterlage ineinander zu flechten und so ein leichtes,

biegsames und sehr festes Maschenhemd herstellte, das zunächst nur die Brust, denn auch Oberarme und Schenkel, schließlich selbst Hände und Füße deckte, entweder mit besonderen Ringelhosen (Isergolzen), die durch einen Bund (Lendenier) gehalten wurden, oder aus dem Ganzen. Man findet auch solche, die nur hinten geheftet wurden. Dem Panzer alter und neuer Form fügte man eine Kapuze (Halsberge, Haubert, Härsenier) an, die bis auf die Gesichtsöffnung den Kopf umschloß, indem ein Zipfel (Finteile, ventaille) von hinten über das Kinn gezogen und über dem linken Ohr angeknüpft wurde. Zum Maschenhemd gehörte aber eine Unterpolsterung aus mehreren Stücken, eine Leibbinde mit Schenkeldecken (Senftenier), ein Hüftpolster (Huffenier), ein gestepptes Wams (Wambeis, Gambeson) oder ein Lederkoller (curie), ein Schulterkragen (Spaldenier) und eine Halsbinde (Kollier). In der Hohenstaufenzeit wird über der Polsterung, doch unter der Brünne ein leichter Waffenrock getragen, der leicht bis zu den Knien, zuweilen aber bis auf die Knöchel reicht, faltig und wallend wie ein Frauenkleid. Ende 13. Jh. finden wir den Rock, möglichst reich bestickt, auch über der Brünne getragen.



Abb. 665. Hirnhaube.

Abb. 666. Topfhelm.

Abb. 667. Eisenhut.

Die Helme sind anscheinend in nachkarolingischer Zeit meist aus Eisenblech getrieben, wechselnd glocken- oder kegelförmig, auch abgeplattet, dann auch wieder um Kopflänge erhöht und abgerundet. Nacken- und Wangenschutz selten, dagegen im 12. Jh. allgemein das Nasenblech (Schemenbart, Nasenberge, Nasel). Diesen wirksamen Schutz erweiterte man gegen Ende 12. Jh. dahin, daß man ein Nackenblech über die Ohren bis an die Nasenberge führte, eine Halbmaske mit Augenlöchern, darunter aber vor Mund und Kinn ein besonderes Schutzblech vorband (Bart, Barbiere). Ein kleiner Schritt war es, diese Stücke zu einer geschlossenen Form, dem Topfhelm zu vereinigen, der ringsum geschlossen auf dem Nacken aufsaß und nur breite Augenschlitze (Querschranze) sowie Luftlöcher besaß. Gewiß ein idealer Kopfschutz, aber bei einem Sturz für den Träger oft tödlich und um so unbequemer, als darunter nicht weniger als vier Hüllen getragen wurden, eine gepolsterte Feldmütze (Batwat), die Ringelkapuze, die eiserne Hirnhaube (Kessel-

haube, Beckenhaube, Bassinet) und eine Filzmütze. Gegen Mitte 13. Jh. suchte man den Topfhelm dadurch entbehrlich zu machen, daß man den Gesichtsschirm beweglich an der Kesselhaube befestigte (Visierbassinet), zunächst erfolglos, da ein Querhieb den Kopf bis zur Betäubung erschütterte. In der Zeit des blühenden Rittertums kam als Helmschmuck das Kleinod, die Cimierde auf, phantastische Bestecke meist zoologisch-symbolischer Art; und aus den Kreuzzügen brachte man die Sonnenschleier, Helmdecken mit, beides Elemente, die in der Wappenkunst weiter fortleben.

Der Schild hat in der ganzen Epoche überwiegend dreieckige oder spitzovale, mandelähnliche Form. Die Größe schwankt von Halbmanns- bis zu Mannshöhe. In der Hohenstaufenzeit wird aber für den Reiter ein kleinerer »Ecu« gebräuchlich. Meist ist der Schild muldenartig gebogen, an den Rändern und in der Mitte mit Metallbändern beschlagen (Schildgespänge), mit Nägeln, bunten Steinen, selbst mit Schellen besetzt, der Lederüberzug bunt bemalt. Man trägt ihn an einem Riemen um die Schulter (Schildfessel).

Die typische Art des ritterlichen Lanzengefechtes äußerte sich in der Ausrüstung des Pferdes. Der Sattel bekam zunächst hohe Hinterpauschen, die sich um das Gesäß wölbten und den Reiter stützten, dann ähnliche Vorderpauschen, an denen man die Waffen anhängte. Um die Wende des 13. Jh. kommt auch der Pferdeharnisch (parse, barsche) auf (equi cooperti schon 1187 genannt), eine Kuvertüre aus Leder mit Platten benagelt, darüber das bunte »phertkleit«, das das Tier bis auf Augen, Ohren, Schwanz und Beine einhüllt. Die schwere Rüstung forderte nunmehr zwei Pferde, das Friedenspferd (palefridus) für den Marsch und das Streitroß (dextrarius).

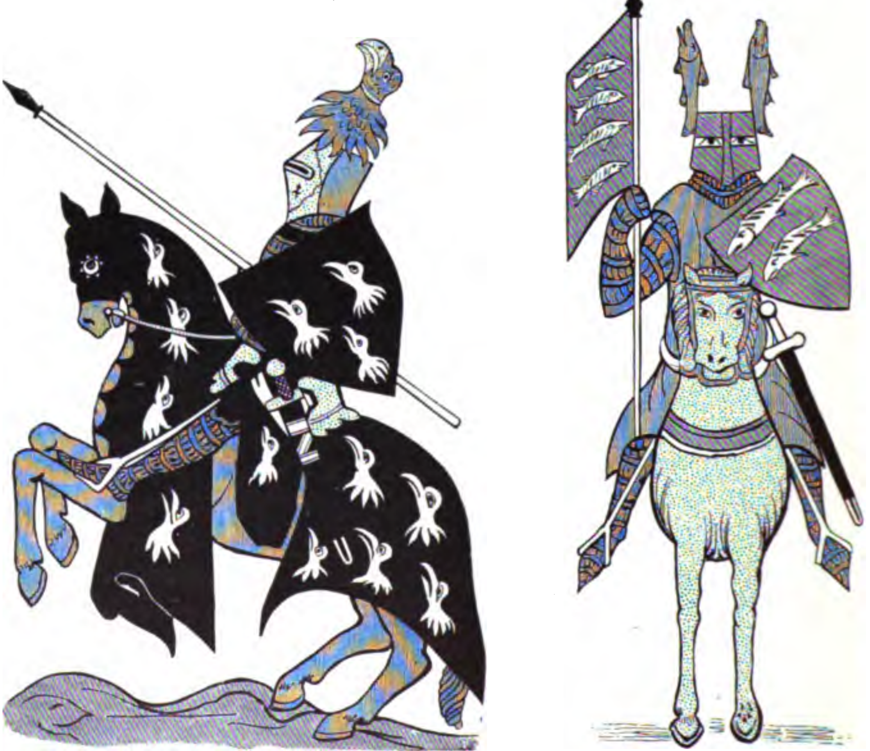


Abb. 668 u. 669. Miniaturen aus der Weingartner Liederhandschrift.

III. Das späte Mittelalter und die Renaissance.

Das späte Mittelalter setzte alle Kunst und Technik an die Vollendung der Rüstung. Seit etwa 1300 sind die Anfänge des Plattenpanzers zu verfolgen. Alle widrigen Erfahrungen, alle beschämenden Niederlagen, welche die Ritterheere gegen die freien Schweizer und gegen die Husiten erlitten, konnten die eingeleitete Entwickelung nicht aufhalten, bis der volle, lückenlose Panzerkrebs erreicht war.

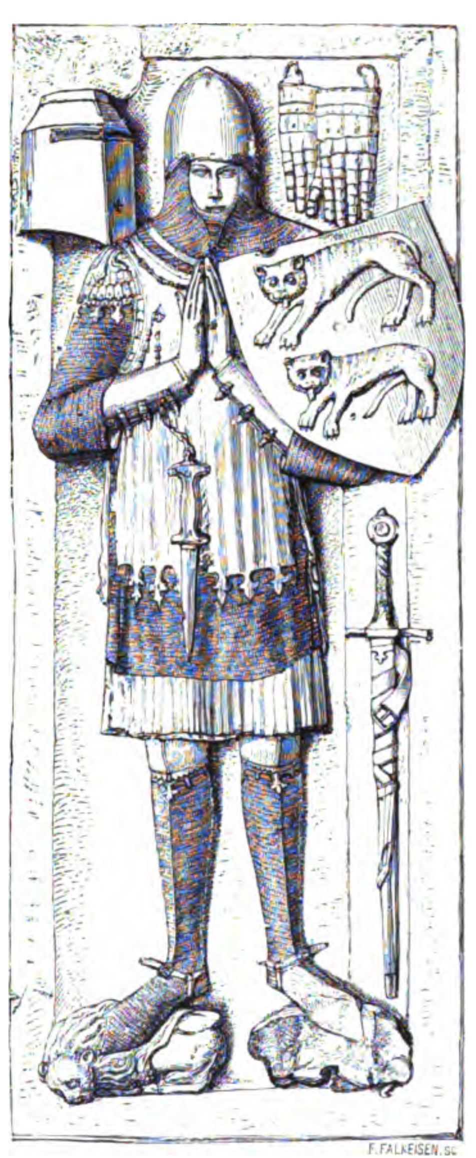


Abb. 670. Grabstein des Albrecht von Hohenlohe († 1318) im Schönthal.

1. Das 14. Jh. ist eine Zeit des Übergangs, selbst der wechselnden Tagesmode. Mit größerer Sicherheit der Rüstung suchte man doch möglichste Schlankheit, Erleichterung und Eleganz zu verbinden. So wird um 1330 das faltige Waffenhemd aufgegeben und ein enganliegendes, ärmelloses, kurzes Koller, der Lendner (S. 514) über die Brünne gezogen. Darauf liegt der breite Gürtel (Dupsing, Dusing). Auch die Maschenkapuze verschwindet. Man schloß einen breiten Hals- und Nackenschutz (Mußzeug) mit Hefteln direkt an das Bassinet. Am schwersten konnte man sich von dem Topfhelm trennen. Bis Mitte 14. Jh. tragen ihn Ritter auf Grabsteinen noch gern im Arm. Seitdem tritt aber das Visierbassinet mit spitzem Gesicht (Hundsgugel) immer mehr an seine Stelle (Abb. 671). Um die Wende vom 13. zum 14. Jh. fallen die schüchternen Anfänge des Plattenharnisches, Elbogen- und Kniekacheln, Arm- und Beinschienen, mit Riemen über das Maschenzeug gebunden. Um 1360 wird auch der Lendner mit Brustplatten beschlagen, welche sich um 1380 als selbständiger Küraß ablösen und mit einem Rückenstück über den Schultern und unter den Armen zusammengeschnürt werden. Im Anfang des 15. Jh. schließen dann die einzelnen Teile durch Vergrößerung, Verbindungsglieder (Geschiebe) und Deckstücken (Muscheln) zusammen. In der nächsten Folgezeit haben die Harnischmacher der Rüstung die höchste Festigkeit, Leichtigkeit und

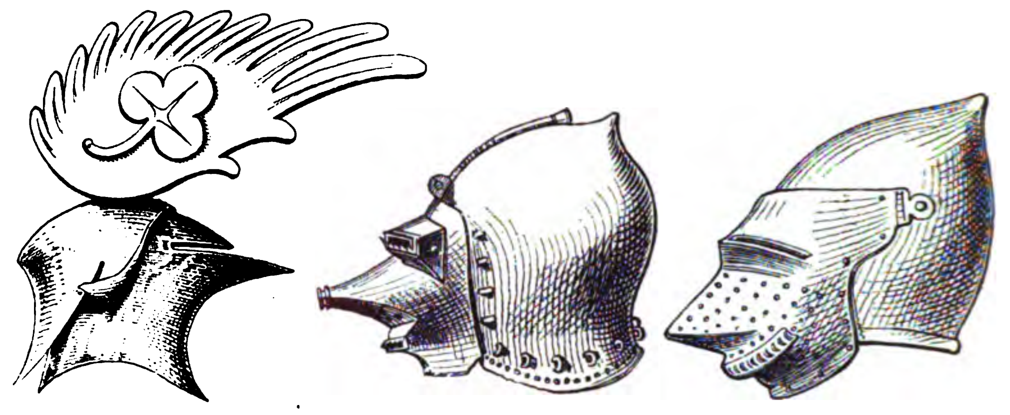


Abb. 671—673. Gugelhelme des 15. Jh.

Eleganz zu geben verstanden, ohne den Aufbau wesentlich zu ändern. Die Zeit Maximilians vollendet die Bestrebungen zu einer unvergleichlichen Hochblüte. Betrachten wir kürzlich die einzelnen Stücke wenigstens in ihren Normalformen. Denn an seltsam phantastischen Ausnahmen und verwirrenden Bezeichnungen ist kein Mangel.

Abb. 674. Deutsche Schallern. Nach Boeheim.

Der neue Kampfhelm entwickelt sich wie bemerkt aus der Beckenhaube (Bassinet) durch das spitze, zum Niederklappen, Anstecken oder in Bolzen drehbar eingerichtete Visier zur Hundsgugel. Seit 1350 verbindet sich damit ein Kinnreff (Bart, barbiere) und ein Nackenschirm; um 1420 wird der Scheitel rund wie beim gewöhnlichen Eisenhut und man bezeichnet das Stück nunmehr mit Schallern (schêlern, salade; Abb. 674). Um 1450 gelangt man so wieder zu einem geschlossenen, auf dem Nacken sitzenden Helm von ausgezeichneter Güte, bei welchem das Visier, womöglich verdoppelt oder durch einen Stirnstulp verstärkt, und das Kinnreff, auch dies vielfach verdoppelt, beweglich sind (Abb. 676). Eine wesentliche Verbesserung dieses Typs (um 1500) ist nur darin zu erkennen,

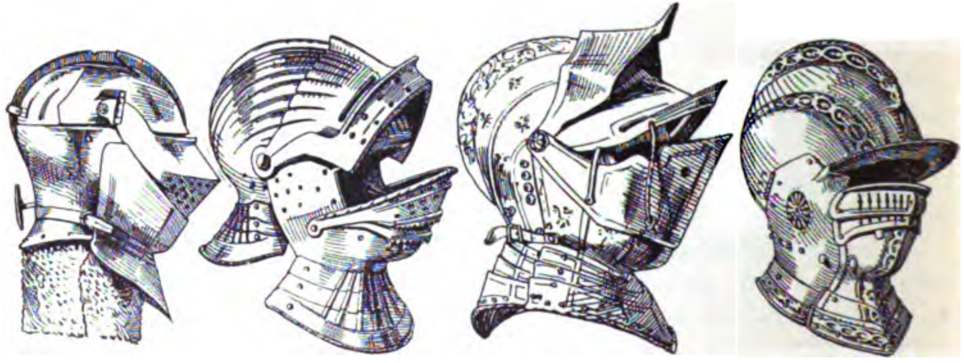


Abb. 675. Geschlossener Helm um 1490.

Abb. 676. Geschlossener Helm Maximilians. 1510.

Abb. 677. Geschlossener Helm 1547.

Abb. 678. Deutsche Sturmhaube um 1560.

daß man ein Geschiebe von Hals- und Nackenstreifen mit dem Helm vereinigte und den Scheitel durch einen Kamm verstärkte.

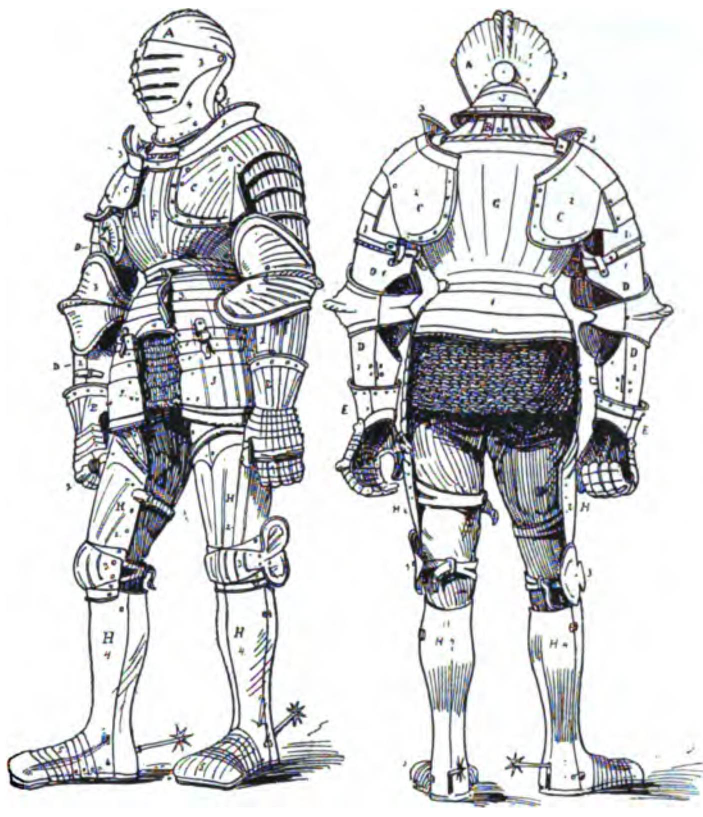


Abb. 679 u. 680. Ganzer Harnisch. Vorder- und Rückansicht. Nach Boeheim.

Andere, meist leichtere Helmformen werden im 16. Jh. von den Fußtruppen übernommen, so die Sturmhaube, ein runder Kopf mit Kamm, Nackenschirm und vor- oder aufwärts gebogenem Sonnenschirm. Mit Backenstücken, die bald das Kinn umschließen, entwickelt sie sich zur geschlossenen Sturmhaube. Mit vorgeschobenem Bart, aufschlächtigem Schirm oder Visier nähert sie sich bis zum Verwechseln dem Helm. Eine andere, seit 1520 auftauchende Haube ist der Morion mit hohem Kamm und schwungvoll aufgezogener Krämpe, besonders für Hellebardierer und Stadtmilizen gebraucht, während für Scharfschützen seit ca. 1550 eine breitrandige Eisenhaube (Gugel, Schützenhaube, Häubel, mit spitz zurückgebogenem Scheitel auch »Birnhelm«) aufkommt. Die Reiter des dreißigjährigen Krieges tragen unter dem Filzhut wieder die einfache, altbewährte Hirnhaube.

2. Der Harnisch ist eine bewußte Nachahmung des Krebspanzers und wird im Ma. auch »Krebs« genannt. Das Prinzip des Aufbaues liegt in einem Geschiebe von übergreifenden Platten, die von innen auf elastische Lederstreifen genietet sind (Abb. 679 u. 680). Auch der Hauptteil, die Brust, ist bis ca. 1490 noch durchaus geschiftet, wenigstens zwei Platten, deren untere man als »Büech« bezeichnet, mit starker Einschnürung der Taille und vorderem Grat (gotische Brust). Gegen Ende 15. Jh. kommen die ganzen (Kugel)-Brüste auf, nach Kaiser Maximilians Angaben durch Riffelung verstärkt, seit ca. 1530 mit vorstrebender Spitze (Tapul), welche um 1550 nach dem Muster des spanischen Wamses in den Gansbauch übergehen. Dieser weicht um 1620 wieder einer ganz kurzen formlosen Brust mit ungefügen, geschobenen Schößen. Nach unten setzen sich an die Brust die Bauchreifen an, an diese zum Schutz der Oberschenkel dle Beintaschen, hinten der Rückenharnisch und Gesäßschurz. Als Verbindungsglied zum Helm wird seit 1500 ein besonderer Harnischkragen eingeführt, der sich bald mehr auf die Brust, bald auf die Achseln ausbreitet (Abb. 681). Die Landsknechte und leichten Reiter

benutzten ihn, um gleich das Oberarmgeschiebe, die »Spangeröls« daran zu hängen. Der aufgebogene Halsrand gab ein zweckmäßiges Scharnier, in welchem sich der Helm leicht und fest drehen ließ. Im 14. Jh. finden wir an den Panzer (bis zu vier) Ketten eingenietet, an welchen Schwert, Dolch und Helm hangen, an der rechten Brust aber den Rüsthaken, in welchen die Stechlanze eingelegt wurde.



Abb. 681. Harnischkragen mit Spangeröls und Schwebscheibe. Nach Boeheim.

Abb. 682. Deutsches Armzeug um 1480. Nach Boeheim.

Das Armzeug besteht im ausgebildeten Harnisch aus den Achseln, den Armröhren und den Ellenbogenkacheln (Abb. 682). Die Achseln sind eigentlich die ältesten Teile des Harnischs, schon seit Ende 13. Jh. bräuchlich, um die am Helm abgleitenden Schwerthiebe aufzufangen. Sie werden seit Anfang 15. Jh. mit Vorder- und Hinterflügen über die Achselhöhle gezogen, um diese auch bei erhobenem Arm zu decken. Dem gleichen Zweck sollen auch die Schwebscheiben (Rosen) dienen, die sich bis Ende 16. Jh. bewährten. Um jedoch den Hals noch besser gegen Stoß und Schlag zu sichern, werden die Achseln um 1500 allgemein noch oben in Stauchen (Brechränder, Stoßkrägen) erhoben. Die schwierigste Verbindung war die von Ober- und Unterarmröhre und an der Lösung dieses Problems arbeiteten die Plattner unablässig. Man fügte an die obengenannten Mäuseln um 1380 ein muschelförmig auf- und abgebogenes Blechstück, das die Armbeuge vorn oder auch hinten umgab (halbe und ganze Muschel) und im 16. Jh. oft ganz riesige Ausdehnung gewann. Das »geschlossene Armzeug« mit Geschiebe über die Armbeuge fand wegen der geringen Beweglichkeit wenig Anklang, mehr der »Mailänder Harnisch«, bei dem die einzelnen Teile durch eine Riemenfolge verbunden sind.

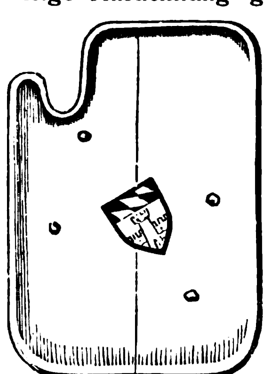


Abb. 683. Tartsche. German. Museum.

Der Handschuh, im 13. Jh. ein Maschenfäustling direkt am Armzeug, im 14. Jh. ein Fingerhandschuh aus Wildleder mit Plättchen oder Geschieben belegt, wird erst Anfang 15. Jh. zur geschlossenen Eisenfaust (Hentze) mit hohen Stulpen, dann mit geteilten und feingliedrig geschobenen Fingern und Knöchelwülsten zu einem technischen Kunstwerk voll übertriebener Vorsicht, wenn man bedenkt, daß die Hände schon durch den Schild, die Brechscheibe oder die Parierstange gedeckt waren. Auf dem Rücken der linken Hand findet sich oft eine Stielscheibe zum Anhaken

des Zügels oder zur Stütze des Schildes.

Das Beinzeug, bestehend aus Diechlingen, Kniebuckeln mit Muscheln, Beinröhren und Schuhen, ist ähnlich wie das Armzeug konstruiert. Es variiert nur dahin, daß die Röhren, dem Zug nach Beweglichkeit folgen, in Geschiebe zerlegt, die Diechlinge dem verkürzten Harnisch nachgehend bis zu den Leisten verlängert, schließlich mit den Bauchstreifen und Harnischtaschen zu »Schößen« vereinigt werden. Diese Art ist seit 1520 als »halber Harnisch« bei den Landsknechten unter Ablegung der Beinröhren und Eisenschuhe aufgekommen und als »Trabharnisch« von der Reiterei aufgenommen. Die langen Schnabelspitzen der Schuhe (15. Jh.) sollten dazu dienen, den Steigbügel zu halten oder leichter wiederzufinden. Sie waren absteckbar und wichen um 1500 fast unvermittelt den breiten Bärenfüßen oder Kuhmäulern.

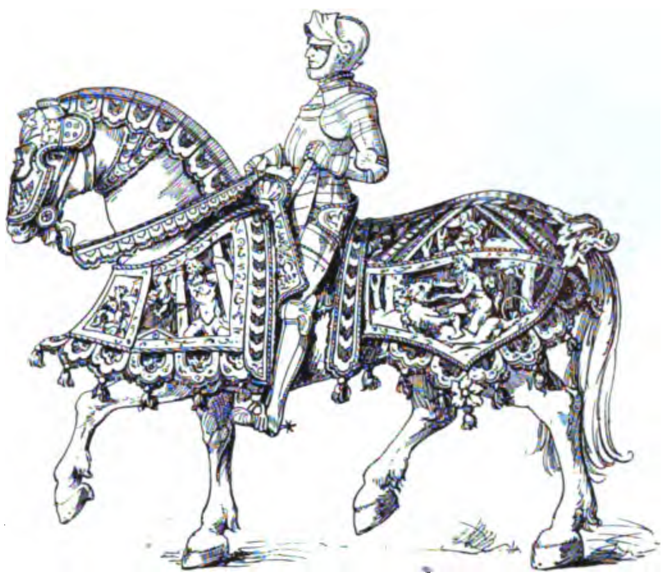
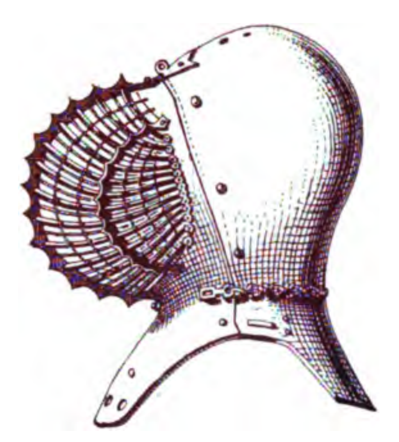


Abb. 684. Roßharnisch Kaiser Maximilians um 1510. Nach Boeheim.

Je mehr die Rüstung sich vervollkommnete, um so entbehrlicher wurde der Schild. Im 15. Jh. ist er zu einer kleinen Tartsche reduziert, welche links einen Ausschnitt für die Lanze zeigt (Abb. 683). In den italienischen Fechtschulen erfand man allerlei Triks, um Hieb und Stoß des Degens oder diesen selbst abzufangen, Arm- und Faustschilde mit Stoßklingen, Degenbrechern, Klingenfängern besetzt, für nächtliche Überfälle (Camisaden) auch Laternenschilde. Beim deutschen Fußvolk bildete sich jedoch der alte hohe Reiterschild zur Pavese aus, einem fast mannshohen Setzschild rechteckiger Form, zuweilen mit einem Guckloch (Schießloch für die Armbruster) und einer Rinne, um sie an einen vorgeschlagenen Pfahl zu lehnen, namentlich von den Husiten in Schwung gebracht, die daraus ihre festen Schildwände herstellten. Das »Custodier« besteht aus zwei Klappwänden, durch eine Kette verbunden.

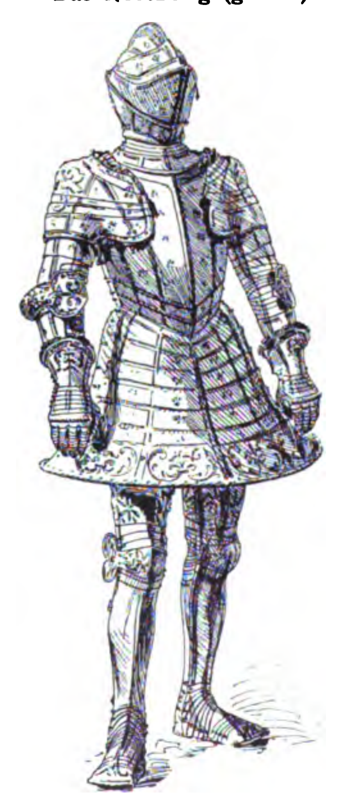
Abb. 685. Deutsches Stechzeug Kaiser Maximilians um 1490. Nach Boeheim.

3. Schrittweise mit dem Ritterharnisch entwickelt sich der Roßharnisch aus dem


Abb. 686. Helm zum Kolbenturnier.

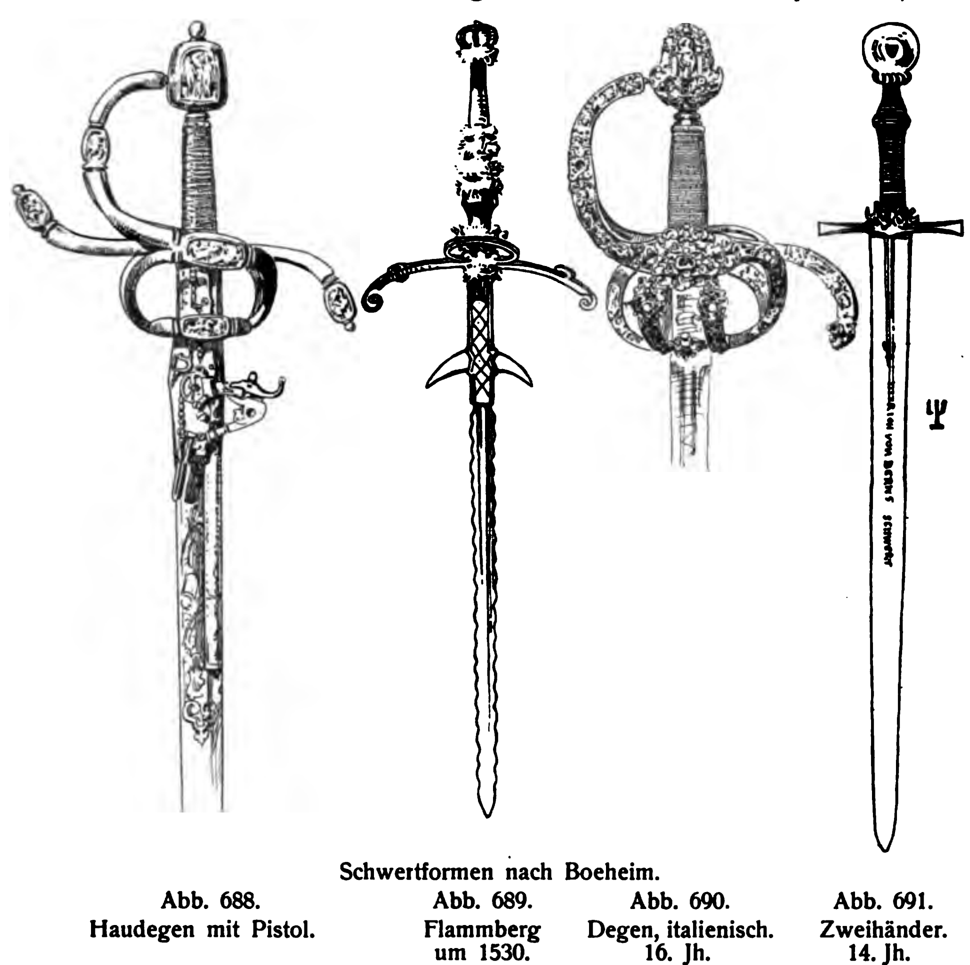
älteren Pferdkleid (Leder- oder Ringeldach) zum Plattenpanzer (Abb. 684). Zunächst der Roßkopf, anfänglich wie eine Maske den Kopf ganz umschließend, dann eine der Form angepaßte Roßstirn mit ausgeschnittenen, übergitterten, zuweilen auch blinden Augenlöchern und aufgesetzten Ohrenbechern. Hieran schließen Kinnbackenschienen und der Mähnenpanzer (Kanze), der meist in Geschiebe bis zum Sattel reicht und an diesen angekettet wird. Dasselbe geschah mit dem Brustpanzer (Fürbug, Vordergebüge) aus breiten Schienen, auch als Rock oder Tonne aus großen Platten, und mit dem Krupp- oder Lendenpanzer (Hintergebüge, Gelieger), geschoben oder aus Platten, am Schwanz geteilt oder geschlossen, seitlich breit ausgezogen, der Ansatz der Rübe durch einen Schwanzriemenpanzer gedeckt. · Versuche des Augsburger Plattners Lorenz, um 1480 die Panzerung auf Bauch und Beine auszudehnen, fanden keinen Eingang, doch sieht man öfter Beinschienen auf Abbildungen.

Das Reitzeug (gereite) ist der aufgebürdeten Last entsprechend stark und schwerfällig, der Sattel vor allem, auf einem Panal liegend, »daz ez das phaert nicht zerbrach«, mit hohen Pauschen, die hinteren das Gesäß umschließend, Turniersättel geradezu festungsähnlich, mit Futteralen um die Beine; Brustriemen (fürbuoge), Schwanzriemen und Zaumzeug sehr reich mit Seide, Sammet, Beschlägen, Schellen usw. verziert; der Bauchriemen besonders fest aus Darmsaiten, darüber ein Obergurt (surzengel); Gaginleder, die späteren Satteltaschen; Steigbügel (strepe, stegereif), in denen man mit dem hohlen Fuß stand, später auch wie Taschen vorn geschlossen; endlich Beißkörbe, nicht selten von äußerst fein durchbrochener Arbeit. Überhaupt erreicht die »Cooperation« des Pferdes im 16. Jh. nach italienischem Vorgang eine verschwenderische Pracht.


Abb. 687. Harnisch für den Fußkampf. 1547. Nach Boeheim.

4. Über den Turnierharnisch müssen einige Bemerkungen genügen. So vielfältig die Spielkämpfe waren (turney, buhurt, gestech, toyst) und gerade in der Nachblüte der Ritterschaft durch Maximilian und Albrecht Achilles bereichert wurden, so vielseitig wurden allmählich auch die Abänderungen des Harnischs. Im allgemeinen gilt der Grundsatz, die Rüstung so fest und geschlossen wie nur möglich zu machen. Deshalb wird auch der alte Topfhelm mit Hundsschnauze noch lange fortgebraucht, womöglich auf dem Harnisch festgeschraubt (Abb. 685). Im 15. Jh. tritt daneben der runde Kugelhelm mit vergittertem Gesicht und eingezogenem Hals (für das Kolbenturnier; Abb. 686).

Achseln, Rosen, Armkacheln verbreitern sich und wachsen mit den Armröhren zusammen; Bauchstücke und Taschen werden (für den Fußkampf) durch einen faß- oder glockenförmigen Stechrock ersetzt (Abb. 687), die Renntartsche gelegentlich ebenso wie der Bart auf die Brust geschraubt. Im 16. Jh. verstanden es die Plattner allgemein, durch Wechselstücke jeden Kriegsharnisch in einen Stechharnisch umzuwandeln, und die Liebhaber hatten ganze Garnituren für alle Spielarten[1]).



Schwertformen nach Boeheim.

Abb. 688. Haudegen mit Pistol. — Abb. 689. Flammberg um 1530. — Abb. 690. Degen, italienisch. 16. Jh. — Abb. 691. Zweihänder. 14. Jh.

5. Die Bewaffnung erleidet im 15. und 16. Jh. die entscheidenden Veränderungen, welche zum modernen Kriegswesen überleiten, teils durch das Aufstreben der Fußtruppe, teils durch Einführung der Handfeuerwaffen.

Unter den Nahwaffen hält sich das Schwert bei der Ritterschaft in alter Form als Küriẞschwert, eine lange, mäßig breite Klinge, der Griff zu anderthalb Hand, die Parierstange gerade, dann S-förmig gebogen, Mitte 16. Jh. erst mit Griffbügeln und Spangenkorb zum Schutz der Faust versehen; an der Scheide oft

1) v. Leitner, Freydal, Des Kaisers Maximilian I. Turniere und Mummereien. Wien 1880—82.

noch eine kleinere Besteckscheide für Dolch, Messer und Gabel. Zur Ergänzung dient der Panzerstecher (Pörschwert, perswert, pratspieß), drei- oder vierkantig mit harter, starker Spitze. Von den Volksheeren (Schweizern) kamen zwei neue Schwertformen in Gebrauch der Landsknechte: Der Zweihänder (Bidenhander; Abb. 691), gleich wirksam gegen die starrenden Lanzen der Spießer, gegen Ritter und Roß, als Wallrüstung gegen Leitersteiger, zu Hieb und Stich geeignet. Die mächtige Klinge ist oft gezähnt oder geflammt (Flammberg, Abb. 689), am Griff ein schneidloser »Ansatz«, durch zwei Dorne (Parierhaken) begrenzt. Der Zweihänder wird ohne Scheide auf der Schulter getragen; übrigens bei jedem Haufen nur von einigen besonders geschulten Sektionen, den »Meistern vom langen Schwert« geführt. An dem breiten und schweren Einhander entwickelt sich der bessere Faustschutz, neben der üblichen eine Querparierstange und ein auf die Klinge vorspringender Parierbügel oder Parierringe, die sich als »Eselshuf« über die Faust wölben. Die weitere Entwickelung dieser Schutzmittel läßt sich dann an den Degen verfolgen (Abb. 690). Sie führt durch Kombination mit Stichblättern, Griffbügeln, einfachen und doppelten Spangenkörben zu unzähligen Varianten und bot den Goldschmieden ein reiches Feld für verschwenderische Zierarbeit, wie auch das Gehänge, welches im 16. Jh. zu einer breiten Tasche wird. Als Bürgerwehren sind im 15. und 16. Jh. Krummschwerter (Kurdelatsch, coltelaccio), auch krumme Hiebmesser mit eingeschnittenem Griff (Dusägge), bei den Bauern schwere Halbschwerter (Ochsenzungen) von vorgeschichtlicher Form beliebt. In den Fecht- und Galanteriedegen, Stoß- und Haudegen, Rapieren, Stiletts usw. offenbarten Italiener und Spanier eine wetteifernde Erfindungslust. Von Italien kam auch der meuchlerische Dolch mit Springklingen nach Deutschland.



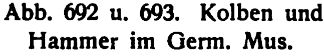


Abb. 692 u. 693. Kolben und Hammer im Germ. Mus.

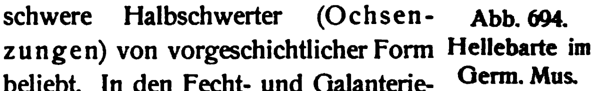


Abb. 694. Hellebarte im Germ. Mus.

Die dem Panzer gefährlichsten Schlagwaffen waren Axt, Hammer und Kolben. Der Streitkolben (Kürisbengel, Abb. 692) eine verfeinerte Keule, an der kugel- oder zylinderförmigen Haube mit Nägeln, Stacheln oder Schlagblättern besetzt, vom Söldnerwitz bald »Stechapfel«, bald »Morgenstern« bezeichnet, vermochte wohl, Helm und Harnisch zu zertrümmern und wurde in der ersten Hälfte des 16. Jh.

allgemein von der Ritterschaft, selbst von Fürsten geführt, eine Art Majestätszeichen, deshalb auch vielfach hochkünstlerisch gearbeitet, auch als Turnierwaffe beim Kolbenturnier. Die Volksheere, Husiten, Schweizer, Bauern, griffen stets wieder zu der primitiven aber nicht minder gefährlichen Kriegsflegel. Noch mörderischer erwies sich der Fausthammer (Abb. 693. 698), den man zeitweis geradezu für unehrlich erklärte, ursprünglich auch nur eine alte Volkswaffe, zeitweis vom schwäbischen »Schläglerbund« aufgenommen (1367), seit Mitte 15. Jh. als Ritterwaffe eingebürgert, im 16. Jh. mehr Würdezeichen als Waffe. Die Wirkung lag weniger im Schlag als im langen spitzen, leicht gekrümmten Stachel, den man bald als »Falkenschnabel«, bald als »Papagei« bezeichnete. — Die Streitaxt kommt als Reiter- und Fußgängerwaffe in vielen Spielarten vor, als Barte mit zurückgebogenem Schnabel ähnlich dem Hammer, als Hellebarte (Abb. 694) mit Klinge, Spitze und Schnabel, zu Stoß, Hieb und Riß gleich geeignet, als messerartige Gläfe (Abb. 696) mit gesägter oder hakiger Klinge (Parierhaken am Rücken, Roßschinder), mit denen Fußknechte die Sprunggelenke der Pferde zu durchschneiden suchten, schließlich als Hippe oder Sense, Sichel in der Volksarmatur. Mit Runka (Wolfseisen, Korsäke) bezeichnet man eine Stangenwaffe mit langem, spitzen Spießeisen, an welchem unten zwei vorwärts gekrümmte Ohren sitzen. Hieraus entwickelt sich die Partisane (böhmische Ohrlöffel) mit breiterer Klinge und kürzeren Ohren (Abb. 697), schließlich das Sponton. Helmbarte und



Abb. 695. Helmbarte. 1563. Abb. 696. Kursächs. Glefe. Abb. 697. Österr. Oberstenpartisane. Nach Boeheim. Abb. 698. Sächs. Streithacke um 1560.



Abb. 699 u. 700. Armbruster nach Froissard.

Partisane weichen im 16. Jh. allmählich aus dem Kriegsgebrauch und werden mehr Prunkwaffen fürstlicher Leibgarden mit reichen Verzierungen und oft barock verschnörkelten und geschwungenen Klingen, übrigens auch Standesabzeichen, die Hellebarte der Feldweibel, die Partisane, später das Sponton der Offiziere.

Unter den Stoßwaffen behauptet die Lanze (Reisspiess) ihren Rang bis Ende 16. Jh.; im gewöhnlichen Gebrauch äußerst primitiv, denn sie wurde massenhaft »verstochen«, für Prunkzwecke und den Ernstfall sehr sorgfältig bearbeitet, der Schaft in Öl gesotten, bemalt und vergoldet, oft auch kanneliert, gegen den Handgriff hin anschwellend, hier mit Brechscheibe versehen, am Fuß mit Gegengewicht. Die Länge geht bis zu 4 m. Der Spieß als Infanteriewaffe kam durch die Schweizer zu Ehren und in den Schlachten gegen die burgundische Ritterschaft zu Weltruhm, zuerst bis 4,5 m, bei den Landsknechten bis zu 6 m lang, ein dünner, zäher Schaft und eine kleine Spitze mit Dille oder Schaftfedern. Im Fußturnier brauchte man einen kurzen leichten Ahlspieß, Kanoniere trugen den »Lundenspieß«, Jäger den »Schweinspieß« mit breiterer, blattförmiger Klinge. Auch der Wurfspieß (Atiger, Atzger), das pfeilförmige, gefiederte »Schäfflin«, wurde mehr als Jagdwaffe gebraucht.

Die Armbrust (armrust, armst; Abb. 699. 700), anfänglich unter Christen durch Konzile verboten, wurde in dieser Zeit wesentlich verbessert, doch mehr nur als Wallgeschütz, nicht wie bei Engländern und Franzosen als Feldwaffe benutzt. Sie ist in der älteren einfacheren Form (Abb. 701) ein starker Bogen D aus Holz, Eisen oder Horn, am Kopf eines Schaftes (Säule) F eingelassen, in dessen Mitte eine Nuß H im sogenannten »Nußbrunnen« liegt, die gespannte Sehne an einer Kerbe haltend. Ein Abzugshebel I R mit der Feder G sperrt und löst die Nuß. Die Spannung geschah in der älteren Zeit so, daß der Schütze in einen am Kopf angebrachten Bügel A trat und die Sehne mit den Händen, dann mit einem Doppelhaken zurückzog. Bessere Spannvorrichtungen gestatteten schrittweis seit 15. Jh. den Bogen zu verstärken und die Wurfkraft zu erhöhen. Die primitivste ist der Geißfuß, ein Hebel, dessen einer gegabelter Arm in zwei Zapfen neben der Nuß griff, während der andere die Sehne faßte und in die Kerbe zog, so besonders bei Reiterarmbrüsten. Leistungsfähiger ist die Winde mit Kurbel, Zahnrad und Zahnstange und noch mehr der (englische) Flaschenzug, der deshalb auch mehr bei großen Turmarmbrüsten gebraucht wird. Manchmal ist der Spanner als »Säulenhebel«

festmit dem Schaft vereint wie bei den (spanischen) Ballestern und den (italienischen) Schneppern (16. Jh., Abb. 703), die aber fast nur als Jagdwaffe dienten. Hieran finden sich auch Zielvorrichtungen, das Visier (Stuhl) über der Nuß und das Schiff (eine Gabel am Kopf mit einer Kugel an Seidenfäden als Korn). Schon im 15. Jh. finden sich Stein- oder Kugelarmbrüste mit doppelten Sehnen und Tasche, um mit Stein- und Bleikugeln zu schießen, auch in großem Format (Abb. 702). Rinnen als Bolzenlager und überdeckte Rohre werden erst Ende 16. Jh. allgemeiner.

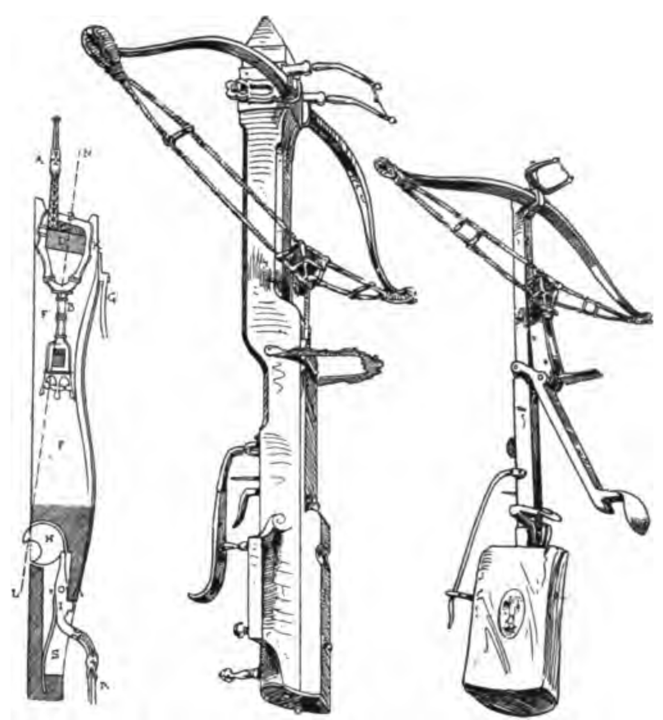


Abb. 701. Mechanismus einer Armbrust Ludwigs XII. Abb. 702. Balläster, um 1580. Abb. 703. Deutscher Schnepper. Nach Boeheim.

IV. Das Antwerk.

PIPER, Burgenkunde 349—82. — A. SCHULTZ, Das höfische Leben II². 363. — G. KÖHLER, Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit. Bresl. 1886—88. — JAEHNS Handb. der Gesch. des Kriegswesens. Leipz. 1880. — DERS., Gesch. der Kriegswissenschaft. Münch.

Anscheinend war im frühen Ma. die Kenntnis des hochausgebildeten römischen Geschützwesens gänzlich verloren gegangen. Indes führten die Belagerungsaufgaben in der Heimat und noch mehr in den Kreuzzügen zu einer Art Renaissance der römischen Antwerke, wobei des Vegetius Schrift »de re militaria« Führerdienste leistete. Eine Beschreibung der so entstandenen Maschinen gibt um 1280 Aegidius Colonna in dem Buche »de regimine principum«. Weitere Fortschritte sind niedergelegt in Konrad Kyesers »Bellifortis« 1406 und in Christine de Pisans »Livre de faicts d'armes« 1410. Aus diesen Quellen und

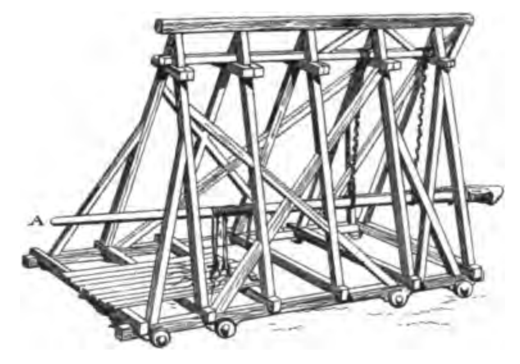


Abb. 704. Widder. Nach Viollet-le-Duc.

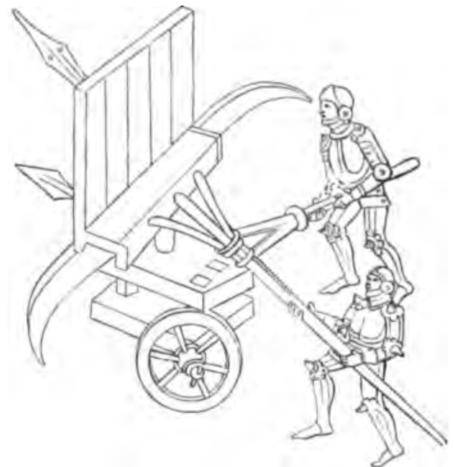




Abb. 705. Sturmwand.

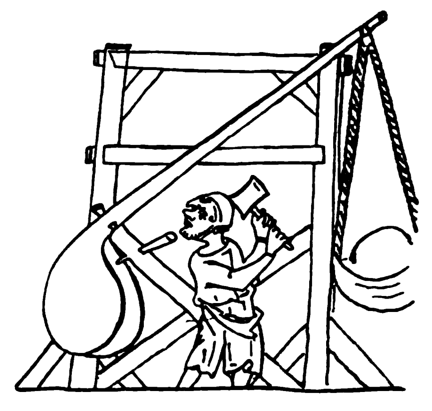


Abb. 706. Tribock nach Fierabras.

anderen gelegentlichen Abbildungen und Beschreibungen haben sich Viollet-le-Duc, Napoleon III. (Études sur l'artillerie) und Köhler die Artillerie des Ma. zu rekonstruieren bemüht, ohne in die verwirrende und widersprechende Vielheit der Namen und Angaben volle Ordnung bringen zu können.

Als Mauerbrecher lebte zunächst der Widder (aries, auch Katze, gattum, Sau, Fuchs, Maulwurf, Krebs, Igel, Schildkröte genannt) wieder auf (Abb. 704), ein mächtiger, in Ketten hängender Stoßbalken mit eisenbeschlagenem Kopf, der in einem Gerüst über den ausgefüllten Graben an die Mauer geführt und von genügender Mannschaft an Seilen bewegt wurde. Die Bedienung war durch eine starke Bohlenverkleidung des Gestelles (Katze) vor Wurf und Brand geschützt. Es scheinen auch Köpfe in Zangenform (cancer) und Mauerbohrer (terebra) benutzt worden zu sein, um Steine zu lockern und herauszuziehen. Die Katze als Schutzhaus allein fand auch sonst für Brech- und Minierarbeiten Verwendung. Daneben kennt man fahr- und drehbare Sturmwände (Abb. 705).

Abb. 707. Triboc nach Viollet-le-Duc.

Ein vielgebrauchtes Angriffsmittel war dann der Wandelturm (Bercfrit, Ebenhoch, exostra, sambuca), ein (fahrbarer) Holzturm, dessen Konstruktion noch in den Glockentürmen bei schlesischen Landkirchen fortlebt. An den Stirnseiten mit Brettern und zum Schutz gegen Feuer mit nassen Häuten beschlagen, an der Rückseite mit einer Leiter versehen, bot er eine oder mehrere Plattformen, von welchen die An-

greifer mittelst Zugbrücken auf die Mauer sprangen. Zum letztenmal wird des Ebenhochs 1447 bei der Belagerung von Neuß gedacht.

Die Wurfmaschinen mit Hebel oder Rute teilt Aegidius in die vier Klassen, je nachdem das Gegengewicht fest oder beweglich oder beides zugleich ist: Trabucium, Biffa, Tribantium, oder durch Menschenkraft ersetzt wird. Hiernach ist der Dreibock (trabucium, triboc), 1212 bei der Belagerung von Weißensee durch Otto IV. genannt, an dem festen Gegengewicht des kurzen Hebelarms kenntlich, wovon die Handschriften meist nur andeutende Bilder geben (Abb. 706). Der Mechanismus ist aus der Rekonstruktion Viollets ersichtlich (Abb. 707). Die Rute mit dem Steinkasten wurde durch Seile und Wellräder aufgezogen, das Geschoß in eine Tasche (Schleuder, capsa, zwischen den Schwellen sichtbar) gelegt und (durch einen Hammerschlag) der Kloben des Zugapparats gelöst. Der Tribok gab gegen zwölf Schuß in der Stunde und warf ebenso weit als sicher. Ganz ähnlich ist der Mechanismus bei der Biffa (Abb. 708), wo das Gegengewicht ein schwebender Steinkasten ist, in den Quellen sonst allgemein Blida (Blide, Bleide) genannt. Im Bellifortis finden sich mehrere Konstruktionen, aus denen sowohl der Aufzug wie die Regulierung der Schußweite zu ersehen ist. Viollet hat eine Methode mit Spannseilen P zwischen Rute und Schleuder angenommen (Abb. 709), welche kurz oder lang geknüpft den Wurfpunkt verschieben, Kyeser gibt eine Methode, wobei die Tasche selbst an einer Stange

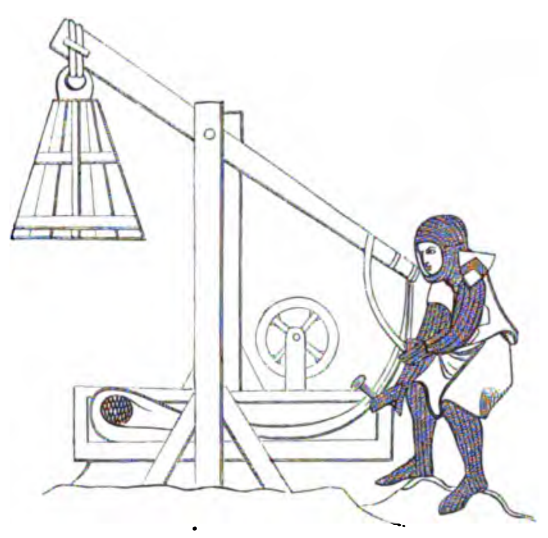


Abb. 708. Biffa nach Villards Skizzenbuch.

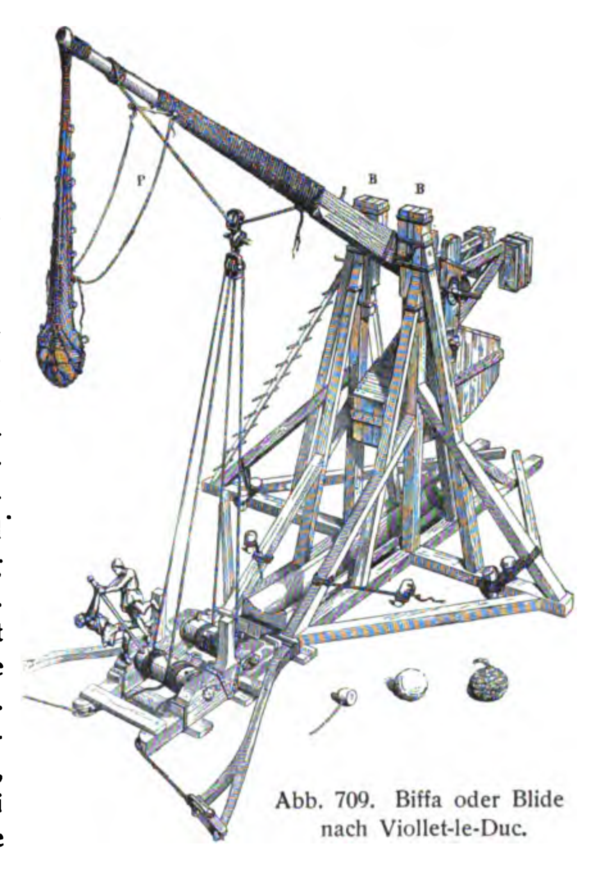


Abb. 709. Biffa oder Blide nach Viollet-le-Duc.

mit Eisenhaken lang oder kurz gestellt werden kann (si vis prope, inferiori [ferrunculo], si vero remote, tunc iunge superiori). — Das Tribantium wird sonst nicht weiter erwähnt, die »vierte Maschine« des Aegidius könnte mit der Pretaria (pheter) oder der funda balarica identisch sein. Von anderen wie Swenkel, Tarant, Biblia, Bidda, Busse, Rutte, Tummeler haben wir keine Vorstellung.

Der Onager (Wildesel) wird dagegen durch eine Münchener Federzeichnung von 1350 verständlich. Die Rute, die das Geschoß in einem Teller trägt, ist wie der Wirtel einer Handsäge in ein Doppeltau geklemmt und wird durch eine Haspel gespannt; ein kleines, aber schnellwerfendes Geschütz. Ein »Fewrwagen« aus Mitte 15. Jh. zum Schleudern von Brandsatz hat auf einem vierrädrigen Karren einen als Hebel wirkenden Löffel, an dessen kurzem Arm drei mitgeführte Gewichte angehängt werden, nach dem Schuß wahrscheinlich abfallend, so daß das zeitraubende Aufziehen wegfiel.

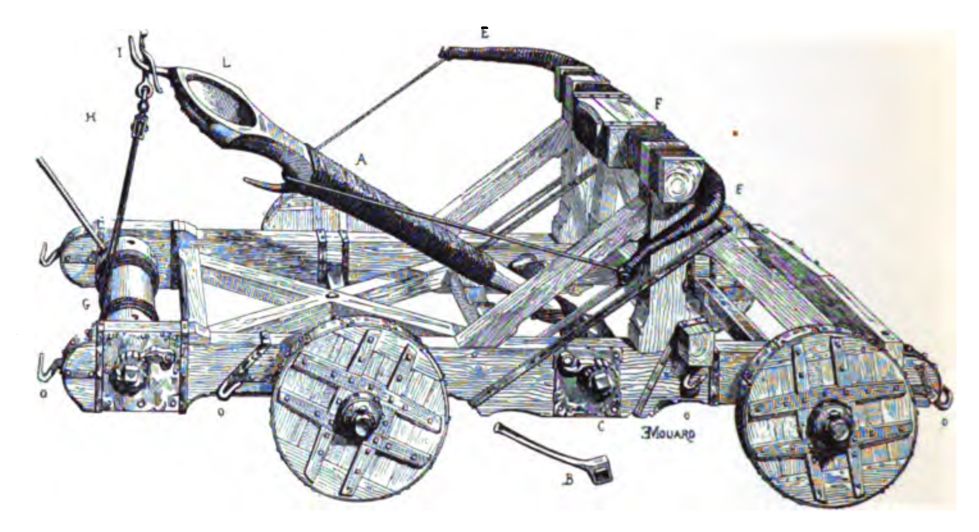


Abb. 710. Mange nach Viollet-le-Duc.

Eine Reihe anderer Geschütze, ohne klare Scheidung Balliste, Arkuballiste, Mange, Katapult, Lithobol, Ribalte usw. genannt, beruhen auf dem Prinzip des Bogens und nähern sich der Armbrust (Abb. 710). Nach (unsicherer) Annahme der Forscher wäre die Mange ein mit dem Bogen gespannter Onager, dessen Löffel durch eine Winde wie bei den übrigen Hebelmaschinen aufgezogen wurde, Balliste und Katapult (bei Kyeser auch Sonifer) dagegen große Armbrüste, welche Pfeile oder Steine schossen und deren Sehne durch Schrauben, Zahnradgewinde, Flaschenzüge, Geißfüße wie bei der Handarmbrust gespannt wurden. Die Federkraft eines zurückgespannten Brettes ist bei der um 1300 genannten Rutte benutzt. Diese ist ein Galgen, auf welchem ein Pfeil liegt. Eine senkrecht am Mast stehende Bohle wird durch eine Winde gespannt und schlägt nach Lösung einer Koppelung das Geschoß aus seinem Lager.

Als Geschosse kommen vornehmlich Stein-, aber auch Blei- und Eisenkugeln von bestimmtem Gewicht (bis zu drei Ztr.) in Betracht, oft erwiesen sich Brand-

sätze, Feuerpfeile, griechisches Feuer als wirksamer, und sehr beliebt waren gewisse rohe Artilleristenscherze, Fässer mit allerstinkendstem Inhalt, ungelöschter Kalk, um die Besatzung zu blenden, Bienenkörbe, ja selbst lebendige Gefangene. Die Treffsicherheit muß nach vielen Berichten selbst mit dem großen Antwerk ganz erstaunlich gewesen sein.

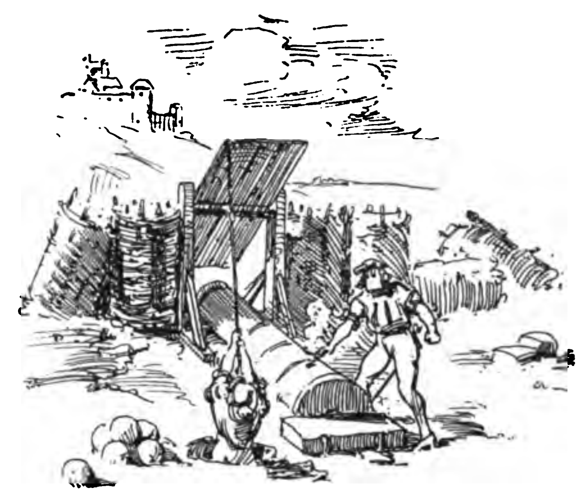


Abb. 711. Belagerungsgeschütz. Nach Boeheim.

V. Die Feuerwaffen.

THIERBACH, Geschichtl. Entwickelung der Handfeuerwaffen. Dresden 1886-99. — ESSENWEIN, Quellen zur Gesch. der Feuerwaffen. Nürnb. 1877. — SCHÖN, Gesch. der Handfeuerwaffen. Dresd. 1858. — R. SCHMIDT, Entwickelung der Feuerwaffen. Schaffhsn. 1867; Die Handfeuerwaffen. Basel 1875. — H. GERLACH, Sachsens ält. Bronzekanonen. Freib. 1882. — DOLLECZEK, Gesch. der österr. Artillerie. — MEIER, Die Artillerie der Stadt Braunschweig. Zs. Harzv. XXX. 35. — PFISTER, Monstregeschütze der Vorzeit. Kassel 1870.

Die Kenntnis und Verwertung von Explosivstoffen, des »griechischen Feuers«, der Kartuschen und Brandraketen, ist in Byzanz schon im 7. Jh. geläufig und sickert als alchymistisches Arkanum in die Gelehrtenstuben Westeuropas durch. Albertus Magnus und Robert Bacon kannten das Pulver, und es ist immerhin möglich, daß in diesen Kreisen der Schuß aus dem Pulverrohr entdeckt wurde, was sich in der Sage von der Erfindung des Schießpulvers durch Berthold Schwarz niederschlug. Die ritterliche Anschauung kam aber der Erfindung nicht entgegen. Erst aus dem zweiten Viertel des 14. Jh. haben wir Nachrichten von grobem Geschütz, 1334 bei der Belagerung von Meersburg, 1346 in Aachen, 1348 bei Zerstörung der Rudelsburg durch die Naumburger usw. Trotz aller Mängel war der Eindruck der neuen Artillerie gewaltig. Die Verbesserungen jagten sich und verstiegen sich oft in Utopien, bis Ende 15. Jh. aus dem anfänglichen Chaos ein brauchbarer Geschütztyp erstand. Eine längere Entwickelung durchlief die Handfeuerwaffe. Noch um 1500 konnte ihre Überlegenheit gegen die Armbrust bezweifelt werden.

1. Das Geschütz bestand anfangs nur aus einem Rohr; man schmiedete es aus Eisenblech, Schienen und Ringen über einer »Seele« und bettete es in die Erde (Abb. 711). Die ersten gegossenen Bronzerohre werden 1346 in Tournay,

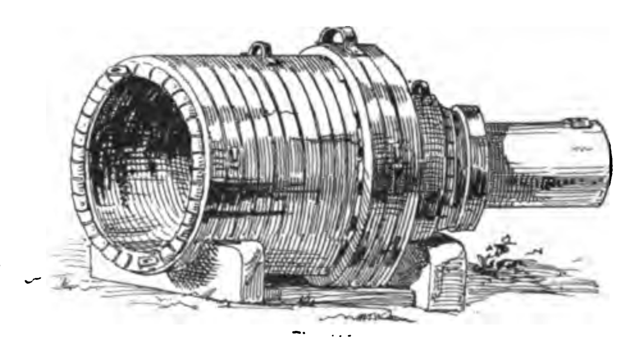


Abb. 712. Der große Pumhart von Steyr. Nach Boeheim.

1370 in Augsburg (Peter von Aarau) erwähnt. Als Geschosse diente zunächst Steinhagel, dann passende Stein- oder Eisenkugeln. Da jede Berechnung der Kräfte und Flugbahnen fehlte, so durchliefen die Stückgießer, die sich aus dem Gewerbe der Glocken- und Grapengießer rekrutierten und zugleich als Geschützmeister dienten, probierend alle Möglichkeiten, bis zur äußersten Länge und Dicke des Rohrs. Darnach sind auch die Bezeichnungen anfänglich ganz unsicher; allgemein braucht man Büchse und Pumhart (bombarda); die großen Rohre nannte man Hauptstücke, die mittleren Metze und Haufnitz, die langen »Schlangen« (Feldschlangen, auch Falken), die dicken Mörser, unter denen der »große Pumhart von Steyr« um 1380, jetzt in Wien (Abb. 712), durch seine Dimensionen weit hervorragt.

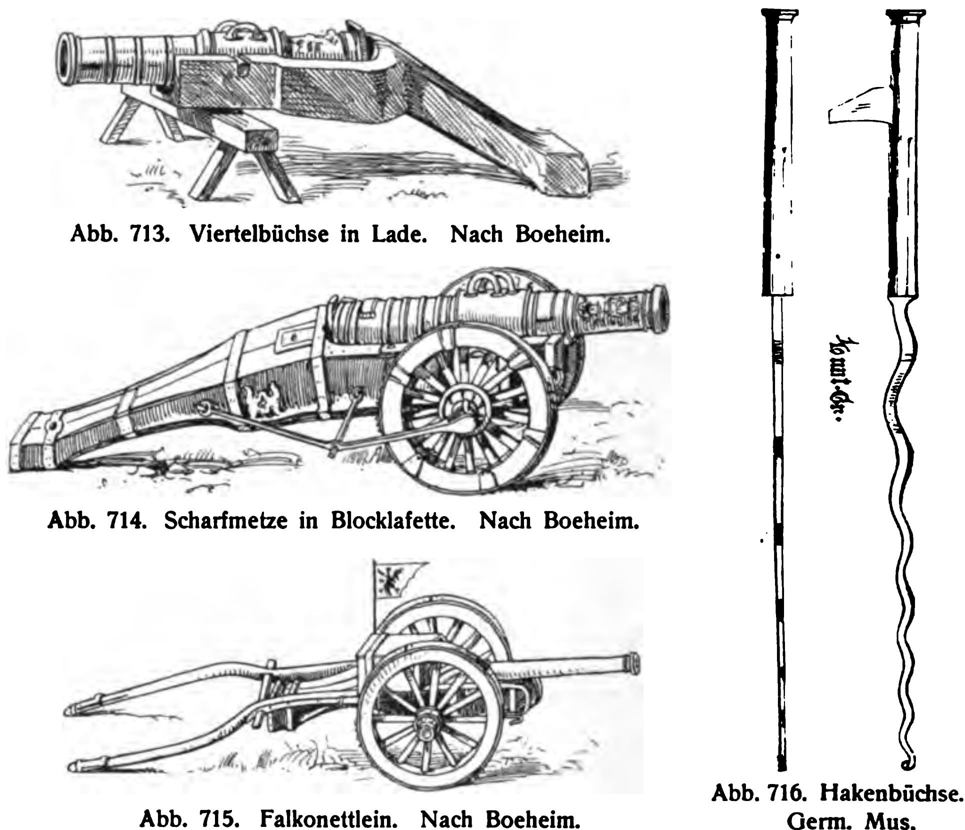


Abb. 713. Viertelbüchse in Lade. Nach Boeheim.

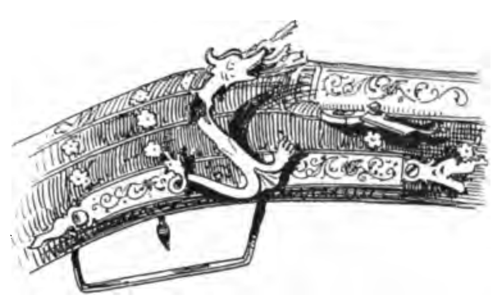
Abb. 714. Scharfmetze in Blocklafette. Nach Boeheim.

Abb. 715. Falkonettlein. Nach Boeheim.

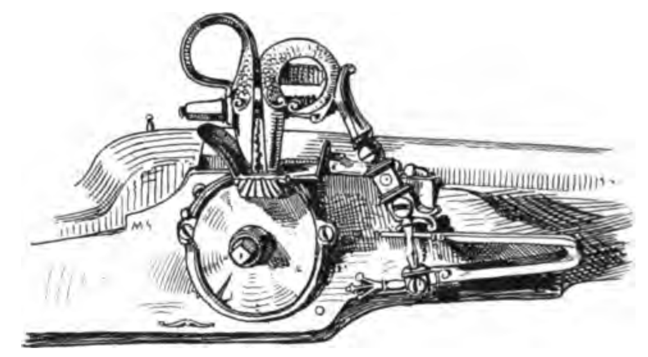
Abb. 716. Hakenbüchse. Germ. Mus.

Es entstanden aber auch Langrohre von übertriebenem Kaliber. Die »tolle Griete« in Gent schoß Kugeln von 680 Pfund, die »faule Mette« in Braunschweig von 750 Pfund. Bei dieser war jeder Schuß ein Ereignis, vor dem die ganze Umgegend zitterte. In 317 Jahren schoß sie nur neunmal, davon viermal gegen den Feind ohne irgend welchen Schaden anzurichten.

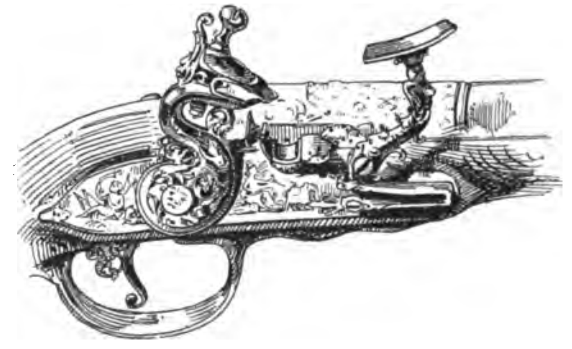
Die entscheidenden Verbesserungen des 15. Jh. beziehen sich zunächst auf die Lafette. Hier suchte man mit allen Mitteln dem Rückstoß zu begegnen. Man bettete das Rohr in Balkenlagen (Preller), in ausgehöhlte Stämme oder gezimmerte Laden (Abb. 713) und legte diese, um das schwierige Richten zu erleichtern, vorn


Abb. 717. Italien. Lundenschloß. Nach Boeheim.

auf einen Bock, hinten auf verstellbare »Richthörner«. Der Bock (Bank) entwickelte sich bald zur Achse mit Rädern, statt der Richthörner setzte man den von der Lade abwärts zum Boden neigenden »Protzstock« an, das Rohr aber wurde durch vier Zapfen fest mit der Lade verbunden. So ersteht um 1450 der Typ des fahrbaren, auf »Rücklauf« konstruierten Feldgeschützes (Abb. 714). Er erlangte die Vollendung dadurch, daß man um 1490 die »Richtzapfen« auf zwei reduzierte, wodurch das Rohr in der Lade auf- und abwärts drehbar wurde, und zur Regulierung der Elevation die Schraube einführte. Ladung und Zündung machen keine nennenswerten Fortschritte. Gewisse vorgreifende Erfindungen wie der Hinterlader mit beweglicher, eingekeilter Kammer, das Schnellfeuergeschütz mit zahlreichen Läufen (Orgel) fielen durch ihre Mängel zu Boden. Statt der im Guß nicht immer gut fallenden Seele versuchte man schon unter Maximilian die mühsame Handbohrung »im Gangspill«. Aber erst die von J. Maritz in Bern Anfang 18. Jh. erfundene Kanonendrehmühle lieferte eine genau zentrale Bohrung. Um so glänzender ist aber die äußere Ausstattung der Bronzerohre im 16. Jh. Die Stückgießer nahmen den ganzen, bei Glocken und Mörsern geläufigen Dekor an Wappen, Inschriften, Figuren und Ornamentfriesen herüber und lieferten Rohre von tadellos künstlerischer Vollendung.


Abb. 718. Deutsches Radschloß. Nach Boeheim.

2. Die ältesten Handfeuerwaffen (1381 in Augsburg, 1388 in Nürnberg als Schützenwaffen genannt) waren primitive Knallbüchsen ohne Schaft und Ziel, kurze Röhren mit einem Stiel, die man mit glühendem Draht von vorn, dann mittelst Zündloch abfeuerte (Abb. 716), auch von Reitern mit einer Gabel auf dem Sattelknopf getragen (Scopiti oder Petrinal). Als praktisch wirksam erwiesen sich aber erst die schweren Rohre, Doppelhaken, eigentlich nur


Abb. 719. Flintenschloss. Nach Boeheim.

verkleinerte Feldschlangen, die bis zu 2 m lang auf einen Bock gelegt und von zwei Mann bedient wurden, von welchen der eine richtete, der andere zündete. Diese Waffe ist in dem technisch so regsamen Jahrhundert von 1450—1550 zum handlichen Gewehr ausgebildet worden. Äußerlich durch Verkleinerung und Schäftung. Der ganze Schaft, in welchem das Rohr völlig eingebettet liegt und zugleich der Ladestock ruht, rückwärts in einem geraden (deutschen) Kolben endend, tritt um 1470 auf. Maximilian (um 1499) reduzierte die Rohre auf einfache Haken und Halbhaken (Arkebusen) und machte die Böcke transportabler. Durchschlagend wirkte aber erst die spanische Erfindung der Gewehrgabel, die das Gewehr (Muskete) und den Schützen (Musketier) beweglich und unabhängig machte. Hiermit Hand in Hand ging die Verbesserung des Rohres, das nicht mehr geschmiedet noch gegossen, sondern gebohrt wurde und dadurch an Länge (bis zu 2,50 m) und Leichtigkeit gewann, derart, daß bald die Gewehrgabel überflüssig wurde. Gezogene Läufe fertigte man (besonders in Nürnberg) seit Mitte 16. Jh. Korn und Visier werden seit Mitte 15. Jh. angebracht. Der Aufsatz (»Klappe«) bleibt aber ganz vereinzelt, ein Zeichen, wie sehr man die Rasanz der Flugbahn überschätzte.

Abb. 720. Puffer. Nach Boeheim.

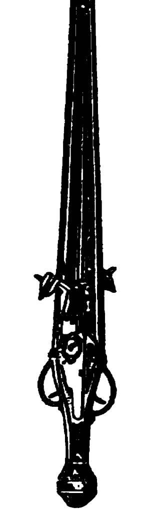


Abb. 721. Doppelfauster. Nach Boeheim.

Die rührigste Erfindungslust zeigt sich auf dem Gebiet der Zündung. Bereits um 1420 wird das Zündloch von der Seite eingebohrt und eine Pfanne untergelegt, die das »Zündkraut« aufnahm. Aus dieser Zeit stammt auch der erste Versuch einer mechanischen Zündung, das Lunten- oder Schwammschloß (Abb. 717), einfach ein Hebel mit Drücker und Spalte für den Zünder, der durch eine »Stangenfeder« niedergedrückt und, um das Erlöschen des Zünders im Pulverfeuer zu verhindern, durch eine Gegenfeder (Schlagfeder) wieder aufgezogen wird (Schnapphahn). Erst um 1513 erschien (in Nürnberg) ein neuer Typ, das Radschloß (Abb. 718).

Der Mechanismus ist auf die uralte Feuerzeugung zwischen Stahl und Stein gegründet. Ein Stahlrad mit gezacktem Rand, unter der Pfanne und in diese eingreifend, wird an einer Feder mit einer Dreivierteldrehung aufgezogen, der Hahn, in welchen Schwefelkies, dann ein Feuerstein eingeklemmt ist, daraufgeschlagen, worauf das Rad, durch einen Abzug gelöst, am Stein rotierend Funken gibt. Die geistreiche Erfindung hatte nur den Nachteil, daß das Radschloß durch den Pulverschleim leicht verschmandete, und so sind zahlreiche Gewehre dieser Zeit, um den »Versagern« zu begegnen, gleichzeitig noch mit Luntenhähnen oder auch mit doppelten Flinthähnen ausgerüstet. Sehr viel praktischer war das »spanische Schnapphahnschloß« (nach 1550), bei welchem der Flinthahn einen die Pfanne deckenden, geriffelten Stahl, den »Batteriedeckel« zurückschlägt, gleichzeitig Funken erzeugend und die Pfanne öffnend (Abb. 719). Dies Schloß ist um 1650 dadurch verbessert worden, daß man den Mechanismus in den Schaft einschloß, Hals und Kolben handlicher machte, und als Flinte fand es nach dem Vorgang der Franzosen Eingang in alle europäischen Heere.

3. Die Reiterpistole (Fäustling, Puffer; Abb. 720) bildete sich aus dem obenerwähnten Petrinal dadurch heraus, daß ein zunächst gerader Kolben, rückwärts mit einem Kugelende (Afterkugel) angesetzt wurde. So blieb es auch bei den sehr beliebten »Doppelfaustern« (Abb. 721) mit übereinander geordneten Rohren, während sonst um 1560 der Kolben allgemein gesenkt wurde. Um 1580 tauchen die ersten Revolverpistolen, meist mit sechsteiliger Trommel auf. Die Faustrohre wurden (meist doppelt) in einer Tasche (Hulfter) am Sattelbogen getragen, bewährten sich im Handgemenge sehr gut und verdrängten die älteren Schlagwaffen, Kolben und Hammer.

Eine eigenartige Vorliebe hatte man von ca. 1550—1620 für die Verbindung von Schlag- und Feuerwaffen. An Trabantenspieße, Hellebarten, Streitäxte (»Schießhackel«), selbst an Haudegen und Morgensterne (»Weihwassersprenger«) pflegte man Pistolen anzubringen (Abb. 722—724).



Abb. 722. Helmbarte mit Doppelpistole. Abb. 723. Schieß-hackel. Abb. 724. Balläster mit Feuerrohr. Nach Boeheim.

Zur Ausrüstung des Schützen gehören zwei Pulverflaschen, eine größere, die man auf dem Rücken trug, mit Schnapp- oder Federverschluß (Pulversperre) und eine kleinere für das Zündkraut. Sie sind den Pilgerflaschen nachgebildet, rund, scheibenförmig, aus Holz oder Bein gedreht (Abb. 725). Von den Niederlanden her verbreiteten sich im 17. Jh. die flachgepreßten, an der Spitze abgeschnittenen Kuhhörner, damit auch der Name »Pulverhorn« (Abb. 726). Eine Tasche für Bleikugeln trug man am Gürtel, auch den Schloßspanner, später die Patronen einzeln oder in Büchsen an diesem »Bandelier«. Seit Erfindung der Papierpatrone um 1670 kam auch die »Patronentasche« auf, rechts am Gürtel oder auf dem Rücken getragen.

4. Ein kurzes Wort sei noch den deutschen Waffenschmieden gewidmet. Im frühen Ma. galt Köln als Hauptort für feine Waffen. In Passau dagegen wurden Gebrauchswaffen in solcher Güte hergestellt, daß das Stadtzeichen, der Wolf, geradezu als Zeichen einer guten Waffe galt und vielfach nachgemacht wurde. Seit dem 12. Jh. arbeitet sich die Solinger Klingenschmiederei zu Welt-

ruhm empor, seit dem 14. Jh. blüht die Waffenindustrie in Suhl, welches im 17. Jh. vor anderen durch seine Feuerwaffen glänzte und fast alle europäischen Heere mit Gewehren versorgte. Nürnberg und Augsburg beherrschten den Markt mit ihren Prunkwaffen. Als Stückgießer genossen zeitweilig die Ernst in München (seit 1492), die Hilger in Dresden, in Innsbruck die sogenannte »tiroler Schule« (Jörg Endorfer, Peter Layminger, Hans Prein, Linhart Peringer, Hans Seelos, Stefan Goldl, Hans During, Gregor Löffler) das höchste Ansehen, denen die Plattnerfamilien Treytz und Seusenhofer (Hans und Jörg) ebenbürtig zur Seite stehen. Ein österreichisches Suhl ist Ferlach in Kärnten, 1558 von Ferdinand I. gegründet. Hierzu gesellte sich die kaiserliche Waffenfabrik in Wienerneustadt (1657—1750).

Auf den künstlerischen Schmuck der Waffen wurde namentlich im 16. und 17. Jh. ein ganz außerordentliches Gewicht gelegt und es werden fast alle oben S. 433 beschriebenen Techniken, namentlich Treibarbeit, Ätzen, Tauschieren, Intarsia usw. dazu herangezogen. Demgemäß pflegten die Waffenschmiede ihre Erzeugnisse ähnlich wie die Goldschmiede mit Marken, Stadtwappen, Monogrammen und dergl. zu bezeichnen, leider ohne ein Gefühl für »Musterschutz«, was die Forschung sehr erschwert. Im einzelnen muß auf die Verzeichnisse bei Boeheim und Demmin und die Kataloge der Dresdner und Wiener Sammlungen verwiesen werden.

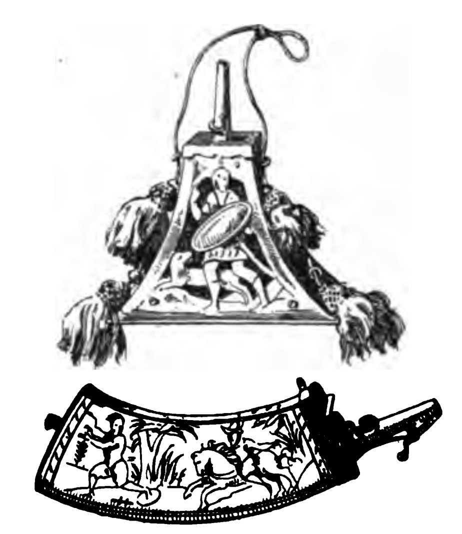


Abb. 725 u. 726. Pulverhörner. Nach Boeheim.



Abb. 727. Inschrift vom Bischofshof in Brandenburg. (Zu Seite 576.)

ACHTZEHNTES KAPITEL

INSCHRIFTEN

WEIMAR, Monum. Schriften verg. Jahrh. Wien 1898. — F. X. KRAUS, Die christl. Inschr. der Rheinlande II. Freib. 1894. — A. DRESELLY, Grabschriften, Marterlverse, Hausinschr. usw. Salzb. 1905. — A. v. PADBERG, Haussprüche und Inschr. in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Paderb. 1895. — E. LÖBE, Hausinschriften *Altenburg*. Ostkr. Mitt. Osterl. VII. 93. — E. HASE, Hausinschr. der Stadt *Altenburg*. Ebd. VII. 322. — TH. ZELL, Hausinschr. im *bayer.* Hochland. Altbayer. Mschr. II. 17. — MUCHAU, Segenssprüche in ma. Bauwerken (*Brandenburgs*). Brandenburgia XIII. 201. — NOELDECKE, Haus- und Denkinschr. in *Celle*. — H. REINHOLD, *Danzigs* Inschr. D. 1899. — GRÖSSLER, Inscriptiones *Isleb.* Eisl. 1883. — TH. ERDMANN, Inschr. an den alten Gebäuden *Goslars*. — BUHLERS, *Hildesheimer* Haussprüche. Zs. Harz. V. XXIV. 425. — K. SCHEFFER, Inschr. *Halberstädter* Bauten. H. 1864. — A. LEICHT, *Meißner* Inschr. und Abzeichen. Mitt. Meißen II. 209. — P. MITZSCHKE, *Naumburger* Inschriften. N. 1881. — G. STIER, Corpusc. inscript. *Viteberg.* 1860.

Die Neigung, Denkmäler und Kunstwerke inschriftlich zu bezeichnen, ist in Deutschland spät erwacht und im Gebiet bürgerlicher Altertümer eigentlich erst seit dem 16. Jh. allgemein geworden. Profane Inschriften früherer Jahrhunderte sind verhältnismäßig selten, nackte Daten und Jahrzahlen. Es ist deshalb auch aussichtslos, an diesen wenigen Beispielen ein System der Epigraphik zu entwickeln. Ich verweise auf mein Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer, wo S. 388 bis 406 die Technik, die Sprache und Rechtschreibung, die Entwickelung der Schriftformen, die Metrik usw. der Inschriften eingehend dargestellt sind. Hier begnügen wir uns mit einer Sammlung bezeichnender Beispiele, um Geist und Inhalt der Inschriften an den verschiedenartigsten Denkmälern zu erläutern.

1. Die Bauinschriften treten uns überhaupt zum erstenmal an den Barbarossapfalzen Kaiserswerth und Nimwegen entgegen. Offenbar hatte der Kaiser diese gute Sitte in Italien kennen gelernt, denn das dort erstarkte Herrscherbewußtsein klingt ganz vernehmlich durch die wenigen lapidaren Zeilen, denen Piper mit ganz unberechtigtem Zweifel zu nahe getreten ist. In Kaiserswerth finden sich deren drei von 1184, die eine nur zur Hälfte erhalten, jetzt in einer Fensternische eingemauert:

AB ANNO DOMINICE INCARN[ATIONIS MCLXXXIIII]
IUSTICIE CULTOR MALEFAC[TI PROVIDUS ULTOR]
CESAR ADORNANDAM FREDER[ICUS CONDIDIT AULAM]

Die zweite am Türsturz über dem Vordereingang zum Clevischen Turm (Abb. 728):

ANNO·AB·INCARNATIONE·DNI·YX·MCLXXXIIII·
HO[illegible]S·IMPIO·CESAR·FREDERIC9·A[illegible]AVXIT
[illegible]ICIĀ·STABILIRE·VOLĒS·ET·VT·[illegible]NDIQ·PAX·SIT·

Abb. 728. Inschrift an der Pfalz in Kaiserswerth.

ANNO AB INCARNATIONE DOMINI NOSTRI IESU CHRISTI MCLXXXIIII
HOC DECUS IMPERIO CESAR FRIDERICUS ADAUXIT
IUSTITIAM STABILIRE VOLENS ET UT VNDIQUE PAX SIT.

Die dritte, auf einem Türsturz des Clevischen Turms, gibt sehr hübsch die Herkunft des Steins (Trachyt vom Drachenfels) und seine Bestimmung kund:

[ALCMARI DE] MONTE RUI DE RUPE DR[ACONIS]
[OSTIA PAN]DO BONIS NAUTIS SIMUL AT[QUE COLONIS]

Die Inschrift aus Nimwegen, jetzt im Rathaus, bezeugt in leoninischen Hexametern die Erneuerung der Pfalz seit 1155 und schließt mit Anspielungen auf die Herstellung des Landfriedens nach Friedrichs Krönung:

ANNO MILLENO POSTQVAM SALVS EST DATA SECLO
CENTENO IVNCTO QVINQVAGENO QVOQVE QVINTO
CAESAR IN ORBE SITVS FRIDERICVS PACIS AMICVS
LAPSVM CONFRACTVM VETVS IN NIHIL ANTE REDACTVM
ARTE NITORE PARI REPARAVIT OPVS NEOMAGI
IVLIVS IN PRIMO TAMEN EXSTITIT EIVS ORIGO
IMPAR PACIFICO REPARATORI FRIDERICO.

Historisch ein interessantes Dokument für den Charakter des Rotbarts, da die cäsarische Idee eines »Friedenskaisers« offenbar noch nicht durch die späteren deutschen Kämpfe getrübt war.

Nicht unberechtigt sind die Zweifel an der Echtheit in dem Alter einiger Schriftsteine von Wildenberg, am Tor • **KVNOG • 11 • 16 •** — an zwei Torpfeilern (die Steine jetzt im Park von Eulbach) **DISE • BVRHC • MAHTE • HERR • BVRCHERD • DVRN** und **DISE BVRH • MAHTE • • • RVBREHT • VON • DVRN**; die Ritter sind Ende 12. Jh. urkundlich bezeugt. Dazu am Palas ein Stein mit **OWE • MVTER • // BERTOLT • MVRTE MICH • VLRICH • HIWE • MICH •** Wir haben sonst arabische Ziffern und deutsche Inschriften erst seit Ende 13. Jh. und auch da noch selten. Sprache und Schreibung deuten entschieden auf die Zeit um 1500.

Den gleichen Zweifeln unterliegen einige von C. Mehlis entdeckte Namen und Jahrzahlen mit arabischen Ziffern: Felsinschrift am Brunholdisstuhl »1204 anno«, am Drachenfels »**IRRSAA ✻ L • 124 • 9 •**«, an den Ruinen von Schloßeck »**HIRGARI**« — »1202« — »**PADHU** ∘ +«. Kraus ist geneigt, diese Funde für moderne Fälschungen zu halten. Ursprünglich sind sie jedenfalls nicht.

Nur schriftlich überliefert ist die Bauinschrift über einem Tor der Dagsburg, 1214 von B. Heinrich v. Straßburg erbaut, deren Verfasser offenbar so sehr Bücherwurm war, daß er die übliche Verwünschung über Bücherdiebe anhängte: *Anno incarnationis dominicae millesimo ducentesimo decimo quarto constructum est hoc castrum ab Henrico a Veringen Argentinensi episcopo. Qui alienaverit, anathema sit.*

Im 14. und 15. Jh. überwiegen kurze Baudaten, oft nur nackte Jahrzahlen ohne jede persönliche Note. Zu den Ausnahmen gehört schon die Nennung des Bauherrn oder die Anspielung auf zeitgeschichtliche Ereignisse. So stand an einem Speisesaal der Wasserburg Wolfsberg (Prov. Sachsen): **+ AÑO DNI MCCC VIII (1308) DNS H'MANN' MARCHIO [DE] ELDEBURCH CV MAGNO EX'CITU CIRCVM VALLAUIT ET EXSPIRAUIT TC HOC CENACL' CONST'CTŪ**

FUIT. Die typische Fassung einer Gründungsinschrift findet sich auf einer Marmortafel der Godesburg, jetzt im Provinzial-Museum zu Bonn: ANNO DOMINI MCCX GUDENSBERG FUNDATUM EST A THEODERICO EPISCOPO IN DIE MAURORUM MARTIRUM. (15. Oktober 1210.) Umständlicher ist das Datum in Aggstein deutsch umschrieben: Das purkstal hat angefangen cze paven Her Jorig der Scheckh von wald des nachsten Mantag nach vnser Frawntag nativitatis da von Krist gepord warn ergangen (MC) CCCXXVIIII Jar (12. September 1429). Auf Schloß Boxberg i. Baden ist neben einer älteren einfacheren Nachricht (diss Schloss hat A R wider angefangen zu baven Noch der geburt Christi MCCCC XLVij Jor 1447) ein interessanter Akt über die Grundsteinlegung des neueren Teils aufgezeichnet. Auf einem Stein ein Ritter im Hausgewand mit Meßlatte, auf dem anderen eine Dame mit Körben und Flaschen, dazu verteilt die Inschrift: a) Anno dni M CCCC LXXX (1480) jor uf mitwochen vor mitFasten hab ich jorge von rosenberg ritter den ersten Stein zu boxberg uf montag nach sant michels tag im XIII/jor — b) Hie legen lassen denselbigen hot osann von eychtoltzhē geborn mein eliche Husfraw geleget vnd mir soliche bawe getrewlich helffen volbringen wie sie hie stet und ist der lug. ins. lant danach auss gemacht — bit got fur uns bed.

Über die Erbauung der Mauer und des Grabens von Hohensalzburg unterrichten zwei Inschriften am inneren Tor: Anno 1496 ist dise Rynkhmawer mit sambt dem Schewelettem Turm durch Erzbischoff Leonhartū zu Saltzburg zu pawen angefangen und in dem 97 jar nagst darnach volbracht. — Anno 1497 ist diser gegenwertiger graben umb das gschlos durch Ertzbischoven Leonharten zw Saltzburg Zepawen angefangen Und Jm 1503 jar nagst darnach volbracht. Über die Erneuerung des Zeughauses der Feste Koburg gibt eine Inschrift von 1482 Auskunft: Ao dm · 1482 iar ist verneuth diss Hauss zcu der zceyth pfleger graf ernst von Hanstein her zcu lor. Die Neubefestigung von Gutenfels nach der schweren Belagerung von 1504 bezeugt die Inschrift: Anno domini M CCCCC VIII (1508) war guttenfels wieder gebawen durch pfalzgrav Ludwig mit Trawen. Die Erneuerung von Seebenstein ist mit dem beliebten Seitenhieb auf fremde Tadler in Versen über einem Tor verewigt:

NICHTS IST DEM MAN NICHT KAN DATL GEBĒ
ABER ALLAIN NVR SCHŌ WAS EINĒ IST EBĒ
DRV̄ LIES WIEDER VERNEIEN̄ AVS
DAS VILHVNDERT IARIG HAVS
HER WOLF MATES SO GVED
VON UHRALTĒ KINIGSPERGIS BLVED
ZVE EINĒ GETACHTNVS FIRBAR
SEBENSTAIN IM 1604 IAR

Daß bei Burgen und Schlössern der vorhergehenden Zerstörung ausdrücklich gedacht wird, kommt sehr häufig vor, so in Runkel a. d. Lahn: ILLUSTRIS ET GENEROSISSIMVS DN · DN · MAVRITIVS CHRISTIANVS COMES A WEDA HANC CASTRI RONCALII ANNO MDC XXXIV (1634) INCENDIO BELLICO CONSVMPTI PARTEM REPARARI CVRAVIT ANNO MDCXLI (1641).

2. Epigraphische Nachrichten über Gründung und Bau von Klöstern finden wir in älterer Zeit vornehmlich in den betreffenden Klosterkirchen, und wir versagen uns auf diese durchaus typischen Dedikationen näher einzugehen. Ein öffentliches Interesse beansprucht aber die Türinschrift der Klosterkirche zu Altenstadt Anf. 11. Jh., weil sie in höflicher Form das moderne »verbotener Durchgang« umschreibt:

+HOC QVI COENOBIV̄ CVPITIS TRANSIRE DECORV̄
POSCITE SER (supremi) ABBAT (is) VENIĀ LIVTHAR (di)

Auch dies mutet uns ganz modern an, wenn über einer Seitenpforte des Klosters Schönau der Name SCOENOVIA steht. An dem Försterhaus bei St. Mathias in Trier hat sich 1864 ein schon früher gekannter Schriftstein wieder gefunden, der eine etwas rätselhafte Anspielung auf einen Fisch enthält, welcher (1296) bei Gelegenheit einer Moselüberschwemmung im Kloster gefangen wurde: IN MEDIO DOMVS MEE CIRCV̄ DEDERVNT ME INIMICI MEI ET DOMVS MEA EXIVIT

P(er) FENESTRAS ET EGO CAPTVS SVM IN MEDIO IPSORVM P(iscis) BN (bene) VALETE· Ebenda sind auch die Türinschriften des Sommer- und Winterrefektoriums überliefert (Kraus II. 372), die dem kirchlichen Stil folgen. Auffallend in hohem Maße ist dagegen die Nomenklatur am Refektorium des Doms in Ratzeburg: ANNO MCCLXI (1261) INCEPTVM EST REFECTORIUM (hoc) SUB CANONIC(is) HUI9 ECCLE NNA H ST (nomina horum sunt) WICHART· BERNART ALBERT RIBO TIDERIC DE FAGO MAGR HVI9 OPIS· (operis) HNR (Henricus) HERMA OLIVER FRETH FRIDERIC SACERDOTES GODESCAL' HNR HER ARNOLT BAROLT HERMA DANBLVvCche·DIAC·EODEM ANNO REDENTA EST TERRA BOYTI MILLE CCC M'CIS (1300 marcis) P(er) VEN'AB (venerabilem) DNM EPM OLRICV X· Und ebenda an einer Mauer: ANNO DNI MoCCLIX· (1259) INCEPTUS EST MURUS ISTE SB DNO EPO OLRICO ET···NO ET TIDERICO DE FAGO Q' TNC PFVIT OPI (operi).

In Pforte ließ Abt Balthasar (1503—15) ein neues Cönakulum bauen und folgende, den Zweck des Saales hübsch umschreibenden sapphische Strophen anschreiben:

QVAM VIDES AVLAM PATRIBVS DICATAM
ET SACRÆ MENSÆ ET TACITVRNITATI
HVIVS EXERCET RENOVATOR ÆDIS
BALTHASAR ABBAS.

HIC VT EXEMPLVM CAPIANT ABIPSO
POSTERI PATRES BENE CONSVLENDI
COMMODIS FRATRVM SATIS HVC NEGLECTIS
GAVDET ET OPTAT.

Feuchtfröhlich war dagegen die Deutung der Maulbronner Fuge auf einem Gemälde im Paradies des Klosters von 1522 mit Gans, Flasche, Bratwürsten und Bratspieß: A · V · K · L · W · H = *all voll, keiner leer, Wein her.*

Als Typus einer jüngeren Stiftungsinschrift sei die des Franziskanerklosters in Halberstadt 1630 erwähnt: D · O · M — B · MARIÆ VIRGINI SERAPHICO FRANCISCO HANC DOMVM PONI CVRAVIT PRÆNOBILE REVERENDVM ET GRATIOSVM CAPITVLVM CATHEDRALIS ECCLESIÆ HALBERSTADIENSIS ANNO · SAL · MDC · XXX.

3. Für Bauinschriften an städtischen Befestigungswerken haben wir aus romanischer Zeit nur wenig Beispiele: Am Zolltor in Straßburg (1782 abgebrochen) war unter anderem der Rand eines Rades, in dessen Speichen ein Mann stand, mit den Worten beschrieben: HERMANNVS · AVRIGA · MAGISTER · HVI9 OPIS (operis), offenbar eine Anspielung auf den Namen. Von einem Torturm Altbreisachs sind die Verse überliefert:

HANC DVX BERTHOLDVS PORTAM STRVXISSE NOTATVR
A QVO PRO FRAVDE BVRGVNDIA DEPOPVLATVR

Aus gotischer Zeit sind Bauinschriften auch mit Angabe der Meister häufiger, z. B. am Marientor in Naumburg: nach cristi gebort M CCCC VU CVI yar (1446) hat Meister brosius· Waise dis thor gemacht — ANNO DOMINI 1 · 5 · 11 · IAR · IST · DAS · THOR VOR · NAWET · Am Mühlentorturm in Brandenburg: Anno domi M · VC · XI (1511) · edificata · est · hec · turris · per · mgrm · nicolavm · craft · de · steti · (Stettin). Höchst interessant sind die Zinneninschriften, in Mainz

MUNDERSTAT · PINNAS · SIBI · QUINAS · VENDICAT · ISTAS
CIVES DE ELTEVILLE HABENT IIII · CINNAS·

Eine Mauerinschrift in Regensburg, jetzt im Hof des katholischen Krankenhauses, erinnert an den Verrat einiger Bürger, die bei Belagerung der Stadt durch Ludwig den Baiern 1337 die äußere Zwingermauer durchgraben wollten, und an deren demonstrative Bestrafung:

ANNO · DOMI · M · CCC · XXXVII · DES · ERITAGS · VOR · SAND · URBANS · TAG · WART · DAS · LOCH · FUNDEN · UND · ZWEN · DARINN · GEVANGEN · DI · DAS · LOCH · GRUBEN · UND · WURDEN · DES · NAHSTEN · FREITAGS · DAR · NACH · AN · DI · ZINN · ERHANGEN ·

Anderwärts finden wir an Mauern und Türmen Inschriften von öffentlichem Urkundenwert. In der Stadtmauer von Koblenz (jetzt in der Stadtbibliothek) ein Zollprivileg für

die Kaufleute von Duisburg: **ARNOLDVS · GEVERO + NOTV SIT · OMNIB9 · QD · OMS CIVES DE TVICIO · HIC · TRANSEVNTES · || · NVMOS DABT DVOS · DENARI · AN · WINI · RED** (itus). In Boppard, einer alten Rheinzollstation, hatten die Bürger von Wesel einen Turm gebaut und genossen dafür Zollfreiheit: **VVESALIENSES · CONSTRVXERVNT · hANC · TVRRIM · 7** (et) **QVIA STRVCTVRE · BVRGENSIS · OPERIS · TENENTVR · A IVRE DANDI THELONEI ABSOLVTI · SVNT · hEINRIC9 MAGISTER OPERIS ·** Einen anderen hatten die Bürger von Unterlahnstein zu unterhalten: **HEC · TVRRIS · PERTINET · AD · ILLOS · DE · INFERIORI · LOGEN · STEIN · IPSI · TENENTVR · EDIFICARE · EAM · PPC** (propter) **· HOC · IPSI · SVNT · HIC · XOLWRI ·** (zollfrei). Ein ähnliches Privileg genossen die Bewohner von Husel gegen Besatzungspflicht in Duisburg. Die Inschrift, erst an der Salvatorkirche, dann am Rathaus, ist leider verschollen, aber in treuer Abschrift erhalten (Abb. 729). Man kann sich an ihr zugleich eine Vorstellung des schwierigen Abkürzungssystems bilden, das in den lateinischen Inschriften manchmal bis zu einer Art Stenographie übertrieben ist: *Incolae cum terris et mansionibus attinentium Husel non dant theloneum Dispergii per anni circulum preter nundinas celebres · obsequuntur enim ad munimen civitatis in muro · et vallo · est quidem antiquitus eis hec gratia concessa · temporibus vero Heinrici imperatoris et Christiani villa · renovata.* Nach Schramms Zeugnis war sogar eine Urkunde über den Brückenzoll wörtlich an der Saalebrücke in Körnitz (Anhalt) eingehauen: *Omnibus inspecturis salutem. Ut in notitiam deveniat singulorum et omnium hanc literam intuentium quod cum nostra bona voluntate et libera pons in Cornequiz aedificatus est, eundem pontem ab omni exactione et thelonio dimittimus absolutum. Ut autem plenius hoc appareat, nostri sigilli munimine roboramus. Datum in Berneburg. 1466.*

INCOLE · CV3 · TRI · MSNSOS ATINENTIV
HVSEL · N DANT THELONEV DISPGII P
ANNI · CCLM · PR NDINAS · CELEBS · OB
SEQKR · H · AD · MVNIM · CIVIT · I · MRO · I · VALLO
E · C3 · ANIQT · EIS HEC · GRA · CESSA TPIBV
HEINR · IMPRIST · XANI VILL · RENOVATA

Abb. 729. Zollinschrift in Duisburg.

Mehr chronistischer Art ist eine interessante Inschrift auf einem Bleitäfelchen am deutschen Tor in Metz von 1531, worin die derzeit regierenden Potentaten aufgezählt und mit merkwürdiger Teilnahme der Lutherischen Reformation gedacht wird: »*L'an M. V. C. et XXXI, seigneur Philippe Dex, escuyer, seigneur du Neufchastel devant Metz, avoit l'administration et gouvernement pour la cité des ouvrages du baile de la porte des Allemans commencant à icelle porte jusques aux barres de la basse Seille: et estoit seigneur Humbert de Serrieres pour lors maistre echevin de Metz, Charles, roy des Espaignes, empereur des Allemaignes et Italie, Ferdinand, roy des Romains, frère dudit Charles; Françoys, roi de France, premier du nom, et Clément VII pape. Et y avoit en la chrestienté gros troubles et altercations du pape, des cardinaulx, evesques, prestres et moines à l'encontre de Martin Luther, auquel adheroient Jehan duc de Saxonne, Philippe landgraff de Hesse, George marquis de Brandebourg, le grand maistre de Prusse, Ernest duc de Lunebourg, les citè de Strassbourg, Ulm, Nuernberg, Augsbourg, Francfort, les Anseats, les Suysses et plusieurs aultres princes et nations d'Allemaigne.*« Es folgt eine Tabelle der damaligen Werte.

Ein hübscher Spruch von doppelter Klugheit steht über dem Stadttor in Brünn: *Felix est civitas quae cogitat bella tempore pacis — Virgo roga prolem ut plebem conservat urbis · M · Antoni ·* 1504 ·

Daß man an Befestigungswerken feindlicher Angriffe und Niederlagen gedachte, ist sehr natürlich. Mir sind aber acht Beispiele aus der Schwedenzeit bekannt. In Naumburg wurde eine von den Schweden geschossene Bresche wieder vermauert und mit dem Steine bezeichnet: DEN 5. SEPT. IM 1642 STEN IAR -- STUND NAUMBURG HIER IN GROSSER GEFAHR — DER SCHWEDEN PRESS NAHM ÜBERHAND — GOTT HAT DAS UNGLÜCK ABGEWANDT.

Ebenso ist am Brückenturm der Kleinseite in Prag bemerkt: BIS HIEHER SIND DIE SCHWEDEN KOMMEN 1648, und an einer kleinen Votivkapelle bei Kirchberg, O.-Ö., steht: BIS HIEHER VND NICHT WEITER — KAMEN DIE SCHWEDISCHEN REITER 1643.

4. Die Hausinschriften sind eine Begleiterscheinung der Blüte des Bürger- und Bauernhauses. Es ist eine fast unübersehbare Fülle von Frömmigkeit, Volks- und Lebensweisheit, Witz und Satire darin aufgespeichert. Am reichsten zeigt sich der norddeutsche Holzbau, bei dem die Inschrift fast zum unentbehrlichen dekorativen Element wurde. Aber doch auch mehr. Die Erneuerung der deutschen Frömmigkeit, das persönliche Gottvertrauen, die Bekenntnisfreude, die tiefe Lust am Schriftwort, am deutschen Reim und Kirchenlied haben hier einen wundervollen Niederschlag gefunden. Luthers Bibelübersetzung öffnete dem Volksgemüt ganz neue Quellen. Neben den Kernsprüchen der Psalmen und des Neuen Testaments erlebt die Spruchweisheit des Alten Testaments eine förmliche Neugeburt. Hiermit vereinigen sich alte und neue Segenssprüche für das Haus und seine Bewohner und drastische Ausfälle gegen Neider und Widersacher.

Sehr ansehnlich ist schon die Gruppe der allgemeinen, zu kanonischem Ansehen gelangten Haussprüche, die sich im ganzen deutschen Sprachgebiet in hundertfachen Wiederholungen und Variationen finden. Hierzu gehören etwa folgende:

Diss Hauss stehet in Gottes Hand, zum (Name) **ist es genannt,** wobei die oft anmutigen Hausnamen eingefügt werden (**zum güldnen Leven, zur Himmelspfort, zum grunen Korbiss, zum seidnen Beutel, zur weissen Taube**).

Wer Gott vertrawet, der hat wol gebawet, (auch erweitert): **im Himmel und auf Erden. Wer sich verlest auff Jesum Christ, dem mues der Himmell werden.**

oder: **Gott bewar · dis · Haus · Und · die · dar · ghen · ein · vnd · aus,** auch in lateinischer Fassung: BENEDIC DOMINE DOMUM ISTAM ET OMNES HABITANTES IN EA oder in Varianten:

Gott der alle Ding vermagk
Behut diss Hauss zu Nacht vnd Tagk

oder: **Herr Gott für Sturm und Gluth bedecke dises Haus**
Begleite deren Fuss die gehen ein und aus.

oder: **Der Her dorch der Engel schar**
dinen uth vnd ingangk bewar.

Sehr häufig ist Psalm 127. 1. lateinisch und deutsch mit mancherlei Spielarten: *Nisi dominus aedificaverit Domum, invanum laboraverunt qui aedificant eam* — **So der Herre dis haus nit behuttet, so wachen die wechters vergebens** (1512, Goslar, Markt, Kirchhof 3 oder in Versen):

WO · GOT · ZVM · HAVS · NICHT · GIEBT · SEIN · GVNST ·
SO · ERBETT · IEDERMAN · VMSONST (Var.: So ist all unser Tun umsonst)
WO · GOT · DIE STADT · NICHT · SELBS · BEWACHT ·
SO · IST · VM · BSONST · DER · WECHTER · MACHT (ebd., Königstr. 7)

Andere Schutz- und Trostsprüche sind: *Verbum dei (domini) manet in aeternum* (abgekürzt V. D. M. I. E.); **Gotz wort bleibet ewigk (in ewigkeit),** auch in Umdichtungen — *Soli deo gloria, gott allein die ehr* — *Spes mea in Christo* — *In te domine speravi* — *Dominus custodiat introitum et exitum tuum* (Ps. 120). *Unsern Ausgang segne Gott usw.* — *Salus intrantibus, pax exeuntibus* — *Wer gott vertravt hat wohl gebaut, durch dessen Hand mich bracht in stand* (Name) — *Si deus pro nobis, quis contra nos,* —

Mein Anfang, Mittel und Ende
Setz ich in Gottes Hende usw.

Äußerst beliebt ist der Vers: **Wir bawn hir alle Feste Und seind doch fremde geste.**
Da wir sollen Ewig sein, Da bawen wir gar wenig ein.

In einer sinnigen Weiterdichtung in Goslar, Glockengießerstraße 1, von 1577:

Godt der alle Dingk vermag · Behute dis haus zu nacht vnd tag.
Er wolt vns auch gleiten · Wen wir von hinnē scheidē.
Wir sind elende geste Noch bawen wir hohe neste.
Wer besser wir thetē mauren · Da wir ewig muchten dauren usw.

Der gleiche Gedanke ist in dem weitverbreiteten Verse variiert:

Dies Haus ist mein und auch nicht mein — Der vor mir war, dacht auch, 's wär sein.
Da zog er aus und ich zog ein, — Nach meinem Tod wirds auch so sein.

Eine andere Gruppe von Inschriften bewegt sich in dem Gedanken, unbefugte, mißgünstige Kritik, Tadel und Neid abzuwehren. Der geläufigste Ausdruck dafür ist der Reim:

Wer da bauet an der Strassen — muss die Leute reden lassen,

oder wie am Rolandspital in Hildesheim 1611:

Wer bawen will an freier strassen — Mus sich viel vnnutz geswetz nich irren lassen.

oder ebenda hinterer Brühl 1167 von 1606:

Dv redest hir van was dir gefelt. — Kostet mir aber das meiste gelt.
Habe ich geirt, so hote dv dich. — Bins nich allein dem witze gebricht.

In Oberbayern:

Wer bautt an die Gasen
muess alle Reden lasen
die Leitt, die Retten uill.

Ein Maler verteidigt sich mit den Worten:

Allen zu Gefalen kan Jch nit mallen.

Ein anderer Reim lautet:

Es wird kein Ding so schön gemacht, es komt ein Spötter ders veracht,
Wörst du früher hergekommen, hät ich Rat von dir genommen.

Diese Sentenz wendet sich dann gern ins Allgemeine, im Sinne des Sprichwortes: »Jeder kehre vor seiner Tür«, so in Goslar, Ecke Schillerstraße:

Wer da will straffen mich vnd die meinen, — Der sehe erst auff sich vnd die seinen
Findet er deren keinen Gebrech, — So komme er denn vnd straffe mech

Und so leicht weiter gegen eine präsumierte Abgunst der Nachbarn und Mitbürger, die wohl in der Zeit der ersten bürgerlichen Prachtbauten sich ebenso hart äußern mochte, so am Templerhaus in Hildesheim 1591:

SI MVSSEN MIR LEIDEN VND LASSEN MIR LEBEN
DEI MICH BENEIDEN VND NICHTES GEBEN
MENNIGER HASSET WAS ER SICHT
NOCH MVS ER LEIDEN DAS ES GESCHIGT

oder lateinisch: Magis amicorū inuidiā q̄z inimicorū insidias cauere oportet, ebenda am Domhof 1555. — Eine weitverbreitete Variante ist der Vers:

Ach got wie geit das immer zu — Das die mich hassn den ihc nichts thu
Die mir nichts gonnen vnd nichts gebn — Mussen dennoch leiden das ich leb
Abr ich traw Gott vnd nicht verzag — Den gelt gvt glück kompt alle Tag.

Diese Stimmung steigert sich bis zu herausforderndem Stolz in dem Verse:

Jch achte meine Hasser — gleich wie das Regenwasser — Das von dem Dache fleust,

schlägt aber auch in einen elegischen Weltschmerz um, der den Verfall aller guten Kräfte und Mächte beklagt, so in Hildesheim, Klüperhagen Nr. 1233, von 1549:

Uirtus · Ecclesia · Clerus · Demon · Simonia
Cessat · turbatur · errat · regnat · dominatur[1]),

oder in den vielfach variierten Versen über die Flucht der Tugenden; der ebenda, Lambertiplatz 743, lautet:

De warheyt ist tho himel geflogen, — De trwe ist overt wilde meer getogen
De gerechticheyt ist allenthalven vordreuen — De untrwe allene ist gebleuen;

1) Dem Sinn nach zu verbinden: Virtus cessat, ecclesia turbatur usw.

oder in anderer Fassung an einem Bauernhaus in Rohr:

Glaube Liebe Treu und Recht — Haben sich schlafen gelegt
Wenn diese wieder auferstehn — Wird es ordentlich in der Welt zugehn

oder in einer Variante, die an Gabriel im beschlossenen Garten erinnert:

Da Lieb und Treue ward geborn, — Da flogn sie in ein Jägerhorn
Der Jäger blies sie in den Wind — Daher man sie so selten find.

Verwandt hiermit ist die Klage über die religiöse und wirtschaftliche Zerrissenheit des Vaterlandes in Hildesheim, Neustädter Markt 1545:

Hedden wy alle eynen gelouen — Godt un̄ gemen̄ nut our ogen
Enne elen un̄ recht gewicht — Guden frede vn̄ recht gericht
Enn miente vn̄ gudt geldt — So stundte idt wol in aller weldt.

Eine sehr trübe Stimmung klingt aus lateinischen Versen, die wohl aus Psalm 90 geflossen sind, z. B. in Meißen 1571:

QVID VALET HIC MVNDVS? QVID GLORIA? QVIDVE TRIVMPHVS?
POST MISERVM FVNVS PVLVIS ET VMBRA SVMVS

und in Schleusingen 1501:

Heu quod homo vivit luteus sicut vmbra cadaver
Fetor deliciar̄ bvsta rvina statvta
Qvid fuit est erit nisi fertur pessima certe
Mors resecat mors omne necat quod munere certat
Nobilium tenet imperium nullum reveretur.

Mit dieser Stimmung berührt sich der bekannte Spruch der Toten an die Lebenden, der gewöhnlich auf Grabmälern und an Friedhöfen seine Stelle hat: *Fuimus quod estis, eritis quod sumus.* Er kommt auch so oder verdeutscht an Häusern vor, in Wertheim am Cronenboldschen Haus zwischen zwei Gerippen mit Sanduhr in folgender Fassung:

Alle menschen die Ihr furuber gehett:
Sehet wie es itz und Umb uns stehett.
Die wir Jtzo sindt die werdt Jhr werden:
Die Jhr itzo sind, Waren wir auff erden.

Gott ist Wahrhafftig und gantz Gerecht:
Alhie liegt der Herr und auch sein Knecht
Du Weltt Weiser Mensch tritt herbey:
Sage mir, welches der Herr oder Knecht sey.

Eine andere Gruppe von Inschriften gedenkt der Schicksale des Hauses, der Not des Bauens oder sonst betrübter Zeitumstände. Der typische Ausdruck für Brandunglück ist ein Reim:

Durchs Feuer sank ich nieder,
Doch baute Gott mich wieder,

in zahlreichen Umschreibungen und Erweiterungen, so in Hildesheim:

Dat vorige Hus hett meck gott beschert
Aber dat fuier hat mirs vorteret · anno · 1616
Noch habe ick gott vertruwet
Und dat Huss nie (neu) wedder buet

Oder in Meißen am Gasthof zur Sonne:

NACH DEM ICH SIEBEN ZWANTZIG IAHR
EIN ASCHEN HAVFF GEWESEN WAR
HAT MICH DVRCH GOTTES GNADEN HAND
NVN WIEDER BRACHT IN DISEN STAND
JOHANN IACOBI MVSICVS INSTRVMENTALIS A. CHR. MDCCV,

oder in Naumburg, wo 1714 eine Pulverexplosion großen Schaden anrichtete:

Warff gleich ein Polffer Schlag ohnlangst mein Hauss hinein,
So wird uns doch forthin mit Gott nichts schadlich sein,

oder ebenda am Haus zum Mohren:

Auch nach dem grossen Brand Werd ich der Mohr genannt und steh in Gottes Hand.

Hieraus erwachsen dann leicht ganze gereimte Brandchroniken, die namentlich häufig aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges überkommen sind. Auch sonstiger Kalamitäten wird zuweilen gedacht, in Halberstadt in einem Chronostich der Pest von 1681:

EX QVO HALBERSTADAS CRVX PESTIS REPTAT AD ÆDES (1681)
NOSQVE AC MAGDBVRGOS LINQVIT: EN EXTO STRVES (1682)

Die eigenartigen Erfahrungen des Bauherrn kehren in Versen folgender Fassung oft wieder:

Bauen ist eine schöne Lust — Hätt ichs aber zuvor gewust
Dass es so viel Geld, Fuhren und Steine Kost — So wär mir vergangen alle Lust.

und es ist nicht zu verwundern, daß sich die Spitze auch gelegentlich gegen die Werkleute richtet wie an einem oberbayerischen Haus von 1785:

Das baVen Ist eIn schönner trost — habs nIcht gewVst Das so fIL kost
gott behIte Vns Von aLLen bösen zeIten — vor DI MaVer VnD zImmer LeVthen.

Nicht selten finden sich Anspielungen auf Stand und Gewerbe des Erbauers, den Namen oder das Zeichen (Bild) des Hauses. Am witzigsten ist in dieser Hinsicht das Haus in der Gerberstraße zu Halberstadt, wo 1574 Andreas Westphal den ersten Broyhan gebraut haben soll. Neben einem Mann mit einem Fasse stand da:

GRANDIA SI SVMMO FIERENT CONVIVIA COELI
BREIHANVM SVPERIS IVPITER IPSE DARET.

Und ebenda »bei den Spritzen« am Haus eines Hans Heinrich Wagenführer das Chronogramm:

VVIL DEN ABGVNST VIELE SAGEN
GOTT FVHRT SELBSTEN MEINEN VVAGEN (1688).

Ähnlich in Ulm, an einer Hofwand zum Bild eines Pferdes mit Reitzeug 1602:

HIE STEHT EIN FRISCHES PFERD — DAS AVS ZV LEIHEN GEHÖRT,

und in Naumburg am Haus eines Handschuhmachers unter dem Bild zweier Ziegenböcke:

Ach wir armen Ziegen-Böcke — Wie bereit man unsre Röcke
Auf Roth, Gelb, Grün u. Schwartzen Corduan — Damit bedient sich jedermann.

In Lucka wird der Vorzug des Gasthofs zum Hirsch vor dem gegenüberliegenden zur Sonne in feiner Wendung gepriesen:

Vor der Sonne Lauf ist der Hirsch schon auf.
Es stehet hier in Gottes Hand Zum rothen Hirsch wird es genant.

In Meißen ist ein Bild Simsons mit folgenden Versen erklärt:

CEV SIMSON VALIDI PROSTERNIT MEMBRA LEONIS
SIC CHRISTVS FRANGIT COLLA SVPERBA NECIS.

In Hildesheim steht unter einem Schutzmantelbild: Sub · tuā · protectionē cōfugim9 · vbi · infirmi · acceperunt · virtutem · In Konstanz hat der Bildhauer Hans Morink 1608 sein Haus zum guten Hirten mit einer Schäferszene geschmückt, darunter:

Zum Schaffhirten haisst man diss Hauss
Das bhüet der gut Hirt über Auss
Und alle die gand ein vnd Auss.

Am Rathaus zu Ochsenfurt unter einem Marienbild:

Spes hominum celique decus virgo inclita salve
Dic prius et faustum carpe viator iter.

Eine Sonderstellung nehmen die Häuser von Geistlichen, Gelehrten, Beamten usw. ein, insofern die Inschriften gern in selbstgefertigten lateinischen Versen mit prunkvollen Floskeln, entlegenen Anspielungen, Zitaten usw. verfaßt sind. Als bescheidene Probe diene die Inschrift einer jetzt abgerissenen Domkurie in Hildesheim:

Perpetuam in Christi laudem: decus atque perhēne
Praesulis hunc cœtum qui regit atque fouet
Sumptibus has proprijs struxit Kirsbergius aedes
Aetas quod dignum postera laude feret.

Am Brusttuch in Goslar findet sich sogar ein Zitat aus den Pandekten: **Domvs · tvta · esse · debet · et · refvgivm · ℨ · ℨ · ad · se · con · clau ·] ·] ·** (fragmenta ad senatus-consultum claudianum); die Hausinschrift des Arztes Buddaeus in Halberstadt von 1611, für die geschraubte Latinität recht bezeichnend, schloß sogar mit einer griechischen Sentenz: *Salve Viator, siste gradum, paucis te volo; nam ego Guilielmus Budaeus, Doct. medic. ast in hoc mundo veluti peregrinus peregrino in fundo aedes hasce senatorias olim sub d. Stephani auspicio, equestrem finientes plateam, et mihi et alteri, imo neutri, patriae saltem redditurus, quod debeo et quod ipsa contulit, nec ubi exemplum posteritati deesset probe sanae insaniae anno reparatae salutis M · D · CXI · forinsecus de novo meis sumptibus exstruendas curavi. Abi nunc quocunque etiam vis, ne plus te ex hoc mundo quam me ablaturum puto. ΠΡΟΣ ΕΥΕΡΓΕΣΙΑΝ ΟΥ ΠΡΟΣ 'ΥΒΡΙΝ.* Als Probe einer gotisch-lateinischen Inschrift mit den damals üblichen Abkürzungen geben wir eine solche vom Bischofshof in Brandenburg wieder: *Anno domini MCCCCLXI (1461) reverendus in christo pater et dominus Theodericus de Stechow brandenburgensis ecclesiae episcopus hunc locum comparavit et in eodem loco hanc aulam episcopalem primo fundando construxit · orate pro eo* (Abb. 727).

Es mögen hier die wenigen Beispiele älterer Straßenbezeichnungen angefügt werden. In Mainz trägt ein Eckhaus an der Domfreiheit den Namen des einmündenden Gäßchens „**sieh vm dich**" und in Halberstadt steht an einem Torbalken: **Dies ist der Schluss der Gerberstrasse.**

5. Die Inschriften an öffentlichen städtischen Gebäuden sind bis gegen Ende 15. Jh. meist nackte Baudaten. Erst seit dem 16. Jh. mehren sich die Anspielungen auf den speziellen Zweck, die Bestimmung und Geschichte des einzelnen Werkes. Wir lassen hier eine kleine Sammlung bezeichnender Beispiele für die einzelnen Gattungen folgen.

An Rathäusern: In Karlstadt über dem Eingang zum Bürgersaal: **Anno Domini millesimo quadringentesimo vicesimo secundo inchoata est ista domus in crastino sancti Johannis baptiste** (25. Juni 1422). **Et in eodem anno solvebant tria maldra siliginis** (Spelt) **unum florenum.** — In Duderstadt: **anno · dni · mº · CCCC · XXXII · ho · opus · est · inceptum · post · die · stj · servacij episcopi** (14. Mai 1432). — In Wernigerode: **Complet · per · Thoma · Hilleborch · anno · M · CCCC · XCVIII · die · viti ·** (15. Juni 1498) **buhern · hinr · Kimen · h · bet** (man).

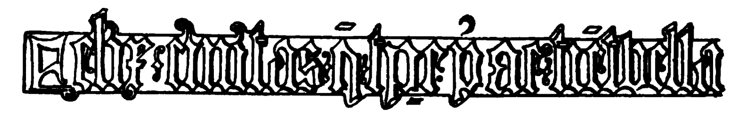


Abb. 730. Inschrift am Rathaus zu Schweidnitz.

— In Schweidnitz ähnlich wie am Brünner Tor (s. o. S. 571): *Felix · civitas · quae · tempore pacis timet bella.* — In Hildesheim (Neustadt) am Hinterhaus von 1543: VERITAS TEMPORIS FILIA. — In Kitzingen 1562 mit etwas Schwulst und holpriger Kunst:

COLLAPSVRA DOMVS QUA SEDEM CURIA LEGIT
ARTE LABORANTVM DIRVTA TOTA FVIT
AC EXSTRVCTA NOVIS IMPENSIS INDE SENATVS
QVI KITTHINGA PIE FERT SACRA IVRA TIBI.
SCILICET HANC PRINCEPS IN TALEM CONTVLIT VSVM
CIVIBVS EST CVIVS NESCIA FAMA MORI.
DET DEVS VT DVRET MVLTOS FOELICITER ANNOS
ABSQVE DEO MANET HAVD ÆDIFICATA DOMVS.

In Halberstadt am Treppenhaus von 1663: REMPVBLICAM SERVANT ET ORNANT PIETAS IVSTITIA CONCORDIA MORVM GRAVITAS CIVIVM FIDELITAS ET DEBITVM OBSEQVIVM. — In Dresden: AVSPICIIS FRIDERICI AVGVSTI · REG · POL · ELECT · SAX · PATRIS · PATRIÆ · OPT · PII · FEL· HANC · CVRIAM · EXSTRVXIT SENAT · DRESD·

In **Rats- und Gerichtssälen** sind nicht selten tüchtige Mahnungen zur Einigkeit und Gerechtigkeit angebracht. Bekannt ist der Spruch aus dem Nürnberger Rathaussaal (über der Ratsgängleinstür):

Eins manns red ist ein halbe red
Man soll die teyl verhören bed:

In Weissensee auf den Türflügeln:

RECTE IVSTICIAM IVDICATE IBI HOMINVM · PSAL 57 · PRO LEGE ET PRO GREGE · DICTV̄ ALFŌSI

In Aschersleben im Ratszimmer:

IHR HERRN SEIT EINIG VND KLVG
DAN IHR HABT SONSD MISGÖNNER GNVG
TRACHT DAS GEMEINER NVIZ SICH MEHR
DES WERDT IHR HABEN LOB VND EHR

An der Tür zum Sitzungszimmer der Oldermänner in Hildesheim ist dagegen eine Art Wegweiser in Verse gebracht:

Wilt du Artzny odr susse Wein, — So geh· dar die Zufinden sein.
Zwo ander Thur dir offen stan — Zu Raht hir geht der Olderman.

Am **Kaufhaus** in Konstanz, dessen Saal bekanntlich als Konklave während des Konzils diente, haben wir zunächst eine Bauinschrift von 1388: anno domini M CCC LXXX VIII do ward dis Koffhus angevangen ze buwend, daneben einen Denkstein auf das Konzil: Dis ist das Hus des frides un der üaingūg d⁹ mitt der Hailigē cristenlichen Kirchen in dem die unrain yrrung drier babsten ist gerut vnd ainhait cristenlicher gaistlichheit durch die Hailgen erwellung babst Martins des funfften befestiget ist anno di MCCCC XVII Jar vff Martinij. Hierbei sei auch der Spottinschrift am Husenhaus gedacht, die indes jünger und erneuert ist:

1415 O we mir armen tropf! — hier nam man mich beim schopf
hieher ich entrunnen war — bin doch nit kummen auss der gfar.

An das **Gerichtshaus** im Schloß zu Merseburg ließ B. Sigismund von Lindenau 1537 schreiben: Domū hanc equitatis officinam bonorum consultorum et ex iusto equoq ius dicentium advocatorum receptricem reipublicae bene consulturus Sigismundus epūs expoliri curavit.

Im **Gefängnis** des Rathauses zu Ochsenfurt steht:

Hüt · dich · gee · nit · avs — den · greift · man · dich · man · legt · dich · ins · Narenhaus·

Im Burgverlies zu Meersburg ist angekritzelt:

Güter Gesel lass din müren sin — willt dû anderst haben daz leben din.

Am Karzer der alten Leipziger Thomasschule:

SEMPER CLAVSA BONIS PATEAT MODO PORTA MALIGNIS

In der Folterkammer des Nürnberger Rathauses hing ein Täfelchen mit dem Verse:

Male patratis sunt atra theatra parata

In der Prager Folterkammer ist an die Wand gemalt:

Stuog czlowiecze slyss a pozorug	Steh, mensch, hör' und merke auf!
Przed Bohem a saudem gsy.	Du bist vor Gott und dem Gerichte.
wystrziehey se Každe lžy	Hüte dich vor jeder lüge,
Ktera bolj gak muczenie.	Die schmerzt wie die Folter
a za nijžto milost' nenie:	Und für die es keine gnade gibt;
wyzneg prawdu gak se slussy.	Bekenne die wahrheit wie sichs ziemt;
netrap tielo spas swau dussy.	Quäle nicht den leib, rette deine seele;
pomodli sie Panu Bohu	Bete zu Gott dem Herrn
za milost' sobie nebohu: Amen +	Um gnade für dich armen! Amen.

An der Ratsapotheke in Hildesheim finden wir einen hübschen Brand- und Baureim 1579:

Jm neun vnd sibenzigsten iar
Als sanct Bartholomeustag war
Das vorig haus im brande stunt
Nimand woher erfaren kunt
Vor Leibsgebrechn man in im fandt
Al was der Artzt mus habn zur hand.

Gros schadt aber ein weiser Rath
Besser den vor gebaweth hath
Eh der Christmont sein anfang nam
Dis haus in eil zu stehnde kam.
Der gutig got al feur abwendt
On welchs der welt sol bringen ir endt.

Dasselbe ist dann nochmals in lateinischen Distichen umschrieben.

An Schulen hat das Humanistenlatein natürlich seine prunkvollsten Verse abgelagert, und heut gehört schon ein scharfes Nachdenken dazu, um die mancherlei Verschnörkelungen des Ausdruckes aufzulösen. Ein schwungvoller, auch im Versmaß ungewöhnlicher Dithyrambus findet sich über dem Portal der Universität in Erfurt von 1513:

Oculis viator quam vides stupentibus
Res mira dictu fecit haec se ipsa domus.
Titulum perennem vera scripsit gloria.
Aeternitas ditavit. Omnes gratiae
Famulantur & novem Pedissequae
Regina rerum possidet sapientia
Fortuna nescit his bonis auctam domum.
J nunc viator ista mirare ut lubet.

Heus tu quo properas viator? audi:
Auctor sum domus artium bonarum,
Morum fida parens: Magistra vitae:
Virtutum dea: Gloriosa magni
Sectatrix Academiae Platonis.
Felices facio, bonis rependo
Coelum pro meritis: An hoc viator
Tanti non erat ut rogare velles?

Am Portal der Stadtschule in Laucha von 1615 wird zu eifrigem Schulbesuch gemahnt: DISCERE FILI ARTEM NVLLAM POTES ABSQVE MAGISTRO AD PRÆCEPTOREM FESTINO CVRRITO GRESSV. — An der Mädchenschule in Meißen stand eine auf die Verwüstung des alten Hauses bezügliche Erinnerung: *Munificentia et cura Amplissimi Senatus Misnensis gynaeceum hoc discentium ruderibus et cineribus belli tricennalis erutis in honorem Dei et commodum iuventutis tenellae erigi fecit A · D · S · MDCLXXIII* (1673). — Über der Tür zur Bibliothek in Schulpforte laden Verse in dem berühmten Pförtnerlatein ein, dessen Verständnis sich nur mit Hilfe eines größeren Lexikons erschließt:

HEIC PIA SALAIDES PANDVNT SACRARIA MVSAE
ADMITTVNT INTRA SINDONA QVANDO SVOS
NEMPE FORES UT SUNT MUSARUM SEMPER APERTÆ
SIC QUOQUE NOSTRA BONIS BIBLIOTHEKA PATET.
I NUNC ET PINDO SCOPULOSOS OBIICE CALLES
HEIC DATUR AD MUSAS CURRERE PLANA VIA.

An der Hofbibliothek in Wien ist folgende Bauinschrift angebracht: CAROLVS AVSTRIVS D · LEOPOLDI AUG · F · AUG · ROM · IMP · P · P · BELLO UBIQVE CONFECTO INSTAVRANDIS FOVENDISQVE LITTERIS AVITAM BIBLIO THECAM INGENTI LIBRORVM COPIA AVCTAM AMPLIS EXSTRUCTIS ÆDIBVS PUBLICO COMMODO PATERE IUSSIT M · D · CCXXVI (1726).

An der Berliner Kgl. Bibliothek steht NVTRIMENTVM SPIRITVS, vom Volkswitz übersetzt: »Spiritus ist ein Nahrungsmittel«. — Am Japanischen Palais in Dresden: MUSEVM VSVI PVBLICO PATENS CONDIDERVNT AVGVSTI PRIMI TRES · FRID · AUGUST · EL · INSTAVRAVIT AVXIT ORNAVIT.

Auch an Pfarrhäusern finden wir oft historische und Baunachrichten, so in Mücheln (Querfurt): *Huius domus pastoralis aedificatio postquam vetus A° 1631 a militibus Tyltianis cum urbe combusta A° 1671 incepta, ampliata et A° 1673 in dei gloriam et in habitantium commodum consumucata. Deus hanc domum et urbem ab omni incendio et periculo quam diutissime liberet · Amen ·* oder in Beggendorf (Geilenkirchen): AD MAIOREM DEI GLORIAM, POSTERORVM VTILITATEM EX FVNDAMENTO HVNC PASTORATVM PROPRIIS AEDIFICAVIT SVMPTIBVS 1687 R · O · CHRISTIANVS NÜTTEN PASTOR IN BEGENDORF.

Am Zollhaus in Prag: SENATVS: VRB · PRAG · ÆDIFICIVM VETERIS TELONII RVINOSVM CVM VICINA TVRRI REFICI CVRAVIT ANNO MDXCII (1592).

Am **Amtshaus** in **Geroldshofen** ist zusammenfassend der enormen Bautätigkeit des Bischofs Julius Echter von Mespelprunn gedacht:

GVET WERKH IN LANDEN GOTT VOLLFIERT
ALS BISCHOFF IVLIVS DA REGIERT
BAVT SPITHL SCHVEL KIRCHE KLOSTER SCHLOSS
WIE AVCH DIES AMBTSHAVSS NIT OHN LOST.

Wir gedachten oben des weltbekannten Ochsen über dem Tor an der **Metzig** zu **Nürnberg** (S. 361). Mit einem mäßigen Aufwand von Witz erklärt die Unterschrift, daß dieser nie ein Stier gewesen sei:

OMNIA HABENT ORTVS SVAQVE INCREMENTA SED ECCE
QVEM CERNIS NVNQVAM BOS FVIT HIC VITVLVS

Allgemein ist die Sitte im Ma., bei Neubauten die **Preise der Lebensmittel** zu verzeichnen, die bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen oft unglaublichen Schwankungen unterlagen. Oft sind übermäßig billige oder teuere Marktpreise an Kirchen aufgezeichnet. Wir finden aber gleiches auch an Profanbauten[1]). So ist am **Packhof** in **Nürnberg** ein Brötchen von etwa 4 cm Durchmesser als 12 Kreuzerbrot von 1816 bezeichnet:

12 Kr. Brod
o
MDCCC XVI

Am **Amtshaus** in **Lüdinghausen** ist über einer Brunnennische ein völliger Preiskurant eingemeißelt:

IM IAHR DO MAN 1573 VD 74 TELT
EIN AEM. WINS 24
EIN VAT BOTTERN 42
EIN VAT HERINGS 10
EIN LOEP SALTS 5 DOLER GALT
EIN MOLT ROGGĒ 6$\frac{8}{1}$
EIN MOLT GERSTEN 5$\frac{0}{1}$
EIN MOLT HAVEREN 4

Gediegenen Humor finden wir oft in Aufschriften von **Wirtshäusern**. Eine Mahnung zur Mäßigkeit in Form eines Zitats steht an der Treppenwange zum **Ratskeller** in **Treffurt** von 1609: V · Ð · M · I · Æ · ANACHARSIS DIXIT: PRIMVM POCVLVM QVOD INFVNDITVR, SANITATIS BIBI, ALTERVM EBRIETATIS, TERTIVM INSANIÆ · NIHIL ENIM SIMILIVS INSANO QVAM EBRIVS · ALLEIN GOTT DIE EHRE ·

In **Regensburg** liest man am **Amannsturm**: Wer will Trinkhen gvt Wein vnd Bier — Der kom in goldnen Thurm zu mir — Joh. Georg Schusteröder 1671. — In **Reinstädt** (S.-A.) ist am Stiel des Unterzuges im Eren folgende Inschrift eingestochen:

GOT BEHIETE DIESES HAVS VND ALLE DA GEHEN EIN VND AVS ANNO 1697
DV DICH AVF MEIN BEITLIN
DER WIRT VIL BEZAHLT SEIN
ER DVRF ABER KEIN SCHFLM NICHT SEIN
VND SOLL MIT DEN MADEN NICHT KRIGEN IN KELLER NEIN.

Weit verbreitet ist dann der Vers:

Gott fürchten macht selig — Bier trinken macht fröhlich
Drum fürchte Gott und trinke Bier — So wirst du fröhlich und selig allhier.

Oder die Anpreisung der Wirtschaft:

Wer sich an Speis und Trank will laben, — Kanns billig gut und schnell hier haben.

Verwandt hiermit sind die Inschriften in den **Altenburger Borstuben**, in denen Arbeit und Lebensgenuß, Liebe und Ehe im Ton der Pfefferkuchenreime besungen werden:

---

1) STIEHL, Das deutsche Rathaus, S. 45 findet in der Preisangabe »mit unübertrefflicher Klarheit die vorwiegend landwirtschaftlichen Interessen solchen Stadtwesens« bezeichnet. Mir scheint gerade das Gegenteil daraus zu sprechen, das Interesse der Bürger, die **kaufen** mußten.

Gott im Herzen — Die Liebste im Arm — Vertreibet viel Schmerzen — Und machet fein warm.

Wer nicht will Heu rechen — Wenn die Mücken stechen,
Der nehme im Winter ein Strohseil — Und frage: wo ist Heu feil.

Wenn die Henne kräht vor dem Hahn — Und das Weib redet wider den Mann
So soll der Mann das Weib auf das Maul schlan.

Zwei Weiber und ein fetter Hund — Die sein kapabel alle Stund
So sie sich zusammensetzen — Den Teufel aus dem Haus zu hetzen.

Ein leeres braches Feld — Und ledig Frauenzimmer
Hofft beiderseits zugleich — Auf die Bestellung immer.

Nimm nichts mit was mein ist — Und lass nichts da was dein ist.

Gottes Segen, gesunden Leib — Ein warmes Bett, ein schönes Weib
Gut ungrisch Gold, gut Bier und Wein — Nichts kann auf Erden schöner sein.

Hierzu kommen auch Vexierinschriften: FUAL REDO FUAS (rückwärts zu lesen) oder Rätselspiele geistlichen und weltlichen Inhalts. Wir nennen ein recht hübsches im gotischen Zimmer von Schloß Taufers bei Brunnecken in Tirol (Mitt. CC. XIX. 78):

Ain junckfraw nit ains tages alt was — die nam ain man fürwar
ee das sii wart ains jares alt — do gewans ain Kindt von mans gewalt
sii starb ee das sii wart geporn — rat recht oder du hast verlorn.

Die Lösung ist »Eva«.

An Mühlen finden wir neben Baudaten mancherlei Segenswünsche und dergleichen. So an der Pulkmühle in Halberstadt: ANNO 1594 DEN 26. IVNI HAT EIN EHRBARER WOHLWEISER RATH DIESE MÜHLE AVFS NEVE ERBAVEN VND RICHTEN LASSEN.

GIEB VNS O HERR DAS TÄGLICH BRODT
BEHÜT UNS VOR FEUER VND WASSERS NOTH.

An der Godthardimühle in Hildesheim mit einer beliebten Verschnörkelung der Jahreszahl 1578:

POST DECADES SEPTEM NEC NON BIS QVATTVOR ANNOS
ET TER QVINGENTOS AVXILIANTE DEO
FVNDAMENTA MOLÆ NOVA CONDIDIT ISTA SENATVS
QVÆ TVTORE DEO STENT MANEANTQVE DIV.
HAS PATRVM PATRIÆ PATRIAS AGNOSCERE CVRAS
LEGITIMEQVE FRVI POSTERITATIS ERIT.

An der Ebenmühle in Bronnbach: VIVAT ÆDIFICIVM PONENS ENGELBERTVS PRÆSVL ET ABBAS (1724—52), ebenda an der Eulschirlenmühle der Wasserstand: o 1595 o so · Hoch · die · Tauber · Und auf den angrenzenden Fischteich bezüglich: HAEC PISCINA CONFECTA EST SVB FRANCISCO ABBATE 1673.

Selbst Speicher, Scheuren, Ställe und dergleichen tragen manchmal stattliche Inschriften. An einem Speicher in Heller (Münster) ist über der Kellertür ein reich verzierter Schriftstein eingesetzt mit gebenediet si de name (J. H. S.) in ebicheit XXXVI (1536), an der Zehntscheuer in Bettingen: HOCHFÜRSTLICH WURTZ BURGISCHES ZEHEND-UND KALTER HAUS RENOVIRT ANNO 1732, am Marstall in Halberstadt: ANNO DOMINI 1574 DENN X DAGK MAjVS.

6. Brückeninschriften aus dem Ma. scheinen äußerst selten zu sein. Es wäre die lange gereimte Bauinschrift in Regensburg zu erwähnen.

Einige neuere hat Schramm überliefert, die wohl inzwischen auch verschwunden sind.

An der Elbbrücke in Meißen von 1548:

MAVRITIVS PRINCEPS ATQVE INGENS CVRA SENATVS
INCENSI INSTAVRANT HOC GRAVE PONTIS OPVS

An der Ilmbrücke in Weimar mit Erinnerung an die sogenannte Thüringische Sintflut von 1613:

Die schreklich grosse Wasserfluth	Der Menschen viel u. Vieh ersäufft
Welch war ein Straf u. Gottes Ruth	So all der Jlm Strohm mit geschleifft.
Hat im 1613ten Jahr	Dieselb ganz neu ist wieder gbaut
Als der 29. Maji war	Von Holz zur Stell wie man hier schaut
Hinweg geführt an diesem Ort	Jm Jahr 1615 aufgeführt
Ein steinern Brücken u. dann fort	Als Herzog Johann Ernst der Jüngere regiert.

Am Brückentor in Altbreisach mit Beziehung auf die Devolutionskriege:

LIMES ERAM GALLIS, NVNC PONS ET IANVA FIO
SI PERGVNT, GALLIS NVLLIBI LIMES ERIT

In Heidelberg unter einem Brückenwahrzeichen:

Was thustv mich hier angaffen — Hastu nicht gesehn den alten Affen
Zu Heidelberg sieh dich hin u. her — Da findestu wohl meines gleichen mehr.

In Frankfurt am Turm mit Bezug auf die Brückenfreiheit:

Wer dieser Brücken Freyheit bricht — Den wird sein Frevel Hand gericht.

An der Museumsbrücke in Nürnberg findet sich eine verschnörkelte Bauinschrift: IN MEMOR · INSTAVRANT · SECVLI XVIII · PONTEM A · MDXXCIV (1584) BINIS ARCVBVS IMPOSITVM POST XXVII · TRIETERIDES AQVARVM MOLE EVERSVM XXI PENTAD · SIMLI CVRA VSVI PUBL · VIANTIVM CUMMODO A FVNDAMENTIS FORMARI ET FIRMARI IVSSIT SPQ NORIMB · A · MDCC (1700).

Kulturgeschichtlich interessant ist eine durch Schramm überlieferte Schleuseninschrift am Oder-Spreekanal bei Mühlrose, deren hoher Ton an die stolzen Verse des Königs Ludwig über dem Donau-Rheinkanal bei Erlangen erinnert: *Fossam inter Spream et Viadrum, quae summo per universum Imperium Romanum commerciorum incremento Oceanum Germanicum cum mari Baltico conjungit Divus Fridericus Guilelmus Magnus Elect. Brand. maximis progenitoribus frustra tentatam admirando successu primus perfecit Dn. Fridericus III. Elect. Brand. Patriae virtutis et divini institui Haeres dilapso per aetatem supplicio Stratumine Alvei solum fluxum nova sistucatione & palis robustissimis firmavit cataracten hunc saxeo monumento solidavit et die suo Natali ipsis Kal. Jul. An. MDCXCIX (1699) inter acclamationes plaususque populorum exordium operis primum lapidem poni iussit.*

Von Brunneninschriften ließe sich hingegen eine reichhaltige und teilweise recht witzige Sammlung herstellen. Schon der Folcardusbrunnen vor dem Refektorium in St. Maximin bei Trier[1]), ein Erzguß des 12(?) Jh., war zur Erklärung zahlreicher Bilder (Sieben Gaben des Geistes, Kampf der Tugenden, Apostel mit ihren »Tyrannen«) mit leoninischen Hexametern bedeckt und bewahrte auch das Andenken der Gießermönche Gozbertus und Absalon:

**FRATER · GOZBERTVS · EST · ISTVD · VAS · OPERATVS ·
ARTIS · QVEM · SOCIVS · IVVIT · PAR · NOMINIS · HVIVS ·
ABSALON · IVNCTO · SINT · ILLIS · PRAEMIA · COELO ·
HIC · QVIA · QVI · MONACHI · FVERANT · HOC · POSCITE · CVNCTI ·**

Über den Bau des Ziehbrunnens auf Hohensalzburg gibt folgende Tafel an der Einfassung Nachricht: MATHEVS LANG A WELLEMBURG CARDINALIS · SALZBURGEN · HANC · CISTERNAM IN SAXO VIVO MAGNA ARCIS NECESSITATE ET COMMODO F. · F · M · DXXXVIIII (1539) KL · · SEPT ·

Der Judenbrunnen in Mainz ist mit Anspielungen auf Zeitereignisse versehen: ANNO MDXXVI · DNO KAROLO CAESARE SEMP · AVGVS · POST VICTOR · GALLICAM REGE IPSO AD TICINV̄ SVPERATO ET CAPTO TRIVMPHANT · FATALIQ · RVSTICORV̄ PER GERMANIAM CŌSPIRATIONE PROSTRATA ALBER · CARD · ET ARCHIEP · MOG · FONTĒ HVNC VETVSTATE DILAPSV̄ · AD CIVIV̄ SVORVM POSTERITATISQVE VSVM RESTITVI CVRAVIT.

An einem Bronzebecken im bayer. Nationalmuseum steht: OT HAINRICH VN PILIPS GEPRIEDER PFALCZGRAFE PEY REIN HERZOG IN NIDERN VND OBERN PAYRN — SEWOLT HIRDEV ZV NEVPVRG HAT MICH GOSEN MDXXX IAHR ·

1) KRAUS, in B. Jb. XLIX. 95 u. christl. Inschr. der Rheinl. II. 378.

Am Engelbrunnen zu Wertheim finden wir eine kleine Kollektion von Inschriften. Auf der Platte steht: DISER BRVN STEHT IN GOTTES HANT — ZV DEN ENGELN IST ERS GENANT AÑO DÑI 1574 HAT EIN ERBAR RATH DISER STAT GENOWERTIGEN BRVNEN ZV NVTZ VND GEDEIEN GEMEINER BVRGESCHAFT VERFERTIGEN LASSEN GALT EIN MALTER KORN SIWENTHALBEN GILDEN U. EIN FVDER WEIN SIWENZIG GILDEN.

Auf dem Schild des Steinmetzen steht:

DEN BRUÑ MIR VERDINGET HAT
EIN ERBAR WEISER RHAT
MEISTER MATTHES VOGEL GNANDT
IHN AVFFRICHT MIT SEINER HANDT
IM 1578 IAR
MICHEL MATZER BAWMEISTER WAR
O MEIN GOTT VÑ HERR GIB MIR
WAS DA FÜRD MICH ZU DIR

Auf dem Schild des Ratsherrn ein Rätsel:

ES IST EIN WORT
DAS HAT EIN 8
WER ES SIEHT DER BEGERT ES SCHNELL
WEN DAS 8 NICHT DARINNEN IST
KEIN HÖHER SCHATZ IN DER WELT IST
(Gold und Gott)
MEIN GRÖSTE FREVDE DAS IST
DAS GOTT MEIN ERLÖSSER IST

Mehrfach begegnen an Brunnen hübsche Scherze, die sich in der Abneigung des Deutschen gegen das Wassertrinken bewegen. So an einer Quellfassung in Geunitz (S.-A.) von 1617:

SICH MICH AN WEÑ DIRS GEFELT
HI MAGSTV TRINKEN ONE GELT.

Hierauf bekennen sich die vier Verfertiger als BAW VNNT BRAW MEIST(er), was dem Humor entschieden Nachdruck verleiht. — Deutlicher spricht sich in dieser Hinsicht der Meister des Marktbrunnens in Bruck a. d. Mur aus (Mitte 16. Jh.):

Ich Hanns Prasser
Trink lieber Wein als Wasser
Trunk ich das Wasser
So gern als Wein
Kund ich ein reicherer Prasser sein.

Destwegen bin ich worden graben
Dass man einen kielen Trunk haben
Und mag mich drinken ohne Sorgen
Hat man kein gelt
So thue ich borgen.

Ähnlich ist an dem Bronzebrunnen in St. Wolfgang (O.-Ö.), 1515 von Lienhart Rannacher aus Passau gegossen, anheim gegeben, daß „die armen Pilger, die kein Geld und keinen Wein haben, bei diesem Wasser fröhlich sein sollen.“ Welches ihnen ohne Zweifel wohl bekommen ist. — Ein Wahrzeichen Leipzigs war einst der Eselsbrunnen am Ranstädter Tor, wo unter dem Bild eines säcketragenden Esels stand:

Von Alters her Vielen bekandt — Wird diss der Eselsmarkt genandt
Und dass derselben nicht abgehen — So siehstu hier einen Esel stehen.

Selbst in Gärten finden sich hin und wieder Stiftungsinschriften, in Athensleben (Kr. Calbe) beim Rittergut:

HORTVS ERAT FACTVS SED MOX VASTATVS AB HOSTE
CONDITVS AST ITERVM EST · GLORIA LAVSQVE DEO · MDCCXVIII·

An der Gartenmauer beim Haus Blumenthal bei Bracheln: PEREGRINVS A GRVITHVISEN SERENISS · PRINCIPI IVLIACENSI CONSVL, SATRAPA IN WASSENBERG ET BRACHELEN FLORIVALLEM ABSENS HOC CLAVSIT MVRO · AN · DN · 1692·

7. Mit Inschriften von Möbeln, Geräten und Gefäßen könnte man Bände füllen, wenn es nur darauf ankäme, die Daten und Namen der Verfertiger und Besitzer, Bibelsprüche und Erklärungen von Bildern zu verzeichnen. Diese Zeugnisse ziehen sich durch die Jahrhunderte in formelhafter Erstarrung. Aber selbst von den Äußerungen origineller Gedanken, Sprüche und Reime können wir nur eine kleine Auswahl typischer Beispiele vortragen.

Aus dem hohen Mittelalter sind uns an kleineren Möbeln, Schmuckkästchen, Brauttruhen, einige Widmungssprüche wie „deyn eyn“[1]), „dir to leve“ überkommen, welche

---

1) So in viermaliger Wiederholung am Tragband des Karlshornes. Teichmann, Zs. Aachen XXV. 1.

fraglos aus den Liebessprüchen und Devisen des blühenden Ritterwesens geflossen sind. Aus dem Minnesang stammt auch eine langlebige Form von Aufschriften, die man als »Liebesgespräch« bezeichnen könnte, Mann und Frau in Rede und Gegenrede über Liebe und Treue: truw ist eien werder gast — dein ch werd der bey sy vast, wie es noch auf einem Rücklacken von 1548 in Berlin heißt. Einen hübschen Dialog dieser Art mit erbaulichem Schluß finden wir auf einer ledergepreßten Brauttruhe Anfang 14. Jh., ebenfalls in Berlin. Frau Venus eröffnet das Gespräch: VON WERDEN FROWEN IST ES UNRECHT WENNE SI IRE GETRVIWE KNECHT HALTET ALSO STRENGE ES HILFET NIT DIE LENGI DARVMBE LA DAVON VIL ZARTES WIP UND BIS DINES DIENERS LEITUERTRIP — Er: FROW VENVS ICH KLAG VICH DAS MIR MIN LIP IST GENAS (= genâde-lôs) SI ENWEIS NIT WOL DVR WAS — Sie: FROW UENVS VICH WIL ICH WESEN UNDERTAN UND DABI GANZ TRUWE HAN — Er, mit einer Kette um den Hals: VIWER BIN ICH WEND IR NIT BEGNADEN MICH ICH KLAG ES FROV VENVS KLEGELICH — Sie: WILT DU VON DINER MINNE KLAGEN VENVS DER KUNIGINNE DES ANT KLEIN MIN SINNE — Er: REINVI FROWE SELDENBER (ob saeldenbaer = glückbringend?) VICH SE DIENENDE ICH BEGER DVRCH GOT IN LANZ VICH WESEN MERE — Sie: DU TORONTER TUMBER MAN WILD DU DAUON NIT LANT DAS MOHT WOL WENIG SINNE HAN — Er: FROWE DIE REDE LAND UNDERWEGEN WIL VIWER HVLDE MIN NIT PHFLEGEN SO IST ALLVI FROED AN MIR GELEGEN — Sie: SWIG TOR DU TOBEST MICH WENNE DIE SUNNE GAT HINDER SICH SO WIL ICH ERHOEREN DICH.

Ein kleiner Schrank des Hamburger Museums von ca. 1600 hat die Widmung: DORTE VAN ALEVELT HOERDT DIT SCAP THO IDT HEFT EHR VORERET ERE GROTEMODER V. DORTE RANT(zow). — Ein Wandschränkchen im Germ. Museum von 1706: Bedracht den dancz sich auf dein schancz ale weitlichen Freid verget bei Zeit. — An Kleiderschränken begegnet oft der sinnige Spruch: Das schönste Kleid ist Trew und Redlichkeit. — Eine wahre Fundgrube köstlicher Wünsche und Mahnungen bieten die norddeutschen Mangelbretter im Hamburger Museum. Da lesen wir: ☛ WENN · ALLE · WALDTVOGLEIN · GEHEN · ZV · NISTE · SO · IST · NOCH · MEIN · SPATCIEREN · MIT · IVNGFRAWEN · DAS · BESTE · ANNO · 1625 · Oder auf einem anderen von ca. 1640: IESV · DV · EDLE · REBENSAFFT · MEIN · HERTZ · ALLZEIT · ERQVICK · VND · LAB · ACH · LIEBER · EMANVEL · IN · DESSEN · HERTZ · DICH · IA · VERSENCK · DEM · ICH · DIESES · ZVM · NEVWIAHR · SCHENCK · Eine ganze Gruppe enthält die mannigfach variierte Mahnung: »wasche weiß, mangle glatt, falte nett.« WIT GEWASSEN NET GEFOWEN DAT IS SIERAET VOOR IONGE VROV(EN) oder WAST VIDT EN MANGELT WEEL SOO LEIDT HET LIINNEN NIIET REEBEEL oder WETE LENNEN MACHET SCHONE FRVWEN oder mit derber Drohung: BY MY PIETERS IASPERS · BY MY BROTR IANSSON · WASC WIT MANGELT GLAT DOEN IE Y NIET SO KRYG Y WAT VOOR IOU GAT · INTS IÆR ONS HEEREN ANO M61Λ · Mit Variante von 1674: WASKE WIT MANGELE GLADT VET GI KRIGET DAT MANGELBVRDT VOR IVW GAT. Auf einem Kindermangelbrett: GELVCKIG · IS · DAT · KINT: DAT · LEEFT · ALST · GOD · TOT · EEN · GELEIDER · HEEFT · Auf einem Stück von 1688 steht:

LUST VNDE LEUE THO EINEM DINGE
MACKET ALLE MOYE VNDE ARBEIT GERINGE
WOL DAT SUHT VNDE KAN IDT NICHT LESEN
DAT MOHT EIN DOMMEN ESEL WESEN.

Auch Liebessprüche fehlen nicht: LAS · MICH · DOCH · NICHT · OHN · DICH oder: MEIN HERTZ DEIN HERTZ VNSER BEIDEN EIN HERTZ, oder Schmeicheleien: DER FRAVEN SCHMVCK VND ZIERLICHKEIT IST FLEISSIGKEIT VND REINIGKEIT. Oder Bitterkeiten wie unter einem zersägten Herzen 1692: ALSO SOL MAN SKERTSEN MIT ALLEN FALSKEM HERTSEN. — Auf

einem holländischen Schuhleisten von 1781 steht: DE DER TROT MOT KOSE LAPN ET DOT ET KLIN HOT VERKLAPN *(der da trabt muß Schuhe flicken, das thut das kleine Holz anklagen).* — Auf einem Blasbalg der Ulmer Gegend von 1681: Ein Blasbalch bin ich genāt, Jch blas das Feur an ist bekañ. Der Wald ist mei Uaterland. Wan einer kom wil mich wechtragen, so sagen las mih ligen in meiner Ruh, Jch Ker (gehör) im (nicht zu).

Von den Tischplatten sind die aus Kehlheimer Stein mit Inschriften und Bildern völlig bedeckt. Um nur eine Probe zu geben, teilen wir einen humorvollen Kantus von der »Rundtafel des B. Urban von Passau« (1590) im Wiener Hofmuseum mit:

Deus qui bonum vinum creavit
Et vino abutentes capitis dolore multavit,
Collet prorsus illis intellectum
Et munquam quietum invenient lectum.

8. Auf Gefäßen des 13. und 14. Jh. finden wir noch einige seltene Minneverse. Auf einer Schale in Mühlhausen, die jetzt als Hostienteller dient, über einem Liebespaar: UNSER · BEIDER BIGERE O MARIA UNS GEWERE. Am Rand der Schale, welche man der Margarethe Maultasch zuschreibt, in Wien: LIEBES LANGER MANGEL IST MAINES HERZEN ANGEL. — In der Renaissance bewegen sich die Inschriften ungefähr um das Thema: »Trink und iß, Gott nit vergiß.« So an einem Tonbecher im bayer. Nationalmuseum: DER DEN HIMEL HAT BESESEN DER GESEGE VNS TRINKEN VND ESEN. Weiter ausgeführt auf dem Stammbaumbecher des Lüneburger Rats 1560: IVCHHEIE IN GOD DINEM HEREN DAT HEET DI MIT BILICHHEIT NEMANDT TO VORKEREN · MIT DANK SEDDINGE DRINCK VNDE IT GODT SIN WORT VNDE DER ARMEN NVMMER VORGIT · WES FROISCH MIT DINEN GESTEN ITT VNDE DRINCK DES BESTEN · SVLKES KAN GOT WOL LIDEN · NVER DEN AVERVLOT SCHOLTV MIDEN VND WES DI GODT MER HEFT VORBADEN DARMEDE SCHOLTV DIN HARTE NICHT BELADEN.

Auf einem Sturzbecher »Hausfrau« in Erfurt von Kaspar Widmann 1506: Einn frumb weib ist dem Hauss ein Eer Die irenn man erfreuet sehr Die den wein im wilkumb bedeut Der auch dem man sein hertz erfreut. — An einem Nürnberger Becher von 1642 im Hamburger Museum neben einem »Dämelfraß«: *Vielmehr verderbt die Trunckenheit Alz hungr unnd durst rechtschaffne Leuth,* und neben zwei zechenden Frauen: *Wer will vor unnglück sicher seinn, Trinck nicht Zuviel dez süsen wein.* — Ebenda auf einem Augsburger Becher um 1738 mit Amor als Arzt und Bacchus: *Cupido will ein Doctor sein, Bachus vertreibet alle pein.*

Viele Städte haben Trinkgefäße von lokaler Bedeutung. Bekannt ist das Naumburger Weibernösel, ein Frechener Krug von etwa 15 Liter Inhalt, auf dem Deckel ein rundes Weibchen, am Hals ein Zinnschild mit der Inschrift: *Anno 1600 · zv Navmburg trinkt mann gerne Wein in mich geht ivst ein (?) Noesel nein, viel Weiber haben mich visiret Herr Steinauer aber renoviret zv ehren der brafen Weiberschaar in siebzehnhuntert drei und zwanzigsten jahr.* — Am drolligsten ist aber fraglos der Croppenstedter Vorrat, ein 1755 erneuerter Becher, der innen am Deckel dreizehn Kinder in Wiegen und eins in einer Wanne zeigt. Die erklärenden Verse gehen noch über Simplizissimus V. 5. hinaus:

MATRIBVS A BIS SEX VNOQVE VIDELICET ANNO
BIS SEPTEM PVEROS GENITOR GENERAVERAT VNVS
PROVIDE TVNC MATRES CVRARVNT TREDECIM CVNAS
DVM NON SVFFICIVNT VNVM POSVERVNT IN VANNO
HÆC SVNT NOTA PENVS NOSTRÆ VENERABILIS VRBIS.

Ein aus einem Straußenei gefertigter Willkomm von 1568 (Mitt. CC. XXII. 80) trägt folgende historisch-kulinarischen Verse: Jch bin ain ay von ain strauss — mich bracht Reinprecht Khochler z'haus — von Constantinopel in der Türkei, gefórmiert gleich ainen straus — dabey zu ainem willigkum furgenummen — wenn gueterlich leut zu jm kumen — die zuvor an disem ort bey jm nit sein gewesst — denen wir ich auszutrinkhen furgesetzt — drumb der sich des schuldig erkhent — der nem mich bald in seine Hend — vndt trinkh mich vor dem Khraut noch aus — er verdaut mich leicht als stahl und eysen ain Praus (Strauß).

Auf dem Ratstrinkhorn in Naumburg lesen wir: Hilf got wes wur beginnen das ein gvt ende gewinne · wunde (und) zcū allē stunden durh deine Hiligē vun(den). — Ungelöst ist noch die Inschrift auf einem Trinkhorn von 1402 im Museum zu Braunschweig: ANO MCCCCZ ORA ID AI LARDI ESTAS AUE MARIA BLO MY FERDRO TUI US M HREM· — An einem Hifthorn im Germ. Museum lesen wir: *Pro Christo cornu concine, victor eris · Vt diis principibus munera damus · Venatores feras canes convocat, provocat, revocat.* — Zu den Seltenheiten gehört die deutsche Inschrift an einem als Mädchenkopf gestalteten Handfaß in Krefeld: + ANCILLA · BIN ICH GENANT · SCHOVE · WER · ICH GERNE · ERKANT·

Auf Schmucksachen finden sich manchmal Widmungen, Devisen und dergleichen. In der Fassung des Schaffhäuser Onyx ist das Bild und der (später verstümmelte) Name des ersten Besitzers: COMITIS LWDIWICI DE VROBVRC (Ludwigs II., Anfang 13. Jh.) eingraviert. Auf Anhängern, Hut- und Kleidbelägen, Spangen und dergleichen begegnen die üblichen ma. Schutzinschriften. Auf einem Fingerhut von 1570 im Hamburger Museum steht: PIN ICH EVCH FEINDT SO STERB ICH HEINDT.

Eine reiche Auswahl teils frommer, teils witziger Verse stellen die Steinzeuge, Bauerntöpfereien und die bemalten Gläser. Auf Schüsseln liest man allerhand Liebesverse: Junge weiber und altes gelt liebt man in der gantzen welt oder Wer Gott und ein hübsch Mädchen liebt und beides wie er soll der lebt auf Erden recht vergnügt und geht ihm ewig wohl. Oder: Alle Hertzen die so schertzen wie die Haasen in den Mertzen. — Auf einer Schüssel im Germ. Museum aus dem Egerland: Wo sein drey Weiber in eim Hauss, da sein 2 zu viel, kommt dann die vierte auch dazu, dan hat der Teuffel sein spiel. — Auf Tellern ebenda: Mich durst nach einer Leberwurst. — Thut mir nichts von Ehstand schreiben, ich kann ihn wohl ledig treiben.

Auf Gläsern sind stattliche Widmungen, Trinkverse, historische Reminiszenzen und dergleichen beliebt. Auf einem Deckelglas in Dresden steht die interessante Notiz: IM 1538 TH. IAHRS TRANCK KAISSER CAROLVS AVS DIESSEM CLAVS DEN RODEN VNT DEN WEISSEN WEIN IN DER STADT BINGEN AN DEN REIN. — Auf den großen Kurfürstengläsern ist manchmal der Stolz auf des heiligen Römischen Reiches Macht und Herrlichkeit in Versen besungen, die mit der Wirklichkeit in schreiendem Widerspruch stehen. — Auf Fichtelberggläsern ist das Lob des Gebirges in Verse gebracht, wovon die folgenden fast typisch geworden sind: Herr Nachbar zur Rechten, Herr Nachbar zur Linken, wir wollen ein ander ein gantzes zu trinken. Jn gesundheit der Schönen, die lebet auf Erden, von der wir vns wünschen geküsset zu werden. Der Fichtel Berg bin ich genandt, Jn oberm Franken wohl Bekandt, vier Wasser auss mir kommen Frey, in gleichen hab Golt, Silber, Bley, den Maijn lass ich in Franken ein, hergegen bekom ich da den Wein. Die Naab die laufft wol in die Pfaltz Undt lesset mir hergeben Saltz. Die Eger laufft ins Böhmerlandt, das Vieh bekom ich da zu Handt, die Saal die laufft in Sachsen, alda sen mir die Frücht gewachsen. etc. Anno 1683·[1]) — An böhmischen Gläsern sind Freundschaftssprüche wie diese eingeschliffen: Redlichkeit schreibt eigenhändig, wahre Freundschaft bleibt beständig oder Du und Jch verstehen wohl wie man Freundschaft halten soll.

Die Brettsteine z. B. Danners im bayer. Nationalmuseum tragen Bilder und Inschriften von so saftiger Derbheit, daß sie sich der Mitteilung entziehen. Einen sehr hübschen Spruch las aber Geiler auf einem Spinnrad: Sie seind mir alle im sinn, die mich grüssen so ich spinn. — Endlich sei einer Zitherinschrift aus dem Salzburger Museum gedacht:

Mey Gredl iss von Pinschka ausm untern Tirol
Sie danst beim Dulsack vnd auf der Zittern waist woll.

9. Unter den Waffen sind häufiger nur Schwert- und Dolchklingen mit Inschriften geschmückt. Als Schwertzauber dürfen wir alle jene Worte, Sprüche, Gebete ansehen, denen man allgemein (so besonders an Glocken) Schutzkraft vor Dämonen und

1) A. SCHMIDT, Glas- und Perlenfabrikation im Fichtelgeb. Arch. Oberfranken XXI. 15.

Feindesgewalt zuschrieb wie: AGLA, MELCHA AGLA, TETRAGRAMMATON, KASPAR MELCHIOR BALTHASAR, ANANISAPTA, PER MEDIVM ILLORVM TRANSIBAT, MARIA HILF usw. Dafür finden wir nach der Reformation Äußerungen schlichten Gottvertrauens: WAS · MEIN · GOT · WIL · DES · GESCH · ALZEIT · SEIN · WIL · DER · ISDT · DER · BESTE (Dresden 250), IST · GOT · MIT · VNS · WER · KAN · DAN · WIDER · VNS (ebenda 369), MEIN LEBEN VND ENDT/STEHT ALLES IN GOTTES HENDT (Kurschwert Moritz' von Sachsen, ebenda 575), auf katholischer Seite die Bezeichnung der Papstweihe, z. B. PIVS V. PONTIFEX · OPTIMVS · MAXIMVS · ANNO II (1567, Wien 529). Daneben treten Zeugnisse der Tapferkeit und des Rittersinns. So die Widmung auf dem Schlachtschwert des schwäbischen Landvogtes Konrad Schenk von Winterstetten († 1243) in Dresden (13):

CHVNRAT · VIL · VERDER · SCHENKE ·
HIE · BI · DU · MIN · GEDENKE ·
VON · VINTER · STETTEN · HOHGEMVT ·
LA · GANZ · DE HAINE · (keinen) ISENHVT ·

Auf einem Reiterschwert (Dresden 375): LEIBET · DIE · WARHEIT · VND · STRIT · REITTERLICH · VORS · VATERLAND · Eine ganze Sammlung auf einem Dolch in Wien: STECH · NICT · WEN · STECH · NICHT · VEM · SCHAW · THV · NICHT · DAS · DIR · GERAW · — VERBORGEN · GLVKE · ERFREVET · MICH · HALT · MAS · GEDENKS · ENDE · — JN · DEINEN · NODT · BRAVCH · MICH · ASER · WOL · BEDENCKT · DICH · — ALLEN · DENEN · DIE · MICH · KENNEN · DAS · GEB · GOTT · WAS · SIE · MIR · GOENNEN · — FIDE · SED · ANTE · VIDE · CVI · TVTO · FIDERE · POSS(is). — LABOR · ET · DOLOR · — NIHIL · SEMILIVS · EST · INSANO · QVAM · EBRIVS · — Auch kecke Herausforderungen: **Lustig bin ich, wer es nicht glaubt der probir mich. Anno 1661** (kleiner Hofdegen, Wien 779). — Selbst Minneverse haben sich merkwürdig lange gehalten, so auf dem Griff eines Ulrich von Schellenberg († 1558) gehörigen Schwertes in Wien (165), dessen Text durch den Schreiber leicht gestört ist: **Kain · Fred · on · sie · — ich · hof · und · zihfel · d · — als · mit · gluck · — ich · wart · der · zit · — ich · lid · und · schwig · — ich · klag · das · nit · s · m · — als · ir · zu · lieb ·** — Öfter begegnet der Stammbuchvers: LIBE · MICH · ALS · ICH · DICH · NICHT · MER · BEGER · ICH · oder: TOVT PAR AMOVR ET RIEN PAR FORCE. — Verse im Stil der Priamel finden wir auf einem Dolche um 1550 (Dresden 624): **Herrn dienst vnnd aprilen wetter, frawen lieb vnnd rossen pletter** (Rosenblätter) **Würffel vnnd ein Kartten spil verkeren sich offt vnnd vil. — Ein weber mit der Kreczen, ein mulner mit dem meczen, ein schneider mit der scher, welcher teuffel bringt die drei dieb her.**

Daß Klingen den Namen des Schmiedes (meist formelhaft *me fecit N. N.*) oder des Trägers aufweisen, ist ganz geläufig, manchmal beides wie auf dem Schwert Karls V., das er auf dem folgenreichen Reichstag zu Augsburg 1530 trug: CAROLVS · ROMANORVM · SEMPER · VLTRA · 1530 · AMBROSIO · GEMLICH · DE · MONACO (München). Mehrfach sind aber auch Klingen, die unter irgend einem berühmten Namen gingen, erst nachträglich beschrieben worden, so die eines Zweihänders in Wien: *Genannt Herr Dietrich von Berns schwert*, ebenda ein italienisches Kurzschwert: COLOMANVS · EPS-REX · HVNGARIE, womit König Coloman (1095—1114) gemeint ist, der in seiner Jugend Kleriker war. Zweifelhaft ist auch das Schwert des Matth. Corvinus: MATHIAS · CORVINVS · REX · VNGARÆ · PRO · REGE · DIVINA · LEGE · ET · GREGE · Auf der Klinge Georgs von Frundsberg († 1528) hat man Ende 16. Jh. ein Lob seiner Taten eingraviert: *Herr Jorg von Fronsperg wohlbekanndt, Hatt mich geführt durch manches Landt. In dreyzehn Schlachten wohlgemueth Vergossen wir vihl Feindesbluth Von Franzosen Ungarn Tartarn und Türkhen, deren wir theten vihl erwürgen. Ietzund Ich mich zum Friden kehr Weil Thomas Moll ist ietzund Herr.* (Thomas Moll wohl Rudolph II.)

Zuweilen sind Devisen und dergleichen nur durch die Anfangsbuchstaben angedeutet. In dieser Hinsicht waren die steierischen Klingen mit FRINGIA (auch FRINA, FRIMIA) berühmt, was *Fridericus (III) Rex (Hungariae) in Germania Imperator Augustus* aufzulösen ist. Die Deutung anderer Kryptogramme wird meist nur die Entdecker befriedigen:

+DJQNHONSQ+TAQNDIGPK = *Domini Jesu Christi nomine Amen. Sacratus tacendis paganis* auf dem Laasker Schwert[1]); HIBMDDHOSMM = *Heilge Jungfrau beschütze mich durch deine heilge Gnade, siehe mein Mühsal* auf dem Panzer des Adam Gall (Wien 293) oder in · pe · ra · to · re · bt · = *Jesus Nazarenus, Principi Emathiae · Regi Albaniae · Terrori Osmanorum · Regi Epiri Benedicat* auf dem Helm des Georg Castriola von Albanien († 1467) in Wien.

Auf Richtschwertern finden sich Verse wie diese: **Wer mit dem schwert ficht, sol werden mit dem schwert gericht.** Oder: **Wenn ich das schwert thu erheben, wünsch ich dem sünder das ewige leben. Führ ich mit macht den todestreich, komt er von stund ins himmelreich.** Oder: **Wer findt ehs verloren wird, wer kauft ehs feil wird, der stirbt eh er alt wird.**

Sonst bieten Waffen in Wahrheit nicht viel Eigenartiges, eher noch Schilde. Auf einer Tartsche in Wien: **Hilf · du · ebygis · wort · den · lybe · hy · der · selen · dort · amen · casp · melcho · balthasar · agla ·** Auf einer ungarischen Tartsche: HALT · MAS · (Devise des Mäßigkeitsordens.) Auf einer Pavese in Prag (aus Kuttenberg) recht feurig, aus der Zeit der Husitenkämpfe: **Swatý wáclawe wewodo cieské zunye kneze náss pros za ny boha swateho ducha Kyrie eleyson · pane Bože daj swobodu tiem, kdož tie mylugú a wyznawagú u wirze** *(Heilger Wenzel, Herzog der böhmischen Lande, unser Fürst, bitt für uns. Heilger Geist, Kyrie eleison; Herr Gott, gieb Freiheit denen, die dich lieben und bekennen im Glauben).*

Dagegen könnte man ein ganzes Reimbüchlein von Geschützrohren sammeln, worin die Tugenden derselben besungen werden. So auf einem Rohr in Wernigerode: **Du schone treiberin heis ich, hertzog jorg von sachssen schangkt mich dem von stolberg graf bot genāt itzt wonent in doringer land M CCCCC XXI iar** (1521), oder auf einem Modell in Wien: ICH · SIHE · VND · LAVR · ALS · DER · HAGL · VND · DER · SCHAVR · VND · HAIS · DARVMB · DIE · LAVRPFEIFF · NIMB · HINWEG · WAS · ICH · ERGREIFF ·

Auf Feldschlangen im Berliner Zeughaus Nr. 55: DIE AMSEL HEIS ICH DAG VND NACHT — VND LAS MICH HOREN DAS ES KRACHT. — Nr. 45: DER GREIF HEIS ICH — MEINEM GNEDIGEN HERRN VON DRIR (Trier) DIN ICH — WO ER MICH HEIST GEWALDEN — DO WIL ICH DORN VND MAVRN ZVSPALTTEN. — Nr. 141: DIE SCHWALB HAT EIN ZWIEFACHEN SCHWANTZ — WAS SIE ANKIRT, BLEIBTS SELDEN GANZ. — Nr. 138: DER STORCH IN EYL — GLEICH WIE EIN PFEYL — ADVIS DEM FEINDT — BRINGT EHERS MEINT — SATVRNVS FRIST DIE KIND ALLEIN — ICH FRESS SIE ALLE GROS VND KLEIN.

Auf Sätteln begegnen merkwürdig gefühlvolle Äußerungen: *trev yst selt' in der weld* an dem des Herzogs Magnus II. in Braunschweig († 1373); *frei dich mit ganzem willen – ich hof – der lieben immer zeit – lach lib lach* auf einem gleichzeitigen Exemplar in Tratzberg — *Ich hoff des pesten* auf einem solchen im Tower; *wyl · es · got · ych · helf · dir · au(s · der · noth ·)* in Wien (Nr. 56, Zeit Karls IV.).

Die wenigen aus dem Ma. geretteten Fahnen haben kirchliche Sentenzen. Echt vaterländisch klingen aber die Aufschriften von märkischen Bauernfahnen aus der Zeit von Fehrbellin 1675: *Wier Bauern von Gering Guth dienen unserm Gnedigen Churfürsten und Herrn mit unserm Bluth.* Daß vom Landesherrn die Hingabe der Bauernreiter mit gutmütigem Humor erwidert wurde, zeigt die Fahne, die Friedrich III. den Croppenstädter Reitern schenkte: Ein Reiter in voller Montur, darunter

CHI VA PIANO VA SANO

---

[1]) K. ALTRICHTER, Das Laasker Schwert, Brandenburgia V. 283.



Abb. 731. Erstürmung einer Minneburg. Franz. Elfenbein. 14. Jh. (Zu Seite 599.)

NEUNZEHNTES KAPITEL

DER BILDERKREIS

Die Entwickelung der deutschen Kultur war einem bodenständig deutschen Bilderkreise aufs äußerste zuwider. Zweimal haben fremde und im wesentlichen fertige Bilderkreise die deutsche Kunst überflutet, im Ma. der christliche und in der Renaissance der antike, und hierbei ist so ziemlich alles fortgeschwemmt und entwurzelt worden, was von reindeutschen, volkstümlichen Vorstellungen der künstlerischen Gestaltung wartete. Man muß sich völlig klar machen, daß die deutsche Mythologie, das Volksepos, das Märchen, die Sage, der Schwank, das Volkslied, selbst die deutsche Geschichte in der Gedankenwelt unserer großen Künstler bis zu den Romantikern kein Plätzchen hatten. Was wir im folgenden hierfür zu verzeichnen haben, sind kümmerliche Trümmer und Abfälle. Das Nationalgefühl unseres Volkes ist so stumpf gegen eigene Größe, daß meines Wissens noch kein Forscher überhaupt gefragt hat, warum Hermann der Cherusker, Siegfried, Barbarossa und hundert andere Gestalten und Geschichten unserer

Vergangenheit in der bildenden Kunst der Zeit bis 1800 einfach fehlen. Es ist doch eine wunderliche Tatsache, daß Maler und Bildhauer ein ganzes Jahrtausend lang sich mit aller Inbrunst einem absolut fremden Ideenkreis, einer fabulösen Heiligenkultur, einer niemals geglaubten Götter- und Heroenwelt überlieferten, ohne das geringste Gefühl für die nationalen Aufgaben zu entwickeln. Im Ma. erfüllten die religiösen Vorstellungen alle Sinne und deckten auch die profanen Bedürfnisse. Die kräftigen Ansätze der Hohenstaufenzeit, für die ritterlichen Gestalten und Dichtungen Raum zu schaffen, erlahmten unter der asketisch-mystischen Stimmung des 14. Jh. und verlieren sich in einer heut kaum noch erkennbaren Unterströmung. Jedenfalls fand die Renaissance ein freies Feld, auf dem sie mit unwiderstehlichem Erfolg ihre Kolonien von antiken Göttern und Helden, Allegorien und Symbolen ansiedeln konnte.

Das Bild würde sich etwas zu unseren Gunsten verschieben, könnten wir die Buchillustration als führende und bestimmende Kunst anerkennen. Die Liederhandschriften, die Chroniken und Epen, die Rechtsbücher, die technischen Schriften, dann die Volksbücher, Satiren, Flugschriften sind oft überreich mit Bildern ausgestattet. Aber bei der Umgrenzung des Bilderkreises kann es sich nur um solche Vorstellungen handeln, die irgendwie in die monumentale Kunst Eingang gefunden haben und hier in einer gewissen typischen Festigkeit oder in zyklischen Verbindungen eingewurzelt sind. Es würde ein uferloses Beginnen sein, den unzähligen Bildern nachzugehen, die nur als Erklärung eines Textes Wert haben und nur hieraus verständlich sind. Das muß der Geschichte der Illustration überlassen bleiben, so sehr wir diese als Quelle der Erkenntnis schätzen und benutzen. Denn gerade in der Renaissance ist die Nachbildung von Stichen in allen Kunstzweigen ganz geläufig. — Wir sehen auch davon ab, den Gattungen und Arten der Malerei weiter zu folgen. Die Entwickelung der Landschaft, des Bildnisses, des Genres, des Stillebens hat sich vorbildlich nicht in Deutschland, sondern in Italien und den Niederlanden vollzogen.

Nach Ausscheidung des kirchlich-religiösen, der eingehend in meinem Handbuch 418—607 dargestellt ist, verbleiben zwei große Stoffkreise, der volkstümlich-deutsche und der antike. Dieser erste Versuch, die Motive zu ordnen, kann nur als ein Rahmen gelten, der sich in Zukunft vielleicht füllen wird. Der Mangel an Vorarbeiten, vielfach auch die Seltenheit der Denkmäler machen eine tiefere, entwickelungsgeschichtliche Darstellung im einzelnen vorderhand noch unmöglich.

I. Die deutschen Stoffe.

1. Die Mythologie. J. Grimm, Deutsche Mythologie. 4. A. Berl. 1875—78. — Meyer, Mythologie der Germanen. 1903. — E. Mook, Germ. Mythologie. 1898 und Grundriß der germ. Philologie. Straßb. 1900. III, 230. — v. Neoelein, Germ. Mythologie. Lpz. 1906. — Schlender, Germ. Mythologie. 1898. — Simrock, Handb. der deutsch. Mythologie. 6. A. Bonn 1887. — Weigel, Bildwerke altslavischer Zeit. Arch. für Anthrop. XXI, 41. — A. Hartmann, Becherstatuen in Ostpreußen. ebd. XXI, 253. — A. Bezzenberger, Einige Steindenkmäler in Ostpreußen. Prussia XLVII, 45. — Leger, La mythologie Slave. Paris 1901. — Hanusch, Der slav. Mythus. Lemb. 1842. — Kolb, Zwei Frôbilder? Württemb. Vierteljh. N. F. XII, 62.

An Kirchen und (seltener) an Burgen finden sich einzeln oder in Verbindung mit Tiersymbolik seltsame, unerklärliche, oft verstümmelte Bilder, deren unchristlicher Charakter nicht zu leugnen ist. Die älteren Mythologen haben sich mit wahrer Begeisterung auf diese Sachen gestürzt und die ganze Edda hineininterpretiert. Eine starke Ernüchterung ist besonders durch die Erkenntnis eingetreten, daß unsere einzige sichere Quelle, die Edda, nicht den deutschen, sondern den nordischen Götterglauben wiedergibt, und

daß wir von der deutschen Götterwelt sehr wenig wissen[1]). Vielleicht führt eine wissenschaftliche Aufnahme und Vergleichung aller fraglichen Denkmäler noch einmal zur Klarheit. Vorläufig ist noch die größte Zurückhaltung geboten.

a) Ein Bild Odins sieht Montelius mit hoher Wahrscheinlichkeit auf dem Bronzeplättchen eines in Wendel (Uppland) gefundenen Helmes aus der Völkerwanderungszeit. Der Gott greift hier den Midgardswurm mit dem Speer an, zu Häupten flattern die beiden Raben Hugin und Numin. Sein Roß Sleipnir wird mit acht Beinen dargestellt, so auf einem Bildstein in Tjängvide auf Gotland. Es ist nicht unmöglich, daß in den verhältnismäßig zahlreichen Reiterfiguren der frühromanischen Plastik (Ölsen, Kr. Ziegenrück, Pfarrtor in Remagen u. a.) verhüllte Nachklänge an Wodan, den »wilden Jäger«, fortleben. Aber die bezeichnenden Symbole sind unterdrückt. An die Gestalt Thors erinnert eine Steinritzung in Kirchhasel, S.-A. (Abb. 732). Die Figur ist mit einem Schurz angetan, trägt Hammer und Stab, der Kopf ist von einem Strahlennimbus mit zwei Knöpfen umgeben. Hierzu kann man zwei Steine an der Kirche in Quenstedt (Mansfeld) stellen: Siph beklagt sich bei Thor, der den Steinhammer schwingend heimkehrt, über die Schmach der ihr von Locki abgeschnittenen Haare und Thor nimmt an dem in ein Ungeheuer (Bären) verwandelten Locki Rache. Auch kann man Thor im Kampf mit dem Fenriswolf an einem Relief der Kirche in Heiligenthal (Mansfeld) und die Fesselung des Wolfes auf einem Stein in Müllerdorf (Abb. 733) erkennen. Eine dritte Gruppe

1) W. HAHN, Der germ. Mythus und die bild. Kunst. Zs. b. K. N. F. XI, 299.






Abb. 732. Vermutliche Thorbilder in Kirchhasel und Quenstedt.



Abb. 733. Fenriswolf in Müllerdorf.

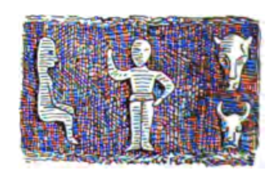


Abb. 736. Opferszene in Oberröblingen.



Abb. 734. Frôbild in Brackenheim.

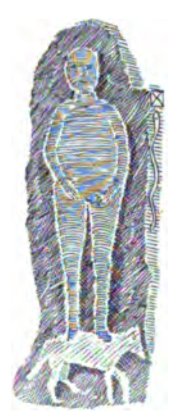


Abb. 735. Nerthus (?) in Müllerdorf.



Abb. 737. »Haingott« am Schloß in Freyburg.


Abb. 738. Figur im Museum zu Gotha.


Abb. 739. Grenzstein von Nosgau (Danzig, Museum).

bezieht man auf Frô, den Gott der Zeugung und Fruchtbarkeit, cuius etiam simulachrum fingunt ingenti priapo, wie Adam von Bremen bemerkt. Die Figuren sind anscheinend immer nackt gemeint, die Beine oft heraufgezogen, die Arme gegen den Kopf erhoben, über dem Leibe gekreuzt oder über die Schamteile gelegt oder sie halten den Phallus, wie Wolf es von Beispielen in Antwerpen, Brüssel und Emetzheim in Bayern berichtet, deren urtümliche Kraft übrigens im Aberglauben von kinderlosen und heiratslustigen Frauen, in Emetzheim z. B. durch Daraufsitzen, bis in neuere Zeit erprobt wurde. An anderen Beispielen wie über dem Portal der Johanniskirche in Brackenheim (Abb. 734), an der Burg in Mayenheim, sind die Schamteile ersichtlich später verstümmelnd abgeschlagen. Das Befremden über derartige phallische Figuren an Kirchen schwindet, wenn man sich erinnert, mit welchen Bitten gewisse Madonnenbilder noch heut bestürmt werden und die Andeutungen hinzunimmt, die sich auf den oberbayrischen Kopfdreiern (»Kedere Köpfle«) finden [1]). Eine Holzfigur mit deutlich ausgearbeitetem Gesicht, anliegenden Armen und dem Bohrloch für den Phallus fand man im Torfmoor bei Altfriesak, Neuruppin, (Völkermuseum Berlin), eine ähnliche um 1840 bei Weimar gefundene mit erhobenen Armen ist verschollen. Weniger bezeichnend sind die männlichen Gestalten an der Belsener Kapelle, im Volksmund der »große und der kleine Bel« genannt, zu Rottenburg, Illingen, Lonsee, Kuchen und Oberwittighaus. Dagegen erweckt ein Bild mit der bezeichnenden phallischen Geste in Müllerdorf (Mansfeld) (Abb. 735) ein um so höheres Interesse als es, anscheinend gut erhalten, für weiblich gelten kann (ob Nerthus?) und auf einem schreitenden Hunde steht. In Siersleben ist an der Kirche eine ebenfalls weibliche Figur liegend eingemauert, die mit einer Hand die Brust, mit der anderen die Scham deckt, das Motiv der kapitolinischen Venus. Eine Opferszene sieht Größler auf einem Stein in Oberröblingen (Abb. 736), vor dem sitzenden Bild des Gottes der Priester, rechts die Opfergaben, Stier- und Widderschädel [2]). Zu der Auffassung des Gottes würde dann ein Bild des einarmigen Er (Tius) stimmen, welches auf dem Eraberg bei Freiburg a. U. gefunden und als »Haingott« am dortigen Schloß eingemauert ist (Abb. 737). Der linke Arm, die Füße und das Gesicht mit Schnurrbart sind deutlich zu erkennen. Ganz rätselhaft wie so vieles andere ist eine Figur im Museum zu Gotha, eine (wohl sitzende, nach unten verstümmelte) Gestalt mit zwei (Kinder)köpfen in den Armen (Abb. 738); ob ein Werwolf?

1) W. M. SCHMIDT, Moderne Gesichtsurnen. Oberbayr. Arch. XIL, 537.

2) Eine ähnliche Szene, die Verbrennung eines Schweines auf einem Altar zwischen einem knieenden Manne und einer sitzenden Frau, seitlich davon ein Jäger mit Spieß und Beute (Eber), am Turm zu Peetzen bei Bückeburg, abgebildet in STRACK, Führer durch die Umgegend von Eilsen, Lemgo 1817.

b) Völlig unerklärt nach Herkunft und Bedeutung sind eine Reihe Göttersteine auf slavischem Boden. Im Umriß nur ganz roh zugehauen, im Detail nur eingeritzt, machen diese Steine den Eindruck eines feststehenden Typus. Gemeinsam ist allen ein in der Rechten gehaltenes großes Horn (Trinkhorn), in der Linken wechseln Keule oder Stab und Schwert, fehlen auch mehrfach. Die Form des Schwertes (mit gerolltem Knauf und Parierstange) würde auf nachkarolingische Zeit weisen. Die ostpreußischen waren oder sind als Grenzsteine erhalten.

In Kirchen waren eingemauert die Reliefsteine von Bergen, Altenkirchen (auf Rügen) und Christburg (Kr. Stahm), im Museum zu Danzig sind die Grenzsteine von Rosenberg-Rosenau, Rosenberg-Gr. Nipkau, Nosgau (Abb. 739), Goldau-Heinrichau und Gr. Lesen gesammelt, der letztere zeigt einen Reiter, einen Mann mit Horn und einen mit angelegten Armen. An Ort und Stelle finden sich noch der »Bartel« und die »Gustebalda« in Bartenstein, der »Bartel« bei der Schloßkapelle in Barten, ein Grenzstein bei Hussehnen (mit gekreuzten Armen) und bei Jeliken (bloß Gesicht). Sehr merkwürdig ist der Stein von Husyatin in Ungarn, eine Säule, von welcher oben nach allen vier Seiten Kopf, Arme und Füße ausgearbeitet sind, dagegen nur einmal Horn, Krummsäbel am Gürtel und ein Pferd. Darunter ein Fries von vier (tanzenden) Figuren, darunter ein Knieender, der mit erhobenen Armen wie ein Atlas die Säule zu tragen scheint. Noch darf eine Götterfamilie, Vater, Mutter und Kind, bei Bamberg ausgegraben, in diesen Kreis gestellt werden. Abgüsse aller genannten Steine im Völkermuseum zu Berlin.

Kleinere Idole, ein Bärtiger mit aufgestützten Armen, eine nackte Frau in derselben Haltung (Bronzen von Kl. Jastrow und Thorn), sind wahrscheinlich vom Norden her eingeführt. Der »Püstrich« von Sondershausen ist inzwischen als Trägerfigur (eines Taufsteins oder Altars) erkannt[1]).

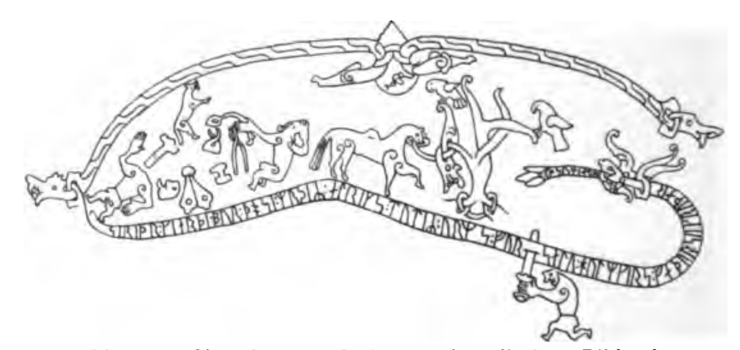


Abb. 740. Sigurdsage auf einem schwedischen Bildstein.

2. Die Heldensage[2]) hat ihre einzigen Niederschläge in schwedischen Steinritzungen gefunden. Auf dem Ramsundsberget (bei Jäder, Södermanland) sind die Hauptszenen der Sigurdsage wiedergegeben[3]), in einer mehr nur symbolischen Kurzschrift: Hammer, Zange, Ambos, Blasebalg Regins, der das Schwert schmiedet, Sigurd, der damit den Wurm durchbohrt, dessen Herz über dem Feuer röstet, den Finger in den Mund steckt und zugleich das Gespräch der Habichte belauscht, endlich Regin mit abgeschlagenem Haupt und Grane mit Gold beladen (Abb. 740).

1) E. v. FREYDORF, Der Püstrich von der Rothenburg als Typus eingereiht. Zs. für Kulturgesch. IX, 322.

2) W. GOLTHER, Deutsche Heldensagen. Dresd. 1894. — JIRICZCK, Straßb. 1900. — B. SYMONS, Grundriß der germ. Philol. III, 606.

3) C. SÄVE, Siegfriedbilder, übers. v. Mestorf. Hamb. 1870.



Abb. 741. Aus dem Iweinzyklus im Hessenhof zu Schmalkalden.

In der deutschen Kunst schlummern die gewaltigen Stoffe gänzlich. Nicht einmal das Nibelungenlied hat einen Illustrator gereizt. Das Volksbuch vom »hürnenen Seyfried« hat einige Holzschnitte von H. S. Beham[1]). Aber erst Schnorrs Fresken in der Münchener Residenz sind dem Gegenstand künstlerisch gerecht geworden. Drachentöter kommen in der Plastik häufiger vor, doch ohne die Merkmale der Sage.

Fleißiger sind die höfischen, französischen Epenstoffe dargestellt. Wir haben die Beispiele aus der Wandmalerei oben genannt (S. 392). Der Roman von Iwein, dem Ritter mit dem Löwen, ist im Hessenhof zu Schmalkalden nach Webers Bestimmung mit folgenden Szenen geschildert:

1. König Artus und die Königin ruhen nach dem Mahl in der Kemnate, daneben erzählt Kalogreant den Rittern seine Abenteuer. 2. Hierdurch angeregt reitet Iwein aus. 3. Er begegnet im Walde dem Riesen mit den wilden Tieren, 4. trinkt aus dem Zauberbronnen, 5. kämpft mit Askalon, 6. verfolgt diesen in seine Burg und wird im Fallgatter gefangen. 7. Lunete reicht ihm den unsichtbarmachenden Zauberring. 8. Askalon auf dem Totenbett wird von Laudine innig beklagt. 9. Die Mannen des Königs suchen nochmals vergeblich den (unsichtbaren) Iwein. 10. Lunete rät ihrer Herrin, den Helden zu heiraten und stellt ihn 11. der Königin vor. Es folgt in breiterer Schilderung die Vorstellung Iweins durch die thronende Königin vor dem Gefolge, 13. der Verlobungskuß, 14. das Beilager und 14b das Hochzeitsmahl. 15. König Artus kommt nun selbst zum Zauberbrunnen. 16. Iwein sticht den boshaften Key vom Pferde, und reitet 17. mit diesem (und dem erkannten Artus) zur Burg, wo 18. die Begrüßung durch Laudine stattfindet. 19. Artus und Iwein nehmen Abschied von Laudine, 20. Iwein reitet auf Abenteuer und greift 21. in den Kampf zwischen dem Löwen und Drachen ein. Vier bis fünf Bilder, die das Ende des Romans schildern, sind zerstört. Zwei Szenen desselben, der Kampf am Brunnen 5. und die Überreichung des Ringes 7., verbunden mit der Vorstellung 11., finden sich auch auf dem Maltererteppich in Freiburg, ein Zeichen, daß man in vornehmen Kreisen auch herausgerissene Szenen der Erzählung verstand.

Die Geschichte Tristans und Isoldens finden wir auf einem Tischlaken aus Würzburg im Dom zu Erfurt Anfang 14. Jh. in 26 Szenen, welche die Handlung kurz, sachlich, nur mit den jeweilig handelnden Hauptpersonen in Umrissen darstellen. Ähnlich ein etwas jüngerer Wollteppich im Kloster Wienhausen. Monumentaler ist der Tristanzyklus auf Runkelstein Ende 14. Jh. in terra verde, höchst plastisch durch die aufgehöhten Lichter. In gleicher Manier sind ebenda Szenen aus dem Wigaloisroman »Garel im blühenden Tal« gemalt. Szenen aus Parzival auf einem Teppich Ende 15. Jh. in Braunschweig. Bruchstücke aus Laurins Rosengarten fanden sich in der Ruine Lichtenberg in Tirol (Abb. 742), undeutliche oder unbestimmbare Episoden sonst ziemlich zahlreich auf Wänden und Decken (Ehinger Hof in Ulm, Teppiche im Germ. Mus. 673 und 678). Das Bayer. Nat.-Mus. bewahrt drei Hautelissen von Peemans in Brüssel mit Bildern aus dem Amadisroman.

1) M. Hermann, Die Überlieferung des Liedes vom Hürnenen Seyfried. Zs. für d. Altert. XLVI, 61.



Abb. 742. Szene aus Laurins Rosengarten. Wandmalerei aus Lichtenberg in Tirol.

Volks- und Lokalsagen in der Kunst gehören wie bemerkt zu den größten Seltenheiten. Ich kann nur erinnern an den getreuen Eckart auf einer flämischen Wirkerei des 14. Jh. im Rathaus zu Regensburg und an die mehr moralische Erzählung vom lieblosen Sohn aus dem Hause Glesch im Kölner Museum.

Die Szenen sind diese: 1. Die Schwiegertochter gibt der Köchin Anweisung. 2. Der alte Vater auf seinem Lager im Pferdestall. 3. Der junge Herr mit seinem Söhnchen auf dem Hofe, letzterer arbeitet mit einem Beil an einer Holzkiste. Der Vater: *Leif kynt dat dir goot geschei — wat dorheit begeis du hei — et dünckt mych syn kyntheit — de arbeit de du he begeid;* der Knabe: *Myn vader in goiden truwen — it is ein troich den ich hawen — da ir us essen sult die spise — in sulge wise — as ir dait myme grosen herren — in urme pertzstal ligende zo uneren.* 4. Der junge Herr kniet vor dem alten im Pferdestall und bittet ihn um Vergebung. 5. Der Alte wird vom Sohn und dessen Frau an der reichbesetzten Tafel begrüßt. Versöhnung. Der Knabe spricht das (verlorene) Schlußwort. — Die Fabel von der Eierfrau ist durch ein Bildchen im Hansasaal des Kölner Rathauses vertreten: Auf einem Esel reitet das Landmädchen zur Stadt, den Spinnrocken in der Hand und auf dem Haupt den Eierkorb, auf den sie ihre Luftschlösser baut.



Abb. 743. Neuche und Nappian in Mannsfeld.



Abb. 744. Wilde Leute. Straßburger Holzschnitt.

Gegen Lokalsagen ist die größte Vorsicht geboten. Es wird sich meist ergeben, daß sie erst in verhältnismäßig junger Zeit aus mißverstandenen Bildern entstanden sind. Dies scheint mir beispielsweise sicher bei dem Turnier zweier Ritter im Dollingerhaus zu Regensburg[1]), welches Anlaß zur Erzählung vom Zweikampf eines Ritters Dollinger mit dem Ungarn Krako unter Heinrich I. (!) gab. Am Bergamt in Mansfeld finden sich zwei kauernde Bergleute, bezeichnet »Neuche« und »Nappian«, nach der Überlieferung die Erfinder des Mansfelder Bergbaues (Abb. 743).

Einer gewissen Beliebtheit erfreuen sich die Sagen von wilden Leuten. Sie ahmen menschliches Jagd- und Liebesleben nach. Abb. 744 sehen wir die Verfolgung eines Löwen, der ein Kind geraubt hat. Auf dem Rücklaken im Germ. Mus. (669) die Erstürmung einer Minneburg, auf dem schönen Webteppich ebenda (814) den Raub einer wilden Frau durch einen geharnischten Wassermann, in Wandmalerei auf Burg Liebenfels in Thurgau die Zähmung eines Waldmenschen, den eine reich geputzte Dame an einem Faden führt. Er spricht: ich bin haarig und wild vnd fuert mich ain wiplich bild. Sie zeigt auf ein schwebendes Herz: ich zaig dir min anmuot wie min herz fliegen tuot. Im Kölner Hansasaal ein Waldmann auf einem Hirsch reitend und eine Wasserfrau am Brunnen vor dem Spiegel.

3. Die Tiersymbolik ist das schwierigste Feld der Ikonographie und von je ein Tummelplatz ausschweifender Deutungen gewesen. Ich habe in meinem Handbuch der kirchl. Kunstaltertümer S. 562—574 die Quellen und Motive der überhaupt deutbaren Vorstellungen zu sondern gesucht. Es ergeben sich darnach drei Gruppen.

a) Die altorientalischen Motive nach Bildteppichen: Der heilige Baum und die anbetenden Tiere, der Schutzlöwe, die Tierkämpfe (der tierüberfallende Löwe, Löwe und Lamm, Hund und Hase), Jagdbilder (der reitende König, der Hornbläser, der Jäger zu Fuß, der Bogenschütze [Kentaur], der auf dem Löwen knieende König [Simson]), die lichtscheuen Tiere (Drachen und Würmer an Leuchterfüßen) und die lichtfrohen (Adler, der zur Sonne fliegt). Deutlich tönt aus dieser Gruppe die altarische Tierverehrung und das Mitleid nach mit dem »Schrei der geängstigten Kreatur«. Die Tiere sind nicht Verkörperungen finsterer Mächte, und der Mensch ist Herr über sie. — b) Die Motive aus dem Psalter zeigen umgekehrt den Menschen in der tötlichen Gefahr der feindlichen, übermächtigen Tierwelt, vor welcher ihn nur Gottes Hand bewahren kann: Der Mensch reitet auf dem bissigen Drachen, er wird von schnappenden Drachen, Löwen, Hunden angegriffen oder gar verschlungen, oder er wandelt unversehrt über Würmer und Greifen.

1) J. Grakmeier, Das Dollingerhaus zu Regensburg. 1889.

Daß ein Ritter im vollen Harnisch mit Schwert, Helm und Schild vom Drachen verschlungen wird (so über dem Portal des Palas der Wartburg, in Altenstadt und am Jakobsportal in Regensburg) ist sicher nichts mehr als die Illustration zu Ps. 21, 22 salva me ex ore leonis. — c) Die Motive aus dem Physiologus, in welchen phantastische Eigenschaften und Gewohnheiten wirklicher und sagenhafter Tiere beschrieben werden: Der keusche Elefant, die geile Viper, die sägende Antilope, die leuchtende Eidechse, der wachsame Löwe, die lockende Sirene, der dürstende Hirsch, der listige Fuchs, der verjüngte Adler, der zärtliche Pelikan, der störrische Wildesel (Onager), das unzähmbare Einhorn (unicornu), der blinde Strauß, der sich selbst verbrennende Phönix, der blicktötende Basilisk, der singende Schwan, der geile und naschhafte Bock usw. Sowohl für die Tierfabeln wie für die Fabeltiere ist die Auffassung des Physiologus von weittragender Bedeutung.

Denn außerhalb der sinnvollen und erklärbaren Tierbilder liegt eine breite Masse abenteuerlicher Mißgeburten, wie sie nur eine tollgewordene, sich selbst überschlagende Phantasie erzeugen kann. Plötzlich, ohne sichtbaren Zusammenhang mit der altgermanischen Fisch-, Vogel- und Bandornamentik, treten diese Monstrositäten im 11. und 12. Jh. auf und halten sich langsam schwindend bis zum Schluß der Gotik: Alle Kombinationen, die sich zwischen Köpfen, Armen, Füßen, Flügeln und Schwänzen von Menschen, Vierfüßlern und Vögeln, Luft- und Wassertieren denken lassen, Fischweiber mit zweiteiligen Schwänzen, Menschenköpfe mit Vogelbeinen, Vögel mit Hundekopf, abenteuerliche Frösche, groteske Schnabeltiere, Seepferdchen, zwei- und dreiköpfige Ungeheuer, Kephalopoden, bei denen Kuh- oder Froschbeine gleich an den Kopf eines Schweines, einer menschlichen Grimasse angesetzt sind. Die reichhaltigste Sammlung solcher Fabelwesen bietet im Bereich der profanen Kunst die gemalte Decke aus dem Haus in der

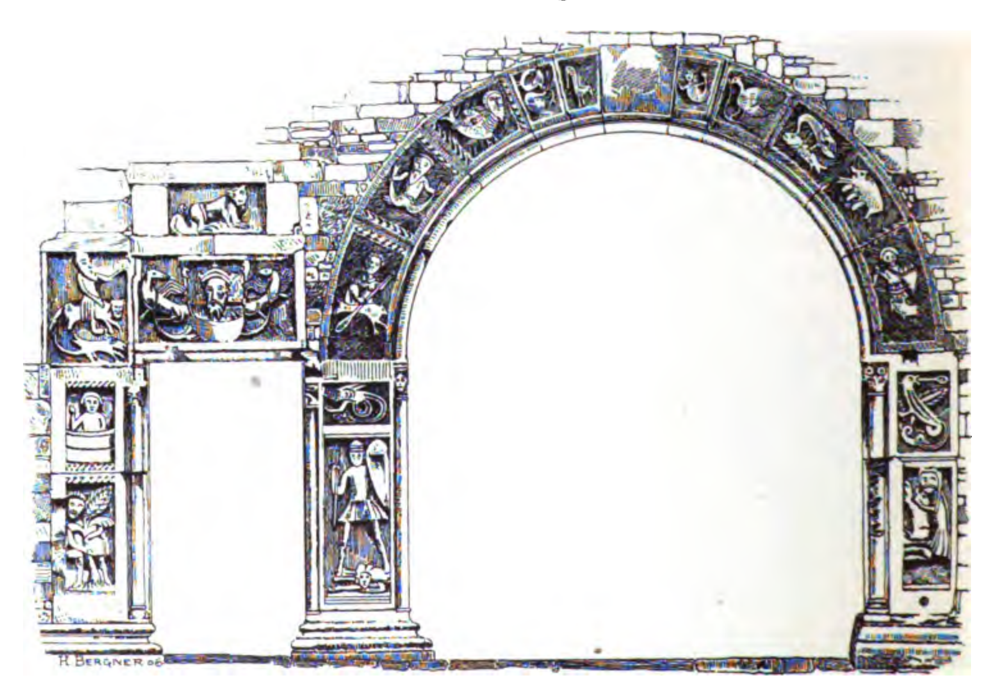


Abb. 745. Tor am Pfarrhof in Remagen.

Ponceletstraße zu Metz; zyklische Zusammenstellungen aller gangbaren Motive bieten das Portal des Pfarrhofes in Remagen und das der Schloßkapelle auf Tirol. Begreiflich im Einzelnen bleiben diese lose angereihten Kreise doch unverständlich im Ganzen.



Abb. 746. Portal der Kapelle auf Schloß Tirol.

Das Remagener Tor[1]) scheint in den unteren Feldern Beispiele männlicher Kraft und Klugheit zu bieten (Abb. 745). 1. Ein Mann, anscheinend ein Riese, reißt einen Baum aus. 2. Noah (?) in der Arche. 3. Der hornblasende König sprengt über einen Wurm. 4. Die Greifenfahrt Alexanders. 5. Ein Ritter mit Schild und Lanze steht auf einem Ungetüm. 6. Ein Held (Simson?) würgt den Löwen. Das übrige sind Monstrositäten, in denen ich keinen Gedankengang mehr entdecken kann: 6. Drache mit großer Eierblase. 7. Wasserjungfer auf einem Seepferdchen rudernd. 8. Wassermann. 9. Bärtiger Kopf auf einem Vogelleib. 10. Zwei Gänse mit verschlungenen Fischschwänzen. 11. Fuchs oder Hund. 12. Sirene. 13. Der Adler trägt eine Schlange. 14. Der Reiher greift einen Fisch. 15. Sau mit säugenden Ferkeln. 16. Wasserfrau mit Fischen in der Hand, im Gürtel und im Korb. 17. Lindwurm mit langer Zunge oder vom Pfeil getroffen. 18. Kauernder (Schutz) Löwe.

Das Portal der Tiroler Schloßkapelle (Abb. 746) zeigt folgende Motive: 1. Kentaur. 2. Sündenfall. 3. Der Held würgt einen Löwen, der einen Widder überfallen hat (also nicht Simson!). 4. Zwei Männer ziehen mit gegengestemmten Füßen an einem Pfeil (?). 5. Löwenpaar. 6. Schwurhand. 7. Lindwurm. 8. Adler. 9. Schutzlöwe. 10. Der Greif verschlingt einen Ritter. 11. Krokodil und Idris (nach dem Physiologus).

Die Tierfabel ist wie in der Literatur so auch in der Kunst seit etwa 12. Jh. wirklich eingedeutscht worden und hat sich unter witziger Travestie des Mönchslebens zur Sage von Reineke Fuchs fortgebildet[2]). Die Szenen aus dem Mönchsleben Reinekes und seines Freundes Isegrim, die Predigt vor Gänsen und Hühnern, die Unterweisung des Wolfes durch den Mönch, sind in der kirchlichen Kunst häufig. Die ganze Fuchsfabel findet sich beispielsweise auf einer großen Leinenstickerei in der Katharinenkirche zu Lübeck und auf einem Teppich in Lüne. Von profanen Denkmälern weiß ich nur ein Relief der Ruine Dermbach bei Dillenburg zu nennen. Hier hat der predigende Fuchs schon zwei von den Gänsen, welche Rosenkränze im Schnabel tragen, in seine Kapuze geworfen. Dazu die

1) S. BEISSEL, Das Pfarrtor in Remagen. Zs. chr. K. IX, 153.

2) A. L. MEISSNER, Die bildl. Darstellung des Reinecke Fuchs im Ma. Arch. f. neuere Sprachen LVIII, 241.



Abb. 747. Der Wolf in der Schule. Backsteinrelief von St. Urban.

gepreßten Backsteinreliefs von St. Urban im schweizer Landesmuseum: Der Wolf mit dem ABC-Buch vor dem Magister erroris schaut sich gierig nach dem Lamp um (Abb. 747); und der sich totstellende Fuchs wird von den Raben umschwärmt (Abb. 748). Eine seltene äsopische Fabel findet sich in den Malereien des Hansasaales zu Köln: Der Löwe zerreißt den Esel, der mit ihm jagen gegangen ist.



Abb. 748. Der Fuchs und die Raben. Backsteinrelief von St. Urban.

Für die in der kirchlichen Kunst so beliebte Bildergruppe der verkehrten Welt, die in der Nachäffung menschlicher Tätigkeiten durch Tiere besteht, gab es ein hervorragendes profanes Beispiel, das Hasenhaus in Wien, das der Haspelmeister (Hasenheger) St. Maj Anfang 16. Jh. bemalen ließ. Man sah da eine Folterszene, eine Fuchsprelle (Abb. 749), eine königliche Jagd und andere witzige Travestien[1]).

4. Ergiebiger zeigt sich die genrehafte Schilderung des Lebens, der Stände und Beschäftigungen. Aus der Minnepoesie ist die Bildergruppe geflossen, welche das Liebesleben der höheren Stände verherrlicht, die Minneburg, der Liebesgarten, das Liebespaar und der Spaziergang.

1) Leisching, Das Hasenhaus in Wien. Zs. f. b. K. N. F. IV, 135.



Abb. 749. Fuchsprelle am ehemaligen Hasenhaus in Wien.

Die **Minneburg**, ziemlich reich durch Elfenbeine, Spiegelkapseln und dergl. vertreten, ist die Schilderung einer Belagerung. Ritter zu Fuß und zu Roß bestürmen eine Burg, die von Damen verteidigt wird. Als Waffen dienen zum Teil Blumenstengel, als Geschosse Rosen oder Kränze, die mit Armbrüsten, selbst mit Bliden geworfen werden. Auf Strickleitern oder von Bäumen aus ersteigen die Ritter die Mauern und liebende Arme strecken sich ihnen entgegen. Aus Toren stürmt die ritterliche Besatzung oder auch ein Amazonenkorps den Angreifern zur Blumenschlacht entgegen. Und mit schalkhaftem Humor wird die Situation sonst noch variiert (Abb. 731). Ein Wandgemälde dieses Gegenstandes ist aus dem Domherrnhof in das Rosgartenmuseum zu Konstanz übertragen. Eine allegorische Umbildung, die Feste der Tugenden, von den Lastern bestürmt, auf einem Teppich im Rathaus zu Regensburg.

Der **Liebesgarten** ist eine Begleiterscheinung der geistlichen Minnegärten (Maria im Rosenhag, hortus conclusus, und dergl.). In einem umfriedeten Garten, auf Blumenteppichen, an murmelnden Bächen und plätschernden Brunnen vergnügen sich mit Tanz, Spiel, Musik, Lustwandeln und Tischfreuden Herren und Damen in Gruppen oder in Paaren. Zuweilen sieht man nach dem Vorbild der französischen Minnehöfe die Königin der Liebe auf dem Thron, Befehle erteilend und Huldigungen empfangend.



Abb. 750. Das Gastmahl des Verschwenders, von S. Beham.

Wohl die anziehendste Schilderung bietet der Teppich im Germ. Museum 668 um 1400 in einer großen Landschaft mit drei Burgen. Rechts defilieren die Paare am umzäunten Thron der Königin vorbei, die ihnen zuruft: drost · un · freid · machent · diee · meid. Ein Mädchen hat zwei Liebhaber an den Zaun gefesselt: von· dine · handē · lig · ich · in · bandē In der Mitte das Stoßspiel; eine Dame sitzt auf einem Herrn und wird vom Rücken her durch einen zweiten gehalten. Sie streckt ihren Fuß aus, gegen den ein Herr mit erhobenem Fuß stößt, um sie von ihrem Sitz zu werfen. Die Königin handhabt das Schiedsamt. Der Dialog über den ungleichen Kampf lautet: din · stosen · gefelt · mir · wol · lieber · stos · als · es · sin · sol. — ich · stes · gern · ser · so · mag · ich · leider · nit · mer. Links ein Kreis von Paaren, etwa »Kämmerchen vermieten«. Darüber das Spiel: »Wer ist's der dich schlug?« — Der Gegenstand ist dann von den Kupferstechern eifrig gepflegt und durch allerhand Deutlichkeiten nicht gerade verfeinert worden. Schmausen, Trinken und Küssen beherrschen die Unterhaltung (Abb. 750), selbst lockre Badeszenen dringen ein. Zuletzt hat Rubens die alte Stimmung vornehmer Geselligkeit und Lebensfreude wieder erneuert (Gemälde in Madrid). Spiele, Reigentänze und dergl. sind oben bei den Wandmalereien auf Runkelstein berührt.



Abb. 751. Liebespaare. Elfenbein.

Das Liebespaar[1]) taucht etwa gleichzeitig mit den Liebesgärten auf und könnte künstlerisch als ein Ausschnitt aus diesen gelten. Doch scheinen die Wurzeln weiter zurückzugreifen. Die ursprüngliche und häufigste Fassung ist die, daß sich Jüngling und Mädchen oder Mann und Weib ohne besondere Aktion gegenübersitzen oder -stehen. Die Beziehung wird durch Dialoge hergestellt, wovon wir oben Proben mitgeteilt haben (S. 583). Wir sehen aber auch Mädchen beim Kranzwinden, Männer mit der Laute oder beide mit Essen, Schachspiel oder Umarmung beschäftigt. Die Stecher haben ganze Serien dieses Inhalts geschaffen und die Kleinmeister, zuletzt die Porzellanformer und -maler haben das Thema in galanter oder schäferlicher Einkleidung endlos variiert. Eine Fortbildung ist der Ritt zur Jagd oder der Spaziergang, der uns ein liebendes Paar im Freien zeigt, und in der Zeit Dürers gern durch den lauschenden Tod gewürzt wird. (S. a. Abb. 493.)

Ein gewisser Typus bildet sich auch für das Gastmahl. Die reichbesetzte Tafel, die speisende Hofgesellschaft, davor Gaukler, Tänzer und Musikanten, das wird in Handschriften und Wandgemälden seit dem 12. Jh. mit feststehenden Zügen geschildert, wobei die biblischen Beispiele, das Mahl des Herodes und die Hochzeit zu Kana, Führerdienste leisteten. Vergl. die Wandgemälde in Köln und im Hessenhof (S. 392).

Das Schlachtenbild der Handschriften ist ein dichtes Gewühl von Männern und Waffen, aus welchem höchstens die Führer einigermaßen natürlich heraustreten (Abb. 752). Hier hat erst Holbein in den Baseler Rathausbildern wohldisponierte, übersichtliche und eindrucksvolle Vorbilder geschaffen und darauf fußend ist Hans Bocksberger in den Ent-

1) E. Heyck, Das Liebespaar in der Kunst. Velh. u. Klas. Mh. XVII, 281.



Abb. 752. Reiterschlacht von B. Beham.

würfen für das Regensburger Rathaus und den Fresken des Schließledersaales (S. 395) zu der hinreißenden Schilderung des Massenkampfes, der flutenden Bewegung, der heißen Lust des Dreinschlagens fortgeschritten. Dagegen können die für Herzog Wilhelm IV. von Bayern von Altdorfer, Burgkmair, Feselen und Jörg Prew 1529—33 gemalten Schlachten (in Augsburg und München) mit ihren tausenden kleinster Figürchen nur ein strategisches Interesse erwecken.

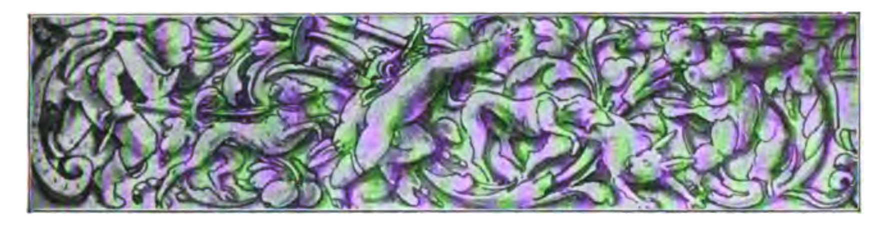


Abb. 753. Hasenjagd. Zeichnung von Holbein.

Das Jagdstück ist schon frühzeitig in die Malerei und Plastik eingedrungen: der Hornbläser, der Bogenschütz, der Speerträger im Kampf mit Wolf oder Bär, die Hasenhetze mit Hunden (Abb. 753), die Reiherbeize, der heimkehrende Jäger mit der Beute. In der Renaissance werden die Motive zu Friesen verarbeitet (vorzügliche Schnitzerei auf Burg Lauenstein, vielfach an Krügen) oder zu Zyklen der verschiedenen Jagdarten zusammengestellt (zwölf Deckenbilder im alten Stuttgarter Lusthaus, Bären-, Wolfs-, Hirsch- und Eberjagden usw. auf Elfenbeinschüsseln, Humpen, Jagdhörnern, Flinten, das Ausräuchern von Füchsen im »steinernen Album« bei Naumburg). Vergl. auch die Monatsbilder. Im Barock wird das Bedürfnis mehr durch mythologische Jagden befriedigt. Daneben dringen die durch Rubens und seine Schüler mit höchster dramatischer Spannung vorgetragenen exotischen Löwen- und Tigerjagden ein.



Abb. 754. Fries mit Bauern am Rathaus zu Breslau.

In der Darstellung der sonstigen Beschäftigungen und Lebensakte herrscht eine frische Vielgestaltigkeit, welche einer Systematisierung nicht günstig ist. Wir gedachten oben (S. 393) der Wandgemälde in Konstanz mit der Schilderung des Flachsens und Spinnens. Und derlei Sachen müssen häufiger gewesen sein [1]). Das »Ma. Hausbuch« gibt davon gewissermaßen eine Auslese und das adlige Leben des ausgehenden Mittelalters ist in den großen Holzschnittwerken Maximilians, dem Freydank, Theuerdank und Weißkuning, liebevoll geschildert. Auch die »Hauptstände« sind schon im 13. und 14. Jh. in Miniaturen durch Tracht und Attribute kennzeichnend zusammengestellt. Die Illustratoren der Renais-

1) Vergl. HARTMANN, Schedels Beschreibung der Bilder in der Bibliothek der Prämonstratenser in Brandenburg, wo die »mechanischen Künste« durch Lanificium, Armatura, Navigatio, Agricultura, Venatio und Teatrica dargestellt waren. SCHLOSSER, Quellenbuch. Wien 1896. 329.

sance haben daraus, dem differenzierten Zunftwesen folgend, ganze Zyklen von Berufsarten entwickelt und das bürgerliche Leben durch alle Höhen und Tiefen eingehend dargestellt. Man kann sich leicht aus Steinhausens »Monographien zur Kulturgeschichte« eine Vorstellung bilden. Der Niederschlag in der monumentalen Kunst ist merkwürdig gering. Volkstümlich, wenigstens im Gebiet der Kleinkünste, sind doch nur gewisse Typen aus dem Bauern- und Soldatenleben geworden.

Abb. 755. Fuchsjagd von Holbein.

Das Bauernleben ist durch die Kalenderbilder schon in karolingischer Zeit zu festen, leichtkenntlichen Episoden gelangt. Im Ausgang der Gotik macht sich mehr die satirische Betrachtung des Städters geltend. Der Bauer zu Markt kommend, die Frau mit Gänsen in der Kapuze, Prügeleien, unflätiges Trinken, dies sind beliebte Vorwürfe. Ein Fries dieser Art mit köstlichen Humoren findet sich am Rathaus zu Breslau (Abb. 754). Ein schlummerndes Motiv brachten Dürer und Holbein zu höchster Beliebtheit, den Bauerntanz (Abb. 418, 420, 626), in welchem die formlose Lust zu Springen und Hüpfen ungebändigt durchbricht. Nicht minder witzig ist die Zeichnung Holbeins zur Fuchsjagd, wobei das ganze Dorf bis zum Gänsehirten mit allerlei Waffen dem Räuber nachstürzt (Abb. 755).



Abb. 756. Türbogenfries auf Schloß Mannsfeld.

Zweikämpfe von Rittern (milites pugnantes) sind der romanischen Kirchenskulptur geläufig. Für Kämpfe zu Pferd und Turniere bieten Handschriften, Wandgemälde und einzelne Skulpturen (Dollingerhaus in Regensburg) hinreichend Beispiele (s. Abb. 516f.). Ein Gesellenstechen von 1446 hatte sich Berth. Volkamer in Nürnberg auf ein großes Tuch in seinem Haus malen lassen. Hiernach wurde 1621 die Stuckatur an der Decke des Rathausganges von H. Khun ausgeführt. Durch die Stiche der Kleinmeister wurden die Landsknechtbilder überaus beliebt, entweder nach alter Weise zu Paaren in Fechterstellung oder in Folgen nach den Chargen, so an einem Haus in Hildesheim, wo der Hauptmann, der Fähnrich, der Gemein-, Feld- und Frauenweibel, der Schultheiß, Musterschreiber und mehrere Gemeine auftreten, oder in langem Zuge einer bunten Stadtmiliz, angeführt vom Bürgermeister hoch zu Roß, im Artushof zu Danzig. Ähnliche Motive sind auf Steinzeugen, Gläsern, geätzten und eingelegten Waffen besonders häufig. Als Wachtposten stehen Musketiere im Anschlag auf dem Tübinger Schloßportal. Eine sehr derbe Trinkerszene finden wir über einer Kellertür auf Schloß Mannsfeld (Abb. 756); das Tagewerk eines Schlemmers auf Brüstungsfeldern des »neuen Schadens« 1541 in Hildesheim.

Musikantengruppen mit verschiedenen Instrumenten sind gleichfalls zuerst der kirchlichen Kunst in den Psalterbildern »Davids Sängerschule« geläufig; sie gliedern sich dann den Schilderungen von Festen und Gastmählern an. Einige hübsche Gruppen verdanken wir den Entwürfen Dürers (Hofkapelle im »Triumphzug«, Bläser und Trommler im »Gebetbuch« und Pfeiferstuhl im Nürnberger Rathaussaal). Bei Bauerntänzen fehlt nicht der Dudelsackbläser (Abb. 420).

5. Wahrhaft ärmlich ist die deutsche Geschichte vertreten. Sieht man von den Miniaturen und den oben S. 392 genannten verschollenen Wandbildern ab, so bleibt aus dem Ma. eigentlich nur eine historische Allegorie, die Huldigung der Friesen (1270) vor dem Patron des Domes in Münster zu nennen. Sonst scheint sich das ganze historische Interesse auf Fürstenbilder (Abb. 302) und Stammbäume beschränkt zu haben. Ein Beispiel dieser Art im Bayer. Nat.-Mus. aus der Residenz, 14 Ahnenbilder mit Versen, 1470 von G. Mächselkirchner und Genealogien auf der Lauinger Teppichfolge für Schloß Neuenburg, unter Ottheinrich gewebt, ebenda. Im Werk unserer großen Renaissancemaler fehlt das Geschichtsbild gänzlich und es hat sich auch später bei den Manieristen des 17. und 18. Jh. nur dürftig entfaltet. Teppiche mit Szenen aus der bayerischen Geschichte, 1718 nach Albrechts Entwürfen in München gewebt, im Nat.-Mus. Ein Antependium mit dem Übergang der kaiserlichen Armee über den Schwarzwald unter Karl von Lothringen 1678, von Elias Jäger in Augsburg in Silber getrieben, im Stift St. Blasien.



Abb. 757. Circe und Odysseus aus Schedels Weltchronik.



Abb. 758. Göttermahl von Utenwael. Braunschweig.

II. Antike Mythologie und Geschichte.

Die wesentlich lateinische Bildung der Kirche hielt seit dem frühesten Ma. immer die Kanäle offen, durch welche antike Vorstellungen in die deutsche Kunst einströmten. Schon in der karolingischen Buchmalerei und Kleinplastik gehört ein großer Komplex von allegorischen Motiven, die Vorstellungen von Raum und Zeit, von sittlichen Kräften usw. zum festen Bestand der Kunst. Neue Stoffe wurden im Zeitalter der Kreuzzüge wach. Man kann das am deutlichsten an Herrads »hortus deliciarum« ermessen. Diese geistvolle Dame muß doch ein erstaunliches Maß klassischer Bildung besessen haben, um so ganz aus dem Geist der Antike ihre endlosen Personifikationen zu entwerfen. In derselben Zeit werden auch die Sagen- und Geschichtsstoffe vom trojanischen Krieg und Aeneas, von Alexander, Virgil und Aristoteles rezipiert. Mit voller Wucht brach aber das antike Wesen in der Renaissance über Deutschland herein. Nun rächte sich bitter die Vernachlässigung und Unterdrückung der heimischen profanen Gedankenwelt. In wenigen Jahrzehnten sehen wir die Kunst überschwemmt mit Vorstellungen, die nicht nur heidnisch, sondern auch fremd waren und im Bewußtsein des Volkes niemals Wurzel gefaßt haben. Hesiod und Homer, Ovid und Virgil, Plutarch und Livius werden auf einmal die Nährquellen einer vornehmen, gelehrten Weltanschauung; der ganze Olymp erwacht zu neuem Leben, Musen und Grazien, Götter und Heroen ziehen im Triumph ein und schleppen teilweis die entlegensten Mythologien nach sich. Mag man die enorme Erweiterung des Stoffkreises höchlichst bewundern, so kann doch die akute Verwelschung unserer Kunstsprache nur schmerzliches Bedauern erwecken, denn die Bewegung verlief unfruchtbar in sich, tötlich für den kleinen Rest nationalen Empfindens.

Die ersten Regungen sind in der Buchillustration zu finden. Nürnberger, Straßburger, Basler Drucke der Weltchronik, der Klassiker bringen zahlreiche Bilder, zuerst in einer naiven, naturwüchsigen Auffassung, die durch unfreiwilligen Humor versöhnt (Abb. 757). Der illustrierte Ovid, die bilderreiche Aeneis machten das junge Geschlecht auf der Schulbank mit den antiken Gestalten bekannt. Die Maler gingen freudig auf die Sache ein, Holbein in feinfühliger Vermittlung, Cranach in spießbürgerlichem Eifer (Abb. 762). Entscheidend wurde aber die Tätigkeit der Kleinmeister. Sie sind es, welche den großen Vorrat sichten, Verwandtes zu »Folgen« zusammenstellen und aus Altem und Neuem, Fremdem und Eigenem feste, geschlossene Zyklen schaffen. Namentlich die Plakettenfolgen Flötners sind von unendlicher Wirkung. In dieser Form waren die neuen Stoffe den Kunsthandwerkern, Steinmetzen, Holzschnitzern, Goldschmieden, Keramikern usw. schmackhaft und mundgerecht. Auch formell von hohem Reiz erlangten sie ein fast kanonisches Ansehen und wurden über zwei Jahrhunderte getreulich nachgeahmt. Es wird deshalb nicht unsere Aufgabe sein, die ganze antike Mythologie und Geschichte aufzurollen, sondern nur die einzelnen lebenskräftigen Motive und die zyklischen Reihen namhaft zu machen.



Abb. 759. Zeus am Sebaldusgrabe in Nürnberg. Phot. von M. Eberlein.

1. Die Götter. Darstellungen von Götterversammlungen, olympische Sitzungen sind meines Wissens erst im Barock als Deckenmalereien und vereinzelt auf Elfenbeinen aufgenommen worden (Abb. 758). Dagegen wird es gewiß überraschen, in einem Bosauer Augustin in Pforte um 1180 eine Reihe der zwanzig Hauptgötter (dei selecti) ganz in der höfischen Zeittracht und mit zutreffenden Attributen zu finden: Jupiter mit Krone und Zepter, Saturn mit Sichel, Janus bifrons mit Stab und Schlüssel, Bacchus mit Weinflasche, Apollo mit Zither, Merkur geflügelt mit Palme, Mars als Ritter mit Schild und Schwert, Herkules (knabenhaft) mit Keule und Löwenhaut, Pluto mit Dreizack, Vulkan mit Hammer und Zange, Neptun mit Dreizack und Fisch, Juno (mit Pfauenwedel?), Tellus mit Erdkugel und Stromurne, Ceres mit Ährenbündel, Diana mit Bogen und Köcher, Venus mit Apfel und Vogel, Minerva mit Schild und Zweig, Fortuna mit Glücksrad, Vesta mit Fackel, Thetis mit Wasserwogen. — Einigermaßen volkstümlich sind jedoch nur die sieben Planetengötter geworden (s. unten).

Bilder einzelner Götter finden wir je dem dekorativen Bedürfnis angepaßt. Am ausgiebigsten figurieren sie in der Gartenplastik des 17. und 18. Jh., wo zu den oberen Göttern sich gewöhnlich Flora und Pomona gesellen. Eine köstliche Parodie des Göttervaters hat Vischer am Sebaldusgrab geschaffen (Abb. 759). Noch mit den Zeichen seiner Herrschaft, sonst nackt sitzt Zeus mit wehmütiger Kopfneige wie ein armer Auszügler auf einer niedrigen Thronstufe. Konnte man im Ernst keinem Christenmenschen zumuten, an die Wahrheit der Olympischen zu glauben, so wäre der hier eingeschlagene Weg der Komik gewiß richtig gewesen, sie einzudeutschen. Aber die Späteren haben diesen überlegenen Humor nicht verstanden, sondern die Sache immer ungemein wichtig angefaßt, wobei ja der Reiz, nackte Leiber zeigen zu können, wesentlich mitspricht.



Abb. 760. Orpheus und Eurydike von Peter Vischer d. j. Stift St. Paul in Kärnten.

Wir begegneten Göttern auf Brunnen, Apollo (Abb. 357), Merkur und häufiger Neptun (Abb. 337). Mars hat seinen Platz an Zeughäusern, Toren und anderen Befestigungsbauten, alternierend mit Minerva, die sonst den Bildungsstätten vorsteht. Merkur findet man an Kaufmannshäusern, kleinere Götterversammlungen als Sinnbilder von Krieg und Frieden, Künsten und Wissenschaften sind wechselnd an Palastfassaden, auf Giebeln und Balustraden aufgestellt (s. Abb. 304 ff.). Bacchus läßt sich oft an oder in Wirtshäusern, Trinkhallen, über Kellertoren (Schloß Mannsfeld) nachweisen. Er ist meist als dickleibiger Schlemmer aufgefaßt mit einem Becher auf einem Faß. Auffallend häufig auf Tafelgemälden und Elfenbeinen begegnet Venus und Amor (Abb. 547). Vornehme Herren scheinen eine Vorliebe für diesen Gegenstand als Zimmerschmuck gehabt zu haben. Diana genießt als Krönung von Jagdbechern oder Tafelaufsätzen eine gewisse Gunst.

2. Von den Göttersagen und (Liebes)geschichten läßt sich nur eine kleine Auswahl in den Denkmälern belegen und näher verfolgen. Malerische und plastische Reize, vielleicht auch nur gelungene italienische Vorbilder scheinen diese Auswahl bestimmt zu haben. Als plastische Vorwürfe stehen die Raptusgruppen voran: Merkur und Psyche, Nessus und Dejanira, Pluto und Proserpina, Venus und Adonis, Apollo und Daphne, Acis und Galathea, Aurora und Cefalu, Raub des Hylas, der Sabinerinnen, welche den Künstlern Gelegenheit gaben, den Gegensatz des gespannten, muskulösen männlichen zum weichen weiblichen Körper in wirkungsvollem Aufbau auszudrücken. Hieran reihen sich einige andere Szenen erotischen Charakters, welche nach ihrer hergebrachten Gruppierung mehr dem Relief oder Gemälde entsprechen: Leda mit dem Schwan, Europa mit dem Stier, Mars und Venus, Luna und Endymion, Perseus und Andromeda (Abb. 364, 556), Diana von Aktäon im Bad belauscht[1]), Kallisto (gesegneten Leibes) vor Diana, Bacchus

1) »Die anna, die den geger (Jäger) begeust, das ein Hirs aus ihm wird«, so wird ein Gemälde Cranachs (Darmstadt 250) beschrieben.

und Ariadne, Orpheus und Eurydike (Abb. 760) usw. In der Malerei und Kleinplastik des 17. und 18. Jh. sind vor anderen die bacchischen Züge beliebt, ein lebensprühendes, lustberauschtes Durcheinander von verliebten und mehr oder weniger trunkenen Jünglingen, Mädchen, Silenen, Faunen und Satyrn, auch in der Form von Kinderbacchanalen, wie überhaupt die mythologischen Naturwesen, die Najaden und Fischweibchen, die flöteblasenden Pane, die bocksfüßigen Satyrn und die tanzenden Faunenkinder (Abb. 761) der Kunst offenbar als Ersatz der alten Tiersymbolik so geläufig wurden, daß sie schon leicht zu bedeutungslosem Ornament herabsanken (Abb. 518, 524).



Abb. 761. Faunenkinder im Schloßgarten zu Würzburg.

Die griechischen Heldensagen haben ebenfalls nur einzelne, populäre Szenen geliefert. Von den zwölf Arbeiten des Herkules liegen zwar gestochene Folgen vor (z. B. Flötner B. 102—107), in den angewandten Künsten begegnen aber nur wenige wie der Kampf mit dem nemeischen Löwen und der lernäischen Schlange (Brunnen in Augsburg Abb. 373). Dagegen findet man häufiger den



Abb. 762. Herkules bei Omphale von Cranach. Braunschweig, Museum.



Abb. 763. Holbeins Entwurf zu einer Dolchscheide.

Knaben mit den Schlangen, die Erlegung des Nessus und (als Gegenstück zu Simson und Delila) den Helden mit dem Spinnrocken bei Omphale. Für die naive Auffassung der Antike durch Cranach ist das Gemälde in Braunschweig bezeichnend (Abb. 762). Herkules ist hier der biedere, deutsche Landsknecht, Omphale und ihre Dienerinnen sind galante Modedamen. Das ist Mythologie sozusagen in usum Delphini. Die barocken Plastiker zeigen die Schöne im Begriff, sich die Löwenhaut umzuhängen, dabei Amor mit der Keule spielend. Aus dem trojanischen Sagenkreis ist das Urteil des Paris vor anderen beliebt. Die Gruppierung der drei Göttinnen vor Paris ist feststehend (Abb. 763). Schönes Relief von Hans Daucher 1512 in Kelheimer Stein in Wien. Cranach streift auch hier die Grenze der Travestie, indem er Hermes und Paris in blinkende Harnische steckt und die Schönen mit dem Beschauer kokettieren läßt. (Gemälde in Karlsruhe). Sonst kommt zuweilen noch die Opferung der Iphigenie vor. Aus der Odyssee griff man um des geistesverwandten Humors willen die Verwandlung der Gefährten des Odysseus durch die Zauberin Circe heraus (Abb. 757); auch der Abschied von Kalypso und die Begegnung mit Nausikaa (Abb. 764) fanden einigen Anklang. Ovids Metamorphosen lieferten eine Menge erotischer Motive. Zu reiner Volkstümlichkeit gelangte das Rührstück Pyramus und Thisbe (Abb. 763), das als Symbol treuer Liebe vielfach galante Geschenke und Andenken schmückte. — Hiermit dürfte aber auch der Kreis der lebensfähigen Szenen umschrieben sein. Die Virtuosen des Barock, die eigentlichen Mythologiemaler wie Elsheimer haben natürlich die Gefilde der Sage nach allen Richtungen abgegrast, fast ohne Eindruck und Nachwirkung. Carstens und Preller haben hierin die deutsche Anschauung gründlicher und vielleicht abschließend bestimmt.

3. Die griechisch-römische Geschichte ist der deutschen Bildung durch das Sprachrohr der italienischen Humanisten vermittelt und dementsprechend gefärbt worden. Es erklärt sich hieraus eine vorwiegende Latinitas der Auswahl, eine stramme Verherrlichung des Römertums. Indes wird dieser Einseitigkeit durch eine ältere, universal-historische Betrachtung die Wage gehalten, in welcher die Antike,

das Judentum und die christliche (deutsche) Geschichte noch gleichwertig nebeneinander stehen.

a) Als virtutes Romanae begreift man eine Reihe von (Helden)Taten der römischen Sage und Geschichte, von denen etwa die folgenden besonders auf Waffen und dergl. häufiger wiederkehren. 1. Aeneas[1]) trägt seinen Vater Anchises aus dem brennenden Troja, verläßt Karthago und Dido, kämpft mit Turnus um Lavinia und wird in der Schlacht von den Göttern entrückt (Apotheose). 2. Mc. Valerius, am Raben auf dem Helm kenntlich, überwindet den Führer der Gallier (Schild, Dresden 709). 3. Horatius Cocles verteidigt die Sublicische Brücke (Rappiergarnitur von 1590 Nr. 578 in Dresden). 4. Mc. Horatius besiegt die drei Curatier. 5. Mc. Curtius sprengt gewaffnet in die Kluft auf dem Kapitol (Gemälde Refingers, München 269). 6. T. Manlius läßt seinen Sohn hin-



Abb. 764. Nausikaa und Odysseus von Lastman. Augsburg.

richten. 7. Pero reicht ihrem Vater Cimon im Gefängnis die Brust (die sog. caritas Romana, Stich Flötners B. 75). 8. Curius Dentatus weist vor dem Feuer knieend den Bestechungsversuch der Sammiten zurück (»Ich habe lieber Rüben im Topf und gebiete denen die Gold haben«; Gemälde Holbeins im Rathaus zu Basel, Abb. 765). 9. Scipio weist bei Übergabe einer Stadt die Geschenke der Afrikaner ab (Schild, Dresden Nr. 96). 10. Trajan reitet im Getümmel den Sohn einer Witwe nieder und gibt ihr zur Sühne seinen eigenen Sohn zum Manne (Helm, Dresden Nr. 95). Vollständiger Zyklus der virtutes am Haus Speymann in Danzig von 1609 (Abb. 286).

b) Die »gerechten oder strengen Urteile« finden sich mehrfach als Muster oder als Warnung in Rathäusern und Gerichtsstuben. Am volkstümlichsten, geradezu sprichwörtlich ist das Urteil Salomos geworden; daneben T. Manlius, Trajan und die Witwe. Weniger bekannt sind die folgenden. Im Rathaus zu Danzig: Folter des Licinius Crassus, dem

1) Eine Auswahl aus dem »liet von Troyâ« wird schon am Sattel der Enîte beschrieben. SCHLOSSER, Quellenbuch, Wien 1896. 291.



Abb. 765. C. Dentatus und die Samniten. Initial Holbeins.

die Parther zur Strafe für seine Habgier geschmolzenes Gold in den Mund gossen. Dem Richter Sisamenes wird auf Befehl des Kambyses die Haut abgezogen und damit der Richterstuhl gepolstert, auf dem sein Sohn und Nachfolger Platz nimmt. Im Rathaus zu Basel: Der Gesetzgeber Zaleukos von Lokris übernimmt für seinen wegen Ehebruch zur Blendung verurteilten Sohn die Hälfte der Strafe. Charondas v. Catanea, Gesetzgeber von Thurii, stößt sich sein Schwert in die Brust, da er versehentlich gegen sein eignes Gesetz mit diesem umgürtet in die Volksversammlung gekommen war. Sapor, König der Perser, benutzt den gefangenen Kaiser Valerian als Schemel, um sein Pferd zu besteigen.

Hierzu dürfen wir sogleich eine sehr beliebte Allegorie stellen, die sogen. Verleumdung des Apelles[1]) nach der Beschreibung, welche Lucian von einem Gemälde dieses Meisters macht (Abb. 766). Am bekanntesten und öfter nachgeahmt ist das Gemälde im Rathaussaal zu Nürnberg, nach dem Entwurf Dürers: Der unwissende Richter mit langen Ohren sitzt auf seinem Stuhl, von Ignorantia und Suspicio beraten. Vor ihn schleppt Calumnia den Insons an den Haaren herbei, gefolgt von der bleichen, häßlichen Invidia zwischen Betrug und List (Fraus und Insidiae). Dahinter der tölpelhafte Error zwischen Übereilung und Strafe (Festinatio und Poena). In Trauergewändern folgt zu spät die Reue (poenitentia), rückwärts auf die endlich triumphierende Veritas (mit Sonne) weisend.



Abb. 766. Die Verleumdung des Apelles, Zeichnung von Dürer.

c) Der kürzeste Ausdruck geschichtlicher Erinnerung ist die Darstellung der neun guten Helden.[2]) Es sind dies je drei Heiden, Juden und Christen: Hektor, Alexander und Cäsar — Josua, David und Judas Maccabäus — Chlodwig (oder Artus), Karl d. Gr. und Gottfried von Bouillon. Es ist nicht eigentlich zu einer Charakterisierung der Helden gekommen; auch fehlen Attribute. Dafür treten Beischriften, zuweilen auch beliebige Wappen (wie in Grüningers Wappenbuch und auf den Glasgemälden zu Lüneburg) ein. Die Beispiele sind in der monumentalen Plastik und Malerei nicht selten. Sie werden durch die bemalten Statuen im Hansasaal des Kölner Rathauses Anfang 14. Jh. eröffnet. Um 1385 sind die des schönen Brunnens in Nürnberg (Abb. 368) und wenig später die Malereien auf Runkelstein anzureihen. Es folgen 1408 die kleinen Reliefs am Brunnen in Braunschweig (Abb. 367) und etwa gleichzeitig die Glasgemälde in der Laube des Rathauses zu Lüneburg, Ende 15. Jh. die Holzstatuetten der Kaiserworth in Goslar. Untergegangen sind die Reihen der Rathäuser zu Osnabrück und Hamburg.

1) R. FÖRSTER, Die Verleumdung des Apelles i. d. Ren. Jb. Kgl. pr. Ks. VIII. 29. 89.

2) F. KÜSTHARDT, Die neun guten Helden Zs. Harzv. XXII. 359 u. Dpfl. III. 57. — KOPPMANN, Die Statuen d. 9 Besten i. Raths. Zs. Hamburg VII. 45.

Äußerst lebhaft flammte das Interesse für die Helden nochmals in der Frührenaissance auf. Wir finden sie, durch Gideon, Samson und einen Unbekannten auf zwölf ergänzt, am Rolandbrunnen zu Hildesheim, ebenda am Kaiserhaus (nur Judas, Hektor, Alexander und Cäsar) und in Holzrelief an der Neustädter Schenke von 1609, an der schönen Tür des Rathauses zu Lüneburg 1568, in Malereien des Schlosses Ericks in Hann. Münden, dann am Kammerzellschen Haus 1589 in Straßburg, teilweis auch in den Statuen um das Maximiliansgrab in Innsbruck und am Ottheinrichsbau in Heidelberg (Abb. 301), vollständig wieder auf einem Marmormortisch in Schloß Krippenbach bei Hall usw. Eine reduzierte Variante am Artushof in Danzig von ca. 1610 (Scipio, Themistokles, Camillus und Judas Macc.). Eine Fortbildung im ägyptischen Sinn des ausgehenden Ma. hat die Auslese von Musterbeispielen in den Gemälden von Runkelstein erfahren. Hier sind noch in Zyklen zu je drei zusammengestellt: Die drei besten Ritter, Parzival, Iwein und Gawein, die drei zärtlichsten Liebespaare, Wilhelm von Österreich und Aglei, Tristan und Isolde, Wilhelm von Orleans und Amelei, die drei berühmtesten Schwerter, Dietrich von Bern mit Sachs, Dietlieb von Steier mit Wasung, Siegfried mit Balmung, die drei stärksten Riesen: Asperan, Otnit und Struthan, endlich die drei gewaltigsten Weiber: Hilde, Bodelgart und Frau Rachin.

Den Helden des Schwertes finden wir schon im frühen Ma. eine Aristokratie des Geistes gegenübergestellt, die Weltweisen und Sibyllen, die sich mehrfach den Aposteln und Propheten als Vorläufer zugesellen. Die Zahl und Benennung beider ist schwankend wie auch der Text der beigegebenen Sprüche. Die sieben griechischen Weltweisen finden wir in Gips eingeritzt im Fußboden der Ludgerikapelle in Helmstädt: Pittacus Mitilenus, Solon Atheniensis, Bias Prieneus, Periander Corinthius, Thales Milesius, Cleobulos Lindius und Chilo Spartanus. Auf dem Teppich in Halberstadt (S. 498) und auf einem anderen in Berlin lassen sich Cato und Seneca erkennen. Ganz anders ist wieder die Reihe am schönen Brunnen in Nürnberg: Sokrates, Pythagoras mit Laute, Ptolemäus mit Astrolabium, Euklid mit Zange und Winkel, Nicomachus mit Tafel, Aristoteles, Cicero und Donatus mit einem Schüler. Andere Varianten auf romanischen Bronzeschüsseln, auf einem Offertorium in Halberstadt und auf dem Ulmer Chorgestühl von Jörg Syrlin. Daneben begegnen auch Ansätze zu einer Reihe von Dichtern, auf der Halberstädter Schüssel z. B. Plato, Ovid, Virgil und Juvenal, und ein Zyklus großer Ärzte ist am Haus Middendorp 1611 in Hildesheim dargestellt, jeder mit einer Heilpflanze: Hippokrates, Galenus, Dioscorides, Machaon, Chiron, Apollo, Aeskulap und Asklepiades.

Die Sibyllen sind auf profanen Denkmälern seltener, die tiburtinische mit Kaiser Augustus begegnet zuweilen in Gesellschaft der guten Weiber. Eine vollständige, nach Hartmann Schedels Weltchronik entworfene Reihe derselben bieten die Wandgemälde des Rathauses zu Goslar[1]), wo die Zahl (wie auch im deutschen Volksbuch »Zwölf Sibyllen Weissagungen«, Frankfurt 1531) auf zwölf gebracht ist: Persica, Libyca, Delphica, Cimmeria, Erythraea, Samia, Cumana, Hellespontica, Phrygia, Tiburtina, Europea und Agrippa. Als dreizehnte erscheint im Volksbuch Nichaula, die Königin Saba.

e) Das weibliche Gegenstück zu den Helden bilden die neun guten Weiber, die nach gleichen Rücksichten aus dem Heiden-, Juden- und Christentum genommen sind; am Kammerzelschen Haus in Straßburg: Lucretia, Vetturia und Virginia — Hester, Jael und Judith — Helena, Brigitta und Elisabeth von Thüringen. Indes ist die Zusammenstellung berühmter Frauen und Frauentaten meist von anderen Tendenzen beherrscht.

Schon im hohen Ma. findet man eine Gruppe etwa unter dem Titel »Die verführerische Macht des Weibes« zusammengestellt. Hierher gehören: 1. Aristoteles und Phyllis[2]) (Abb. 767). Der große Philosoph eiferte solange gegen den Reiz der Frauen, bis es der Geliebten Alexanders gelang, ihn zu zähmen. Ja die Schöne bestrickte ihn derart, daß er

1) G. Müller-Grote, Die Malereien im Rathause zu Goslar. Berl. 1892. — Piper, Mythologie I, 472.

2) A. Borgeld, Aristoteles en Phyllis. Groningen 1902.

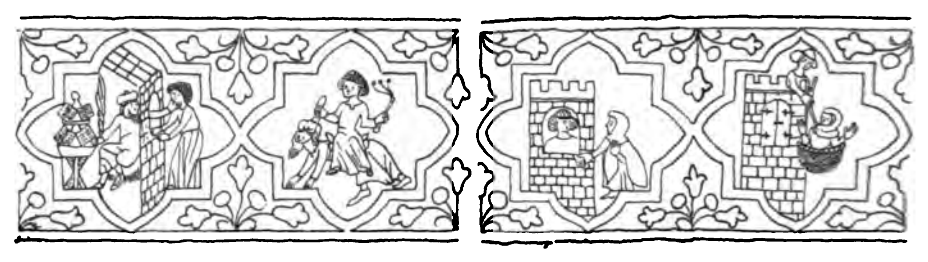


Abb. 767. Aristoteles und Phyllis, Virgil im Korbe. Maltererteppich in Freiburg.

sich Zaum und Sattel anlegen und von der Dirne zum allgemeinen Gaudium des Hofes als Pferd besteigen ließ. 2. Virgil im Korbe[1]). Der Zauberer Virgil soll von seiner Geliebten, einer Tochter des Kaisers Augustus, in einem Korbe zu einem Stelldichein in ihrer Kammer emporgezogen werden, da er aber das Geheimnis ausplaudert, läßt ihn die Erzürnte über Nacht in halber Höhe hängen und am Morgen in dieser Lage von ganz Rom verspotten. Die Rache des Zauberes bestand darin, daß er alle Feuer in Rom auslöschte, die nur an einer von der völlig nackten Prinzessin auf dem Forum gehaltenen Fackel wieder angezündet werden konnten. — Hierzu einige biblische Beispiele. 3. Simson und Delila. Es ist meist der Moment gewählt, wo die Falsche dem in ihrem Schoß entschlummerten Wildling mit einer großen Schere die Mähne kürzt. 4. Judith und Holofernes. Die Jüdin hat eben dem trunkenen Lüstling das Haupt abgeschlagen und hält es mit Schaudern in die Höhe. 5. David und Bathseba. Vorn steigt die Frau ins Bad, im Hintergrund der König mit Gefolge auf einem Balkon seines Palastes. Zuweilen tritt hinzu Adam und Eva, Salomo mit seinen ausländischen Kebsweibern die Götzen anbetend, auch Tristan und Isolde. Mehr oder weniger vollständige Reihen auf dem Maltererteppich, auf einer Tischdecke Nr. 2583 und einer gravierten Tischplatte im Germ. Museum, auf Wandgemälden aus dem Weberhaus im Wessenbergmuseum zu Konstanz und in zahlreichen Stichen, die biblischen Beispiele auch auf vielen Tafelgemälden.

Eine zweite Gruppe umfaßt die Beispiele exemplarischer Keuschheit. 1. Lucretia, Gemahlin des Tarquinius Collatinus, durch Sextus Tarquinius entehrt, bohrt sich den Dolch in die Brust. Dieser Akt ist bei Malern und Bildnern der Renaissance ungemein beliebt. 2. Virginia wird von ihrem Vater erstochen, um sie vor den Lüsten des Dezemvirn Appius Claudius zu bewahren. 3. Susanne wird von den lüsternen Greisen im Bad überrascht. 4. Esther naht von einer Dienerin gestützt dem Thron des Ahasverus oder speist mit ihm und Haman an einer Prunktafel. 5. Jael schlägt dem schlafenden Sisera einen Nagel durch die Schläfe.

Eine dritte Gruppe umfaßt die Beispiele seltener Frauentreue. 1. Thisbe ersticht sich am Brunnen über dem Leichname ihres geliebten Pyramus. Dieser Gegenstand ist als Typus des Opfertodes Jesu auch in die kirchliche Kunst eingedrungen (vier Szenen auf einem Kapitäl im Münster zu Basel, sechs Szenen mehrfach auf romanischen Bronzeschüsseln, s. oben S. 448). 2. Dido, von Aeneas verlassen, weiht sich dem Tod auf dem Scheiterhaufen (Abb. 768). 3. Artemisia von Halikarnaß stellt weinend die Urne ihres Gemahls Mausolus auf einen Tisch. 4. Kleopatra setzt sich nach dem Tode ihres Freundes Antonius eine Schlange an die Brust (Plaketten Flötners, Abb. 519).



Abb. 768. Dido, Plakette von P. Flötner.

1) Comparetti, Virgilio nel medio evo. 2. A. Fir. 1896, deutsch v. Ditschke. Lpz. 1875.

III. Personifikationen.

Griechen und Römer besaßen in hohem Maße die Fähigkeit, Naturerscheinungen und Geisteskräfte in greifbaren, allgemein verständlichen Gestalten zu verkörpern. Eine lebhafte Phantasie wandelte bei ihnen abstrakte Begriffe und Vorstellungen alsbald in charaktervolle Personen um, die nun dichterisch verklärt und bereichert ihr eigenes Dasein führen. Und wo sich Lücken der allegorischen Welt fanden, wurden sie von den Italienern der Frührenaissance ausgefüllt. Die deutsche Kunst hat diese Figuren dankbar aufgenommen, ohne eigentlich jemals schöpferische Begabung dafür zu entfalten.



Abb. 769. Pilgerkrug aus Offer mit Sonne u. Mond.

Wir haben es im wesentlichen mit zwei Gruppen zu tun, den physisch-mythologischen Vorstellungen von Raum und Zeit und den psychisch-ethischen Personifikationen der Geisteskräfte.

1. Raum und Zeit[1]).

1. Die Welt. Für das Universum hat sich schon im frühen Ma. eine geometrisch-symbolische Formel herausgebildet, drei (konzentrische) Kreise, Erde, Planeten und (Fixstern-)Himmel einfassend, letzterer auch mit den Zeichen des Tierkreises besetzt; so wahrscheinlich auf dem goldenen Tisch Karls d. Gr. und vielfach in Miniaturen und Kalendarien. Sonst treten dafür die Personifikationen der Erde und des Meeres, der großen Gestirne Sonne und Mond, der vier Elemente und seit der Renaissance für die Erde die vier Erdteile ein.

a) Die Erde (Tellus) ist ein Weib, welche Schlangen an der offenen Brust nährt oder ein Kind säugt, auch mit Füllhorn oder Kindern zur Seite. — Das Meer (Oceanus) ein bärtiger Mann, an eine Urne mit fließendem Wasser gelehnt, Dreizack oder Ruder in der Hand, Fische (Delphine), Muscheln, Netze und dergl. neben sich. — Die Sonne (sol, stets männlich), ein schöner Jüngling (Apollo) mit Strahlenkranz auf einem von vier Rossen gezogenen Wagen. — Der Mond (luna) ähnlich eine Jungfrau (Selene) auf dem Rinderwagen, als Kopfschmuck einen Halbmond tragend. Häufiger sind für beide Gestirne indes die Brustbilder, Fackeln oder Strahlenscheiben in den Händen, oder Scheiben



Abb. 770. Die Luft. Standbild im Schloßgarten zu Bruchsal.

1) Hierfür ist noch immer grundlegend: PIPER, Mythologie der christlichen Kunst II. Weimar 1851. S. 43 ff.

um das Haupt, in der Renaissance auch die entsprechenden Planetenbilder, Sol als König mit Zepter, Krone und Sonnenschild, Luna als Mädchen mit Halbmond und Fackel (Abb. 769).

Die vier Elemente werden analog wie Erde und Meer als Figuren mit Attributen dargestellt, zuweilen auch durch Farben kenntlich gemacht: Terra (braun), ein Weib mit Mauerkrone, Fruchthorn, Schlangen an den Brüsten, Tieren (Löwen) zur Seite. — Aer (blau), ein Jüngling (oder Mädchen) in die Höhe blickend, den Schleier lüftend, mit Wolken und Vogel (Adler, Abb. 770). — Aqua (grün), ein Greis in langem Haar und Bart, von Schilfblättern umkränzt, mit Urne, Ruder, Fischen (Delphin) und Fischgerät. — Ignis (rot), ein Mädchen (oder Greis wie Januarius) mit Kohlenbecken, von einem Fell umgürtet, neben oder über einem Scheitfeuer, auch Flammen in der Hand, von einem Drachen oder Salamander begleitet. (Bronzefigürchen aus Bamberg im Bayer. Nat.-Mus., Schilderung am Sattel der Eneît, Gemälde in Windisch-Madrei, Statuen im Schloßgarten zu Bruchsal u. a.). Die Maler des Barock wie Jan Breughel (Gemälde in Stuttgart und Gotha) führen die angedeutete Symbolik mit mythologischen oder genrehaften Zügen in einer abgestimmten Landschaft weiter aus.

Die vier Erdteile, erst in der Renaissance personifiziert, sind entweder durchweg Männer oder Frauen, durch Rassenmerkmale der Bewohner und begleitende



Abb. 771. Die vier Erdteile von Rubens. Wien.

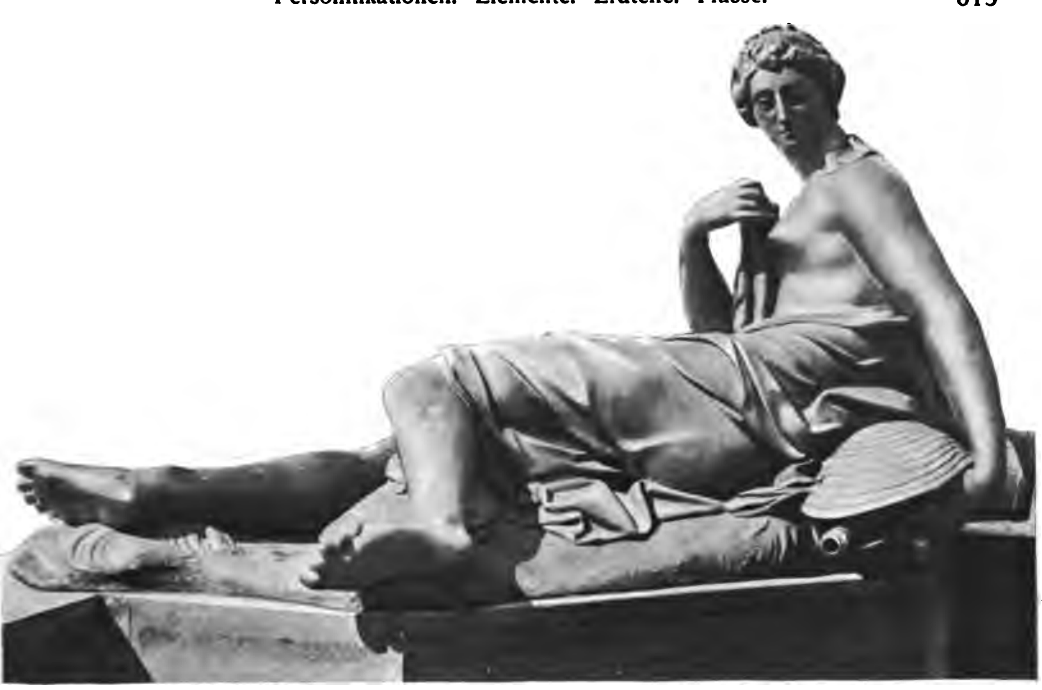


Abb. 772. Die March, vom Neumarktbrunnen in Wien.

Tiere gekennzeichnet: Europa, Weib oder Krieger mit Geschützrohr, Instrumenten, Schiff, Anker und dergl. und Pferd. — Asia in Turban mit Kamel, Krummsäbel, Halbmond (man dachte vorerst an Türken). — Afrika als oder mit Neger, mit Bogen und Löwen oder Krokodil. — Amerika, Indianer mit bezeichnendem Kopfschmuck und Elefant, den man kühnlich von Indien dorthin versetzte. (Abb. 541, Kunstschrein von Hans Schifferstein 1615 in Dresden, Pommerscher Kunstschrank, Marsschüssel von C. Enderlein, Tafeltuch Germ. Mus. Gewebe 1068 Anfang 18. Jh. und zahlreiche Stiche, auch in Atlanten). Rubens hat den Zyklus zu einer Gruppe von sitzenden Paaren erweitert (Abb. 771). Noch weiter ist die Szenerie auf dem Deckengemälde der Bibliothek des Klosters Strahow ausgeführt (Abb. 348). Ähnlich pflegte man übrigens die vier Weltreiche mit oder auf symbolischen Tieren darzustellen, Assyria auf einem geflügelten Löwen, Persia auf einem Tiger, Graecia auf einer Hydra, Roma auf einem Drachen (Harnisch von 1609 im Germ. Mus.)[1]). Es treten dafür auch die Herrscher ein, Ninus, Cyrus, Alexander und Caesar, so auf Enderleins Marsschüssel.

Die Vierzahl der Weltsymbolik setzt sich in der Auswahl der Flüsse und Winde fort. Von den Flüssen waren schon die vier Ströme des Paradieses (Euphrat, Tigris, Pison und Gihon) der kirchlichen Kunst geläufig, halbnackte Männer mit fließenden Urnen. Bei festlichen Einzügen der Renaissance fehlten selten die vier großen Weltströme Ganges, Nil, Donau, und Maranhao oder vier entsprechende Hauptströme (Abb. 772) des Landes oder Ländchens, und ein

1) Am Dom zu Regensburg auf den Daniel 7, 4—7 genannten Tieren, Löwe, Bär, Parder, Einhorn. S. a. J. A. ENDRES, Die vier Weltreiche. Zs. chr. K. XIII. 265.



Abb. 773. Austria vom Neumarktbrunnen in Wien.

Niederschlag dieser Allegoristik ist in zahlreichen Brunnenfiguren (S. 349) zu sehen, wobei ein wohllautender Wechsel von Flußgöttern und Najaden die Charakteristik erleichterte. Auch Denkmünzen auf Wasser- und Brückenbauten operieren mit diesen dankbaren Motiven.

Die vier Winde Aquilo, Zephir, Eurus, Auster (auch Boreas, Zephyros, Notos, Apeliotes), zugleich Typen der vier Weltgegenden, werden überwiegend als blasende Köpfe, zuweilen auch als Figuren mit Blasebälgen in den Händen vorgestellt, mit Erweiterung der Weltrose auf acht oder zwölf erhöht, sonst kaum voneinander unterschieden. Sie finden sich mehr nur in den zeichnenden und Kleinkünsten, oft mit den Erdteilen oder den Elementen kombiniert oder als Attribute ihres Meisters Aeolus.

Für die Personifikation von Ländern und Städten hatte schon das hohe Altertum eine allgemeingültige Formel gefunden, die Stadtgöttin Tyche mit Palmzweig, Füllhorn und Mauerkrone. In Anlehnung hieran erscheinen in karolingischen und späteren Huldigungsbildern vor den Kaisern öfters die beherrschten Länder, z. B. Francia und Gothia im Evangeliar Karls des Kahlen 870, Roma mit einer goldgefüllten Schale, Gallia mit einer Palme, Germania mit Füllhorn, Sclavinia mit goldener Kugel vor Heinrich II., Reiderlandia, Smalagonia, Fivegonia, Hunegonia, allerdings ohne erkennbare Namensträgerin, vor dem hl. Petrus in Münster (S. 603), andere Beispiele werden wir unten kennen lernen. In der Renaissance ward das Spiel mit derart Allegorien ein allgemeines Ausdrucksmittel der Schmeichelei. Wand- und Deckengemälde nach Art der Verherrlichung Catharinas von Medici durch Rubens und Denkmünzen liefern eine reiche Ausbeute, deren Zusammenstellung eine lohnende Arbeit sein müßte (s. a. Abb. 773).

b) Die Himmelserscheinungen werden durch die Bilder der Planeten und des Tierkreises bezeichnet, über deren Herkunft und kalendarische Bedeutung Piper genauer unterrichtet (a. a. O. II. 199).

Die Planeten[1]), zugleich Vertreter der sieben Wochentage, wurden schon in der römischen Kaiserzeit durch die Bilder der gleichnamigen Götter personifiziert, deren Habitus und Attribute für alle Zukunft festgelegt war. 1. Sol-Apollo mit Zepter und Sonne (in der Hand oder auf einem Schild, Abb. 369). 2. Luna, Jungfrau mit Halbmond, Fackel, Pfeil und Bogen oder Horn (Abb. 774). 3. Mars, gerüstet und behelmt als Ritter mit Schwert, Schild, Lanze, Hellebarde. 4. Merkur, Jüngling mit Flügelhaube, Flügelschuhen und Schlangenstab. 5. Jupiter als König mit Zepter oder Schwert. 6. Venus mit Pfeil, brennendem Herzen, Amor zur Seite. 7. Saturn mit Sense, einen Knaben auf der Hand, den er zu verschlingen im Begriff steht. So die Plakettenfolge Flötners, die Stiche Aldegrevers (B. 174—180), die Schnitzereien am Northeimschen Haus in Eimbeck, die Sgraffitomalereien an einem Haus in Eppenburg N.-Oe. von 1547 (v. Sacken, Quellen und Forschungen, Wien 1849, 309), die Statuen an der abgebrochenen Schauamtskapelle von 1522 in Nürnberg (Heideloff, Ornamentik des Ma. VII, 5). Es kommen aber auch Planetenreihen auf Wagen vor, die mit attributiven Tieren bespannt sind, und Kombinationen mit den Zeichen des Tierkreises, welche den Planeten als »Häuser« zugewiesen werden und zwar von Mars bis Saturn je zwei, ein Haus für den Tag und eins für die Nacht. Schließlich noch Beschäftigungen, wie sie sich für den gleichnamigen Wochentag oder für die unter der Herrschaft des Planeten geborenen Kinder (Planetenkinder) eignen. Selbst die sieben Altersstufen des Menschen oder die sieben Teile seines Körpers oder auch die sieben freien Künste werden unter den Einfluß der Planeten gestellt. Die folgende Tabelle mag einige dieser Verbindungen anschaulich machen.



Abb. 774. Der Mond (Selene), Plakette von P. Flötner.
Nach Leitschuh.

Planet	Tag	Wagen mit	Häuser	Beschäftigung
Sol	☉	Flügelrossen	Löwe	Bogenschießen
Luna	☾	Kühen	Krebs	Fischfang
Mars	♂	Wölfen (Hähnen)	Widder Skorpion	Schlacht
Merkur	☿	Widdern	Zwillinge Jungfrau	Wissenschaften
Jupiter	♃	Adlern	Schütz Fische	Staatsgeschäfte
Venus	♀	Tauben (Pfauen)	Stier Wage	Liebesgarten
Saturn	♄	Drachen (Schlangen)	Steinbock Wassermann	Schweineschlachten

So eine größere Plakettenfolge von Flötner, ein Raerener Krug (Lersch, B. Jb. VIII. 149) und eine Brüsseler Teppichfolge im bayer. Nationalmuseum, Stuckdecke von 1677 im Gasthaus zum Großen Kurfürsten in Kleve.

Die zwölf Bilder des Tierkreises — vom Frühlingspunkt an: Widder ♈ Stier ♉ Zwillinge ♊ Krebs ♋ Löwe ♌ Jungfrau ♍ Wage ♎ Skorpion ♏ Schütze ♐ Steinbock ♑ Wassermann ♒ Fische ♓ — schon auf dem Igler Denkmal als Dekoration eines Frieses benutzt, sind in Handschriften — in Frankreich auch in der Kirchenskulptur — überaus häufig und begegnen regelmäßig auf Kunstuhren, doch auch sonst in der Kleinplastik (Elfenbeinkästchen in Berlin und Quedlinburg, Ring von W. Jamnitzer und Augsburger Elfenbeinbecken 17. Jh. in Berlin). Dazu die be-

1) F. Lippmann, Die sieben Planeten. Berl. 1895. — R. Kautzsch, Planetendarst. aus dem Jahre 1445. Rep. Kw. XX. 32.



Abb. 775. Flora vom Augustusbrunnen in Augsburg.

kannte Nienburger Steinsäule, wo sie wie sonst oft in Verbindung mit den Monatsbildern auftreten.

2. Die Zeitkreise haben zu mannigfaltigen Vorstellungen Anlaß gegeben. Für den Zeitbegriff im allgemeinen standen drei Figuren zur Verfügung; der römische Janus bifrons, dem man im Ma. ein drittes Gesicht und damit den Blick in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verlieh; Saturn mit Sense (und Stundenglas); Uranus, nach Petrarca ein Greis mit Globus und Krückstock, auf einem Wagen von Hirschen gezogen oder mächtig beflügelt, bekannt durch die Allegorie: »Die Zeit führt die Wahrheit herauf.«

Das Jahr (Annus) kommt in einigen Miniaturen und auf einem Velum aus dem Schrein des hl. Ewald in Köln als sitzender Mann vor, in den erhobenen Händen kleine Köpfe, Tag und Nacht, oder Sonne und Mond. Häufiger sind indes nach antiker Überlieferung die Jahreszeiten[1]), Horen (bei den Griechen nur drei, Dike, Eunomia und Eirene), dann allgemein vier Ver, Estas, Autumnus, Hiems. Sie erscheinen als graziöse Jungfrauen, als Jünglinge oder Männer, auch gemischt, selbst als Kinder, werden zugleich gern als vier Lebensalter charakterisiert und mit ihren hauptsächlichen Gaben (und Werkzeugen) ausgestattet. Zuweilen treten geradezu antike Naturgötter dafür ein, und die neueren Maler umrahmen sie mit Stimmungslandschaften. Vergl. folgende Übersicht:

Frühling	Flora (Abb. 775)	Mädchen	Blumen, Hippe, Grabscheit	Blütenlandschaft
Sommer	Ceres	Jüngling	Füllhorn, Ähren, Sichel	Ährenfelder
Herbst	Bacchus	Mann	Becher, Weinlaub, Trauben	Herbstliche Jagd
Winter	Janus	Greis	Feuer, Jagdbeute, Schwein	Schnee und Eis

1) GEISTBERGER, Die Darstellung der vier Jahreszeiten. Zs. chr. K. X, Nr. 12.

Die Monumente sind überaus zahlreich, besonders in Gartenstatuen, in Elfenbeinfigürchen, auf Kunstuhren und Ofenkacheln (Silberfiguren W. Jamnitzers vom Bergwerk der Kaiserin Anna in Wien, Statuen von 1620 im Bayer. Nat.-Mus. (zugleich Lebensalter), am Kaiserhaus in Goslar 1596 mit Versen, zierliche Frauen in Elfenbein von Permoser in Dresden und Braunschweig u. a.). — Die deutsche Sitte und Dichtung feiert den Wechsel des Jahres im Winter- oder Todaustreiben und in den Sonnenwenden. Es ist bezeichnend, daß diese hochpoetischen Stoffe in der Kunst völlig tot geblieben sind.

Sehr reich und vielseitig sind die Monate unter Vorgang der Kalendarien illustriert. Hier ist es mit Anerkennung zu begrüßen, daß man sich schon seit dem 9. Jh. von der antiken Überlieferung, welche ebenfalls nur Monatsgestalten mit zahlreichen Attributen kannte, befreite und die jedem Monat entsprechenden bäuerlichen Beschäftigungen darstellte, die behagliche Ruhe am Feuer, das Holzfällen, die Weinkultur im Frühling, Heu-, Getreide- und Weinernte, Jagd und Schweineschlachten, kurz den Lauf des Naturjahres, wie es bei den Deutschen fast religiöse Bedeutung hatte und noch heut in vielen Gewohnheiten nachklingt (Abb. 640). Die Verteilung der Beschäftigungen verschiebt sich etwas je nach dem Klima und den örtlichen Lebensbedingungen.

1. Januar:	Kälte. Janus. Mann im Pelz, trinkend am Scheitfeuer. Hasen- oder Eberjagd.
2. Februar	Holzfällen. Aderlaß. Karneval.
3. März	Baum-, Wein- und Bodenkult. Bad oder Krankheit. Fischfang.
4. April	Wein- u. Bodenkult. Hacken u. Graben. Aderlaß. Schlachtung eines Lammes.
5. Mai	Baumkult. Bad. Vogelfang. Blumenträger. Lustgarten.
6. Juni	Brachen. Baumkult. (Getreideernte). Schafschur.
7. Juli	Heuernte. Getreideernte. Schleifen der Sense. Hetzjagd.
8. August	Getreideernte (Abb. 776). Heuernte. (Fischfang, Dreschen.)
9. September	Dreschen. Säen. Weinernte. Obsternte. Kelterei (Abb. 777). Jagd.
10. Oktober	Säen. Weinernte. Dreschen. Aderlaß. Bockschlachten.
11. November	Worfeln. Schweinemast. Schlachtfest. Mostprobe.
12. Dezember	Schlachtfest. Backen. Kälte wie Januar.





Abb. 776 u. 777. Monatsbilder von A. Rethel.

Vielfach nachgeahmt sind die Stiche H. S. Beheims, sonst beachtenswert die Kunstuhr von Baldwein und Bucher 1568 in Dresden, die Teppichfolge von Biest nach Candids Entwürfen im Bayer. Nationalmuseum, die Statuen (Kinderfiguren) im Garten des Belvedere in Wien, aus dem Ma. die Reliefs am Münster zu Straßburg (Abb. 778), am Westturm in Brauweiler und an der Säule in Nienburg, hier männliche Figuren mit Attributen.



Abb. 778. Der Mai. Münster zu Straßburg. 13. Jh.

Die Wochentage erscheinen wie bemerkt unter dem Bild der Planeten. Auch für die Tageszeiten hat man antike Gottheiten herangezogen und zwar für die Nacht wiederum Luna mit Sternen, für den Morgen Eos-Aurora, für den Mittag Phöbus-Sol, für den Abend Venus. So mehrfach auf Ofenkacheln, Deckengemälden, Uhren usw. Ob Michelangelos Figuren irgendwo Nachahmung gefunden, habe ich nicht feststellen können. In völlig antiker Einkleidung hat Carstens die Nacht aufgefaßt, ihre schlafenden Kinder deckend, umgeben von den finsteren Mächten, Nemesis, Hekate und den Parzen, ein geistvolles Bild, wäre es nur ohne Kommentar verständlich.

2. Leben und Geist.

Die Betrachtung des Menschen, seiner physischen und sittlichen Zustände und Kräfte, macht uns mit einer Reihe von Vorstellungen bekannt, welche im Ma. schon tastend und versuchsweise angedeutet waren, in der Renaissance aber fortreißend wie eine neue Offenbarung wirkten. Man fühlt es noch heut, daß nach der langen geistlichen Hypertrophie das Reinmenschliche, der Humanismus im echtesten Wortsinn, alle Geister wie der Sieg des Lichtes ergriff. Griechen und Römer hatten einst hierfür die klarsten Formeln aufgestellt, die nun meist in italienischer Überarbeitung von den Führern der deutschen Renaissance aufgenommen und mit geringen Ergänzungen zum kanonischen Ausdrucksmittel der obersten, lateinisch gebildeten Volksschicht erhoben wurden. Es handelt sich im wesentlichen um die Darstellung des Lebens und seiner geistigen und sittlichen Äußerungen.

1. Der Mensch und das Leben. Die Frage, wie der Mensch selbst als Kunstwerk, als Maß und Höhepunkt aller Schönheit allmählich empfunden wurde, muß hier außer Betracht bleiben. Uns interessieren die beschreibenden Formeln, die Lebensalter, die Sinne und Temperamente, die Schicksale und das Ende, der Tod.

a) Die Lebensalter[1]) sind von den Humanisten in der bekannten Drei- oder Vierteilung aufgefaßt und unter das Schema der spinnenden Parzen (Klotho, Lachesis und Atropos), der Horen oder Jahreszeiten (S. 618) gebracht worden. Auch findet sich die Siebenteilung unter der Firma der Planeten. Volkstümlicher und wahrscheinlich altdeutsch gewurzelt ist indes die Zehnteilung, wie sie zuerst in Holzschnitten (Passavant II. 25) auftritt und mit Hilfe der Tiersymbolik

1) WACKERNAGEL, Die Lebensalter. 1862.

und attributiver Beigaben, auch für das Weib, ausgestaltet wurde. Die beiden bekanntesten und vollständigsten Reihen sind die Reliefs an der Empore der Schloßkirche in Annaberg 1525 und des Giebels an Haus Kammerzell in Straßburg 1589, an letzterem finden sich auch die Merkverse, offenbar nach Tobias Stimmers Holzschnitten »Lebensstufen des Weibes und Mannes«. Wir geben den Befund in folgender Tabelle wieder:

Alter	a) Der Mann.		b) Das Weib.	
	Attribut	Wappen	Attribut	Wappen
X jor ein Kind	Pflanze, Trompete	Kyz, Kalb	Puppe	Wachtel
XX jor ein Jüngling	Geige, Vogel	Kalb, Bock	Kranz	Taube
XXX jor ein Mann	Trinkbecher, Rüstung	Stier	Spiegel	Elster
XL jor wolgetan	Partisane	Löwe	Schlüsselbund	Pfau
L jor stillestan	Stab	Fuchs	Rosenkranz	Henne
LX jor gehts Alter an	Beutel	Wolf	Schüssel, Kanne	Gans
LXX jor ein Greis	Rosenkranz	Hund	Spinnrocken	Geier
LXXX jor mer weis	Stock und Flasche	Katze	Stock	Eule
XC jor der Kinder Spott	Klappstuhl	Esel	Klappstuhl	Fledermaus
C jor gnad dir Got	Totenbahre	Gans, Tod	Totenbahre	Tod

b) Die fünf Sinne sind — m. W. zuerst in der Renaissance — durch agierende Personen, meist Frauen, vorgestellt worden, denen aber zur größeren Deutlichkeit häufig Tiere mit einseitig scharf ausgeprägten Sinnen beigegeben sind. Die Denkmäler zeigen eine ziemliche Erfindungsfreudigkeit, die Tiere stimmen jedoch überall zusammen. 1. Gesicht, visus, eine Frau zeigt ihrem Manne einen Regenbogen (Flötner) oder ein Mädchen beschaut sich in einem Handspiegel (Abb. 779), eine Mondsichel im Gürtel, daneben Sonnenaufgang. Adler. 2. Geruch, olfactus, führt eine Blume oder Füllhorn an die Nase, ringsum Blumen, Blütenbäume usw., oder reinigt ein hofierendes Kind, ein anderes hält sich die Nase zu (Flötner) Hund. 3. Gefühl, tactus, eine Blinde sucht tastend ihren Weg, ein Jäger trägt einen Falken auf der Hand, ein Mädchen erhebt die Finger gegen den Lufthauch, um ihr Bein winden sich zwei Schlangen, oder Amor flieht von Bienen zerstochen zu seiner Mutter. Schildkröte, Schnecke, Spinne. 4. Gehör, auditus, Lauten- oder Harfenspielerin mit anderen Musikinstrumenten. Hirsch. 5. Geschmack, gustus, eine Frucht kostend, daneben Körbe. Affe. —


Abb. 779. Das Gesicht. Relief an einem Danziger Beischlag.



Abb. 780.
Erkenne dich selbst.
Stuck in Quedlinburg.

Drei Plaketten Flötners, Reliefs an Haus Kammerzell, an der Ratsapotheke in Hildesheim, an Danziger Beischlägen, in Stuck an einer Decke im »weißen Engel« zu Quedlinburg[1]), wo sozusagen als sechster Sinn ein ungemein witziges »Erkenne dich selbst« angereiht ist (Abb. 780).

c) Die vier Temperamente sind für uns durch Dürers Apostelgemälde erstlich und letztlich festgestellt. Wie lebhaft den Künstler die verschiedenen Charaktere beschäftigten, sieht man schon aus seinen drei großen Stichen »Ritter, Tod und Teufel, Hieronymus im Gehäus und Melancholia«. Schließlich raffte er die Idee ohne alles Beiwerk in der gesammelten Energie dieser jahrelang vorbereiteten Köpfe empor, so hoch, daß im einzelnen jeder schwächliche Beigeschmack überwunden ist: Johannes der tiefdenkende Melancholiker, Petrus der prüfende Phlegmatiker, Paulus der feurige Choleriker, Markus der bewegliche Sanguiniker. Dürer hat die Beziehung zu den Elementen selbst in einer schriftlichen Bemerkung eingestanden, daß »die complexion der menschen feurig, lüftig, wessrig oder yrdischer natur sind«. — Auf einem Elfenbeintischchen in Dresden ist die Auffassung weit trivialer, der Sanguinicus erscheint mit Bratrost und Laute, der Colericus mit Löwe, Adler und Fackel, der Phlegmaticus mit Esel, Bratspieß und Löffel, der Melancholicus mit Schwan, Hirsch und Zirkel.



Abb. 781. Der Todeskuß. Gemälde von H. Baldung. Basel.

Für die Wandelbarkeit der Schicksale taucht in der kirchlichen Kunst seit dem 12. Jh. das Glücksrad auf, anscheinend ohne Beispiel aus der profanen Kunst. Dafür tritt in der Renaissance überaus häufig Fortuna auf der rollenden Kugel (mit Krücken oder segelartig geblähtem Schleier) ein. Auch einige der untengenannten Allegorien gehören hierher.

d) Anspielungen und Erinnerungen an den Tod liebte schon das Ma. als Würze einer kecken Lebensfreude. Wir können aber hier auf die mehr kirchlich geprägte Darstellung des Todes, des Totentanzes und der verwandten Vorwürfe nicht näher eingehen. Es sei nur erwähnt, daß ein Totentanz am Schloß

1) P. SCHWARZ, Die Stuckbilder im weißen Engel zu Quedlinburg. Dpfl. V. 98.

in Dresden 1534 in Sandsteinreliefs angebracht wurde (jetzt im Museum des großen Gartens). Aber einige andere Motive eignen wieder mehr der profanen Kunst, so das MEMENTO MORI, ein schlafender (Jesus)-Knabe, auf einen Totenkopf gestützt, eine Sanduhr neben oder bei sich, das man oft auf Trinkgefäßen findet. Dann haben die Maler der Renaissance, offenbar durch die Totentänze angeregt, einige neue Varianten des Themas geschaffen. Der Tod erscheint als König auf elendem Klepper bei Dürer (Kohlenzeichnung von 1505), als Lauscher bei dem Liebespaar (Abb. 493) und den Landsknechten mit der Dirne, als Narr bei H. S. Beham, als Ritter oder Kärrner bei Holbein, als Würger eines Soldaten, dessen Geliebte flieht, bei H. Burgkmair. Besonders Hans Baldung ist fruchtbar in den packenden Szenen, wo der Tod schöne Frauen ahnungslos überfällt (Abb. 781).



Abb. 782. Caritas. Plakette von P. Flötner. Nach Leitschuh.

2. Die geistige und sittliche Betätigung des Menschen ist durch die Gestalten der Tugenden (und Laster), der sieben freien Künste und der Musen und Grazien verkörpert worden.

a) Die Tugenden, deren ma.-kirchliche Entwickelung in meinem Handbuch 579f. dargestellt ist, treten in der Renaissance regelmäßig in der Siebenzahl und mit feststehenden Attributen auf. Zuweilen kommt als achte, um die Symmetrie zu füllen, die Melancholia oder Prudentia hinzu. Den vier weltlichen (antiken) Tugenden gehen die drei christlichen (theologischen) voraus: 1. Fides mit Kreuzstab und Kelch. 2. Spes betend die Augen erhoben, mit Anker. 3. Caritas mit zwei Kindern, das eine an der Hand, das andere an der Brust oder beide neben sich (Abb. 782). 4. Justitia mit Schwert und Wage (verbundenen Augen, Reiher; Abb. 783). 5. Fortitudo an einer gebrochenen Säule lehnend, neben ihr ein Löwe. 6. Temperantia, eine Schale (Krug, Kanne) in die andere gießend. 7. Patientia, die Arme ringend, mit Lamm. (8. Prudentia mit Schlange nach Matth. 10,16). So in der vierfachen Plakettenfolge Flötners



Abb. 783. Justitia. Plakette von P. Flötner.



Abb. 784. Hoffart, Plakette von P. Flötner.



Abb. 785. Erato, Polyhymnia, Euterpe und Terpsichore. Plaketten von P. Flötner.

und den Stichen (B. 129—136), am Tugendbrunnen in Nürnberg (Abb. 372), häufig als Häuserschmuck.

Aus der Psychomachie des Prudentius ist die Vorstellung der mit den Lastern kämpfenden Tugenden geflossen und mit Hilfe der Tiersymbolik zu wahren Turnieren verarbeitet worden. In die neuere Kunst haben sich nur die einfachen Figuren der Gegentugenden (Todsünden) mit attributiven Tieren gerettet: 1. Hoffart, superbia, in Spiegel schauend. Pferd (Abb. 784). 2. Geiz, avaritia, mit verbundenen Augen und Geldsack. Frosch. 3. Zorn, ira, desperatio, gepanzert mit Fackel, ein Schwert gegen die eigene Brust richtend. 4. Neid, invidia, eine dürre Alte, welche auf einen Stein beißt. Hund. 5. Trägheit, ignavia, verwahrlost, läßt die Flügel hängen. Esel. 6. Wollust, fornicatio, mit geflügeltem Herz, Pfeil und Flamme. Widder. 7. Völlerei, gastrimargia, eine dicke Frau mit Kanne. Schwein. Plaketten Flötners. Eibenholzfiguren im Germ. Museum, Skulpt. 401—406. Eine prächtige Desperatio Permosers im Museum zu Leipzig. Sehr viel derber ist die Reihe in einer Plakettenfolge Flötners mit männlichen Figuren. (Leitschuh, Flötnerstudien I. 1—7.)

b) Die sieben freien Künste[1]) als Komplex der Schulweisheit sind der Kunst des Ma. wenigstens seit dem 12. Jh. vertraut und haben Ende 13. Jh. in der Vorhalle des Freiburger Münsters eine Darstellung gefunden, an die keine spätere wieder heranreicht. Reihenfolge und Attribute stehen seitdem ziemlich fest. Zuweilen nur tritt an Stelle der Arithmetik oder Astronomie die Malerei (mit Palette) oder die Medizin (mit Krug) wie eben in Freiburg. Eigentümlich ist, daß auch hier wie bei den Lebensaltern und Temperamenten die Tiersymbolik sich andrängt.

Name	Haltung und Attribut	Tierbild
1. Grammatik	mit zwei lesenden Schülern und Rute. Schlüssel	Hahn (Rose)
2. Dialektik	beweist einen Schluß an d. Fingern. 2 Schlangen a. d. Brust	Hund (Monerus?)
3. Rhetorik	schreibt auf einer Rolle, mit Geldbeutel, Buch, Florett	Amsel. Affe
4. Musik	Glockenspiel, Harfe, Laute	Nachtigall. (Reh?)
5. Geometrie	Winkelhaken und Zirkel	Adler
6. Arithmetik	Scheibe, Rechentafel	Elster
7. Astronomie	Astrolabium	—

Wandgemälde in Runkelstein, Stiche von Flötner (B. 121—127), Virgil Solis (B. 198), darnach oft in Goldschmiedereien, Elfenbeinen, als Hausschmuck. — Eine etwas trockene, nach Marcianus Capella konstruierte Allegorie ist die Hochzeit Merkurs mit der Philosophie, nur einmal auf einem romanischen Teppich im Zither zu Quedlinburg nachweisbar.

1) D'Ancona, Le rappresentazioni allegoriche delle arte liberali. L'Arte V. 137. — F. Baumgarten, Die sieben freien Künste. Schau ins Land XXIX. 25. — Schlosser, Beiträge zur Kunstgeschichte. Wien 1891. 128.

c) Die neun Musen sind seltener in ganzen Reihen zu finden. Es fehlten denn doch dem deutschen Kunstleben die Bedingungen und Grundanschauungen, aus denen sie einst geboren waren. Zudem muß man überlegen, daß die Kirchenheiligen ihre Patronate über alle nur denkbaren Künste und Handwerke ausbreiteten und für große Kreise des Volkes gar keine Konkurrenz aufkommen ließen (Abb. 785).

Name	Muse der	Attribut
1. Kalliope	Epik	Tafel, Rolle, Stilus
2. Clio	Geschichte	Rolle, Kugel, Griffel
3. Euterpe	Lyrik	Flöte, Doppelflöte
4. Melpomene	Tragödie	Heroenmaske, Keule, Schwert, Weinkranz, Buch
5. Terpsichore	Tanzkunst	Harfe, Lyra
6. Erato	Liebeslieder	Geige
7. Thalia	Komödie	komische Maske, Efeukranz
8. Polyhymnia	religiösen Lyrik	Schleier, Laute
9. Urania	Astronomie	Globus und Zirkel

Noch seltener sind die Personifikationen der persönlichen Anmut, die Chariten oder Grazien, Aglaja, Euphrosyne und Thalia, als Huldinnen des Weibes umgetauft in Castitas, Pulchritudo und Amor, drei nackte Mädchen, welche sich umfassend einen Ring bilden. Sie sind erst in der Klassizistik als Zimmerschmuck nach Canovas reizender Gruppe wieder populärer geworden.

Die Humanisten und die barocken Künstler haben an den überkommenen Beispielen gelernt, je nach Bedarf alle möglichen Tugenden und Qualitäten besonders der pp. Landesväter zu liefern, welche man wissenschaftlich nicht weiter folgen kann. Gestalten wie Concordia, Pax, Magnanimitas, Abundantia, Plutus, Libertas, Humilitas, Oboedientia tauchen mit mehr oder weniger bezeichnenden Attributen in der Plastik und Wandmalerei auf, ohne sich zu irgendwie zu festen, greifbaren Zyklen abzurunden. Tiefe Gedankenwerte sind jedenfalls darin nicht niedergelegt.

IV. Allegorien und Symbole.

Die Allegoristik war das Lebenselement der humanistischen Dichtung. Mit seinen »Triumphen« hatte Petrarca einen Ton angeschlagen, der mehrere Jahrhunderte Kunst und Leben durchklang. Mantegnas »Triumphzug Caesars« ist der bildnerische Niederschlag und das maßgebende Vorbild aller ähnlichen Ideen. Auch in Deutschland fanden die maskierten Festzüge, das mythologische Herumkutschieren, die allegorischen Ballette und Schauspiele seit Anfang 16. Jh. Eingang und bereiteten die Glorifikationen und Aphotheosen vor, die der barocken Kultur ihren eigenen Beigeschmack geben.

1. Die Triumphe werden eröffnet durch die beiden großen für Kaiser Maximilian gearbeiteten Holzschnittwerke, die »Ehrenpfort« und den »Triumphzug«[1]). Die Ehrenpfort, im wesentlichen Dürers Werk, ist nach des Kaisers Absicht eine Erneuerung der römischen Triumphbogen und 1512—15 entstanden. Die etwas krause Architektur dient nur als Rahmen jener von Stabius ausgetüftelten Gedankenwelt, die des Kaisers Stammbaum, Ahnen, Länder und Provinzen, Staatsaktionen

1) Neuausgaben des Triumphzuges von F. Schestag, Jb. allerh. Khs. I. 1883, der Ehrenpforte von E. Chmelarz, ebd. IV. 1886.

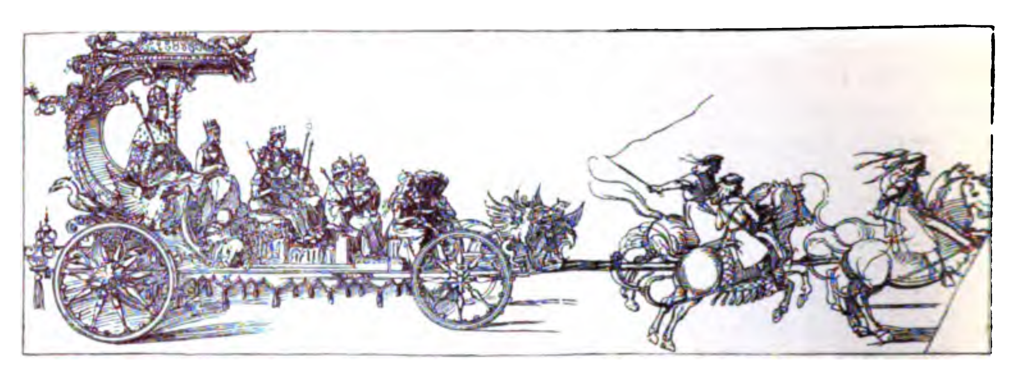


Abb. 786. Triumphwagen Maximilians. Federzeichnung von Dürer.

und dergl. in hunderten von Figuren, selbst rekonstruierte ägyptische Hieroglyphen umfaßt. (92 große Blätter von zusammen $10^1/_2 \times 9$ Schuh). Auf diese Ehrenpforte zu ist nun der Triumphzug in Bewegung gedacht, 137 Blätter von Dürer, Burgkmair u. a., welcher den großen Wagen des Kaisers mit seiner Familie, dann in endloser Folge andere Festwagen, Reitergruppen, Musikanten und Figuranten, Fürsten, Hofämter, Grafen, Ritterschaft, Heerbann und Knechte umfaßt. Den kaiserlichen Wagen hat Dürer speziell nochmals in einer Handzeichnung von 1518 (Abb. 786) und in dem großen Holzschnitt von 1522 behandelt; auf letzterem umspielen den Herrscher kranzspendende Tugenden und das Sechsgespann der Rosse wird von anderen leichtfüßigen Tugenden geführt, deren Invention dem gelehrten Pirkheimer viel Zeit kostete. Sind doch selbst die Lenkerin (Ratio), die Zügel (nobilitas und potentia) und die Räder (magnificentia, honor, dignitas, gloria) mit hohen Namen bezeichnet. Hiernach ist das Wandgemälde im großen Rathaussaal zu Nürnberg 1533 ausgeführt.

Auch Holbein hat der Idee gehuldigt; 1533 malte er für den Stalhof der deutschen Kaufleute in London (S. 320) zwei Triumphe, des Reichtums und der Armut. Plutus, ein gebeugter, kahlköpfiger Greis, thront über seinen Schätzen, vor ihm Fortuna, welche Goldstücke unter das Gefolge berühmter Krösusse des Altertums auswirft: Sichäus, der Gemahl Didos, der (käufliche) Dichter Simonides, der Lydier Pythius, dessen Geldgier die Gemahlin, als er hungrig von der Reise kam, durch eine vorgesetzte Schüssel voll Dukaten verspottete, Leo, der (unbestechliche) Verteidiger von Byzanz gegen König Philipp, Crispinus, der Günstling Domitians (Themistocles?), Ventidius, aus Juvenal bekannt, ein üppiger Gadaeer, dann zu Pferd Krösus, Midas, Tantalus und Kleopatra. Die Pferde, als Zins und Kontrakt, Geiz und Trug bezeichnet, werden hier ebenfalls durch Ratio an Zügeln (Kenntnis und Wille) geleitet und von vier Frauen (Billigkeit und Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Rechtschaffenheit) geführt. Die Armut, Penuria, eine alte ausgehungerte Frau, neben dem »Mißgeschick« unter einem Strohdach sitzend, hebt ihre Rute gegen halbnackte, verzweifelte Gestalten (Bettelhaftigkeit). Das Viergespann bilden zwei Esel (stupiditas und ignavia) und zwei Ochsen (negligentia und pigritia), gezügelt von der Hoffnung, die von Memoria, Usus und Industria beraten ist, und geführt von »Mäßigkeit, Fleiß, Geschäftigkeit und Arbeit«. Das ist beidemale ein soziales Programm.

Hierzu stellen sich noch vier Plaketten Flötners (Leitschuh XIV. 95—98), die Triumphe der Armut (inopia), der Hoffart, des Ruhmes und der Frömmigkeit, von je vier passenden Tugenden (resp. Lastern) begleitet. Einen Triumph Amors, welcher an seinen Wagen gefesselte Helden mit sich führt, finden wir

auf einer Silberschüssel Chr. Jamnitzers in Wien; vier Triumphe, der Zeit, des Todes, des Ruhmes und der Wahrheit auf einer silbernen Kanne ebenda.



Abb. 787. Einführung der Künste in Böhmen durch Rudolf II. Silberrelief von Adriaen de Vries.

In der Art der Triumphe sind auch die Darstellungen von Fürstenbegegnungen und Einzügen gehalten (Rückkehr Max Immanuels auf einem Teppich im Bayer. Nat.-Mus. 1715). Wir finden dasselbe Schema zu Allegorien verwandt wie der »Einführung der freien Künste in Böhmen durch Rudolph II.«, von Adriaen de Vries, einem Stück von ungewöhnlicher Feinheit der Formen und Gedanken (Abb. 787).



Abb. 788. Apotheose Karls VI. von Donner. Wien, Belvedere.

2. Die Apotheose ist das bevorzugte Ausdrucksmittel der barocken Ruhmsucht. Die Vorbilder fand man auf antiken Münzen und Gemmen und in den Glorifikationen von Kirchenheiligen. Das Schema ist ziemlich eintönig und wird auf Deckengemälden mit unermüdlicher Freudigkeit wiederholt: ein Fürst auf dem Thron in Wolkenballen wird von irgend einem himmlischen Genius gekrönt.

Huldigend nahen sich Länder, Städte, Künste, Tugenden, glückliche Untertanen aller Stände und Geschlechter, während die feindlichen Mächte in den Abgrund sinken und Fama oder Gloria das Faktum der Mit- und Nachwelt mit mächtigen Posaunenstößen verkünden. Auch Abstraktionen wie Krieg und Frieden werden ähnlich behandelt. Im Bereich der Skulptur liefern die Epitaphien des 18. Jh. zahlreiche Beispiele. Einen konzentrierten Begriff dieser stark verlogenen Manier gibt die Apotheose Karls VI. mit der schwebenden Austria von Donner im Belvedere zu Wien (Abb. 788).



Abb. 789. Brabantia und Norimberga im Rathaus zu Nürnberg.

Einiger Beliebtheit erfreuen sich noch folgende allegorische Szenen: Die Zeit bringt die Wahrheit ans Licht (Saturn führt oder trägt eine Jungfrau), Der Mund der Wahrheit (eine Frau führt einen Mann vor einen Löwen), Der Streit der Tugenden (Justitia erhält das Schwert von Gott, Misericordia fällt ihr in die Arme, um einen Menschen zu schützen, der von Luxuria verführt ist; Teppich Anfang 16. Jh. im Bayer. Nationalmuseum), Die Erweckung der Kunst (ein Greis beugt sich über ein erwachendes Mädchen, Elfenbein von Lücke in Dresden, Abb. 521). Im dreißigjährigen Krieg wird von Kupferstechern das Thema »Die Schmach Deutschlands« variiert. Hiernach eine Marmorgruppe im Wiener Museum: Ein Soldat treibt mit dem Schwert die nackte Germania vor sich her.

Daß auch dem Ma. zuweilen allegorische Vorstellungen gelangen, beweisen vereinzelte Beispiele. An einem Pfeiler des Hauses an der Heuport in Regensburg findet sich ein kleines Relief 13. Jh. »Frau Welt«, ein Weib von schönem Angesicht, auf dem Rücken aber von Schlangen und Kröten zerfressen, reicht einem Jüngling einen Apfel. Im Nürnberger Rathaussaal ist Mitte 14. Jh. die Huldigung der Stadt vor Brabantia dargestellt. Norimberga bringt kniend der Brabantia Schwert, Stab und Handschuhe dar, eine Hindeutung auf die Handelsfreiheit, welche die Nürnberger in Brüssel und Lüttich genossen (Abb. 789). Aus demselben Saal stammt eine Holzgruppe Anfang 16. Jh., jetzt im Germ. Mus., der ungerechte Richter, auf einem Greifen sitzend, den Stab in der Rechten, die Wage in der Linken. Vor ihm ein Bettler demütig bittend, gegenüber ein reicher Protz, der selbstbewußt in den Beutel greift, um seiner leichten Wagschale das nötige Gewicht zu geben.

3. Die Symbolik im engeren Sinn hat auf profanem Gebiet keine eigenen Schöpfungen hervorgebracht, wenn man nicht die eigenartigen, mehr eine geschlossene Wissenschaft umfassenden Ausdrucksmittel der Wappen und Embleme, der Rechts- und Kriegsgebräuche und dergl. heranziehen will. Die kirchlichen Sinnbilder deckten den Bedarf vollkommen. Nur im Barock, seit Mitte 17. Jh., erhebt sich eine Zeichensprache durchaus profanen Gepräges, die ebenso im Kirchen- wie im Häuser- und Zimmerschmuck Eingang fand. Alltägliche Naturerscheinungen,

Garten und Feld, Licht, Wolken, Meer, menschliche Erfindungen, Instrumente, physikalische Erscheinungen bilden die Stoffquelle, lateinische Unterschriften den oft recht kärglichen Witz. In zahlreichen Sammlungen sind die Spielereien niedergelegt:

Vielnützende und Erfindungen reichende Sinnbildkunst. Nürnb. o. J. — A. ALCIADUS, Liber emblematum. Frankf. 1580. — M. HOLZWART, Emblematum tyrocinia. Straßb. 1581. — N. TAURELLUS, Embl. physico-ethica. Nürnb. 1595. — C. RIPA, Erneuerte Iconologia. Frankf. 1669. — ZINSGRAF, Sitten und polit. Sinnbilder. Heidelb. 1681. — J. BOSCH, Symbolographia. Augsb. 1822. — F. ROTH-SCHOLZ, Thesaurus symbol. ac. embl. Nürnb. 1730.

Wir nennen nur einige Beispiele: Schiff und Polarstern: monstrat iter tutum — eine Pappelreihe: durabunt — zwei Pauken: tacta sonabunt — Ruine mit Grün überwachsen: peritura viret — eine Kerze vor der Sonne: quid illud in illo — Quelle und Bach: quo longius eo latius — Sonnenuntergang: mox rediturus — eine Taschenuhr: motibus internis regitur — eine Kerze: inserviendo consumor. An einem (abgebrochenen) Erker von 1621 in Hildesheim: ein Mann erklettert einen Palmbaum: ardua quae pulchra — ein von Mücken umschwärmter Elefant: ego vero haud mordeor — auf schmalem Steg liegt eine Ziege, eine andere springt darüber: Sic pergimus ambae — ein Jüngling schürt an einem Feuer: morosis cedendum. Auf einem Tisch aus Kehlheimer Stein in Wien 1604: Amor gibt einer Schildkröte Flügel: ut sit velocior, hält ein brennendes Herz: nunquam extinguitur — ein Hund hascht einen Hasen: gloriae finis — ein Schwein vor einem Haufen Perlen oder einem Blumenbeet: non bene conveniunt (Abb. 790).

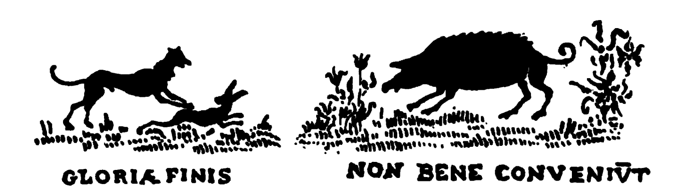


Abb. 790. Barocke Symbole von einem Tisch in Wien.

REGISTER

Abkürzungen: B. = Burg, Kl. = Kloster, Schl. = Schloß.

Bemerkte Druckfehler:

Seite 73	Zeile 6	von	unten	lies	Eggenstein
„ 83	„ 3	„	„	„	Schauenburg
„ 84	„ 7	„	oben	„	Abb. 70.
„ 93	„ 7	„	„	„	Schönburg
„ 130	„ 12	„	„	„	Eklektiker
„ 240	„ 17	„	„	„	Perl- und
„ 276	„ 2	„	unten	„	Renaissance
„ 287	„ 9	„	„	„	Citadelle
„ 412	Fig. 437 und 438 sind umzustellen.				

